Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek.

13. Band.

Jungfrau Königin

von Franz Rosen

Stumme Musikanten

von Luise Glatz

Ein „Stroz“

von Fürst Friedrich Wrede

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
83083
V54
v.13
GERMANIC
DEPARTMENT

Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/velhagenklasings13unse

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY URBANA

Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Dreizehnter Band.

Jungfrau Königin
von Franz Rosen Seite 1—164
Stumme Musikanten
von Luise Glaß „ 165—328
Ein „Stroz"
von Fürst Friedrich Wrede „ 329—392

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XVII. Jahrgang 1902/1903.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

830.83
V54
v.13

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Jungfrau Königin

Roman

von

Franz Rosen.

293298

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY URBANA

Am obern Ende von Gydisdorf im Grindelwaldtal stand der reiche Bauernhof des Ulrich Amberger; etwas seitwärts oberhalb der Straße, die breit und ordentlich den Ort durchzieht, mitten auf einer saftigen grünen Wiese, die steil herunterfällt, und durch deren üppige Gräser ein schmales Rinnsal mit kühlem Rauschen herniedersprudelt. Vor dem hölzernen Hause, dessen Giebel mit Sprüchen und Schnitzwerk verziert war, breiteten zwei alte Ahornbäume ihre großblättrigen Kronen; in ihrem Schatten plätscherte der immerfließende Brunnen in den großen steinernen Trog. Auf der einfachen Holzbank neben der Haustür, zu der ein paar Steinstufen hinanführten, saß Barbara Amberger und flickte Kinderkleider.

Es war gegen Abend im Hochsommer; noch war die Sonne nicht hinter die Berge gegangen, sondern beleuchtete mit vollem Strahl die unendlich weiten Hänge grüner Weiden und Wiesen mit den überall verstreuten braunen Höfen, Almen, Viehhütten und Heuschobern, das graue Gestein der gewaltigen Felsberge, die bläulichen Eismassen der zerschrundenen, zackigen Gletscher und den schimmernden Schnee der Firne und Grate. Es war ein wundervoller, weiter Blick, der sich vor Ulrich Ambergers Haustür dem Auge erschloß — aber sein schaffendes Weib schien keinen Sinn für die Schönheit zu haben, die sie selig und groß umgab.

Ihr Gesicht hatte einen bekümmerten, fast verdrossenen Ausdruck, und sie stichelte mit eigensinniger Emsigkeit und hartnäckiger Ausdauer an dem kleinen Höschen von braunem Loden, ohne ein einziges Mal aufzusehen.

Auf dem einen Teil der Wiese, der bereits gemäht war, spielten ihre drei Kinder, zwei Buben mit braunen, frischen Gesichtern und dichtem, dunklem Haupthaar, dem Erbteil der Mutter, und ein kleines Mädchen, um dessen rundes, rotwangiges Gesicht sich eine Fülle ungebändigter blonder Ringelhaare wellte. Sie jagten einander, griffen die blauen, roten und gelben Schmetterlinge, die im Sonnenlicht herumtaumelten, und warfen mit kleinen Steinchen nach Zielen, die sie niemals trafen.

Die Herbstsommerglut wurde gemildert durch den frischen, starkwürzigen Duft, der von allen Seiten dem eben gemähten Gras oder dem bereits zu rauschigen Haufen getürmten Heu entströmte. Auf allen Almen waren die Leute mit Mähen

und Breiten beschäftigt. Auch Ulrich Amberger war auf seine Wiesen jenseits des Tales, oben am Mettenberge, gestiegen, um die Knechte bei der Arbeit zu überwachen oder gar selbst mit Hand anzulegen. Er schämte sich dessen nicht, obschon er es nicht nötig hatte. Sein ungewöhnlich ausgedehnter Besitz machte es ihm erforderlich, Knechte und Mägde zu halten, und er hatte deren genug; bei den reichen Bauern drängen sich die armen Häusler um die Arbeit. Da er aber ein tätiger Mann war, genügte es ihm nicht, nur zuzusehen und zu befehlen, sondern es war ihm ein Bedürfnis, seine jugendliche Vollkraft in körperlicher Arbeit zu betätigen.

Barbara freute sich, wenn sie ihn bei solcher Arbeit wußte, obschon die ihn stundenlang, ja oft den ganzen Tag von Hause fern hielt. Denn kam er abends zurück, so war er müde und spürte nicht Lust, andre Gänge zu machen, an die sie nur mit Zittern und schmerzhaftem Groll dachte.

Der Flicken auf dem Höschen saß fest. Barbara packte die Arbeit zusammen, und ihre Bewegungen hatten etwas Gewaltsames dabei.

„Wozu müh' ich mich, all den Plunder zusammen zu halten — ich allein kann's doch nicht," murrte sie vor sich hin, und eine tiefe Falte erschien dabei in ihrem jungen Gesicht, grad zwischen den feinen, dunkeln Augenbraunen. Dann ging sie ins Haus und machte sich daran, das Abendbrot herzurichten. Sie stellte die Töpfe auf dem kleinen Herd zurecht und zündete das Feuer an, was sie sonst wohl der Magd überließ; aber die war heut mit ins Heu. Dann ging sie ins Zimmer, deckte ein sauberes, grobes Leinentuch über den viereckigen Holztisch, nahm vom Bord die bunten irdenen Teller und stellte sie samt Gläsern und zinnernem Eßgerät zurecht. Darauf stieg sie in den Keller, um einen Krug süßer Milch zu holen.

Als sie die steile Treppe wieder hinaufstieg, hörte sie auf dem Flur den festen Schritt ihres Mannes. Unter Tausenden kannte sie ihn heraus, obschon er nicht der Einzige war, der schwere Nagelschuhe trug und einen wuchtigen Gang hatte; zu oft schon hatte ihr bei diesem Schritt das Herz gezittert, vor Freude, und öfter noch vor Angst.

Ulrich Amberger lehnte den Bergstock von braunem Weichselholz in die Ecke, hängte den Sonnenhut an die Wand und wischte sich mit dem Sacktuch den Schweiß von der breiten Stirn unter dem dicken Blondhaar. Er war ein schöngewachsener Mann von stattlicher Größe, schlank und kräftig, kein Lot Fleisch zuviel, die Muskeln von Stahl und das Gesicht voll Gesundheit. Die Augen darin hatten einen unsteten Blick.

„Guten Abend, Bärbeli," sagte er heiter und doch nicht ganz zwanglos. Sie bemerkte es sofort und streifte ihn mit einem forschenden Blick; dabei hatten ihre dunkeln Augen etwas Finsteres.

„Kommst ja so früh," sagte sie und blieb mit der gefüllten Milchkanne mitten auf dem schmalen Gange stehn, weil er ihr den Weg ins Schlafzimmer versperrte. „Hat wohl gar sehr geschafft mit der Arbeit droben?"

„Ei freilich. Ich hab' die Leut' noch zurückgelassen, daß sie die letzte Mahd noch breiten."

„Und warum kommst nicht mit ihnen zusammen?" Er wich dem geraden Blick aus und sagte leichthin:

„Weil ich mit dem Uttdörfer eine Verabredung getroffen habe für den heutigen Abend."

Sie entgegnete kein Wort. Wenn man nicht sah, wie sie trotz der gebräunten Haut erblaßte, hätte man meinen können, seine Verabredungen seien ihr das Gleichgültigste.

„Gib Platz," sagte sie dann eintönig, „daß ich den Krug ins Zimmer trage; er ist schwer."

„So gib mir erst Antwort auf meinen Guten Abend —" Er stellte sich breit vor sie hin und sah sie dabei an, als ob er sehr verliebt und sehr stolz auf sie sei. Aber sie schlug die Augen nieder und rührte sich nicht.

„Geh, mach nicht solch finsteres Gesicht, Bärbeli," rief er fröhlich und wollte sie beim Kinn fassen. Aber sie wich zurück, und ein scharfer Blick traf ihn pfeilschnell und flüchtig.

„Warum ist's finster?" fragte sie. „Es brauchte nicht so sein. Aber Dein verliebtes Getue deckt vor meinen Augen Deine Sünden nicht zu."

Ulrich Amberger wandte sich hastig um, daß die Nägel seiner Sohlen tiefe Eindrücke auf der Diele hinterließen, und ging ohne ein weiteres Wort hinaus zu seinen spielenden Kindern. Erst, als die Frau sie zum Essen rief, kam er mit ihnen herein.

Er sprach das Tischgebet. Barbara hatte das so eingeführt am ersten Tag ihrer Ehe, und sie hatten es beibehalten all die Jahre. Heut, als der Christusname von seinen Lippen fiel, zwang ihn plötzlich irgend Etwas, zu seinem Weibe hinüberzublicken.

Barbara sah tiefgebeugten Hauptes auf ihre gefalteten Hände nieder; um ihre zusammengepreßten Lippen zuckte der Spott.

Ein böser Trotz erfüllte da des Mannes Herz. ‚Sie hält mich nicht mehr für wert, zu beten,' dachte er bei sich, sprach mit Nachdruck die frommen Worte zu Ende und setzte sich auf seinen Stuhl, daß es krachte. Barbara zuckte ineinander und tat, als habe sie nichts gemerkt.

Das Mahl ward schweigsam eingenommen. Der Bauer aß mit gesundem Hunger, die Frau wenig und zerstreut, die Kinder mit sichtlichem Wohlgefallen in das Vergnügen des Essens vertieft und ohne das schwüle Schweigen zwischen ihren Eltern zu empfinden. Als sie sich satt gegessen hatten, schickte der Vater sie hinaus.

„Tummelt euch noch ein wenig, daß ihr nicht mit dem vollen Magen in Schlaf kommt," sagte er und schob sie zur Tür hinaus. Dann sah er, mitten im Zimmer stehend, der Frau zu, die den Tisch abzuräumen begann.

„Ich muß nun gehn, Barbara," meinte er endlich. Sie antwortete nicht, sondern klapperte mit dem Geschirr.

„Gibst mir kein gutes Wort mit auf den Weg?" Seine Stimme klang ungewöhnlich weich.

„Auf den Weg auch noch gute Worte!" rief sie herb und wegwerfend und wirtschaftete weiter.

„Es könnt mich aber eher zurückziehen, so ein gutes Wort!" fuhr er geduldig, fast bittend, fort.

„Was brauchst überhaupt erst zu gehn!“ entgegnete sie achselzuckend. Er sah sie von oben bis unten an.

„Ich mein', ich könnt' sogar hierbleiben, wenn Du mich recht schön bitten tätst!“ Sie warf ihm zwischen ihrer Geschäftigkeit einen schächen Seitenblick zu.

„Auch noch bitten soll ich? Ich hab Dich doch oft genug gebeten — es hat nicht genützt. — Ich bitt' nicht mehr.“

„Du hast nicht genug Ausdauer gehabt, Du kennst meine Schwäche — Du sollt'st mir helfen.“

„Ein ordentlicher Mann weiß allein, was er zu tun hat, und tut's von selber, ohne daß er sich von seinem Weib muß gängeln lassen. Ich will kein Gängelkind zum Mann. Geh — tu was du willst. Du mußt ja wissen, wo's hinaus führt.“

Immer noch stand der Bauer, als hoffe er, sie werde sich eines andern besinnen. Als das nicht geschah, unterdrückte er einen Seufzer.

„Nun denn — gute Nacht,“ sagte er und streckte die Hand aus.

„Gute Nacht,“ erwiderte sie kalt, ohne die Hand zu sehen. Er ließ sie hastig sinken und ging hinaus. Sobald sich die Tür hinter ihm schloß, ließ Barbara Teller und Näpfe stehn und lauschte ihm nach. Sie hörte ihn in die Kammer gehn, wo er sein Arbeitszeug mit einem besseren Rock vertauschte; es war schnell geschehen, und er kam mit eiligen Schritten wieder an der Tür vorbei, hinter der sie stand. Sie hoffte, er würde noch einmal hereinsehen; sie bereute fast ihre Schroffheit, sie glaubte, daß sie ihn jetzt würde bitten können; aber ihre Selbstbeherrschung reichte doch nicht so weit, daß sie ihm dazu nachging. So ließ sie ihn vorbei, zum Hause hinaus, und sah ihn mit wuchtigen Schritten den steilen Fußpfad über die Wiese hinuntersteigen, der Straße zu. Er sah sich nicht mehr um.

Die Sonne war längst hinunter. Nur die letzte Dämmerung des Sommertages schwebte noch mit bläulich grauem Schein über dem Hochgebirge; das weite Tal lag in dunkele Schatten gehüllt, aus denen herauf die Lichter der menschlichen Wohnungen hell und freundlich blinkten. Am wolkenlosen Himmel tauchte ein Stern nach dem andern hervor; manche so hart am Rande der Schneefirne, als habe ein einsamer Wanderer sich dort oben ein winziges, wärmendes Feuer angezündet.

Ulrich Ambergers Hof lag still und dunkel. Die Kinder schliefen in ihren Betten, desgleichen die Hausmagd und der Knecht, der auf dem Hof eine Schlafstelle hatte, während die andern teils auf den Almen blieben, teils bei ihren Angehörigen wohnten. Auf dem Heuboden schlich eine weißbunte Katze ihrem nächtlichen Gewerbe nach; im Stall klirrten die zwei Kühe, die der Milch wegen hatten von der Alm zurückbleiben müssen, manchmal leise mit der Kette, wenn sie sich der selbst bei Nacht nicht ruhenden Stechfliegen zu erwehren trachteten.

Die Haustür stand weit offen, um die erfrischende Kühle einzulassen, die erquickend von den Bergen sank und duftend aus den Wiesen stieg. Auf der Schwelle

saß Barbara, die Hände müßig im Schoß, und starrte trübselig und gedankenschwer in die Ferne.

Da drüben, geradeaus, schimmerten die Spitzen der Vieścherhörner; der Sattel, der sie beide verband, war von einem weißen Schneeteppich bedeckt, der niemals schwand und niemals seine fleckenlose Reine verlor. Von da herunter senkten sich die ungeheuren Eis- und Schneemassen zu Tal, bis wo der Gletscher, immer schmaler werdend, auf mächtigen Sperrfelsen aufsitzt, aus denen sein wildes Kind, die brausende Lütschine, ungestüm hervorrauscht ins unbekannte Leben. Zur Rechten erhebt der Eiger seine dunkle Felsmasse trotzig zum Himmel empor — von seinen steilen Wänden ist der Schnee herabgeschmolzen, und nur um das breite Haupt noch trägt er einen Kranz von großen weißen Blumen. Zur Linken drängt sich vor die Eisfelder die trotzige Mettenbergwand, auf der des Ambergers Almen hängen, und weiterhin das Wetterhorn, wie ein gepanzerter Riese, der die Talwacht hält. Nirgends ein Ausblick zwischen den gewaltigen Mauern, die von allen Seiten den Talkessel umstarren. Und doch findet das Leid den Weg herein, und das Glück entschlüpft, um nimmer wiederzukehren.

Barbara wartet gar nicht mehr darauf, ob es wiederkehren möchte. Sie wartet nur auf ihren Mann mit einer stumpfsinnigen Geduld. Wo er ist, wie lange er ausbleibt, das weiß sie nicht. Sie weiß nur, daß der Uttdörfer ihn in irgend ein Wirtshaus gelockt hat, daß der da mit ihm trinkt und ihm das Geld abnimmt oder dafür sorgt, daß es andre tun. Der Uttdörfer ist der größte Tunichtgut im ganzen Grindelwald, leichtsinnig und liederlich, und hat immer Glück. Ulrich Amberger aber läßt sich verführen, er ist mit Leib und Seele bei allen Tollheiten und hat immer Unglück.

Wie die unselige Freundschaft mit dem Uttdörfer angefangen hat, das weiß Barbara kaum; es kam, wie so etwas eben kommt. Sie wußte nur, daß seitdem der häusliche Friede gestört, ihres Mannes Laune veränderlich und sein Herz nicht immer offen war vor ihr.

Als ihre Vorstellungen und Bitten ihm gegenüber vergeblich blieben und nur mit leichtsinnigen Scherzen und beschwichtigendem Liebesgetändel abgetan wurden, erwog sie, ob sie einmal zum Uttdörfer gehn und ihm seinen gefährlichen Einfluß vorstellen solle. Aber sie sagte sich, daß das umsonst sei, daß sie nur Spott ernten würde. Sie war auch zu stolz, um sich zu demütigen, namentlich vor dem übermütigen, eingebildeten Uttdörfer, der sie nie für voll hatte ansehen wollen, weil sie als blutarmes Mädchen in den Hof hereingekommen war.

So verstummte sie trotzig und traurig und wartete auf das Schicksal, wie es seinen Lauf nehmen würde, und jetzt nur auf ihren Mann.

Barbara war die Tochter einer armen Spitzenklöpplerin in Lauterbrunnen, mit viel Mühe und Entbehrungen, des Vaters durch einen gewaltsamen Tod in den Bergen frühzeitig beraubt, von ihrer einsamen, durch die Härten des Lebens niedergedrückten Mutter aufgezogen. Als achtzehnjähriges Mädchen war sie nach dem Grindelwald gekommen, im Sommer, wenn die Fremden das Hochtal scharenweise überziehen; hier hatte sie an der Straße die Spitzen ausgeboten, die sie mit der Mutter an den langen dunklen Winterabenden verfertigt hatte. Da war dann der Ulrich

Amberger vorübergekommen; erst zufällig und selten, dann öfter und absichtlich. Immer hatten seine jungen, fröhlichen Augen mit Wohlgefallen auf ihr geruht und sich ungern von ihr getrennt, und bald war in diese Augen noch ein ganz andrer, besondrer Ausdruck getreten. Er war bei ihr stehn geblieben und hatte mit ihr geplaudert, in sehr höflicher, respektvoller Weise, und hatte sich nicht darum gekümmert, daß die andern ihre Witze machten.

Eines Tages aber war er nach Lauterbrunnen hinübergestiegen, über die kleine Scheideck und die Wengernalp, und hatte der Mutter der Barbara gesagt, ihre Tochter dürfe nicht mehr an der Straße sitzen und Spitzen feilbieten, denn er wolle ihre Tochter heimführen als sein Weib in seinen väterlichen Hof und er bäte um ihren mütterlichen Segen dazu.

Das war ein unerhörter Vorfall, daß ein reicher und unabhängiger Grindelwaldbauer ein armes, fremdes Mädchen heiraten wollte, das niemand je gekannt und dessen Mutter mit Spitzenklöppeln ihr Leben fristete. Und das war ein unerhörtes Glück, daß so ein armes Mädel in einen reichen Hof hinein zog, ohne irgend welches Dazutun oder Draufanlegen, als allein um ihres hübschen braunen Gesichtes und um ihres unverdorbenen Herzens willen. Es gab viel spöttisches Gerede auf der einen Seite, viel Scheelsehen und Mißgunst auf der andern. Ulrich und Barbara kümmerten sich um beides nicht, dachten nur an ihre junge warme Liebe, machten eine kleine stille Hochzeit im Lauterbrunner Kirchlein und zogen andern Tags nach dem Grindelwald. Über die Scheideck gingen sie zu Fuß, weil es da keinen Fahrweg gab. Nach Grund und Tal aber hatte sich der Amberger einen Wagen bestellt, und so fuhr er im schönsten Sonnenuntergang mit seiner jungen Frau hinauf nach Gydisdorf, und mancher, der ihm unterwegs begegnete, mocht ihn im stillen beneidet haben um das Glück in seinem Arm, wenn schon er vor den Leuten mitleidig die Achseln zuckte.

Auf dem Hofe des Ambergers war aber wirklich das Glück eingezogen mit der armen Barbara; solch ein Glück, daß es sie ganz ausfüllte, und sie zu keinem andern gingen, sondern ganz für sich lebten, als wären sie allein auf der Welt. Eine Weile ließ man sie gewähren; dann wurde man neugierig und kam zu ihnen und besuchte sie, und lernte die Barbara kennen. Die tat nicht einmal besonders erfreut und geehrt über die Besuche, sondern es war eher anzusehen, als ob sie den Gästen eine Ehre erwiese, sie einzulassen. Was sie aber bei ihnen versah durch ihr überlegenes Wesen, das ward ausgeglichen dadurch, daß sie die beste Hausfrau und ordentlichste Bäuerin im ganzen Dorfe war, was bald jedermann sah und wußte, und wodurch sie sich die allgemeine Anerkennung in der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft ihres Mannes erwarb. Wenn auch niemand so recht warm mit ihr wurde, so wagte doch keiner mehr, sie über die Achsel anzusehen, zumal der Ulrich wohl sofort den niedergeworfen hätte, der es wagen würde, ihr unehrerbietig zu begegnen. Sie selbst war freundlich gegen jedermann, und das Besondre, das sie an sich hatte, und das einen vertraulichen Ton nicht recht aufkommen lassen wollte, rechnete man ihrer besondern Herkunft zu gut.

Nur der Uttdörfer hatte nicht aufgehört, kleine Feindseligkeiten zu treiben; nicht öffentlich mit Worten oder gar Handlungen — aber heimlich, mit verächtlichen Blicken und Redensarten hinter des Ulrichs Rücken, mit dem er doch immer eine gute Kamerad-

schaft hielt. Er mochte die Barbara nicht leiden, weil ihre geraden Augen ihm unbequem waren und weil ihr unbewußt hohes Gebaren ihn in seinem Bauernstolz kränkte. Ihr aber war es eben recht, daß er das Haus mied, denn sie kannte seinen unguten Ruf, und hatte vom ersten Sehen an eine rätselhafte Scheu vor ihm, als müsse ihr durch ihn noch sehr viel Böses kommen.

Dieses unbekannte Böse fing nun an, feste Form und Gestalt anzunehmen. Der Uttdörfer verführte ihr den Mann, mit ihm seine unlautern Wege zu wandeln; er stahl ihr den Frieden und die Sorglosigkeit vom häuslichen Herde. Warum hatte er sich gerade den Ulrich dazu ausgesucht? Vielleicht, weil der am wenigsten widerstehen konnte; vielleicht, um sie zu ärgern und zu demütigen. Und doch — was hatte sie dem Uttdörfer getan?

Diesen Winter hatte es angefangen, und als sie hoffte, der Sommer mit seiner Arbeit werde dem Treiben ein Ende setzen, ward sie getäuscht. Natürlich — im Sommer ist der Durst noch größer, wie im Winter. Mehreremal war Ulrich ihr betrunken nach Hause gekommen. Da hatte sie die Achtung vor ihm verloren, und sich schweigend halb tot gegrämt, weil sie ihn doch so lieb hatte und sie so großes, weibliches Mitleid mit seiner Schwäche empfand. Aber das war das Schlimmste noch nicht; seinen Rausch schlief er aus — solange ging sie ihm aus dem Wege, und dann war er doppelt gut gegen sie, obschon sie es ihm nicht erwidern konnte.

Schlimmer war, daß er allemal Geld im Wirtshaus ließ, viel mehr, als einer mit dem größten Durst vertrinken konnte. Sie fragte, und er antwortete nicht. Da wußte sie, daß er Karten spielte. Im Frühjahr hatte er zehn fette Kalben auf dem Markt in Interlaken verkauft; der Uttdörfer war mitgewesen. Denselben Abend hatten sie drunten zusammengesessen, und der Amberger war sein ganzes Geld losgeworden. Als er mit leerem Beutel heimkam, gab es einen schrecklichen Auftritt, den ersten und einzigen, den die Barbara je heraufbeschworen hatte; es schauderte sie noch heut', wenn sie daran dachte, und sie vermied seitdem mit ängstlicher Scheu jede Wiederholung, obschon Veranlassung genug dazu gewesen wäre. Sie machte ihm keine Vorwürfe mehr und sie bat auch nicht mehr. Sie hatte einen Abscheu vor seinem Treiben und zog sich in trotzigem Stolz von ihm zurück, in ihren eignen Gram. Er ging um sie herum mit einem bösen Gewissen, bemühte sich manchmal, zu tun, als sei nichts vorgefallen, und ging dann wieder seiner Wege, wenn sie ihn mit seinen, ihm aus ehrlichem Herzen kommenden Zärtlichkeitsversuchen hartköpfig hatte ablaufen lassen.

Sie vertraute sich niemand an — am wenigsten ihrer Mutter. Die führte in Lauterbrunnen ihr zurückgezogenes Leben weiter, zehrte an dem Bewußtsein, die Tochter reich und glücklich zu wissen, war aber außer einem Mal, als die Barbara in die ersten Wochen kam, nicht auf Besuch herübergekommen; sie passe nicht dahin, sie sei zu einfach und zu arm, meinte sie. Und Barbara kam auch selten zu ihr. Der Weg war weit und schlecht, die kleinen Kinder und die viele Arbeit hielten sie ab — und zuletzt der Gram, mit dem sie ihrer Mutter nicht das Herz schwer machen wollte.

Den Uttdörfer grüßte sie nicht, wenn sie ihm auf der Straße begegnete. Ins Haus kam er zu ihr seit lange nicht mehr.

Ulrich Amberger war die Straße hinabgegangen, nach Grund ins Wirtshaus. Sein Herz war nicht ganz frei bei dem Gange. Er wußte, daß er seinem braven Weibe Kummer machte mit diesem Treiben; es war ein Unrecht an ihm selbst, an seinen Kindern, an seinem Hofe und an seinem ehrlichen Namen, der bislang immer unbescholten gewesen war, bis zum Ahn und Urahn und soweit man zurückrechnen konnte. Aber die böse Lust hatte Besitz ergriffen von seiner Seele. Erst hatte er leichtsinnig mit ihr getändelt — es treiben's ja viele so, und man ist ja nur kurze Zeit jung — nun war sie Herr über ihn geworden und knechtete ihn. Er war ein guter Mensch, aber er war schwach; und die Schwachen sollten der Gefahr ganz besonders vorsichtig aus dem Wege gehn.

Nun folgte er dem Zwange der Sünde, ohne darin die rechte Freudigkeit zu finden, die er erhofft hatte.

Der Uttdörfer saß schon am Wirtstisch, als Ulrich Amberger eintrat. Er war ein breitschultriger Mann in den Dreißigern, mit einem kräftigen, wohlgeformten, bartlosen Gesicht. Sein Mund zeigte zwei tadellose weiße Zahnreihen — ein wahres Raubtiergebiß — und seine Augen grüßten den Eintretenden mit unverschämter Fröhlichkeit.

„Seid Ihr endlich zur Stelle, Uli!" rief er herausfordernd. „Dachte schon, die gestrenge Hausfrau hätt' Euch am Schürzenbändel zurückgehalten!"

„Bei uns gibt's kein Schürzenbändel," versetzte der Amberger ärgerlich und hängte mit einer trotzigen Gebärde den Hut an die Wand.

„Tut nur nicht so groß!" lachte der Uttdörfer, breit und laut. „Hat sich bis jetzt noch jeder von uns dagegen wehren müssen. Bei dem einen setzt's einen harten, bei dem andern einen leichten Kampf — je nachdem man's anfängt. Nur nicht nachlassen, nicht vermüden, das ist die Hauptsach'! — Und wenn Ihr nicht vermüdet, sondern am Ende die Oberhand behaltet — nun, so ist das auch ein wenig mein Verdienst, nicht wahr, Uli?" Er zwinkerte spottlustig mit den Augen nach dem Amberger hin. Den verdroß das Geschwätz, weil es ihm sein Gewissen erregte, und weil er seine Ehe nicht in der Wirtsstube bewitzeln lassen mochte. Er tat, als hörte er nichts, bestellte sich ein Maß Wein und setzte sich zu den andern. Sie tranken, und dann griffen sie zu den Karten.

Der Zeiger an der Uhr mit dem holzgeschnitzten Gehäuse rückte vor; die niedrige Wirtsstube füllte sich mit Rauch, die Köpfe wurden heiß und schwer vom Wein und vom Spiel. Der Amberger strich einen Gewinst nach dem andern ein, und der Rausch brachte sein Gewissen zum Schweigen.

„Wollt wohl heut' den Abend wett machen, wo Ihr die Kalben verspieltet!" rief der Uttdörfer mißmutig lachend. „Verlieren tut eben keiner gern."

„'s wär' nur gerecht so!" trumpfte der Amberger auf und schmetterte ein gutes Blatt auf den Tisch. Er wurde nicht gern an den Abend erinnert, der ihn um die beste Jahreseinnahme gebracht hatte.

Das Glück sprang hin und her. Als er alles, was er gewonnen, wieder drangegeben hatte, stand er auf.

„'s ist genug jetzt," sagte er. „Mitternacht ist vorüber. Morgen muß man wieder früh ins Heu." —

„'s Schürzenbändel ruckt!" kicherte höhnisch der Uttdörfer, und alle andern lachten. Der Amberger zuckte die Faust, und seine Stirnadern schwollen.

„Geht zum Teufel mit Euren Witzen!" rief er zornig. „Wer im Wirtshaus am meisten schreit, hat ja oft zu Haus am wenigsten zu sagen. Und lieber laß ich mir noch von meiner hübschen Barbara befehlen, als von Eurem hutzligen Gred'!"

Das Letzte brachte er leiser vor, er wollt' keine Schlägerei heraufbeschwören. Der Uttdörfer hörte es auch nicht, weil er wieder unmäßig lachte.

„So geht in Gottes Namen!" rief er. „Wer weiß, was sonst Euch noch nach Hause zieht; seid ja so ein kreuzbraver Ehemann!"

Den Amberger trieb plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, etwas Ausgelassenes zu tun. Er bestellte noch ein Maß Wein — aber ein volles — und als es ihm gebracht wurde, hob er es hoch in der nicht mehr ganz sichren Hand, daß ein paar rote Tropfen ihm über die Hemdsärmel liefen, und schrie:

„Ich trink auf Euer gottloses Maul, Uttdörfer, daß Euch nicht mal einer die Zähne drin einschlag'!" Dröhnendes Gelächter antwortete; der Amberger goß das ganze Maß auf einen Zug hinunter, zahlte die Zeche und ging hinaus, die Tür hastig hinter sich zuschlagend.

Draußen strich ihm die Nachtluft frisch und dunkel entgegen. Sie war nicht mehr im Stande, die Hitze zu kühlen, die ihm in allen Pulsen hämmerte. Sein Gang war schwer und unsicher; er trat oft fehl oder mußte stehn bleiben um sich zu vergewissern, ob er auf dem rechten Wege sei. Er war nicht sinnlos betrunken, aber doch in jenem Zustande, wo man die Herrschaft über die Glieder und die Worte verliert. Ohne anderes zu denken, als daß er heut eben noch glimpflich davongekommen, und daß es sehr männlich von ihm gewesen sei, zur rechten Zeit aufzuhören und sich von dem Uttdörfer nichts bieten zu lassen, fand er sich mühselig und langsam nach Hause. Wenn nur die Barbara schlief und ihn nicht kommen hörte! Zwar schalt sie nie mehr, aber ihr vernichtendes Gesicht, ihre stumme Verachtung waren ja viel schlimmer.

Aber Barbara schlief noch nicht; sie saß immer noch unter der offenen Haustür und starrte in die Nacht hinaus. Als sie durch die große Stille einen ungleichen, schwerfälligen Schritt unten auf der Straße klappen hörte, legte sie die Hände vor die Augen, krümmte sich ganz zusammen und stöhnte gequält. Dann stand sie auf — lauschte noch einmal auf den Schritt, der langsam näher kam, und huschte ins dunkle Haus. In der Wohnstube zündete sie ein Licht an, damit Ulrich nicht falle in der Dunkelheit. Dann ging sie in die Kammer, wo die Kinder schliefen, und schob den Riegel vor. Er kam heim — weiter wollte sie nichts wissen, nichts sehen. Sie mochte nicht bei ihm liegen, wenn er so zurückkehre. Zu allem übrigen, was sie etwa erfahren mußte, war es am Morgen Zeit genug.

Ulrich Amberger kam ins Haus — die Tür ließ er offen, aber was schadete das, die Nacht war ohnehin bald vorbei — und ins Zimmer. Er ging ein paarmal hin und her, als suche er jemand. Dann rief er den Namen seines Weibes. Als keine Antwort kam, ging er an die Kammertür und versuchte zu öffnen; sie gab nicht

nach. Da brummte er schläfrig vor sich hin und entfernte sich wieder. Nach wenigen Augenblicken blieb alles still; er hatte sich niedergelegt und war auch gleich eingeschlafen.

Zeitig um Sonnenaufgang kam Barbara heraus, um für den Knecht und die Magd die Frühsuppe anzustellen. Als sie durch das Zimmer ging, warf sie einen scheuen Blick in die Ecke, wo das große Bett stand. Der Amberger schlief noch fest und schwer. Er lag quer über die Kissen geworfen und war nur unvollkommen entkleidet; sein Gesicht war gedunsen und hatte einen kläglichen Ausdruck.

Barbaras übernächtige Augen wurden sehr finster; sie ging schnell und leise weiter.

„Der Bauer schläft noch," sagte sie zu den Leuten. „Geht ihr einstweilen allein und schafft ein Ordentliches, bis er nachsehen kommt."

Die Magd wußte ganz genau, was vorging, wenn die Bäuerin ein solches Gesicht aufsetzte. Hinter ihrem Rücken schnitt sie dem Knecht, der noch an seinem Wecken kaute, eine vielsagende Fratze, die er verständnisvoll grinsend erwiderte. Barbara fühlte es, obschon sie es nicht sah. Ihr Herz zuckte, aber sie schwieg. Sie wußte, ihres Mannes Schande war vor den Hausleuten nicht mehr verborgen, und ihre Achtung litt darunter. Was aber sollte sie anders tun, als sich stellen, als wisse sie es nicht? Sie durfte es sonst nicht hingehn lassen und würde es doch nicht ändern. —

Schon war der Schatten, den der Mettenberg über das Tal warf, um ein Merkliches zusammengeschrumpft, als der Bauer, gewaschen und angekleidet, heraus auf den Gang trat, wo Barbara allerlei häuslichen Kleinkram verrichtete. Sie sah nicht auf, als er näher kam.

„Guten Morgen, Bärbeli," sagte er freundlich. Sie antwortete undeutlich und sah nur wieder mit so einem Seitenblick nach ihm hin. Er bückte sich über die sitzende Frau, als wolle er sie küssen. Sie wehrte ihn unsanft mit den Armen ab.

„Nun — was gibt's?" meinte er leichthin. „Bist Du böse?"

„Nein. Aber Du hast mir einen Ekel an Dir beigebracht," versetzte sie trocken. Er stutzte; dann lachte er ärgerlich.

„Du bist nicht gescheit," sagte er.

„Ich bin wohl gescheit —". Sie wurde nun doch erregt. „Nur eine schlechte Dirne läßt sich von betrunkenen Mannsleuten küssen."

„Ich bin nicht betrunken!"

„Du warst's aber; ich hab's gehört und hab's gesehen, heute morgen noch. — Ich will nicht mit Dir darüber streiten," sprach sie wieder ruhiger weiter. „Du weißt, ich laß Dich machen, wie Du willst. Du mußt aber einsehen, daß das Folgen für mich hat." Und als er neben ihr stand und nicht antwortete und nicht wußte, wie er die Sache nehmen sollte, fing sie noch einmal an, aber bedrückt und wie unter einem schweren Zwange:

„Da wir doch davon reden, Ulrich — ich wollt' Dich nur erinnern, daß ich Geld brauch'. Die Rechnung beim Kaufmann ist seit Neujahr nicht bezahlt, und

das Zeug für die Kinder und das notwendige Hausgerät — — ich hab' vielleicht nicht genug zusammengehalten; ich hab' mich, seit ich Deine Frau bin, zu sehr gewöhnt, nicht jedes Geldstück erst dreimal umdrehn zu müssen, eh' ich's weggab. Die knappe Zeit war eh' nicht mode bei uns. Nun hast Du seit Monaten nichts zur Wirtschaft gegeben. Ich erinner' nicht gern daran, Uli, glaub' mir's, denn ich denke mir, Du wirst nichts zu geben haben. Aber auf irgend eine Art wirst Du es doch wohl herschaffen müssen."

Der Mann stand noch immer stumm und hörte mit gesenktem Haupt ihrer Rede zu. Er kam sich recht schlecht und erbärmlich vor, und die Tragweite seines Treibens trat ihm schreckhaft vor Augen. Die beste Jahreseinnahme, von der sie sonst die Notdurft des täglichen Lebens bestritten hatten, war verloren diesmal — natürlich machte sich der Mangel fühlbar, und es mußte Aushilfe geschafft werden. Vielleicht konnte er im Herbst einen guten Handel mit dem Vieh machen, und das Loch stopfen; und bis dahin — —

„Ja, ja, Bärbeli," sagte er zerstreut. „Freilich, ich werd's schaffen. Du sollst nicht Not leiden."

„Es ist nicht um mich; es ist nur um das Gut und um Deinen Namen —"

Sie stockte, als falle ihr etwas Schlimmes ein, sah erschreckt auf, erhob sich und faßte den Bauern, der sich zum Gehn wandte, am Arm.

„Mann," sagte sie, „versprich mir eins: geh nicht borgen!" An dem Zucken in seinem Gesicht sah sie, daß er eben das gewollt hatte, und dringlicher fuhr sie fort: „Das darfst Du nicht tun! Das ist ein Schritt in den Abgrund und — und ein neuer Fleck auf unsere Hausehre. Lieber richt' ich mich noch eine Zeitlang ein. Vielleicht — wenn's nicht mehr geht — kannst ein Stück aus der Herde verkaufen. Aber borgen tu nicht! Das versprich mir!"

„'s wär' nur um Dich gewesen." Er zuckte die Achseln. „Mir ist's ja auch lieber, wenn ich's nicht brauch'!"

Das Herz wurde ihr nicht leichter durch seine Worte.

„Geh, ich bring Dir das Frühstück hinein," sagte sie eintönig. „Ich hab' schon gegessen. Und wenn D' fertig bist, so geh hinaus zu den Leuten — 's ist gut, sie sehen Dich. Und lüft' Dich aus," schloß sie bitter. „Einen guten Geruch hast nicht mitgebracht in Kleidern und Haaren!"

Eilig und schweigend verzehrte der Bauer, was sie ihm auftischte; dann machte er, daß er davon kam. Die Stimmung seines Weibes bedrückte ihn, weil er fühlte, daß er sie verschuldet und wohlverdient hatte. Es war der Barbara auch so schwer beizukommen seit einiger Zeit. Sie tat spröde und stolz, und damit wußte er nichts anzufangen.

Er hatte noch nicht lange die Landstraße überschritten, um jenseits durch die Wiesen und unten über den brausenden Fluß den schmalen Aufstieg zu seinen Almen zu gewinnen, als eben diese Straße herauf mit langsamen Schritten ein einsamer Wanderer kam. Er sah sich viel um, mit suchenden Blicken, als spähe er nach alten Bekannten oder lieben Erinnerungen. Da, wo der Fußweg nach dem Ambergerschen Hof sich abzweigte, stand er lange still und sah mit weichen, fast zärtlichen Augen

zu den braunen hölzernen Gebäuden hinauf. Dann begann er rüstig bergan zu steigen. Sein Schritt wurde immer schneller, als treibe ihn die Ungeduld der Freude.

Der Hof lag ganz in Sonnenglanz gehüllt, die heiße Luft flimmerte und blendete; kein menschliches Geschöpf war zu sehen. Der Mann war eben im Begriff in den Schatten der offenen Tür zu treten, da besann er sich eines andern und ging durch die Gemüsebeete, in denen das üppigste Wachstum strotzte, ums Haus herum, als wisse er, daß es dort hinten, über die Treppe zur offenen Veranda, noch einen zweiten Ausgang habe. Auch hier war alles still; als er aber den Kopf hob, sah er über sich auf dem Laubengange eine junge Frau sitzen, die den Kopf tief über eine Näharbeit gebückt hielt. Sie wandte ihm halb den Rücken zu und hörte sein Nahen nicht. Er sah nur die Linie ihrer schmalen Wange, bis zu der graden Stirn hinauf und zu dem weich gerundeten Kinn hinunter.

Als er den Fuß auf die Treppe setzte, knarrte die hölzerne Stufe, und die Arbeitende wandte sich langsam um.

„Grüß' Gott, Frau Schwägerin!" rief der Mann und winkte ihr fröhlich mit dem weichen Filzhut.

Barbara Amberger erhob sich zögernd, sich ihm dabei ganz zuwendend, legte das Nähzeug auf den Tisch und sah ihn fragend und unsicher an. Er kam unterdes vollends die Treppe herauf und hielt ihr vertraulich die Hand hin.

„Du kennst mich nicht mehr," sprach er fröhlich, „und ich kann's Dir nicht verübeln. Sieben Jahr sind's ja her, daß ihr mitsammen Hochzeit machtet — und das ist das letzte Mal geblieben, daß wir uns gesehen haben."

„So bist Du der Rainer —" sagte Barbara, und dann nahm sie seine Hand, immer noch zögernd, mit der stolzen Zurückhaltung, die nun einmal in ihrem Wesen lag. „Verändert hast Du Dich, mein' ich!" Über sein Gesicht glitt — nicht eben ein Schatten, aber doch ein Ernst.

„Will's gern glauben! Damals zog ich hinaus als ein Jüngling — heut komm ich heim als ein Mann."

„Und warum kommst heim?" fragte die Ambergerin.

„Warum? Weil's mich nicht mehr litt draußen — ich mußte die Heimat und die Berge einmal wiedersehen!"

„Und wirst Dich noch gefallen in den Bergen, nachdem Du die großen Städte hast kennen lernen?"

„O Frau — bist selbst eine Oberländerin und kannst so fragen!" Seine Brust dehnte sich unter einem gewaltigen Atmen, und sein ganzes Gesicht leuchtete auf.

Barbara starrte geistesabwesend hinein in dieses Gesicht. Er sah dem Ulrich ähnlich, Zug um Zug; und doch war etwas darin, das jenem fehlte und das ihr gerade die Hauptsache dünkte: eine furchtlose Gradheit, Festigkeit und Klarheit. Aber sie war sich dessen noch nicht voll bewußt.

„Ich hab' einen Urlaub genommen auf einige Monate," fuhr der Rainer fort. „Und — um's rund heraus zu sagen — ich wollt' Euch fragen, ob Ihr mir solange Herberg' geben könnt!"

„Aber gewiß," entgegnete Barbara, ohne besondre Freude oder Bereitwilligkeit, als handle es sich nur um ein Selbstverständliches. „Es ist ja Deines Vaters Dach

und Deines Bruders Haus!" Dann forderte sie ihn auf, niederzusitzen und fragte, was sie ihm zur Labung nach dem heißen Wege bringen könne.

Sie ging ins Haus, das Gewünschte zu holen, während er sich die heiße Stirn trocknete. Wenn er sich verändert hatte — sie hatte es nicht minder. Damals hatte er nicht begriffen, was den Bruder zu der kleinen Spitzenverkäuferin hinzog, die fast kein Wort sprach und vor jedem Scherz zurückwich. Heute machte sie ihm einen ganz andern Eindruck; er wußte noch nicht, ob er angenehm oder unangenehm war, jedenfalls aber war er stark; und er wunderte sich, wie der Ulrich hinter dem sanften, dazumal etwas nichtssagenden Gesicht so richtig den Charakter erkannt hatte.

Auch als sie wiederkam mit Milch, Brot und Käse, war sie nicht gesprächiger. Er bemerkte, daß etwas Finstres in ihrem Antlitz lag.

„Du bist städtische Kost gewöhnt und mußt fürlieb nehmen, wie wir's haben," sagte sie fast entschuldigend, als sie die einfachen Genüsse in blitzblanken Geschirren vor ihn hinstellte.

„Heimische Kost ist immer die beste," sagte er, und begann, kräftig zuzulangen. Sie setzte sich ihm gegenüber mit aufgeschürzten Armen, die nur bis zu den Ellbogen von dem weiten, gestärkten weißen Ärmel bedeckt waren, und sah ihm ruhig und gleichgültig zu. Dabei ließ sie sich abfragen, wie es ihnen in diesen sieben Jahren ergangen sei.

„Was macht der Uli? Wie schaut er aus?"

„Braun, kräftig. Sehr gesund."

„Und ist er noch alleweil so fröhlich, als wie wir noch junge Burschen miteinander waren?"

„O ja. Soviel dafür Raum ist."

„Nun, Raum ist doch gewiß viel! Ich denk', es geht euch gut?"

„O ja."

„Und was habt ihr für Kinder? Wo sind sie?"

„Sie tummeln sich irgendwo in den Hauswiesen. Es sind ihrer drei."

„Zwei Buben und ein Maidlein, wenn ich recht behalten hab?"

„Ja; der Alois, der ist sechs; und der Christen, der ist fünf; und die Mareili, die ist erst dreijährig."

„Und sind sie alle gesund? Machen sie euch Freud'?"

„O ja — Freud'!" Barbaras bewegloſe Augen leuchteten flüchtig auf.

„Und die Wirtschaft ist auch immer gut gegangen?" Barbaras Gesicht wurde wieder düster.

„Wie's die Zeiten mit sich brachten. Der Hof ist in einer guten Ordnung von Eurem Vater her." Es freute ihn, daß sie das würdigen zu können schien, und er sah sie freundlich an.

„Und Du — wie hast Du Dich gefunden in die Arbeit des Bauernstandes? Wußtest zuvor nicht viel davon!"

„O — für mich war's ja wie der Himmel, nach dem armseligen Leben, das ich gewöhnt war. Und die Arbeit hat mich gesund und kräftig gemacht."

„Und ihr habt euch alleweil lieb, der Uli und Du?" Sie sah ihn groß an, in ihre Augen trat etwas Hochmütiges. Er bemerkte es.

„Mußt Dich nicht wundern, daß ich so frag'," erklärte er gutmütig. „Man hört ja draußen so viel von Eheleuten, die mit der größten Lieb' zusammengehn als müßten sie sonst sterben, und nach ein paar Jahren schon sinnen's auf nichts anders, als wie sie möchten wieder voneinander loskommen. Zumal bei euch beiden — nun, Du weißt ja, man hat sich gewundert, wie zueinander passen möcht', was so unpaß zusammenkam!"

„Ja, ich weiß," fiel sie hastig ein. „Ihr meintet, die arme Spitzenklöpplerin verunziere euren reichen Hof und eure bäuerliche Sippe —"

„Ich nicht," unterbrach er lebhaft und sah sie mit seinen geraden Augen an. „Ich ganz gewiß nie. „Ich hab' nur gezweifelt, wie Du Dich hineinleben möchtest."

„Nun, darüber kannst Du ruhig sein," sagte sie kühl. „Und das übrige kannst Du ja den Ulrich fragen." Dann lenkte sie das Gespräch auf ihn und seine Erlebnisse „draußen".

Rainer war des Ambergers einziger Bruder und nur um ein weniges jünger als der. Beide hatten sie dem Vater in der Wirtschaft geholfen, bis er gestorben und die Mutter mit der Schwester zu Verwandten ins Haslital gezogen war und ihnen den Hof allein überlassen hatte. Zusammen hatten sie ihn bewirtschaftet in geschwisterlicher Eintracht zwei Jahre lang. Um die Zeit, als Ulrich der Barbara nachging, faßte Rainer den Entschluß, ins Ausland zu gehn — man sagte, um einer unglücklichen Liebe willen, obwohl niemand so recht darum wußte. Dem Bruder zuliebe blieb er noch, bis der sich sein junges Weib hatte antrauen lassen. Am andern Morgen verließ er die Heimat. Er ging in die Lehre zu einem Baumeister im Badischen und leistete dort Tüchtiges, wie er überhaupt alles, was er anfaßte, mit Ernst betrieb. Er bekam bald eine Anstellung, wurde viel umhergeschickt, lernte Länder und Menschen kennen und blieb doch stets in seinem Herzen ein Oberländer mit jedem Blutstropfen. Nachrichten von ihm waren selten gekommen. Was sollte er auch anders schreiben, als daß er lebe und gesund und zufrieden sei? Von seinem Handwerk verstanden sie daheim wenig oder gar nichts; die Gegenden, die er bereiste, kannten sie nicht einmal dem Namen nach. Gelegentlich würde er ja nach Hause kommen, und dann konnte man mündlich ja alles nachholen.

Und nun war es soweit. Nun saß er unter dem väterlichen Dach, aß die selbstgewonnene Nahrung und atmete den Duft der Bergwiesen, den er sieben lange Jahre entbehrt hatte.

Als Ulrich Amberger ahnungslos nach Hause kam und den Bruder an seinem Tische sitzend fand, brach die helle Freude erquickend bei ihm hervor. Verschwunden war der letzte Rest der bedrückten Morgenstimmung. Er schloß den lang Vermißten in die Arme und sah ihn stolz und zärtlich an.

„Was bist für ein schöner Mann geworden, Raini, und warst so ein schmächtiger Bursch, als Du auszogst!"

Und dann fingen sie an, zu fragen und zu erzählen, und waren gleich wieder auf dem alten, vertrauten Fuß miteinander, als seien sie nicht sieben Jahre, sondern sieben Stunden voneinander getrennt gewesen.

Inzwischen ging Barbara, das kleine Zimmer auf der Stiege für den Rainer herzurichten, auch fügte sie in aller Eile dem einfachen Mittagessen noch eine besondere Schüssel zu. Sie war dabei ganz fröhlich. Der Schwager hatte ihr einen guten Eindruck gemacht; vielleicht, daß von ihm ein heilsamer Einfluß auf ihren Mann ausging. Dann rief sie die Kinder herein, wusch sie, hieß sie ihr Sonntagszeug anlegen und schickte sie auf die Veranda, dem neuen Ohm einen guten Tag zu bieten.

Als sie ein wenig später nachkam, hatte der Rainer das kleine Mareili auf den Knien, die Buben drängten sich zu beiden Seiten eng an ihn; er plauderte mit ihnen, und sie antworteten und fragten zutulich. Vor ihnen auf der Diele lag der zottige Wolfshund, sah bald zu seines Herrn Bruder auf, bald herausfordernd umher, als wolle er sagen: ‚Den hab' ich nun auch unter meinen Schutz genommen.'

Der Rainer hatte sich also auf irgend eine Art die Liebe der Kinder und des Hundes erworben. Männer aber, die mit Kindern und Hunden freundlich umgehn, sind gute Männer, dachte Barbara.

Das Mittagsmahl war fröhlicher, als es seit lange unter dem Ambergerschen Dache eingenommen worden war. Man sah, wie diese Fröhlichkeit dem Ulrich gut tat; er dehnte sich ordentlich darin, wie ein Baum in der Sonne, während Barbara sich zurückhaltend verhielt, als wolle sie sich nicht erst an einen Zustand gewöhnen, der voraussichtlich doch keine Dauer haben würde.

Als die größte Tageshitze vorüber war, stieg der Rainer mit dem Bruder ins Dorf hinunter, um sich einen ländlichen Anzug zu kaufen und einige alte Bekannte zu begrüßen. Es war bereits Abend, als sie heimkehrten, und Barbara war schon ungeduldig geworden. Als der Rainer in der kleidsamen, derben Bauerntracht, die er aus Freude an den heimatlichen Gebräuchen gleich angezogen hatte, ins Zimmer trat, hätte sie ihn fast für ihren Mann angesprochen, so groß trat die Ähnlichkeit der beiden zu Tage.

Dann, im Dunkeln, saßen die Brüder auf der Bank vor dem Hause unter den Ahornbäumen. Sie hatten ihre kurzen Pfeifen angezündet und waren ein Bild behaglicher und einträchtiger Ruhe. Drüben schimmerte der weiße Schnee durch die blaudunkle Luft. Die Felsberge standen stumm und dunkel. Vom Talgrunde herauf rauschte die Lütschine wie eine ewige Woge.

Es war die Stunde und die Stimmung der Vertraulichkeiten.

„Weißt, Uli," begann der Rainer nach langem Schweigen, „man muß erst einmal die Heimat verlassen und sich nach ihr gesehnt haben, wie ich mich gesehnt hab', um ganz zu erfahren, wie mächtig die Lieb' zu ihr ist, und wie groß das Glück, so eine schöne Heimat zu besitzen!"

„Magst schon recht haben. Aber ich mein', es hat Dich niemand und nichts gehindert, wiederzukommen. Warum bist gar so lange draußen geblieben?" Rainer zuckte die Achseln und tat einen langen Zug aus seiner Pfeife.

„Ich hatt' einmal das Handwerk ergriffen — ich konnt' nicht so lang ohne Arbeit sein, ich hätt' die Achtung verloren vor mir, wenn ich meine jungen Kräfte hätt' im Nichtstun verweichen lassen. Und dann — wovon sollt' ich leben? Mein Erbe konnt' ich nicht angreifen. Ist man aber erst einmal drin im Fach, so

gewinnt man auch einen Eifer dazu und Lust und Liebe, und die Ehre verlangt's, daß man nicht jeder Laune nachläuft."

„Und willst dann immer draußen bleiben?" — Wieder verzog eine Weile, eh' die Antwort kam.

„Ich hatt's bei mir beschlossen. Nun mich aber die Heimat wieder hat, mein' ich, sie läßt mich nicht mehr los. — Wenn ich hier was fände — ein Stück Land zu kaufen — aber ich hab' ja Zeit genug, mir's zu überlegen."

„So hält Dich nichts draußen?" fragte Ulrich. „Hast keinen Schatz zurückgelassen in der Fremde?"

„Nein," versetzte der Rainer kurz.

„Und hast gar nie mal Lust gespürt zu heiraten? All die Jahre nicht?" forschte Ulrich ungläubig weiter.

„Nein."

„Wie ist das möglich — jung und gesund, wie Du bist!" Und dann nach einer Pause, in gedämpfterm Ton, fast schüchtern: „Hast sie noch nicht überwunden, die Sach', die Dich damals hinaustrieb?"

„Warum erinnerst daran! Das waren Burschenstreiche."

„Nun, ich hab' nie ein Genaues gewußt darum. Ich muß sagen, Raini, es war das einzige Mal, solange wir Brüder sind, daß Du Dein Herz vor mir verschlossen gehalten hast, und ich war Dir fast gram darüber. Aber ernst, mein' ich, muß es doch gewesen sein, daß es Dich hat aus der lieben Heimat treiben können!"

„In der Jugend ist man hitzig," sprach der Rainer ruhig. „Bekommt man da einmal nicht seinen Willen, so meint man, die ganze Welt tauge nicht viel, und möcht' sie am liebsten verlassen. Wird man älter, so kommt die Ruhe. Und damit bringt man es sehr viel weiter."

„Freilich, freilich — magst wohl recht haben. Und behalt' nur für Dich, was Du immer noch nicht scheinst sagen zu mögen. Das Vertrauen läßt sich nicht zwingen, wo's nicht von selber kommt. — Freu'n würd's mich aber doch, wenn D' bald was finden tätst fürs Herz und zum Heiraten kämst. 'S ist notwendig für uns Mannsleut'; wenn's auch oft unbequem ist — aber 's ist besser."

„Ja, Du hast Glück gehabt," sagte Rainer, augenscheinlich gern auf etwas andres kommend. „Die schmale Dirn mit dem blassen Gesicht ist eine stattliche Bäuerin geworden, auf die Du stolz sein magst!" Die Worte freuten den Amberger.

„Sie hat das meiste Ansehen im ganzen Grindelwald," sagte er wohlgefällig, „und das hat sie sich ganz allein geschafft; denn es tut's ihr keine gleich an Fürnehmheit, wenn sie auch die Allerärmste unter ihnen war. Es hat noch nie eine auf dem Hofe gesessen, die's völliger wert gewesen wäre."

Hier mußten sie ihre Unterhaltung enden, denn Barbara trat aus dem Hause, blieb einen Augenblick stehn, tat Umschau nach den Bergen, strich die große, breite, blaue Schürze glatt, kam langsam über den schmalen Platz und setzte sich neben ihren Mann auf die Bank.

„Laß Dich nicht in Deiner Geschäftigkeit stören," hatte der Rainer zum Ulrich gesagt. „Ich tu alles mit, was vorkommt." So machten sie sich am folgenden Tage auf ins Heu.

Es war Sonnabend, und der Bauer wollte das fertiggetrocknete Gras noch unter Dach bringen. Dann gab es auch noch ein Stück zu mähen — das konnte dann über Sonntag liegen und dürr werden. Er beschloß, den ganzen Tag auszubleiben, damit die Arbeit gehörig gefördert werde; auf die jungen Knechte war kein Verlaß, wenn man sie allein ließ. — An solchen Tagen pflegte Barbara nachzukommen, um dem Manne auf der Alm ein Essen zu bereiten; die Kinder, soweit sie den Weg nicht machen konnten, blieben bei einer Nachbarin. Heut hatte sie keine sonderliche Lust dazu.

„Ihr seid zu zweien," sagte sie, „da fehlt's nicht an Gesellschaft. Ich leg' euch Brot und kalte Zukost zusammen, das tragt ihr ohne große Beschwer hinauf."

Ulrich wußte nicht, ob es ihr recht sein würde, wenn er dawiderredete, und schwieg. Um so lebhafter widersprach der Rainer. Sie müsse gewiß mit, er sei dem Bruder kein Ersatz für sie, und mit kaltem Essen, daran sie sich erst müd schleppen müßten, nähm' er nicht vorlieb.

„Wenn ich euch was kochen soll, müssen wir's doch auch erst mit hinauftragen," sagte Barbara darauf lächelnd. Rainer ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Da sind wir zu dreien, da trägt sich's leichter," sagte er. „Also komm schon mit, Schwägerin, damit wir zusammenbleiben. Ich will mir einen fröhlichen Tag machen mit euch da oben — hab' sie lang genug entbehrt, die grüne Almenherrlichkeit!"

Sie ließ sich wirklich herumreden, und Ulrich ärgerte sich, daß er das nicht selbst versucht und gekonnt hatte. Ja, sie fand sich sogar bereit, mit den Männern zugleich zu gehn, statt erst auf Mittag nachzukommen.

„Was wirst Du in der großen Sonnenhitz' da hinaufsteigen — das wär' ja nicht g'scheit!" hatte der Rainer gesagt, und sie fand, daß er recht hatte. So packte sie in einen Korb, was nötig war, mitzunehmen, und brachte Christen und Mareili zur Nachbarin. Der Alois durfte mitgehn; Ohm Rainer hatte versprochen, ihn zu tragen, wenn's ihm zu viel werden sollte. Sie schlossen das Haus ab und machten sich zu vieren auf den Weg.

Über die Wiese hinunter und quer über die Straße, an der Kirche vorbei und auf schmalem Wege zum Talgrund hinunter ging es mit rüstigen Schritten. Überall hatte der Rainer zu grüßen und zu winken, die, welche er schon gesehen hatte, und die andern, die bis jetzt nur erst von seiner Heimkehr hörten. Er tat es mit lachendem Gesicht und fröhlichem Zuruf, und die Freude leuchtete ihm immerfort aus den Augen. Barbara sah ihn heimlich an und dachte: so kann doch nur ein Mensch aussehen, der ein schneeweißes Gewissen hat und seine Seele gleich vor aller Welt offenkundig hinlegen könnte!

Auf grober Brücke aus Tannenstämmen überschritten sie das brausende Wasser, bei einer Sägemühle, deren Schöpfrad sich fleißig drehte und weißen Gischt umherspritzte. Dann begann der Pfad, durch Wald und Wiesen aufwärts zu steigen, an einzelnen kleinen Höhen vorbei, bis diese aufhörten und nur noch die braunen

Schober und Viehhütten auf dem grünen Teppich der steiler werdenden Hänge gleich großen Nestern hingen.

Das scharfe Steigen machte, daß sie alle schweigsam waren. Dann und wann blieb Barbara stehn, um einmal frei auszuatmen. Ihre Brust dehnte sich dabei, ihre Wangen waren jugendlich gerötet. Durch die geöffneten Lippen aus und ein ging der Atem, ihre Augen leuchteten von innen heraus. Das Wandern und Steigen in solcher Luft tut wohl an Leib und Seele. Barbara, die mehrere Tage hintereinander den Hof nicht verlassen hatte, empfand es mit hingebender Lust. Seit der dumpfe Sorgendruck auf ihr lag, hatte sie die Freude am Herumsteigen verloren, gönnte sie sich auch keine Muße mehr dazu, sondern meinte, um so rastloser an ihrem Teil arbeiten zu müssen, wo der Amberger zu viel feierte. Heute hatte sie sich fast wider Willen den Männern angeschlossen. Nun war sie des froh, schritt je länger je rüstiger aus und fing sogar an, gesprächig zu werden.

Auf der Alm mähten zwei Knechte das blühende Gras, und zwei Mägde warfen die üppigen Schwaden mit dem Rechen auseinander, damit die saftige Mahd schneller und würziger trockne. Auf einem höher gelegenen Wiesenstück lag schon das Heu zu Haufen geschichtet und harrte des Einbringens.

Die Sennhütte, die seit Wochen leer stand, weil man das Vieh höher hinaufgetrieben hatte, war sauber gefegt und gelüftet. Barbara hielt darauf, denn sie wollte es ordentlich um sich haben, wenn sie hier heraufkam. Sie stellten den Korb mit dem Mundvorrat auf den kalten Herd in der engen Küche, und während die Frau sich ans Auspacken und Zurichten machte, gingen die Männer an die Arbeit. Sie stiegen hinauf zu der obern Alm und prüften das Heu auf seine Trockenheit; und nachdem sie es für gut befunden, schickten sie die Knechte mit dem Handschlitten hinauf, daß sie es zum Schober herabbrächten. Sie selbst griffen zu den Sensen.

„Wirst's noch können, Raini?" rief Ulrich und lachte dem Bruder zu. Der ging statt aller Antwort an den Platz, den der Knecht eben verlassen, und hieb ein. Das ging, als habe er nie andre Arbeit getan. Die sehnige Kraft seines Körpers kam so recht zum Ausdruck dabei. Nur so lang aushalten konnte er noch nicht. Als er nach wenigen Minuten die Sense absetzte, schien er in Schweiß gebadet, und der Atem ging schneller und stärker. Aber er lachte fröhlich, als er sich mit dem bunten Sacktuch die Stirn wischte.

„Heiß ist's halt!" rief er pustend.

„Das will ich meinen," gab Ulrich zurück, nun seinerseits innehaltend, obschon's noch nicht nötig gewesen wäre. „Deine Arme können's schon noch — nur die Lunge ist aus der Übung!"

„Die Heimatluft wird sie's bald wieder lehren," rief Rainer fröhlich und machte sich wieder ans Mähen. Seit Jahren habe ihm keine Arbeit so wohlgetan, meinte er.

Barbara lehnte in der Hüttentür und sah ihnen zu. Wie sie die beiden so rüstig schaffen sah und zwischendurch miteinander plaudern und lachen hörte, kam ihr ein Bibelvers in den Sinn: „Siehe, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig miteinander wohnen." Ja, wirklich, fein und lieblich war es anzusehen; und dazu der würzige Duft von all den Kräutern in der Sonnenwärme, das Zirpen der

Grillen, das Piepen und Zwitschern der Vögel, das Plätschern des Brünnleins, und endlich vom Kirchlein herauf die Mittagsglocke. — Der Barbara wurde weich ums Herz, sie fühlte es sogar feucht werden in den Augen. Sie hatte in letzter Zeit so viel Unfrieden gespürt im Hause und im Herzen, nun übernahm sie der große, sonnige Friede ringsum. —

Die Welt, wie Gott sie geschaffen im Anfang, war voll von solchem Frieden; daß heut so viel Unfried darinnen ist, das haben die Menschen getan. Und darum ist die Einsamkeit der Natur so schön, weil man da einmal zum Frieden zurückkehrt.

Als die helle Glocke schwieg, ging Barbara hinein, um auf dem lustig knisternden Holzfeuer einen Pfannkuchen zu backen, zu dem sie schon einen guten Eierteig geschlagen hatte. Dazu briet sie ein paar Scheiben Speck schön goldbraun, daß der Duft über die Wiese zog, und schnitt das weiße Brot in Scheiben. Dann weckte sie den Alois, der im Grase hinter der Hütte fest eingeschlafen war, und er mußte ihr helfen, die Mahlzeit vor der Türe aufzustellen, denn da im schützenden Schatten der Bretterwand war's schöner und luftiger als im dunkeln Innern.

Der köstliche Speckduft hatte die Männer an die Zeit gemahnt und an ihre hungrigen Mägen. Sie legten die Sensen fort und kamen herbei. Im Grase ausgestreckt, nahmen sie miteinander das Essen ein, und es war schwer zu sagen, wer von ihnen der eifrigste war. Dann hielten sie eine kleine Mittagsruhe. Nachher gingen sie nochmals an die Arbeit, während Barbara das Geschirr zusammenstellte und die Magd anwies, es hernach mitzunehmen. Sie selbst ging mit dem Knaben voraus, um der Kleinern willen, die sie der Nachbarin nicht länger als nötig aufbürden mochte.

Es wurde ihr fast schwer, sich von der sonnigen Stätte zu trennen. Mehreremal blieb sie stehn, sah den Männern zu, sah hinauf zum blauen Himmel, über den ein paar schöne weiße Wolken zogen, und hinunter ins Tal, in dem das Dorf lag, so hübsch und sauber, daß man gleich hätt' damit spielen mögen. Es wollt' ihr gar nicht in den Sinn, sich von dem Frieden hier oben trennen zu müssen. Bis sie sah, daß der Alois ihr weit voraus war. Da lief sie schnell hinter ihm her. —

Seit einer Woche schon war Rainer Amberger als Gast in seines Bruders Haus, und Ulrich schien das Wirtshaus darüber vergessen zu haben. Abends kamen die Bauern der umliegenden Höfe, um sich von des Rainers Erlebnissen erzählen zu lassen. Sie rauchten ihre Pfeife auf der Bank unter dem Ahorn, fragten und schwatzten, und Barbara saß dabei und hörte zu. Am Himmel glitzerten die großen, sommerlichen Sterne, der schmale Mond goß einen dünnen Lichtglanz über die Vieścher Gletscher. Das Heu duftete, und die Lütschine rauschte. Manchmal lachte der Rainer mit so einer echten, unverdorbenen Fröhlichkeit, wie ein Kind lacht. Dann stimmten die andern ein.

Sie hatten ihn als jungen Burschen alle so gern gemocht; er war so gerade und ehrlich gewesen, immer guter Dinge, ohne Arg und niemand Arges zutrauend. Genau so war er auch geblieben. Aber er war ein Mann geworden, hatte erlebt

und geschafft. Der Reiz unbekannter Dinge, die ihm vertraut geworden und seinen Landsleuten fremd geblieben waren, umgab ihn. Er tat sich nicht groß mit seinen Erlebnissen und seinem Wissen; er sprach davon nur, um ihnen Freude zu machen.

Am meisten freute sich Ulrich. Es war ordentlich zu sehen, wie stolz er auf den Bruder war; seine Blicke füllten sich mit zärtlicher Bewunderung, die bei ihm, dem Ältern, etwas Rührendes hatte, und manchmal schlug er den Rainer kräftig auf die Schulter und sah sich im Kreise um, als wollte er sagen: ‚Seht ihr, der da ist mein Bruder!'

Der Verkehr mit ihm schien das Bedürfnis nach anderm Umgang ganz ausgelöscht zu haben. Rainers Angelegenheiten beschäftigten ihn ausschließlich. Sie handelten um ein kleines Gehöft mit Wiesen und einem Stückchen Wald oben auf dem Hertenbühl — einer sonnigen Matte, die sich oberhalb Gydisdorf an der Bergwange hinzieht. Den ganzen Tag, bei der Arbeit, beim Essen, hatten sie zu erwägen, zu beraten, zu bedenken. Ulrich unterstützte nach Kräften des Bruders Wunsch, sich hier anzusiedeln.

Barbara war glücklich; ihr Mann schien den Uttdörfer zu vergessen und alles, was mit diesem Umgang sonst noch zusammenhing. Er war wieder geworden, wie er früher war, gutlaunig und häuslich. Jeder Schatten von Schuldgefühl und Vorwurf war zwischen ihnen gewichen, sie lebten wieder wie ein Ehepaar, bei dem alles in Ordnung ist. Sie sah ihn mit hellen Augen an, und er schlug den Blick nicht nieder. Er küßte sie, und sie wehrte ihm nicht. Sie schien es ganz vergessen zu haben, daß sie sich vor ihm geekelt hatte.

Und das alles hatte der Rainer getan. Wenn er den Hof auf dem Hertenbühl kaufte, so würde das die Rettung ihres Glückes sein. Sie tat, was sie ihm an den Augen absehen konnte, seine Anwesenheit erfüllte sie mit einer hoffnungsvollen Sicherheit.

Eines Nachmittags — am Sonntag — saß sie mit ihm vor der Haustür. Ulrich war ins Dorf gegangen. Die Kinder spielten mit ihren Gesellen drüben jenseits der Straße. Es war heiß; der kalkige Staub auf dem Fahrdamm blendete ordentlich; wenn ein Wagen vorüberfuhr, erhob sich eine weißlich graue, zähe Wolke. Wanderlustige Fremde kamen und gingen trotz Staub und Hitze auf allen Pfaden und Steigen.

„Habt ihr keinen Umgang mit dem Uttdörfer?" fragte der Rainer. Er hatte eine ganze Weile geschwiegen und nachdenklich die Dächer und Bäume all der ihm vertrauten Höfe gemustert, wie sie in bunter Unordnung längs der Straße und zu beiden Seiten weithin über die Hänge verstreut im Nachmittagssonnenschein gleichsam zu ruhen schienen. Barbara sah auf.

„Doch —" entgegnete sie zögernd. „Der Uli ist mit ihm zusammen, wenn's sich so trifft. Ins Haus kommt er nicht mehr. Ich frag' auch nichts nach seinen Besuchen."

„Warum nicht?" fragte der Rainer. Barbara atmete lang auf.

„Er ist ein Wirtshausgeher," sagte sie, als erkläre das alles. Der Rainer sah nachdenklich aus.

„Das war er früher schon. Ich dacht', im Ehestand würd' er sich bessern." Barbara lachte kurz und spöttisch auf.

„Warum lachst?" fragte er, unangenehm berührt.

„Um den zu bessern, bedürft' es einer andern, als seiner Frau. Die ist immer still und geduldig, wie ein Engel, und schilt und klagt nie —"

„Ja — hat sie denn Ursach' zu klagen?" Barbara zuckte die Achseln.

„Sie muß schweigen, wie eine Hofmagd. Und wenn er betrunken ist, schlägt er sie."

Über Rainers Gesicht glitt ein trauriger Schatten.

„Arme Gred —" sagte er mit einem Ton, der Barbara zwang, ihn aufmerksam anzusehen. „Kommt sie nie zu dir?"

„Früher schon; aber nun ist sie lange ausgeblieben. Vielleicht hat er's ihr verboten. 'S ist mir leid um sie, denn es tat ihr gut, wenn sie sich hier einmal ausruhte. Sie ist alt und elend geworden von den vielen Wehtagen. Aber sie hat's doch nicht anders gewollt. Du mußt's ja mit erlebt haben!" schloß sie, denn es fiel ihr ein, daß der Uttdörfer zu gleicher Zeit mit ihr Hochzeit gemacht hatte.

Der Rainer stand auf, klopfte seine Pfeife seitwärts an der Bank aus und begann sich eine neue zu stopfen; er blieb dazu stehn, seiner Schwägerin halb den Rücken wendend.

„Gwiß hab' ich's mit erlebt. Es war zur selben Zeit, als der Uli um Dich freien ging. Die Gred war ein junges Ding von zwanzig oder so herum, und rein närrisch vor Lieb' zum Uttdörfer. Die Eltern, unten im Grund, wollten's nicht zugeben, weil der Uttdörfer allenthalben für einen wilden Gesellen galt. Nun war's aber gerade seine Wildheit, die's dem blonden Ding angetan hatte. Es gab böse Worte und viel Tränen. Endlich soll die Gred gesagt haben, wenn man ihr nicht nachgäbe, so würde sie zum Uttdörfer gehn, ungetraut, denn die Seine müsse und wolle sie bleiben, sie hab' es ihm und sich selbst geschworen. Nun — da hat man ihr endlich den Willen gelassen." Er hatte sein Pfeifchen in Brand gesteckt und tat den ersten, kräftigen Zug. Dann fuhr er fort: „Nun dacht' ich, ihre große Lieb' würd' ihr helfen, ihn auf bessere Wege führen —"

„Auch die größte Lieb' ist machtlos in sowas," entfuhr es ihr hart. Jetzt sah er sie erstaunt an. Sie fühlte es, bereute ihre Worte und sprach hastig weiter: „Sie hat nie etwas vermocht über ihn, und er hat sie ganz und gar zu Grunde gerichtet."

Darauf sagte der Rainer nichts. Er hatte sich wieder auf die Bank gesetzt, seine Augen waren völlig klar. Barbara rückte ein paarmal unruhig hin und her; dann begann sie verlegen:

„Da wir doch einmal davon reden, Schwager, so möcht' ich Dir sagen — mir wär's recht, wenn auch Du Dich ein wenig zurückhieltest vom Uttdörfer. Es möchte den Umgang mit dem Uli befördern, wenn Du Dich freundschaftlich zu ihm stellst, und es ist dem Uli nicht gut, wenn er mit dem Uttdörfer geht —"

Sie sprach es stockend zu Ende, und der Rainer glaubte eine geheime Sorge aus ihrer Stimme, aus ihrem ganzen Wesen dabei zu erkennen.

„Laß Dich das nicht kümmern," sagte er. „Der Uttdörfer ist mir zuwider gewesen von jeher. Als kleine Buben schon rauften wir miteinander wie Hund und Katze. Ich hab' sein Haus noch nicht betreten und werd' das auch nicht tun. Das hab' ich auch dem Uli schon gesagt."

Barbara sah auf. „Hat er schon mit dir hingewollt?"

„Ja — als er mit mir den alten Freunden Gutentag sagen ging. Der Uttdörfer ist nie mein Freund gewesen, hab' ich ihm gesagt, und ich will's auch fürder nicht mit ihm versuchen; wir möchten wieder ins Raufen kommen." —

Barbara mußte viel nachdenken über diese Unterhaltung mit dem Schwager. Daß er den Uttdörfer nicht mochte, war ihr sehr recht. Daß er sich für die arme Gred so erwärmte, reizte ihre weibliche Neugier.

Abends, als sie mit Ulrich allein in der Stube war, fragte sie ihn:

„Sag', Uli, ist nicht der Rainer mal wegen einer Lieb' aus dem Lande gegangen?"

„Ja — ich glaub's; ich hab' selbst nie Genaues gewußt darüber. Wieso? Warum fragst?"

„Meinst Du nicht, daß es am End' wegen dem Uttdörfer seiner Gred gewesen sein könnt'?" Ulrich sah sie ganz verblüfft an. Dann lachte er hell heraus.

„Die Gred! Haha! Die hutzlige Gred!"

„Sie war nicht immer hutzelig!" sagte Barbara gekränkt. „Der Uttdörfer hat sich doch auch einmal in sie verliebt gehabt!"

„Der wird wohl mit ihren großen Truhen geliebäugelt haben, mehr als mit ihr!" rief Ulrich heiter. „Nein, die Gred hat nie Aufsehen gemacht unter uns Burschen. Und der Rainer — nein, ich glaub's nicht, ich kann's mir nicht einmal denken!"

Eine Weile später, als sie schon zu Bett lagen und die Lampe gelöscht hatten, zupfte Barbara den Mann am Ärmel:

„Uli — schläfst schon?"

„Nein doch; was willst?"

„Ich will nur — daß Du dem Rainer nicht gar erzählst, was ich von ihm gesagt hab'!"

„Bist nicht gescheit, Bärbeli! Wer wird so ein Narr sein! Und nun mach, daß Du d' Augen zudruckst!"

Am nächsten Sonntag nachmittag war der Ulrich zerstreut und unruhig, als ob irgend etwas ihn beschäftige, davon er sich nicht zu sprechen getraue. Als Barbara einmal das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich zu seinem Bruder.

„Was meinst, Raini — gehen wir einmal aus, heut abend?" Rainer, der am offnen Fenster saß und an einem Holzlöffel für das Mareili schnitzte, wandte langsam das Gesicht herum.

„Ja, wohin denn, meinst?"

„Zum Gletschwirt, nach Grund im Tal," rief der Ulrich so leichthin. „Du triffst allerhand Leut' da, eine lustige Gesellschaft."

Rainer stützte die Hand mit dem Schnitzmesser auf die Fensterplatte und sah den Bruder nachdenklich an.

„Weißt, Uli — ich bin kein Freund von den Wirtshäusern. In der Stadt, da bin ich wohl ab und an hingegangen, wenn ich sonst nichts mit mir anzufangen wußt'. Gefallen aber hat mir's nimmer. Und hier, mein' ich, wo wir die ganze schöne Gotteswelt zum Freitisch haben, wär's eine Sünd', sich ins dumpfige Wirtszimmer zu setzen und zu trinken, was im Freien viel besser schmeckt."

„Es ist doch nicht nur ums Trinken," brummte Ulrich.

„Um die Gesellschaft, meinst? Schau, ich sehn' mich nach keiner andern Gesellschaft, nun ich wieder in meiner Familie bin. Zudem haben wir Gesellschaft genug gehabt und können sie immer haben — draußen, vor Deiner Haustür, unter den Ahornen. Das ist schöner als das Wirtshaus!"

„Es ist nur eben ganz ein andres!" sagte Ulrich verstimmt.

„So geh allein hinunter," schlug der Rainer vor und schnitzelte weiter — „wenn Du Deine Frau so am heiligen Sonntag allein lassen magst."

„'S Bärbeli könnt' auch ausgehn mögen," wehrte Ulrich den versteckten Vorwurf ab.

„Deswegen wär' sie doch allein, ohne Dich, mein' ich. Am lieben Sonntag gehört zu einander, was sich gut ist!"—

„Man ist die ganze Woch' zusammen!" wandte Ulrich ein.

„Ja, aber ein jedes hat seine Arbeit und nicht viel Zeit für den andern. Dazu ist der Sonntag da, daß man das nachholt." Rainer sprach ganz absichtlos, wie es nun einmal seine Meinung war. Ulrich aber argwöhnte, die Barbara habe ihm etwas geplaudert.

„Halten's die Eheleute ‚draußen' alle so?" fragte er spottend.

„Die guten — sicherlich," antwortete Rainer ruhig. „Und den schlechten wirst du's doch nicht nachtun wollen!"

Ulrich sagte darauf nichts mehr, und Rainer fühlte, daß seine Weigerung den Bruder geärgert hatte. Darum hub er noch einmal an:

„Wenn Du für heut gehn möcht'st, Uli — wenn Du etwa eine Verabredung hast — ich nehm Dir's nicht übel, und Du wirst's mir nicht verargen, wenn ich nicht mitkomm'. Schau, was sollt' ich im Wirtshaus? Trinken mag ich nicht viel; die Karten rühr' ich nicht an; die dicke Luft macht mir alleweil Kopfweh, so daß mir die Lust am Reden vergeht. Ich halt' inzwischen mit Deiner Frau die Zeit aus!"

Ulrich stierte vor sich hin auf die sauber gefegte Diele. Dann sagte er mit einem kurzen Stoßseufzer:

„Laß schon gut sein — ich geh' nicht. Es war mir nur so ein Gedanke. Soviel liegt mir nicht daran, daß ich Dich deswegen verließe."

Er kam auf andres, redete dies und das. Rainer konnte aber den Eindruck nicht los werden, daß er dem Bruder eine unangenehme Enttäuschung bereitet habe. —

„Sag' der Barbara nichts von dem, was wir vorhin geredet haben," sprach Ulrich mitten zwischen noch einmal. Er sah dabei aus, als schäme er sich. Rainer betrachtete ihn aufmerksam. Heimlichkeiten vor der Frau? — Das besagt nichts Gutes, dachte er.

Den ganzen Abend blieb Ulrich verstimmt; nur ganz wenig, aber Rainer bemerkte es doch, und Barbara merkte es auch; sie dachte sich gleich: er möchte ins Wirtshaus gehn, aber er traut sich nicht. Trotzdem sie darauf vorbereitet gewesen, ja darauf gewartet hatte, daß er wieder einmal einen abendlichen Gang antreten würde, fühlte sie sich bedrückt von der Angst, daß es nun wieder so weit sein möchte mit ihm. Sie segnete im stillen den Rainer, dessen Anwesenheit ihn immer noch zurückhielt.

Die Woche mit ihrer rüstigen Arbeit zerstreute die Schatten, die flüchtig über den häuslichen Frohsinn hingezogen waren. Mehreremal stieg Rainer hinauf zu dem Gehöft auf dem Hertenbühl; er war immer noch nicht handelseinig, es gab viel dafür und dawider, und allerhand Geschäftliches, das sich in die Länge zog. Barbara bewunderte, wie verständig er alles erwog; er versprach ein guter Hausvater zu werden.

Am Samstag, als sie bei der Kohlsuppe saßen, war Ulrich wieder einmal schweigsam, nachdem er die ganze Woche sehr guter Dinge gewesen. Auf einmal sagte er, ohne die Frau oder den Bruder anzusehen, mit trotziger Stimme:

„Ich hab' versprochen, heut abend um sieben Uhr zum Gletschwirt zu kommen. Tust mich begleiten, Raini?"

Rainer löffelte gleichmütig seine Suppe weiter und sah nicht, wie die Frau ihm gegenüber ein blasses, böses Gesicht bekam.

„Wem hast's versprochen?"

„Dem Uttdörfer."

„So — nun, dann geh nur allein! Und auch sonst wär' ich wohl nicht mitgegangen. Du weißt ja, wie ich darüber denke."

Sie aßen schweigsam weiter. Barbara sprach kein Wort mehr. Als er aufgegessen, stand Ulrich mit einem kurzen „G'segn' es Gott" von Tisch auf, ging hinaus und machte die Tür fest hinter sich zu.

Die Zurückbleibenden blieben still. Barbara fing an, den Tisch abzuräumen. Jetzt sah der Rainer sie an und bemerkte die Veränderung an ihr. Da gibt es etwas, wovon ich noch nichts weiß, dachte er bei sich. Und dann fragte er:

„Geht der Uli oft ins Wirtshaus, Schwägerin?" Sie zuckte, als ob die Frage weh täte.

„Oft nicht gerade — nein. Und doch wär's besser, er ließe es ganz."

„Er ist mir böse, weil ich nicht mit ihm kommen wollt', schon am Sonntag nicht —" Sie sah schnell und flüchtig auf.

„So — also hatt' er Dich nicht das erste Mal gebeten. Nun, er ist Dir nicht bös, weil Du nicht mittust, sondern er hat ein schlecht's Gewissen und denkt, Du könnt'st ihn scheel ansehen, und das ärgert ihn." Es klang etwas Scharfes, Schlimmes aus ihrer Stimme.

„Wie könnt' ich ihn scheel ansehen — ich hab' ihm nichts vorzuschreiben."

Barbara zuckte die Achseln. „Er schämt sich halt —"

„Ja — hat er denn schon Ursach, sich zu schämen?"

„Wirst's ja sehen," sagte sie und ging mit dem Arm voll Näpfe hinaus.

Rainer fühlte sich unbehaglich. — Er ging dem Ulrich nach, um noch ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, fand ihn aber nicht aufgelegt dazu.

„Ist ja gut, Raini," meinte er freundlich, aber abwehrend. „Du magst nicht gehn — so geh' ich allein. Verzürnen brauchen wir uns deshalb nicht. Wenn D' lang hier bleibst, können wir uns nicht alleweil nacheinander richten."

Damit war's abgetan. Gegen Abend ging Ulrich ins Wirtshaus, und Rainer leistete seiner Schwägerin Gesellschaft auf der Bank unter den Ahornen.

Die Kinder lagen zu Bett. Das Gesinde schwatzte und gähnte hinterm Zaun am Steige. Barbara strickte, woran das Dämmerlicht sie nicht hinderte, und war sehr schweigsam. Der frische Quell in Rainers Brust versagte fast angesichts dieser finstern Schweigsamkeit.

„Schwägerin," sagte er endlich, „nimm Dir's nicht so zu Herzen, daß der Uli einmal Wege geht, die Dich nicht gut dünken. Mit Weinen und Zetern hat manche Frau ihren Mann schon tiefer hinein getrieben in so etwas!"

„Ich weine und zetere ja gar nicht." Barbara sagte es sehr kalt.

„Dein Gesicht, das Du aufsetzt, ist viel schlimmer," entgegnete Rainer ehrlich. „Mach's nicht so wichtig! Tu, als sei gar nichts vorgefallen — das wird den Uli beschämen, und er wird in sich gehn. Mit solchem Gesicht erweckt man den Trotz im Manne."

„Mein Gesicht — ob froh oder finster — und meine Tränen, wenn ich ihm je welche geweint hab', halten oder treiben den Ulrich nicht," sagte Barbara mit tiefer Bitterkeit. „Den hält nichts mehr, den treibt eine böse Macht." —

„Der Uttdörfer?" fiel Rainer ein.

„Der Uttdörfer, ja; der sich seine Schwäche zu Nutz macht, wie der leibhaftige Teufel!"

„Und darum kannst den Uttdörfer nicht leiden, gelt, Barbara?"

Sie nickte. „Darum, und überhaupt."

Rainer schwieg eine Weile und sah empor zu den weißen Gipfeln.

„Es ist immer so gewesen und wird immer so sein in der Welt, daß einer den andern verführt. Und ich mein', die Schuld liegt nicht bei dem Verführer, sondern bei dem, der sich verführen läßt."

„Willst dem Uttdörfer das Wort reden?" Sie rückte unwillkürlich um ein weniges von ihm fort und sah ihn mit zornigen Augen an.

„Nein, das will ich nicht. Ich meine nur, der Uli darf sich nicht verführen lassen — von so einem Lumpen!"

Rainer sprang auf; er war sehr erregt, ballte die Faust, und in seinem Gesicht leuchtete es. — Barbara war fast erschrocken. Die Verachtung, mit der er vom Uttdörfer sprach, dünkte sie nun doch zu viel. Und dann wieder dachte sie, daß ihr in diesem Manne vielleicht eine Hilfe gegeben sei —

„Rainer," sprach sie, ließ ihr Strickzeug fahren und sah in heiligem Ernst zu ihm auf, „der Uli ist auf schlimmem Wege — schlimmer als Du bei Dir denken magst. Ich würd' es Dir nicht gestehn, wenn Du es nicht auch ohnedem bald erfahren würdest. — Und Du bist doch sein einziger Bruder — und bleibst nun

vielleicht ganz hier — und kannst es doch nicht schweigend ansehen — kurzum, Rainer, ich bitt' Dich, bitt' Dich von ganzem Herzen: hilf mir den Uli zu retten!"

Sie hatte die Hände gefaltet, Tränen erstickten ihre Stimme und glänzten in den flehend zu ihm aufgeschlagenen Augen. — Rainer fühlte es heiß aufwallen in seinem Herzen.

„Ja, Barbara, ich will Dir helfen, soviel ich kann!" Sie gaben sich die Hand, als wie zu einem Gelöbnis. Dann standen sie lange stumm nebeneinander. Barbara wischte die Tränen fort. Rainer kämpfte, daß er ruhig würde, dann sagte er:

„Wenn Du soviel Vertrauen zu mir gehabt hast, hab' auch noch ein weiteres und erzähl mir, wie's gekommen ist — von Anfang an. Es ist nur, damit ich um so besser weiß, was ich zu tun hab'!"

Er zog sie wieder nieder auf die Bank; im Sitzen ging das Sprechen besser. Sie zögerte erst noch und sah ihn an mit einem langen Blick, wie um zu erforschen, ob er's ehrlich meine.

Dann schüttete sie ihm das Herz aus.

Es war eine Wohltat, sich das alles einmal herunterzureden. Und sie sagte ihm jedes; daß er das Geld verspielte, daß er betrunken heimkam, daß sie sich dann vor ihm ekle. Nur, daß sie jetzt in Geldnot sei, verschwieg sie ihm. Sie schämte sich zu sehr.

Rainer unterbrach ihre mit gedämpfter Stimme vorgebrachten Reden kaum ein einziges Mal. Sein Gesicht wurde sehr traurig.

„Ich habe nie geglaubt, daß es so stehe," sagte er ernst. Dann schöpfte er tief Atem und reckte seine männliche Gestalt. „Das muß anders werden —" er brach ab und sah auf seine Schwägerin, die er fast vergessen hatte.

„Ich mein', es ist Zeit, daß Du schlafen gehst." Ein tiefes Mitleid lag in Ton und Blick. „Oder willst auf den Uli warten?"

„Ach nein —." Sie wickelte den langen Wollfaden auf. „Und ich mein', es ist besser, wenn auch Du ihn nicht erwartest; wenn er keinem mehr begegnet bei der Heimkehr —"

Sie hatte Angst, Rainer könnte ihn in seiner Schwäche sehen; sie schämte sich in ihrer Seele vor seinem Bruder.

„Freilich, freilich," nickte er zerstreut. „Ich will nur noch ein wenig überdenken, was Du mir gesagt hast."

Wieder sah sie ihn forschend an, während sie die stählernen Stricknadeln zusammenlegte, ob sie ihm auch wohl trauen dürfe.

„Und wenn Du ins Haus kommst — laß die Tür offen!" bat sie. Er nickte verständnisvoll.

Als Barbara hinein war, saß er lange ohne sich zu rühren, die hellen Augen traurig ins Weite gerichtet. Dann flammte es auf in seinen Augen. Er sprang auf, ballte wieder wie vorhin die Faust und murrte zwischen den geschlossenen Zähnen:

„Mein eignes Jugendglück hast mir gestohlen — meines Bruders Herd werd' ich vor Deiner falschen Freundschaft zu bewahren wissen, ich! Der Rainer Amberger!"

Dabei gingen seine Blicke hinunter über die Straße weg nach des Uttdörfers Hausdach, auf dessen taufeuchten Schindeln der Mondschein spiegelte. —

Wie er der Schwägerin versprochen, erwartete er den Bruder nicht, sondern ging bald hinauf in sein Zimmer. Er kleidete sich aus und warf sich auf die Betten, ließ aber das Fenster offen und die Tür nur angelehnt. Da indes der Luftzug sie dann und wann leise klappern machte, drückte er sie ins Schloß.

Er schlief nicht. Mit wachen Augen lag er und lauschte.

Lange nach Mitternacht hörte er etwas. Zuerst in weiter Ferne, auf der Landstraße, vereinzelte Stimmen und ein heiseres, höhnisches Lachen. Das Blut stieg dem Rainer zu Kopf — die Lache kannte er. So hatte der Uttdörfer gelacht, als er zum erstenmal mit seiner Braut im Dorfe ging, an ihm vorbei —

Dann blieb's geraume Zeit still. Und dann kamen schwere Schritte daher, immer näher, den Hang herauf und dem Hause zu, ungleiche, unsichere Schritte; dazwischen klang das häßliche Aufschlucken des Trunkenen.

Rainer drückte die Hände vor die Augen, obschon er nichts sah. —

Der da unten kam herein. Er polterte über den Flur in die Stube, wo er mehreremal geräuschvoll an Tisch und Stühle stieß.

Rainer hatte plötzlich eine Angst, daß die Barbara schreien würde — er wußte selber nicht, wie er darauf kam — der Uttdörfer schlug ja auch die Gred, wenn er betrunken war. In dem Zustande ist einer wie der andre. Aber es geschah nichts dergleichen. Es wurde still — ganz still. Und als eine Viertelstunde verstrichen war, ohne daß etwas im Hause sich noch gerührt hätte, legte sich Rainer aufseufzend auf die andre Seite.

Gott sei Dank — der Uli war eingeschlafen —

Als Rainer am andern Morgen herunterkam — ein wenig später als sonst, als möchte er das Wiedersehen hinausschieben — war alles wie immer. Barbara saß in der bereits aufgeräumten Stube am Tisch und gab den sauber gewaschenen Kindern die Morgensuppe. Von Ulrich war nichts zu sehen.

Das seit gestern so verfinsterte Gesicht der Bäuerin hellte sich auf, als der Rainer eintrat. Er war auch wirklich herzerquickend anzusehen mit dem Glanz von Gesundheit und Jugend um sich her, wennschon er heut ernster drein schaute, und sie bot ihm freundlich den Morgengruß. Nach ihrer gestrigen Unterhaltung hatte sein Anblick einen ermutigenden Einfluß auf sie. Die Frage, die in seinen Augen lag, unausgesprochen verstehend, sagte sie:

„Uli ist schon auf und davon. Sonst macht er spät Tag nach solchen Nächten. Heut aber war er früher auf, als ich. Er müsse auf die Bußalp, sagte er, ein Stück Vieh sei erkrankt; der Milchbub' hab' ihm die Nachricht gebracht, als er gestern abend auf dem Wege nach Grund gewesen." Als Rainer sich an den Tisch setzte und Barbara den gefüllten Teller vor ihn hinstellte, beugte sie sich ein weniges über ihn und raunte ihm zu, daß die Kinder es nicht hören möchten: „Ich mein', er hat Dich vermeiden wollen."

Rainer antwortete darauf nicht und sagte auch sonst nichts, außer daß er mit den Kindern seinen Scherz trieb, wie alle Tage. Als er sich satt gegessen, nahm er Hut und Bergstock und bot seiner Schwägerin Lebewohl.

„Wo willst hin, Rainer?" fragte sie, ihn bang ansehend.

„Dem Uli nach," war die Antwort. Barbara machte ein peinvoll verwirrtes Gesicht.

„Rainer —" stotterte sie, „ich glaub', es ist besser, Du läßt's! Du wirst ihm doch nichts sagen, Rainer!"

Er lächelte nur, nahm ihre Hand und drückte sie kräftig.

„Du hast mir vertraut," sagte er schlicht, „nun darfst nicht fürchten. Ich werd' nichts Ungeschickt's beginnen — er ist ja doch mein Bruder!"

Sprach's, schwenkte grüßend den Filz und ging.

Die Bußalp lag am Faulhorn, nach dem Lütschinetal zu, hoch oben über den Häusern vom Grindelwald. Über ihrem baumlosen, grasigen Hang türmte sich eine vielgezackte, schroffe Felsenmauer, vom jähen Absturz ins Tal zur Linken sich hinziehend nach rechts, bis zum stumpfen Faulhornkegel hinauf. Die Amberger Bauern teilten sich von jeher mit mehreren andern den Besitz und trieben gemeinsam im Hochsommer, wenn man auf den untern Almen das Gras für die Sense wachsen ließ, ihr Vieh da hinauf, ein jeder in seine Hütten.

Rainer kannte den Weg von früher her gar gut. Ohne das Dorf zu berühren, stieg er in dem oberhalb desselben sich hinziehenden Walde schräg bergan, den brausenden Bach und das grünende Tal immer tiefer unter sich lassend. Je höher er stieg, je einsamer ihn das feierliche Waldesdunkel umgab, je mehr die Erde gleichsam unter ihm zurückblieb und je näher er dem strahlend blauen Himmelsdache kam, um so leichter wurde ihm das bedrückte Herz. Wie frischer Frühschnee schmolzen seine Sorgen, nun die strahlende Gottessonne darüber hinlachte.

Dann trat auch der Wald hinter ihm zurück. Matten mit steinernen und hölzernen Gehegen, mit vereinzelten breitästigen Bäumen und lustig glucksenden und plätschernden Rinnsalen dehnten sich grün und sonnig vor ihm aus. Überall waren fleißige Hände mit der nun bald beendeten Heuernte beschäftigt, und die Ziegen rupften an dem kurzen Grase. Kräftige Sennbuben mit dem Milchküben auf dem Rücken stiegen zu Tale; ein halbwüchsiger Knabe trieb ein wohlgenährtes Kalb vor sich her, bergab. Rainer tauschte manchen fröhlichen Gruß, hielt sich aber nirgends viel auf, sondern stieg mit langen, ruhigen Schritten weiter.

Auf schmaler Brücke überschritt er den Angerer Bach, der unmittelbar oberhalb derselben über eine hohe, steile, schiefergraue Felswand herunterstürzt, so daß der Gischt dem Wandernden tauig kühl über das erhitzte Gesicht sprühte. Und nun stand der Rainer still. Vor ihm abermals Wald, und darüber herschauend die Zinnen der trotzigen Felsenmauer ob der Bußalp. Rechts in steilem Anstieg Matten und Wildwald, bis dicht unter den Gipfeln des Rothorns mit seinem toten Steingeröll und felsigen Schädel. Und dann wandte der Rainer das Gesicht nach links.

Der Eiger war bei einer Biegung des der Bergformation sich anpassenden Weges weit zurückgetreten und gab dem Blick frei, was bis dahin sein felsgepanzerter Leib in trotziger Wucht verdeckte. Himmelhoch und silberhell stand sie da am tiefblauen Firmament, über die grünen Vorberge emporragend wie eine Königin über ihre Vasallen, die ihr in lachender Verehrung die Schleppe ihres weißen Mantels tragen; stand sie da, im Sonnenglanz gebadet, blendend umwoben von goldnen

Funkengarben, still, heilig und ewig, die königliche Jungfrau, und schaute mit hoheitsvollem Gruß über die Welt zu ihren Füßen.

Als der Rainer noch ein kleiner Junge gewesen war, hatte seine kindlich hastige Sehnsucht immer denselben ungestümen Flug genommen. Hinauf auf den weißen Berg wollte er, auf dem der Himmel ruhte, und auf den weißen Hängen Schlitten fahren. Verwundert und ungläubig hatte er vernommen, daß man da oben nicht Scherz und Spiel treiben könne, da oben gäbe es Gefahr und Tod, und wer mit dieser Jungfrau spiele, der spiele ums Leben. Und man erzählte ihm von Führern, die mit mutigen Männern ausgezogen seien, die Jungfrau zu erklimmen. Gar manchem sei's geglückt; manchen hätten sie tot oder verstümmelt nach mühseliger Wanderung zu Tal gebracht — den hatte die Jungfrau erdrückt in eisenharter Umarmung. Und mancher war niemals wiedergekommen. Was mit dem geschehen sei? fragte das Kind. Den hatte sie lieb gewonnen, die schlimme Königin, und bei sich behalten. Und der kleine Rainer bildete sich ein, der dürfe nun dort oben spielen und scherzen, und tun, was keinem andern vergönnt sei: auf den weißen Hängen Schlitten fahren. Und der kleine Rainer beneidete die glücklichen Leute, die nicht wiedergekommen waren, und nahm sich fest vor: wenn ich erst groß geworden bin, gehe ich doch auch da hinauf! —

Der große Rainer, der, an seinen Bergstock gelehnt, am Angererfall stand und mit bewundernden Augen den weißen Wunderberg anstarrte, dachte nicht mehr daran, daß er da oben Schlitten fahren möchte. Wohl aber wurde die alte Kindersehnsucht wieder lebendig in ihm, einmal diese rätselhaften, erdfernen Höhen zu erklimmen, einmal mitten innen zu stehn in all diesem leuchtenden Licht, diesem blendenden Blau, diesem wonnigen Weiß, dieser heiligen Helle! — Er atmete hoch auf, so drängten sich tollkühne Sehnsucht und rüstiger Wagemut in seinem Herzen, das diese Heimat um so heißer liebte, je länger er sie entbehrt hatte.

„Ich muß es doch einmal erreichen — ich hab' sonst nimmer Ruh!" sprach er vor sich hin, und dann stieg er weiter, denn es war ein langer Weg. Aber des öftern noch blieb er stehn und schaute sich um, und der weiße Berg schien zu lächeln und zu sagen: komm nur herauf — sollst's gut haben bei mir!

Werd's schon machen! dachte Rainer fröhlich, und dabei trat er noch einmal in den Schatten und in das Schweigen des Waldes, hier aber häufig unterbrochen durch grüne Weidestücken mit verlassenen Holzhütten und einem rieselnden Brünnlein. Höher — immer höher hinauf.

Als er den Wald ungeduldig verließ, lagen die Häuser der Alp dicht vor ihm. Eine sumpfige Senkung mußte er noch durchqueren, auf schmalem, schlüpfrigem Pfade, auf hölzerner Brücke über ein flaches Wasser, das hier allenthalben übertrat und kleine Lachen und Nebenrinnsale bildete; endlich über einen steilen Gang auf vom Vieh getretenen Treppenstufen — und er war da.

Da, und doch nicht da; denn auch diese ersten Viehhütten standen verlassen, und das Brünnlein rann umsonst in den überfließenden Trog.

Erst weiter hinten waren Spuren des Lebens, und Rainer in seiner frohgemuteten Stimmung sandte den menschlichen Gestalten, die er da drüben bei den Hütten hin und her treten sah, einen lauten Juchzer zu. Hell schallte es durch die

selige Öde dieser sonnigen Höhe. Ein Murmeltier ließ erschreckt seinen gellenden Warnungsruf ertönen — der Rainer sah es eben noch in eine Felsspalte schlüpfen. Dann klang ihm von drüben mehrstimmige Antwort.

Unter den vielen kleinen und großen Hütten, Schobern und Ställen erkannte Rainer ganz genau von weitem die vier eng aneinandergedrängten Dächer der zum Amberger Hof gehörenden Gebäude. Bald war er mitten zwischen ihnen auf dem zertretenen, schmutzigen Grasplatz, durch dessen nie ganz trocknenden Morast die Sennen sich von glatten Steinen einen unvollkommenen Steig gebaut hatten. Wie oft hatte sich der Rainer als Kind mit unsichern Tritten über diese Steine den Weg gesucht! Wie oft war er als junger Bursche darüber hingeeilt! Er kannte fast jeden einzigen wieder und glaubte ganz genau zu wissen, wo man einen neuen eingefügt hatte.

Und der Blick, den man von diesem engen, schmutzigen Hofe hatte! Als ob man aus dem eignen dunkeln, unvollkommenen Leben geradewegs hineinsehe in die himmlische Herrlichkeit und in die heilige Ewigkeit! Rings um die Jungfrau herum, links und rechts hinter ihren Schultern vorlugend, die weißen Häupter des Oberlandes in ununterbrochener Kette, wie eine Schnur von schimmernden Perlen am Gürtel der Ewigkeit — bis wo sie hinten in den glitzernden Dunstschleiern der sonnigen Ferne verschwammen. — Aber die Jungfrau überragte sie alle, die Jungfrau, die Königin! —

Rainer hatte nicht viel Zeit, sich seiner tief innerlich jauchzenden Freude zu überlassen. Denn aus der niedrigen Stalltür gegenüber trat der Uli mit einem andern, Unbekannten. Sie redeten eifrig miteinander, und Rainer kam unbemerkt näher.

„'S ist eine schlechte Zeit jetzt für den Viehmarkt," eiferte der Fremde, in dem Rainer nun einen Handelsmann aus dem Lütschinetal erkannte. „Ihr tätet besser, den Stier noch einen Monat oder zwei weiden zu lassen. Aber wenn ich ihn durchaus schon mitnehmen soll, so müßt's einsehen, daß ich den guten Herbstpreis dafür nicht zahlen kann."

„So gebt's, was Ihr könnt," sagte Ulrich mit verärgerter Stimme. „Aber gebt's gleich und nehmt's Vieh mit hinunter."

„Grüß Dich, Uli!" rief Rainers Stimme dazwischen. Ulrich fuhr herum. Der Rainer — das fehlte gerad noch! Den schickte ihm natürlich das Bärbeli auf den Hals.

„Grüß Dich auch —" gab er unwirsch zurück. „Was hast hier oben zu suchen?"

„Dich such ich!" rief Rainer fröhlich. „Warst mir ja in aller Früh davongegangen!" Ulrich wandte sich halb zur Seite.

„Na, na — tust ja grad, als ob D' nicht mehr sein könnt'st ohne mich!"

„Also sind wir einig?" sprach der Händler dazwischen. Ulrich brummte etwas Unverständliches.

„Ja, schau," rief Rainer völlig ahnungslos und arglos, „was fällt Dir denn ein, jetzt von dem Vieh zu verkaufen. Mir scheint, du tust, was kein Bauer im Grindelwald gut heißt?"

„Mir scheint, das geht Dich gar nichts an," schnauzte Ulrich, kehrte dem Bruder den Rücken zu und ging mit dem Händler in den Stall zurück, nachdem er einen der Buben herzugerufen. Um den Rainer kümmerte er sich nicht mehr.

Der hatte anfangs verdutzt dreingeschaut; dann dachte er an den gestrigen Abend und die wüste Nacht für den Ulrich, und beschloß, es ihm nicht anzurechnen, ihn aber auch nicht weiter zu reizen. Er kam ihm ja augenscheinlich äußerst ungelegen.

Er schlenderte auf den Steinen entlang zu dem Brunnen am Stallgiebel und setzte sich auf den grobgezimmerten Trog, das Gesicht gegen die weißen Berge gekehrt, über das Tal hinweg, das eng und tief und grün dazwischen lag. Aber er dachte nicht mehr an die Berge. Er dachte an den Uli und an alles, was die Barbara ihm gesagt hatte. —

Ulrich hatte wohl gemerkt, wohin der Rainer gegangen war — wo er auf ihn wartete. Denn daß er wartete, war ihm sicher; um ihm Vorhaltungen zu machen natürlich, Vorwürfe wohl gar. Er verdiente sie ja auch eigentlich, die Vorwürfe; nur wollt' er sie nicht hören. Jetzt nicht, wo ihm noch der Kopf schmerzte von der gestrigen Nacht; jetzt nicht, wo er inwendig in seinem Herzen die härteste Buße getan; wo er den besten Stier seiner Herde außer der Zeit und um ein Spottgeld weggegeben hatte, um wieder einzubringen, was er gestern am Spieltisch drangegeben hatte; damit das Bärbeli endlich einmal wieder Geld in die Finger bekäme; dann würde sie sich am Ende beruhigen. —

Ulrich Amberger stand auf seinem Almhof, darein die Sonne schien. Droben am felsigen Grat weidete seine rotgefleckte Herde, er hörte das dumpfe Geläut der Glocken, das behagliche, zufriedene Brüllen. Heut klang's aber nicht zufrieden, dünkte ihn; sie klagten, die braven Tiere da oben; klagten um den besten ihrer Schar, der dort unten, einsam und widerwillig, den groben Strick um die breiten Hörner, zu Tale geführt — oder vielmehr gezogen und gestoßen wurde. Und plötzlich ertönte auch von dort ein Gebrüll, einsam und grollend, ein klagendes Abschiedsgebrüll, dem hoch oben ein ganzer Chor Antwort gab. —

Dem Ulrich schnitt es ins Herz, aber er wollte sich nicht von der Rührung, von der Reue übermannen lassen. Er murrte einen derben Fluch, trat hastig mit dem Fuß auf den breiten Stein, auf dem er stand, und entschloß sich endlich, sich nach dem Rainer umzusehen. Der saß noch da und rührte sich nicht — wie ein Träumer.

„Nun, Raini — nichts für ungut," sagte der Bauer mit erkünstelter Harmlosigkeit und setzte sich neben ihn auf den Trog, „nichts für ungut, daß ich vorhin so unwirsche Antwort gab! Aber meine Geschäfte, weißt, da mußt mir nicht dreinreden, die laß mich allein machen!"

Rainer sah den Bruder mit seinen klaren, ehrlichen Augen an. Die Spuren der Nacht waren deutlich auf seinem Gesicht zu lesen.

„Ich hab' nicht gemeint, daß der Verkauf von einem Stück Vieh ein Geschäft sei, bei dem kein andrer zuschauen dürf'," sagte er ruhig und bemerkte, wie Ulrich rot wurde. „Ich hätt' auch nichts gesagt, wenn mich's nicht so gewundert hätt' um die ungewohnte Zeit!"

„Ich brauch' halt Geld," erklärte Ulrich mit leichtfertigem Achselzucken, wobei er Rainer nicht ansah. Dieser sah den Bruder um so aufmerksamer an. Er ahnte den Zusammenhang. Aber noch war's nicht Zeit, zu reden.

„Was macht denn das Kranke?“ fragte er, um auf andres zu kommen. Ulrich drehte sich gleich um.

„Was für ein Krankes?“ Dann besann er sich. „Ach so — ja —“ und er lachte kurz auf. „Das ist schon wieder gesund geworden!“ Plötzlich stand er auf, pflanzte sich breit vor den andern hin, stemmte die Hände in die Hüften und sagte:

„Da D' mir doch nun einmal dazwischen gekommen bist — ich will Dir's nun gestehn, es war kein Krankes heroben. Ich hab' das der Barbara nur so gesagt, um früh wegzukommen.“

„Ja — aber warum denn?“ fragte Rainer verständnislos.

„Bist Du schwerfällig!“ lachte Ulrich ungeduldig auf. „Sie wollt' halt wissen, weshalb ich so früh ausmußt — Weiber wollen fast immer Gründ' wissen, obwohl sie selbst oft keine haben — nun, und wenn man ihnen den wahren Grund nicht sagen will oder kann — so denkt man sich eben einen aus!“

Rainer sah den Bruder sprachlos an.

„Sie braucht nichts zu wissen von dem heutigen Handel,“ fuhr Ulrich gewaltsam fort. „Warum nicht — das ist meine Sach'. Sie würd' wieder Gründe wissen wollen; die Weiber brauchen aber nicht alles wissen — brauchen nicht in alles dreinreden. — So, nun weißt Bescheid, daß auch Du an Deinem Teil reinen Mund zu halten hast!“

Rainer schien diese letzten Worte gar nicht zu hören. Immer noch sah er zu dem Bruder auf, mit verständnislosen Augen, kopfschüttelnd.

„Uli!“ sagte er endlich im Tone vorwurfsvoller Güte, „Uli, so red'st von Deiner Frau? So handelst Du gegen sie?“ Dem Ulrich ward heiß und kalt unter diesen Augen, diesen Worten.

„Mein Gott, was ist denn da weiter bei!“ rief er ärgerlich. „Sie braucht doch wirklich nicht alles wissen! Mach schnell, versprich mir, daß D' nicht plaudern willst von der Sach'!“ Rainer machte eine abwehrende Bewegung.

„Geh — ich brauch' nicht erst zu versprechen, daß ich kein Zuträger sein will,“ sagte er ziemlich kurz. Dann stand er auf.

„Ich möcht' um ein Stück Brot und Käs von Deinem Sennen bitten. Der weite Weg hat mir Hunger gemacht.“

Froh, das unliebsame Gespräch zu beenden, eilte Ulrich, das Gewünschte zu besorgen. — Der Senne war noch derselbe, den Rainer von früher her kannte. Das gab ein fröhliches Wiedersehen, Händeschütteln, Fragen und Antworten. Der nicht mehr junge, bärtige Mann führte Rainer durch Ställe und Schober und hätte ihm am liebsten die Herde gezeigt, von deren einzelnen Stücken er Unendliches zu erzählen wußte. Aber Rainer sagte, so viel Zeit habe er heut nicht, er wolle auf Mittag zurück sein. Ein andermal käme er wieder, für einen ganzen Tag.

Ulrich war den beiden mißmutig und schweigend gefolgt. Bei des Bruders letzten Worten meinte er, sie könnten ja zusammen absteigen, er wolle jetzt auch heim.

Sehr gesprächig waren sie nicht unterwegs. Hintereinander trotteten sie auf dem schmalen, oft steilen und steinigen Pfade mit den schweren Bergschuhen; wenn die eisernen Spitzen ihrer Stöcke auf einen Stein trafen, gab es einen klingenden Ton. Ulrich sah finster vor sich nieder auf seinen Weg. Rainers Blicke schweiften über das

Tal hinweg zu den Bergen, die ein florartiger Mittagsdunst zu umhüllen begann. Nur die Jungfraufpitze ragte noch hoch über den irdischen Nebel empor in die Sonne hinein, strahlend hell, heilig leuchtend.

Rainer wurde wieder freier ums Herz.

‚Wenn's mir einmal hier unten zu bunt wird, dann gehe ich da hinauf!' dachte er bei sich.

Am Nachmittage verließ Rainer Amberger allein das Haus. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, seine Schwägerin ungestört zu sprechen; er hatte sie sogar gemieden. Er wollte nicht in die Gefahr kommen, nach Ulrichs Geheimnissen gefragt zu werden. Daß es zwischen den Brüdern keinen Streit gegeben habe, sagten ihr sein ruhiges, klares Gesicht und der freundschaftliche Ton zwischen den beiden. Auch Ulrich hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden und nur seiner Frau gegenüber das trotzig Scheue, wie immer nach solchen Nächten. —

Nun ging Rainer aus und sagte nicht wohin. Ulrich wagte ihn nicht zu fragen — er fürchtete eine ähnliche Zurechtweisung, wie er sie in der Frühe dem Bruder hatte widerfahren lassen. Und Barbara war keine Fragerin. Trotz Ulrich, gehörte sie durchaus nicht zu denen, die alles wissen wollen.

Als er mehrere Stunden später wiederkam, fand er die Geschwister im Hausgärtchen. Barbara hackte die Bohnen, und Ulrich band den Kürbis am Zaun auf; es war, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen.

Mit seiner ganzen Frische, und doch mit einem Hauch von tiefem Ernst auf dem hübschen Gesicht, trat Rainer vor sie hin.

„Nun ist's abgemacht," sagte er. „Ich habe den Holderhof gekauft."

Ulrich Amberger ließ das Arbeitsgerät fahren, freute sich laut und herzlich und wünschte dem Bruder Glück und alles Gute zu seinem Unternehmen. Barbara sagte lange gar nichts. Die Hände über den hölzernen Stiel der Hacke gelegt, blickte sie über die grünen Hänge empor zum Holderhof, am Rande des Waldes.

Eine gute Viertelstunde hatte man dahin zu steigen, länger nicht. Da oben würde er nun wohnen, und in jeder Not würde sie zu ihm hinlaufen können. Der Gedanke gab ihr eine freudige Beruhigung, denn daß noch Not kommen würde — viel Not — das war ihr gewiß.

„Es ist gut, daß Du hierbleibst," sprach sie mit nachdrücklichem Ernst. Er nickte ihr freundlich zu; er verstand, was sie meinte.

Die Liebe zur Heimat war es, die ihm den Wunsch erweckt hatte, sich hier ein Heim zu gründen. Die Liebe zum Bruder hatte beigetragen, den Wunsch zum Entschluß werden zu lassen. —

Abends kam der Holderhofbauer herunter, um mit den Brüdern das Geschäftliche abzumachen. Die drei Männer saßen in der Stube beieinander, rechneten und zählten und vereinbarten alles.

Der Holderhofbauer hatte eine reiche Erbtochter aus dem Lütschental geheiratet, die ihm das elterliche Anwesen zubrachte. Nun war der Vater gestorben, und er sollte das Gut übernehmen. Da schien es ihm ratsam, den kleinen Hof im Grindel-

wald aufzugeben, und er trennte sich leichten Herzens von ihm, um des fetteren Besitzes willen. Um St. Bartholomä wollte er auf und hinunter. Dann konnte Rainer Einzug halten, den Hausrat und das Hofgerät hatte er zum Teil mit erworben, den Knecht übernahm er auch. So konnte er sich nur eben hineinsetzen. Für das etwa noch Fehlende an Geschirr und Leinenzeug, sowie für eine ordentliche Magd würde Barbara sorgen müssen.

„Nun fehlt Euch nur noch die Frau," sagte der Holderhofbauer, als sie soweit gekommen waren. „Dann könnt Ihr droben hausen wie ein kleiner König in seinem wohlversehenen Reich!" Aber Rainer tat einen bedenklichen Zug aus der kurzen Pfeife und meinte:

„Das will nicht übereilt sein. Mit der Zeit, wenn's sein soll, findet sich schon die Rechte." —

Andern Tages gingen sie nach Burglauenen aufs Gericht, um den Kauf in die Akten eintragen zu lassen. Am selbigen Tage kam des Uttdörfers Frau auf Besuch zu Barbara.

Die saß vor der Haustür auf den Steinstufen, putzte grünen Blattsalat zum Abendgericht und machte ein erstauntes Gesicht, als sie die Gred auf dem Wiesensteige heraufkommen sah.

„Grüß Euch, Nachbarin," rief sie. „Habt Euch lang nicht sehn lassen!" Sie stand auf, hielt den Napf voll grüner Blätter mit der einen Hand in die Hüfte gestemmt und streckte die andre zum Willkomm aus.

„Dachte, Ihr würdet einmal bei mir vorsprechen," entgegnete die Frau. „Aber da möcht' ich vergebens warten —"

Barbara antwortete darauf nicht, sondern nötigte ihren Gast auf die Bank, wo sie ihre Beschäftigung gelassen fortsetzte.

Margred Uttdörfer war klein und mager, fast zu zierlich für eine Oberland-Bäuerin. Ihr schmales, blasses Gesicht sah noch jung, fast kindlich aus, trotz des wehmütigen Blicks ihrer blauen Augen und trotz der feinen Kummerfältchen um Mund und Stirn. Es war etwas Unfertiges und Bedrücktes an ihr; so, als ob sie immerfort in heimlicher Angst sei, aus der sie sich nicht zu helfen wisse.

„Habt Ihr was Besondres, das Euch heraufführt?" fragte Barbara, da die Uttdörferin in stummem Sinnen neben ihr saß.

„Was Besondres — nein; nur daß es manchmal gar so einsam ist —" dabei sah sie sehnsüchtig in die Ferne.

„Ihr habt doch Arbeit genug, mein' ich," entgegnete Barbara fast hart.

„Ich könnt' sie haben, ja, und manchmal hab' ich sie auch. Aber für gewöhnlich — der Anselm liebt's nicht, daß ich die grobe Arbeit tu, dafür sind die Mägde da, sagt er."

„Nun ja — Ihr habt's Geld, Euch zu halten so viel Ihr wollt!"

„'s Geld macht nicht glücklich, Ambergerin; ich denk', Ihr solltet das wissen. Ihr seid auch glücklich gewesen ohne dem, damals als Ihr noch Spitzen verkauftet an die Fremden!"

„'s Geld allein nicht — nein, gewiß nicht!" Barbara fühlte allemal eine leise Rührung, wenn sie an jene Zeit dachte. Und Gred fuhr fort:

„Manches Mal, wenn ich vorbei gekommen bin an der Ecke, wo Ihr saßt und immer eifrig die Hölzel durcheinander warft, daß sie lustig klapperten, hab' ich Euch Euer glückliches Gesicht geneidet!"

„Was hinderte denn Euch, glücklich zu sein — damals?" Barbara legte die Hände, die an den Blättern zupften, auf den Schüsselrand und sah die blasse Frau scharf an. Gred schlug die Augen nieder, wodurch sie noch elender und trauriger aussah, und errötete ein ganz klein wenig.

„Es war damals, als ich den Anselm nicht haben sollte," sagte sie sehr leise, etwas unsicher. Barbara dachte an etwas — —

„Ihr hättet nur damals schon arbeiten sollen," sprach sie dann und fing wieder an zu zupfen. „Arbeit macht den Kopf klar und das Herz gesund. Mein Gesicht wär' damals am End' auch weniger glücklich gewesen, wenn nicht meine Händ' so fleißig hätten arbeiten müssen!" Gred schüttelte den Kopf.

„Arbeit allein macht auch nicht glücklich," sagte sie eigensinnig.

„Ja, Frau, was macht dann glücklich?!"

Gred zögerte ein wenig mit der Antwort. „Liebe macht glücklich," sagte sie dann leise, aber fest.

„Liebe allein tut's auch nicht," widersprach nun Barbara ihrerseits. „Die tut viel öfter weh, als gut. Das habt Ihr ja auch erfahren. Es muß von allem etwas sein."

Darauf gab die Uttdörferin keine Antwort, und eine Weile schien es, als wolle heute zwischen den beiden Frauen keine rechte Unterhaltung zustande kommen. Barbara war mit dem Salatputzen fertig geworden, stellte die Schüssel neben sich auf die Erde und schüttelte die Schürze aus. Dann rief sie Alois, der mit den kleinen Geschwistern am Brunnen planschte, daß er die Schüssel ins Haus trage. Der Knabe war herzugesprungen, ergriff mit seinen strammen Ärmchen den Napf und trug ihn langsam und vorsichtig fort.

„Wie gesund schaut der Bub' aus," sagte Margred, „und wie verständig ist er!"

„Ja, gottlob," entgegnete Barbara mit freudigem Mutterstolz. „Ich hab' nicht viel Müh' mit den Kindern. Es steckt eine gute Art in ihnen; das haben sie vom Vater. Mög's so bleiben!"

Margred dachte an ihre vier Buben, die einer immer unbändiger waren als der andre, die der Mutter die halbe Lebenskraft gekostet hatten und nun dafür sorgten, daß sie nie zur Ruhe kam. Sie sagte etwas dergleichen, und Barbara war sogleich mitleidig und sprach ihr Mut zu. Daß diese Kinder ihre Art auch vom Vater hatten, und daß es eine ungute Art war, davon sprach keine. Die Uttdörferin sprach überhaupt nie von ihrem Mann. Man wußte nicht, ob sie ihn noch liebte oder nicht; nur, daß er sie schlecht behandelte und daß sie immer erbärmlicher wurde, das wußte jeder. Weil sie es aber selbst nie aussprach, überhaupt still für sich hin war, kümmerte man sich weiter nicht darum.

„Bei Euch ist ja jetzt der Rainer," sagte sie plötzlich und spielte zerstreut mit dem blanken Geschnür ihres Mieders.

„Ja, schon lange," entgegnete Barbara.

„So — ja, ich hab's schon sagen hören. Bei uns hat er sich noch nicht sehen lassen."

„Habt ihr ihn erwartet?"

„Erwartet grad' nicht. Nur, wo er so lang fort war, mein' ich, hätt' er uns einen Gutentag sagen können, so gut wie allen andern im Dorfe!" Sie sah fortgesetzt in ihren Schoß, während sie sprach.

„Bei allen ist er nicht gewesen," entgegnete Barbara. „Mit Eurem Manne hat er ja wohl nie sonderlich gestanden. Das sind alte Geschichten, sagt der Rainer."

Margred blickte flüchtig auf, es lag ein Schreck in ihren Augen —

„Was hat er Euch erzählt davon?"

„Nichts weiter, als daß er und der Uttdörfer niemalen gut Freund 'gewesen seien; als kleine Buben schon nicht," entgegnete Barbara gleichmütig. „Das kommt ja vor," fügte sie begütigend hinzu.

„Ja, freilich kommt's vor —" Margred strich die breite Schürze glatt und schluckte ein paarmal.

„Wie schaut er denn jetzt aus, der Rainer?" fragte sie.

„Braun und männlich schaut er aus; ein schöner Mann ist er zu nennen. Der Ulrich sagt, sehr geändert hätt' er sich nicht gegen früher, nur daß er eben ein Mann geworden ist." Barbara hatte mit warmer Betonung gesprochen, und die andre sah lächelnd zu ihr auf. Das Lächeln stand ihr gut.

„Ist er noch alleweil fröhlich, wie früher?" forschte sie weiter.

„Fröhlich — ja; und doch ernst."

„Er war so ein Sonnenmensch —" sagte die Uttdörferin vor sich hin mit einem wehmütigen Ausdruck. Barbara wunderte diese Bezeichnung; sie sah die Frau nachdenklich an und hatte ihre besondern Gedanken dabei.

„Ist's wahr, daß er den Holderhof kaufen wird?" hub Margred wieder zu fragen an.

„Er hat ihn schon gekauft. Sie sind heut hinunter aufs Amt, um alles richtig zu machen, der Holderbauer, Ulrich und der Rainer."

„So wird er also immer hierbleiben?"

„Freilich," bestätigte Barbara.

Sekundenlang behielt Margred noch den wehmütig sinnenden Blick. Dann war's, als schüttle sie etwas von sich ab. Und dann fing sie an zu reden, ein wenig gewaltsam — vom Wetter, vom Vieh, vom großen Markt zu Interlaken am Matthäitage, zu dem das Bergvolk von weit und breit zusammenströmte, um den Bedarf für den langen Winter einzukaufen.

„Ihr kommt doch auch hinunter, Ambergerin?"

„Glaub's kaum," erwiderte Barbara stirnrunzelnd. „Vielleicht, daß der Uli geht, wegen dem Vieh. Ich werd's kaum vonnöten haben."

„Ich geh' vielleicht mit hinunter diesmal. Ich hätt' mich auf Eure Gesellschaft gefreut, vielleicht überlegt Ihr's noch?

Dann stand sie auf und verabschiedete sich. Sie hatte nie viel Ruhe. Sie warf im Gehn einen langen Blick auf die Haustür, als hätte sie sich gefreut, jemand dort heraustreten zu sehen. Dann ging sie bergab, schnell und geräuschlos.

Barbara sah ihr nach, ohne eigentlich an sie zu denken. Ihre letzte Rede hatte ihr trübe Gedanken gemacht. Was sollte sie auf dem Markt in Interlaken — sie hatte ja kein Geld. Das Bißchen, was Uli ihr dann und wann gegeben hatte in letzter Zeit, zuletzt heute früh, das schmolzen die täglichen Notwendigkeiten fort, eh' sich's ansammelte, so sparsam sie sich auch einrichtete. Er hielt sie knapp; aber sie war froh, wenn sie nur keine Schulden hatte, und fragte nicht, woher es kam, wenn einmal ein Silberstück für sie abfiel. —

Aber noch ein andrer Gedanke beunruhigte sie: der Uttdörfer würde auch in Interlaken sein; er würde ihr den Mann verführen, wie letzthin im Frühjahr. Und wenn der Uli wieder schwach war und wieder Unglück hatte — nein, es durfte nicht sein. Es mußte verhindert werden. Wie — das würde sie mit Rainer besprechen. Rainer würde einen Rat wissen.

Dann fiel ihr wieder ein, was Margred von ihm gesagt hatte: daß er so ein Sonnenmensch gewesen sei. Hatte sie ihn so genau gekannt? Es mußte etwas dahinterstecken — wo, wie und was, darüber war sich Barbara nicht im klaren. Aber aller weiblichen Neugier zum Trotz dachte sie nicht weiter darüber nach.

Vierzehn Tage noch blieb Rainer Amberger als Gast unter dem Dache seines Bruders; dann bezog er den Holderhof und nahm sein Eigentum in Besitz.

Während dieser Zeit ging Ulrich nicht ins Wirtshaus, und in seinem Hofe war eine friedliche Stimmung. Draußen war mehrtägiges Regenwetter eingetreten; man war viel im Zimmer. Barbara stellte zusammen, was der Schwager im Haushalt bedürfe und womit sie ihm etwa aushelfen könne, bis das Nötige beschafft sei; man sprach von der Zukunft, und es schien, als sei sie hell und freundlich für einen jeden. Nur, daß es über Barbaras Gesicht manchmal hinzog wie Wolken über den Sommerhimmel.

Rainer fand keine Veranlassung mehr, mit dem Bruder über sein gefährliches Treiben zu reden. Er wollte es nicht übereilen, nicht etwa gar einen Streit vom Zaun brechen; denn das hatte er schon gemerkt: Uli war sehr empfindlich auf dem Punkt. Und er blieb ja nun dauernd hier — da konnte er abwarten und beobachten.

An dem Tage, an dem Rainers wenige Habseligkeiten aus dem Amberger Hause nach dem Holderhof hinaufgeschafft wurden, war seinen Gastgebern fast weh zu Sinn. Sie hatten sich so eingelebt mit ihm, seine frohe Laune hatte ihnen so gut getan. Und wenn er auch ganz in der Nähe blieb — es war doch anders; er war nicht mehr jede Stunde bei ihnen, er hatte seine eigne, ihn beschäftigende und ausfüllende Arbeit, das enge Miteinanderleben mußte aufhören. Es dünkte ihnen, daß sein Fehlen fortan eine dauernde Lücke geben müsse, und das Zimmer auf der Stiege, das immer unbewohnt gewesen war, bis vor sechs Wochen Rainer es bezogen hatte, dünkte sie nun zum erstenmale leer. Um den Abschied weniger fühlbar zu machen, begleiteten sie ihn beide hinauf in sein neues Heim, wo Barbara ihm das erste Mittagessen kochen wollte. Alois bettelte so lange, bis er die Erlaubnis erhielt, mitzukommen, während die beiden Kleinen bei der Magd zurückgelassen wurden.

Um die elfte Stunde machten sie sich auf den Weg; gleich hinter dem Hause auf Wiesenpfaden zwischen hölzernen Zäunen steil bergan. Rainer, mit dem Buben an der Hand, ging voraus. Er war in ernster, fast bewegter Stimmung. Er begann heut einen neuen Lebensabschnitt; und tat er es auch mit Lust und Mut und unter den gesichertsten Verhältnissen, so machte doch eine Rührung, über die er sich nicht völlig Rechenschaft geben konnte, sein bewegliches Herz schwellen und seinen Mund stumm. Es war, als schließe er einen heiligen Bund mit der heimatlichen Erde. — Um so fröhlicher plauderte Alois.

„Gelt, Ohm Rainer, ich darf Dich besuchen kommen auf Deinem Hof? Und ist nur gut, daß ich heut den Weg kennen lerne, dann kann ich andermal allein hinauf! Möcht' nicht immer jemand Zeit haben, mich zu begleiten!"

„Freilich, Bub," sagte der Mann freundlich, aus seinen ernsten Gedanken heraus. „Komm schon, so oft Du magst — und so oft's die Mutter erlaubt. Sollst's gut haben bei mir!"

Der Holderhof war sehr klein und bescheiden im Vergleich zu dem Amberger Erbgut. Aber die Gebäude waren gut erhalten, der Hof sauber und ordentlich, wozu schon Rainer selbst ein gut Teil beigetragen hatte; und im Stalle stand ein ansehnliches Vieh, das mit verkauft worden war und jetzt auf der Grindelalm an der großen Scheidegg weidete, an deren Nutzung der Holderhof von jeher einen Anteil hatte. — Die Wiesen auf dem Hertenbühl brachten ein gutes Gras, und das Waldstück lieferte Holz und Streu. Zum Schätzesammeln war's nicht, aber zum bequemen Auskommen, wenn man arbeitsam und ordentlich war. Und daran würde es Rainer nicht fehlen lassen.

Es sah noch kahl im Innern des Holzhauses aus und mutete die Eintretenden frostig an, trotz der dumpfen, ungelüfteten Sommerhitze. Barbara öffnete schnell ein Fenster, daß die reine, laue Luft hereinströmte, und stellte einen Strauß weißer Sternblumen und gelber Arnika, den sie im Heraufkommen an den Wiesenrändern gesammelt hatte, in einem irdenen Kruge auf den Tisch. Da sah es gleich ganz anders aus. Ulrich lobte seine Frau, die darüber mädchenhaft errötete, und sagte zu Rainer:

„Such Dir auch bald so eine." —

Sie blieben mehrere Stunden bei ihm, verzehrten, was Barbara ihnen kochte, und gingen auf dem Hofe hin und her, ratschlagend und Umschau haltend, während drinnen die Frau noch hie und da eine pflegende Hand anlegte und der von ihr gedungenen Magd nützliche Anweisungen gab.

Dann nahmen sie Abschied voneinander, mit vielen guten Wünschen und dem Versprechen, gute Freundschaft zu halten. Ulrich und Barbara mit dem Knaben verließen den Hof. Rainer blieb allein zurück. An den Zaun gelehnt, sah er ihnen zu, wie sie, abwärts steigend, sich immer weiter von ihm entfernten.

Sie waren noch jetzt wie ein Paar Liebesleute, wenn sie einen guten Tag hatten; namentlich Ulrich sah seine Frau an mit großen Augen wie ein verliebter junger Bursche. Er hatte ja auch alle Ursache dazu. Es kam Rainer ungeheuerlich vor, daß sich über diese Liebe ein Schatten legen — ein Wurm in ihr entstanden sein sollte, der das Glück zernagen und den häuslichen Frieden vergiften möchte. —

Um die Feierabendstunde desselben Tages schlenderte Ulrich Amberger mißmutig über seinen Hof. Er wußte nichts mit sich anzufangen, er langweilte sich; Barbara war geschäftig und schweigsam. Rainer, der sonst immer ein Wort zu reden wußte, der keine Langeweile und keine schlechte Laune aufkommen ließ, — Rainer war nicht da. Zu ihm hinlaufen konnt' er doch nicht schon wieder; und daß Rainer herunterkommen würde, gleich am ersten Abend, war nicht wahrscheinlich. — Sonst war er doch auch allein gewesen, und hatte es nicht empfunden. Aber das macht die Gewöhnung, die Verwöhnung!

Barbarba merkte, daß ihm etwas im Kopfe steckte, und gleich waren wieder ihre Befürchtungen da und die Falte zwischen den Brauen.

„Was gibt's denn, Uli, daß D' so ein lamentables Gesicht aufsetzt?" fragte sie immerhin noch freundlich.

„Ich kann mich nicht daran gewöhnen, daß wir wieder allein sind," sagte er. Sie sah ihn forschend an und meinte:

„Ja — mir fehlt auch etwas. Aber das ist nun nicht anders."

„Ich möcht' ein wenig ausgehn, um mir die Zeit zu vertreiben," sagte er nach einer Weile in gleichmütigem Ton und guckte dabei in den Himmel. So sah er nicht das Verfinstern in den Augen seiner Frau.

„So —" klang es herbe. „Da werd' ich noch völliger allein sein."

„Du kannst doch auch einmal ausgehn!" rief er ein wenig ungeduldig. „Was hindert Dich?" Sie zuckte die Achseln.

„Ich mag aber nicht," sagte sie kurz und ging ins Haus.

„Sie mag nicht —" brummte Ulrich vor sich hin. „Ich seh' aber nicht ein, warum ich deshalb auch nicht mögen sollt —"

Es wurde nicht mehr davon gesprochen. Aber als Barbara nach dem Abendessen, als sie in der Vorratskammer die Überreste weggestellt hatte, wieder ins Zimmer kam, war Ulrich nicht mehr da. Als sie vor die Haustür trat, sah sie ihn über die Wiesen hinuntergehn, in seinem guten Zeug, mit langen Schritten, als fliehe er oder als könne er das Ziel nicht erwarten.

Auf das schöne, warme Sommerwetter folgte eine lange Regenzeit. Die Berge verhüllten ihre Häupter, und über ihre narbigen Leiber rieselten und rauschten zahllose Bäche und Bächlein hernieder, stürzten über steile Wände und zerstäubten auf dem grauen Fels. Täglich lauter brauste die geschwollene Lütschine, und in der Morgen- und Abendkühle stiegen dicke weiße Nebel aus ihren grauschaumigen Fluten und krochen in den Ellernwald, der die sumpfige Niederung des alten Gletscherbettes bedeckte. Auf der einzigen Straße rieselte unaufhörlich das trübe Gewässer; es erfüllte die Rinnsteine, es unterwusch die kleinen Holzstege über den Wiesenrinnsalen. Es tropfte von den Dächern und von den Bäumen in eintönigem Fall, klatschte auf den großen Pflastersteinen der Höfe und sammelte sich mit klapperndem Geräusch in den blechernen Gefäßen, welche die Bäuerinnen dazu unter die Traufe trugen.

Die Fremden verließen das Hochtal; von den Einwohnern ging nur hinaus, wer hinaus mußte. Still und trüb und grau die ganze Welt, und alle Tage ward's kühler.

Einer der wenigen, die sich durch das Wetter nicht mehr oder minder verdrießen ließen, war Rainer. In seinem derben Regenloden war er den ganzen Tag tätig, drinnen oder im Freien, wie's eben nötig war. Mehreremal machte er den zweistündigen Weg zur Grindelalm, die an derselben Bergwange gelegen, wie das Dorf und der Holderhof, aber talaufwärts, wo der Talgrund sich zur großen Scheidegg hinaufhebt, die mit Felsgeröll und Steinblöcken gekrönt, als steiler Grat das Grindelwaldtal gegen das Rosenlani zu abgrenzt.

Abends, mit der täglich früher einbrechenden Dunkelheit, besuchte er diesen oder jenen Bekannten, oder er hatte selbst Besuch. Am liebsten ging er „nach Hause"; das war der Amberger Hof immer für ihn gewesen, und das blieb er auch. Wenn er da eintrat, regentriefend, den Bart und das ganze Gesicht voll nasser Tropfen, und schon in der Tür fröhlich lachte über das närrische Wetter, machte es ihn wohl manchmal stutzig, daß nicht dieselbe Fröhlichkeit ihm zurückklang. Weil sie sich aber noch allemal bald einfand, legte er dem nicht viel Gewicht bei, sondern schob's auch auf das schlechte Wetter, darüber man sich am besten in guter Gesellschaft tröstet.

„Wann kommst wieder einmal zu mir nachschauen?" fragte er einmal Ulrich. „Ich mein', ich bin fast jeden zweiten Tag herunten, und Du hast Dich noch nicht ein einziges Mal bei mir sehen lassen!" Ulrich schien verlegen.

„Ja — weißt, Raini — 's Wetter war mir zu schlecht. Und in der Stub' sitzen, das können wir besser bei mir als bei Dir!"

„Du sollt'st nur öfter hinaufgehn," sagte Barbara, ohne von ihrem Flickzeug aufzusehen. „Dann braucht'st nicht so viel über Einsamkeit klagen!" Es klang bitter und vorwurfsvoll; Rainer blickte erst sie, dann den Bruder an und verschwieg die Frage, die sich ihm auf die Lippen drängte.

Am andern Tage kam Ulrich aber doch nicht auf den Holderhof, und am nächstfolgenden auch nicht. Als Rainer bis zum Dunkelwerden vergeblich gewartet hatte, machte er sich auf und stieg wieder im strömenden Regen den Berg hinunter.

Es war Samstagabend, und Barbara hatte scheuern lassen. Rainer wischte sorgfältig die nassen Stiefeln auf der Strohmatte an der Haustür ab und ging über den noch naß glänzenden Flur ins Zimmer. Barbara hantierte mit dem Hausrat, um nach dem gründlichen Reinigen alles wieder an seinen Platz zu stellen. Sie wandte sich um und sah den Eintretenden so erstaunt an, daß er lachen mußte.

„Nun — Barbara — tust ja, als träte ein Gespenst über die Schwelle!" Sie stellte den Stuhl hin, den sie gerade durch die Stube trug, und stützte sich darauf. Das Erstaunen in ihrem Gesicht erlosch, und die Falte auf der Stirn erschien.

„Wo ist denn der Uli?" fragte sie und sah ihm finster und bang in die hellen Augen.

„Ja, den such' ich ja eben! Ich hab' den ganzen Nachmittag auf ihn gewartet, und da er nicht kam, hab' ich mir gesagt: so werd' ich halt zu ihm hinuntergehn."

Barbara senkte den Kopf. Rainer dünkte, daß sie stöhne.

„Der Uli ist vor einer Stunde fort," sprach sie mit schwerer, dumpfer Stimme. „Er hat mir gesagt, er werde wohl einmal zu Dir hinauf müssen."

„Und wo — meinst Du — ist er nun geblieben?"

Da sah sie auf mit einem zornigen Lachen. „Das fragst noch? — Ins Wirtshaus hinunter! Wohin sonst!"

Rainer warf den Hut fort und tat ein paar erregte Schritte, derweil sie unbeweglich stehn blieb. „Ist's das erste Mal, daß er hinunter ist — seitdem?" fragte er dann endlich fast zaghaft.

„Längst nicht mehr," sagte sie. „Aber es ist das erste Mal, daß er mich — belogen hat." Er sah, wie ihr das weh tat. Aber es war nicht ihre Art, zu klagen, und Leute, die nicht klagen mögen, lassen sich auch nicht gern bedauern. Darum sagte Rainer nichts dergleichen, sondern fing am andern Ende an.

„Du hast gewiß zuviel mit ihm gescholten, wegen der andern Male!"

Sie hob den Kopf hoch, ihre Augen blitzten. „Ich hab' dir schon einmal gesagt: ich schelte nicht. Ich bin ganz still und ertrag's schweigend, seit ich gesehen hab', daß er nicht auf mich hört. Aber wozu das — ein Mann, der nicht einmal den Mut hat — —" sie brach ab; sie schlug einen Augenblick die Hände vor das Gesicht. Dann drehte sie sich um und fuhr fort zu räumen. „Vergib, daß D' in solche Unordnung gekommen bist," sagte sie. „'s ist Samstag heute."

Er hörte kaum darauf. Er verstand, was in ihr vorging, und wie sie die Lüge des eignen Mannes kränkte. Er verstand auch, daß er jetzt nicht weiter mit ihr davon reden dürfe. So schwieg er und überlegte.

„Ja — wie ist's Dir lieber," sagte er schließlich, „soll ich Dir ein wenig Gesellschaft leisten, oder hast noch zu tun und bist müd?" Sie drehte sich um und sah gerührt nach ihm hin.

„Bleib schon," sagte sie, „sollst den nassen Weg nicht umsonst gemacht haben. Ich werd's Abendbrot richten — wenn Du inzwischen mit den Kindern fürlieb nehmen willst."

Sie schickte ihm die Buben hinein, und während er mit ihnen schäkerte und scherzte, stand sie in der Küche, würgte an ihrem Schmerz und wischte immerfort die Augen, weil sie vor der Magd die Tränen nicht weinen wollte. Lieber wär's ihr gewesen, der Schwager wäre gegangen; dann hätt' sie sich nicht so viel Gewalt anzutun brauchen. Nachher aber tat seine Anwesenheit ihr doch gut. Sie fühlte sich minder verlassen und hilflos in ihren Sorgen, und seine freundliche Art machte ihr das Herz, das sich in Ärger und Kummer so schnell verhärtete, wieder weich. Als sie gegessen hatten, und er nun gehn wollte, bat sie ihn, noch ein wenig zu verziehen. Sie ließ abräumen und schickte die Kinder in die Kammer. Sie drückte die Tür fest zu und setzte sich ihm gegenüber an den großen Tisch.

„So, Rainer — nun hätt' ich noch eine Bitte."

„Wenn die Erfüllung bei mir steht, soll's nicht daran fehlen!"

Sie legte die Arme auf die hölzerne Platte und sah auf ihre ineinandergelegten Hände nieder.

„Gehst Du auf den Markt nach Interlaken?" fragte sie.

„Ich glaub's kaum; ich hab' nichts zu handeln für's erste."

„Aber Du könnt'st es doch ums Vergnügen tun wollen!"

„Ich bin genug in der Welt umhergekommen all diese Zeit; ich sehn' mich noch nicht nach Abwechslung. — Sag's nur frei heraus," fuhr er fort, als sie den Kopf immer mehr hängen ließ. „Du möcht'st gern, daß ich hingeh', weil der Uli hingeht; gelt?"

„Ja, Rainer," atmete sie auf. „Aber ich fürcht', Du wirst mir's abschlagen, denn der Uttdörfer geht auch, und wenn sie denselben Weg gehn, sind sie nicht voneinander zu trennen."

„Wenn ich eine Pflicht hab', wird der Uttdörfer mich nicht hindern, sie zu erfüllen," sagte Rainer stolz. „Und wenn ich mit ihm um den Uli kämpfen müßt — nun, wir werden ja sehen, für wen der Uli sich entscheidet!"

„Erwart' Dir nicht zu viel," sagte die Frau mit einem trüben Seufzer. „Ich fürcht', der Versucher vermag mehr über ihn, als die Bruderlieb'!"

„Nicht vor der Zeit verzagen, Schwägerin! — Also wenn das Deine Bitt' war, daß ich den Uli begleiten soll zum Herbstmarkt, so ist's abgemacht, daß ich mitgeh'. Ich werd' versuchen, ihn vor schlechter Gesellschaft zu hüten. Versprechen kann ich Dir nichts; das ist eine schwere Aufgabe, die geschickt angefangen sein will. Vorher aber werd' ich noch einmal mit dem Bruder reden."

Draußen hatte sich ein Wind aufgemacht. Sie hörten ihn plötzlich ums Haus heulen, und Rainer machte ein Fenster auf, um zu sehen, woher er blase.

Es war ein Trockenwind, der von den Seen das Tal herauffegte, die Wolken durcheinanderjagte und gegen die Berge wälzte. Der Regen hatte aufgehört. Hie und da schimmerte ein Stern, und ein Stück des Eiger sowie die breite Kuppe des Wetterhorns zeichneten sich schneeweiß gegen das düstere Grau ab. Rainer bog sich vollends zum Fenster hinaus, und ein reiner, frischkalter Luftzug strömte ins Zimmer.

„Schau, Barbara, droben hat's geschneit!" rief er ihr zu. Sie kam und lehnte sich neben ihm hinaus.

„Da wird's ander Wetter geben," meinte sie. „Wär' auch gut; der lange Regen fällt einem zuletzt aufs Herz."

„Die Sonne bleibt am Himmel, wenn sie auch schon einmal hinter dicke Wolken geht — sie muß doch endlich wieder scheinen. Vertrau auf die Sonne — auf den lieben Vater, der sie nicht wird auslöschen lassen!" Rainer sprach es in tiefem Herzenston, und Barbara kamen fast die Tränen. Dann sagte er ihr Gutenacht, setzte den Hut auf und ging. Wohl kam es ihn hart an, sie in ihrem Kummer allein zu lassen — aber es war doch besser so.

Die rieselnde Eintönigkeit draußen hatte sich in ein stürmisches Brausen verwandelt, das den Mann wild anfaßte, als er vor die Tür trat, und an ihm rüttelte und zerrte, wie er langsam zu seinem Hofe hinaufstieg. Es war fast dunkel um ihn her. Die Lichter in den Häusern glitzerten unstet hinter den feuchten Scheiben. Zwischen den Bergen brodelten und drängten die Wolken und gaben bald hier bald dort ein Stück Felswand frei. Von den Bäumen flogen sturmzerfetzt die ersten Blätter.

Der Wind versetzte dem Manne den Atem, so daß er stehn blieb und sich umwandte, um sich zu verschnaufen. Da sah er gerad unter sich den väterlichen Hof; ganz deutlich erkannte er die schwarzen Umrisse der Gebäude. Ein einziges Licht schimmerte durch die stürmische Nacht, das Licht, bei dem Barbara weinte. Oder war sie zu stolz zum Weinen, auch wenn sie allein war?

Wie mochte es nun in dieser Nacht, am kommenden Morgen dort unten zugehn?

Rainer vergaß das Weitergehn; in all dem Gebraus setzte er sich auf einen Stein am Wege und verfiel in schwere Gedanken. Wie er dem Bruder helfen könne, ohne sich ihm zum Feinde zu machen, das erwog er heut ernstlicher denn je. —

Am andern Morgen hatte der Sturm seine Arbeit getan. Die Spitzen der Berge waren frei, nur hie und da in den Schluchten und engen Einschnitten lagen noch einzelne Wolken, die den Weg über die große Scheidegg nicht hatten finden können. Und überall droben lag blendend weiß der erste Schnee, bis auf die grünen Almen herunter, daß die braunen Wände der Hütten anzuschauen waren wie die Steinblöcke, die hier und da aus dem Schnee hervorlugten. Vom blauen Himmel herunter schien die Sonne, als habe sie nicht Lust, das weiße Tuch zu dulden. Aber es war doch eine andre Sonne, und die Luft, die beruhigt und klar zwischen Himmel und Erde wehte, war auch eine andre. Die satte Schwüle des Sommers war gewichen, ein herber, kühler Hauch entströmte dem Licht und dem Atem der Erde. Es war Herbst geworden.

Rainer stand vor seinem Stall und beaufsichtigte einige kleine Ausbesserungen an Tür und Fenstern. Es konnte bald nötig werden, das Vieh einzutreiben; da mußte alles bereit sein.

Er war nicht wenig erstaunt, als plötzlich der Bruder den Hof betrat, und eilte ihm froh entgegen.

„Ja, schau, das ist g'scheit, daß Du Dich endlich auch einmal sehen läßt!“ rief er herzlich. Ulrich nahm nur zerstreut die dargebotene Hand. Er sah bedrückt und geärgert aus.

„Ich hab' gehört, daß Du gestern bei der Barbara gewesen bist — was mußt's auch gerad gestern sein — und da mußt' sie natürlich erfahren, daß ich eine Ausred' gemacht habe. Nun, Du kannst ja nichts dafür — aber verwünscht unangenehm ist's!“

„Ja, aber — Du hätt'st Dir doch die ganze Unannehmlichkeit ersparen können, wenn Du die Ausred' nicht gemacht hätt'st!“

„Ich hatt' sie aber nun einmal gemacht,“ sagte Ulrich Amberger unwirsch. Rainer sah ihn voll Liebe an.

„Weißt, Uli,“ begann er sehr freundlich, „ich sagte Dir schon einmal, es ist nicht gut, Heimlichkeiten vor der Frau zu treiben. Es ist ein gefährlicher Weg und hat ein dunkles End —“

„Es ist der Barbara ihre Schuld,“ fuhr Ulrich in demselben unwirschen Ton fort. „Wenn sie mich meine Wege gehn läßt, ohne zu zetern —“

„Ich glaub' nicht, daß Deine Frau zetert,“ widersprach Rainer sehr ruhig und mit einer Bestimmtheit, die den andern stutzig machte. Dann sagte er leichthin:

„Nenn's wie Du willst. Kurzum, wenn sie nicht so eine Wichtigkeit daraus machte, daß ich hie und da mal ins Wirtshaus geh', was doch ein jeder tut, so braucht' ich ihr nichts vorzureden. — Hat wohl schön über mich lamentiert gestern, gelt?"

„Sie hat nicht lamentiert," antwortete Rainer.

„Nun also — was sonst?" Rainer sah den Bruder fest an.

„Bist Du nur heraufgekommen, um mich über Deine Frau auszuhorchen, oder was hat Dich sonst getrieben?" Ulrich schlug verlegen die Augen nieder.

„Ich wollt' Dir das nur erklären, damit Du nicht schlecht von mir denkst, Raini. Es ist manchmal schlecht auskommen mit den Weibsleuten —"

„Willst du nicht ein wenig bei mir eintreten?" fragte Rainer, ohne die letzten Worte zu beachten. „Ich hätt' ohnehin gern einmal geredet mit Dir!"

Er ging voran, und Ulrich folgte zerstreut. Sie setzten sich in die Stube an den Tisch, auf welchem noch der Krug mit den Blumen stand, die Barbara gepflückt hatte. Rainer sah diese Blumen eine ganze Weile schweigend und nachdenklich an.

Und dann redete er mit ihm.

Offen, rückhaltslos, warmherzig und brüderlich; wie es so seine Art war, wie er gar nicht anders gekonnt hätte.

Anfangs schien es, als ob Ulrich auffahren wolle; es kam aber nicht dazu. Irgend etwas in seinem Herzen und in den Worten des Bruders entwaffnete die zornige Regung. Er wurde beschämt und verlegen, stützte die Stirn in die Hände und ließ Rainer reden, bis er sich ausgeredet hatte. Als er auch dann noch regungslos sitzen blieb, fürchtete Rainer fast, zuviel gesagt zu haben, und hub noch einmal an:

„Ich hoff', Du bist mir nicht böse, daß ich unaufgefordert solches zu Dir geredet hab'. Es ist ja nur die Lieb', die mir's eingibt; ich hab' schon manchen Deinen Weg betreten sehen, der nicht mehr umgekehrt, sondern darauf in sein Unglück gerannt ist. Und vor diesem Unglück möcht' ich Dich bewahren, Dich und alle! Und wenn der gute Gott meiner Red' die Tür zu Deinem Herzen öffnen wollt —" Er schwieg, denn Ulrich nahm die Hände vom Gesicht und sah den Bruder spöttisch an.

„An Dir ist ja ein Pfaffe verloren gegangen, Rainer!" sagte er bitter. „Hast Deinen Leuten da draußen auch öfter solche Predigten gehalten, wie mir, daß Du so schön in der Übung bist?"

„Es braucht keiner andern Übung, als der Lieb'," entgegnete Rainer unbeirrt. „Die gibt dem Menschen ein, was er zu reden hat. — Und nun sei aufrichtig, wie Du's immer gewesen bist, Uli, und sag mir: hab' ich nicht recht?"

„Wenn's so schlimm mit mir stünd', wie Du's machst, so hätt'st Du freilich recht mit deinen schönen Drohungen und Prophezeiungen. Aber wer sagt denn, daß es so schlimm steht? He? Die Barbara hat Dir's gesagt, Du brauchst es gar nicht zu streiten —"

„Ich streit's nicht, von wem sonst sollt' ich's wissen! Wem sonst würd' ich glauben!"

„Nun ja, und die Barbara hat Dir einen Trunkenbold und Liderjahn aus mir gemacht, und wenn Du solchen Weiberklagen Glauben schenkst, so kannst Du mir leid

tun, und ich muß Dir nur sagen: Du kennst eben die Weiber nicht. Alle wollen sie einen am Gängelband führen, und wenn man ihnen nicht den Willen tut, so taugt man eben nichts!" Er war aufgesprungen und lief in höchster Erregung, die Hände in den Hosentaschen, durch die Stube. Rainer blieb sitzen, wo er saß, und behielt vollkommen seine Ruh und Freundlichkeit.

„Deine Frau hat kein Böses über Dich gesagt. Aber sie weiß Dich in Gefahr und fürchtet, Du könnt'st darin umkommen. — Und ich weiß ja selbst, daß Du einen starken Hang zum Wirtshaus hast — und ich hab' mit angesehen, wie Du Dein bestes Stück Herdvieh verkauft hast, um einzubringen, was Du verspielteſt."

Ulrich zuckte zusammen; er wußte keine Antwort.

„Und mir scheint," fuhr Rainer fort, „Du hast Dir einen Kameraden ausgesucht, bei dem es besser wäre, Du folgtest seinem Locken nicht!" Ulrich lachte wegwerfend.

„Du hast mir schon einmal zu verstehn gegeben, daß Du den Uttdörfer nicht magst und keine Gemeinschaft mit ihm haben willst. Das ist aber noch kein Grund für mich, ihn zu meiden oder ihn für das leibhaftige Böse zu erachten!"

„Du wirst wissen, so gut wie ich, daß Anselm Uttdörfer von jeher einen übeln Ruf gehabt hat. Seine Lebensführung spricht nicht dagegen. Und Du gehst auch nicht mit ihm aus Freundschaft, sondern weil er Macht über Dich hat."

„Macht? Ich wüßte nicht wieso!" sagte Ulrich ingrimmig. Und dann blieb er dicht vor dem Bruder stehn, sah ihn finster an und sprach: „Nun will ich Dir eine Red' halten, Raini. Damals auf der Bußalp hab' ich Dir gesagt: was ich tu und treibe, geht Dich nichts an. Ich weiß, daß das unfreundlich gesprochen war, und ich will darum heut nicht dasselbe sagen. Aber wenn Dir daran gelegen ist, daß wir gute Freunde bleiben und in Fried' und Eintracht mitsammen leben, dann red' mir nicht in meine häuslichen Angelegenheiten und hantier Dich nicht als mein Seelsorger. Und wenn Du und die Barbara die Köpf' zusammensteckt hinter meinem Rücken — ich sag' Dir's gleich, Raini — ich möcht' das am Ende nicht vertragen. Unsre brüderliche Lieb' in Ehren — aber in sowas versteh' ich keinen Spaß!"

Er sprach sehr ernst und sehr nüchtern, gar nicht heftig. Aber er konnte doch den betrübten Blick von Rainers furchtlosen, guten Augen nicht ertragen und wandte das Gesicht ab.

„So, und nun werd' ich wieder gehn," setzte er hinzu, als Rainer still blieb. „Wir haben uns ja wohl nichts mehr zu sagen."

Da erhob sich der andre, ging dem langsam zur Tür sich Wendenden nach und legte ihm die Hände fest auf die Schultern.

„Doch, ich hab' Dir noch etwas zu sagen." Drehte ihn zu sich herum, sah ihm treu ins finstre Gesicht und sprach innig: „Verlier nicht den Glauben an meine Lieb' und daß ich's gut mit Dir mein', Uli! Und — mach der Barbara keinen Auftritt, weil sie mit mir davon gesprochen hat!" Ulrich zögerte mit der Antwort. Dann sprach er abwehrend:

„Schon gut — ich glaub's ja, daß Du das Beste im Sinn hast. Und was ich mit der Barbara zu tun hab', ist meine Sach'."

Er ging und ließ Rainer eine große Schwere im Herzen.

Auf dem Heimweg bewegten ihn unfrohe Gedanken. Der unfrohste war die Überzeugung, daß Rainer recht hatte mit allem, was er sagte; daß er nicht übertrieb, wenn er meinte, daß es schlimm stand, und daß der Uttdörfer eine große Macht über ihn gewonnen habe — die gefährliche Macht des Bösen; die Überzeugung, daß jener als sein Bruder auch das Recht habe, so zu ihm zu reden. Aber er kämpfte gegen diese Überzeugung, denn sie brachte ihm eine Demütigung, gegen die sein Mannesstolz sich empörte und aufbäumte. Er wollte vor sich selbst nicht zugeben, daß er auf gefährlichem Wege sei, und vor allem sollte es ihm kein andrer, am wenigsten der jüngere Bruder, vorhalten dürfen. Er war kein Kind mehr; er wußte allein, was er zu tun hatte.

Und daneben erfüllte ihn ein Groll gegen Barbara, die in ihrer übertriebenen Ängstlichkeit und, wie er meinte, gekränkt darüber, daß er sich ihr gegenüber seine Selbständigkeit bisher bewahrt hatte, ihm den Bruder auf den Hals hetzte, um durch ihn einen Druck auf ihn auszuüben. Daß Rainer sich dazu hergab, war ihm unbegreiflich. In trotzigem Eigensinn beschloß er, nun erst recht zu tun, was ihm beliebte, so lang es ihm Spaß machte.

Vor dem Uttdörfer hatte ihn Rainer gewarnt. Aber wenn Rainer den Uttdörfer nicht leiden konnte — warum sollte auch er, Ulrich, darum nichts mit ihm zu schaffen haben? Lieb war er ihm auch nicht, und zum Freunde würde er ihn nicht nehmen. Das hinderte aber nicht, daß er ein guter Zech- und Würfelbruder war. — Was hatte Rainer so Tiefes gegen ihn? Sollte Barbara recht haben, daß er einmal ein Aug' auf die Margred geworfen hatte und es ihm nun nicht vergessen konnte, daß er sie ihm vorweg genommen? Dann wär's um so richtiger, daß sich nicht die ganze Familie daran beteiligte, bis es der Uttdörfer merkte und sich womöglich noch groß tat am Wirtstisch; denn das war ihm zuzutrauen!

Unter solchen Gedanken kam Ulrich nach Hause. Die Stimmung, die seit heut früh dort herrschte, machte ihn nicht weicher. Barbara war kalt und absprechend, wenn sie überhaupt den Mund auftat. Die finstre Falte war wieder zwischen ihren Augenbrauen. Es war nichts mit ihr zu machen, und er beschloß, nachmittags baldmöglichst wieder fortzugehn, auf die Alp, zum Vieh; vielleicht auch einmal zum Uttdörfer; nun erst recht! — Vorher nahm er sich aber noch die Frau beiseite.

„Du bist nicht aufgelegt zum Sprechen," sagte er, gereizt durch das stumme, stolze Wesen, mit dem sie ihm gegenüber stand: „Du brauchst auch nicht sprechen. Aber ich sage Dir ein für allemal, Bärbeli: wenn Du was gegen mich auf dem Herzen hast, so sag's mir und steck Dich nicht hinter andre. Du richt'st nichts Gutes an damit!"

Sie zuckte ein wenig mit den Lippen. Sie wußte, was er meinte, und daß es nicht ausbleiben konnte, daß er darum erfuhr.

„Ich habe Dir's oft genug gesagt," entgegnete sie finster. „Du hast nicht auf mich gehört. Und der Rainer ist der nächste dazu."

„Ich sag' Dir, Du richt'st nichts Gutes an!" wiederholte er drohend. „Für heut hast Du mir's Zuhausebleiben verleidet," schloß er. Sie sah ihn scheu an, eh sie's noch recht wußte.

„Erschrick nur nicht, du armes Lamm!“ spottete er. „Ins Wirtshaus geh' ich nicht — heut wirklich nicht. Aber ich kann nicht bestimmen, wann ich wiederkomm'. Und nun sei gescheit und gib mir einen Kuß mit auf den Weg!“

Sie nahm sich vor, es zu tun. Aber als er sich ihr näherte, wehte sie der Geruch an, der sie krank machte, der die widerwärtigsten Bilder vor ihre Seele zauberte. Sie schloß die Augen und bog sich fort.

„Ich kann Dich nicht küssen!“ murmelte sie. Mit einem Fluch verließ er das Zimmer.

Nun war es ihr leid. Nun fühlte sie, daß es falsch gehandelt war, daß sie ihn auf solche Weise nicht an das Haus binden, sondern ihn nur noch mehr hinaustreiben würde. Rainer hatte es ihr gesagt, und sie hatte es eingesehen. Wie sie sich aber überwinden und ihm nacheilen wollte, sprach er draußen mit einem Knecht, und da ging es doch nicht gut. Und dann verließ er den Hof und nahm den Knecht mit.

In stummer Verzweiflung über sich und ihn und alles begab sie sich in den Garten, nahm den Spaten und arbeitete.

Beim Gletschwirt verabredeten sie, sich zusammen zu tun zum Gang nach Interlaken. Anselm Uttdörfer, Ulrich Amberger und einige andre, die sich nicht nach des erstern Gesellschaft drängten, sie aber doch in den Kauf nahmen. Sie hatten alle etwas zu handeln; meistens war es Almvieh, das die Knechte unter ihrer Aufsicht abends vorher hinuntertrieben. Dann hatten sie Einkäufe zu machen für den Winter, für die Wirtschaft, für die Frau. Und das Vergnügen kam auch nicht zu kurz.

„Und wie ist's mit Deinem Bruder, dem Rainer!“ rief der Uttdörfer mit einem lauernden Augenzwinkern. „Geht der auch mit?“

„Ich glaub's wohl,“ entgegnete Ulrich. „Gesprochen hat er schon davon.“

„Wenn ihm nur unsre Gesellschaft nicht zu schlecht ist!“ höhnte der Uttdörfer mit seinem bittern Lachen. „Bis jetzt hat er uns standhaft gemieden!“

„Am Wirtstisch zum wenigsten,“ schaltete ein andrer ein.

„Der Rainer ist eben ein ordentlicher Mann,“ brummte Ulrich, den der versteckte Angriff auf den Abwesenden ärgerte.

„Und wir sind liederliches Volk!“ lachte Uttdörfer los. „Hört doch! Hat der Rainer das etwa so gesagt?“

„Der Rainer pflegt nicht zu reden über andrer Leute Tun, wenn's ihn nicht angeht,“ versetzte Ulrich spitz.

„Nun, ein wahrer Heiliger scheint er ja geworden zu sein, Dein Rainer!“ spottete Uttdörfer lustig weiter. „Freut mich, daß ich ihn nun doch auch einmal werd' zu Gesicht bekommen. Bis jetzt hat er mir nicht die Ehre angetan. Hoff' nur, daß er die Gnad' haben wird, mich anzusehen!“

„Du tust ja grad, als ob er dein Feind wär'!“ sagte Ulrich mit einem forschenden Seitenblick. „Aber ich kann Dir nur sagen, wer den Rainer zum Feind hat, der kann kein guter Mann sein!“

Wieder schlug der Uttdörfer eine Lache auf, die Ulrich durch alle Nerven ging. Zuwider, ganz zuwider war ihm der Mensch in solchen Augenblicken, und doch konnte er nicht von ihm loskommen.

„Wird deine Frau mitgehn?“ fragte er nachher.

„Nein,“ entgegnete Ulrich kurz. „Sie will nicht.“

„Warum nicht? Sie sind doch sonst nicht zimperlich, wo's was zu putzen und zu gaffen gibt, die Weiber! — Nun, 's ist auch besser so; man ist ungestörter ohne sie. — Meine Gred wollt mit, denkt euch, die Gred, die noch niemalen so einen Wunsch gehabt hat! Jetzt auf einmal wird sie vergnügungssüchtig! Ich hab' ihr aber gesagt, sie soll zu Hause bleiben, wo sie hingehört, und ihre Buben hüten!“

„Sie kann ja zur Barbara kommen,“ sagte Ulrich, dem die Frau auf einmal leid tat. Und Uttdörfer entgegnete mit wegwerfender Miene:

„Das kann sie halten wie sie will.“ —

Am Tage vor Matthäi fanden sich alle, die den Herbstmarkt besuchen wollten, auf der breiten Dorfstraße zusammen. Es war ein kühler, sonniger Nachmittag und ein buntes, lustiges Leben. Brüllendes Vieh, wohlgenährt und glattgestriegelt, peitschenknallende Knechte und Sennbuben, Gesicht und Hände so braun gebrannt wie das Lodenzeug, das sie am Leibe trugen. Bauern im Sonntagsstaat, einen neuen Stutzen auf dem Hut, die unvermeidliche Pfeife zwischen den Zähnen; Bäuerinnen in Tracht, mit verbrämten Samtmiedern, deren Geschnür um so länger hing und um so herausfordernder klapperte und klang, je vornehmer und wohlhabender die Trägerin war; mit weißen, weitgebauschten und steifgestärkten Leinenärmeln. Alle sprachen und lachten durcheinander und waren guter Dinge.

Von einem Seitenweg herunter kamen die Amberger Brüder. Jetzt, wo sie beide frisch und wohlgemut in den lachenden Tag hineinsahen, glichen sie einander auffällig, und jeder, der sie so einträchtig nebeneinander hergehen sah, hatte sein Wohlgefallen an ihnen. — Sie stießen auf einen Trupp Männer, in deren Mitte der Uttdörfer das große Wort führte. Als er die Brüder kommen sah, machte er sich frei und ging in seiner lauten Art auf sie zu. Ulrich begrüßte er wie einen guten Freund und Kameraden. Rainer lüftete den Hut und stützte die andre Hand fest auf den kurzen Stock; es schien, als möchte er keine frei haben für den Uttdörfer, und der machte auch nicht den Versuch, ihm eine zu geben.

„Sieht man Euch doch auch einmal!“ sagte er in rauhem Polterton, unter dem sich eine nur Rainer fühlbare Befangenheit verbarg. „Man meint fast, man wohne nicht im selben Ort!“

„Das Dorf ist groß, und ich wohne jetzt weit heraus,“ entgegnete Rainer kühl und ruhig. Damit war die Unterhaltung zwischen den beiden beendet und eine weitere vorläufig abgeschnitten.

Truppweise, wie Freundschaft und gleiche Interessen sie zusammenführten, setzten sich die Gydisdorfer in Bewegung. Zwischen den Menschen trottete das Vieh, und zwischen der lebhaften Unterhaltung klang das Knallen der kurzen Peitschen und das Zurufen der Knechte.

Rainer hielt sich naturgemäß an der Seite des Bruders. Wenn er hier und da mit einem andern ging, so kam er doch bald wieder zu Ulrich zurück, und diesem

war es fast lieb, daß der Uttdörfer ihn heute mied. — Rainer hatte kein Vieh zu verkaufen. Er ging nur mit, um das alles einmal kennen zu lernen, und weil er einiges für seinen Winterbedarf einzuhandeln hatte; und zumeist des Bruders wegen.

Mit einbrechender Dunkelheit erreichten sie die grüne Ebene, die sich weiterhin in den tiefen See verwandelt, und in die das schöne Interlaken hineingebettet liegt, zwischen Fels und Wasser, am Ufer der rauschenden Aare. — Einige machten schon eine halbe Wegstunde vor der Stadt Halt, bei dem mitten im Grün gelegenen Flecken Wilderswyl, wo es billigere und nicht so überfüllte Herbergen gab, als in Interlaken. Wer das Vieh in den Herbergsställen nicht mehr einstellen konnte, mußte im Freien übernachten. Das Herbstwetter war linde und windstill, so daß es den an jede Rauheit der Luft gewöhnten Leuten nicht schwer fiel. — Uttdörfer hatte für sich und den Amberger ein Unterkommen in der Stadt gesichert, wie er Ulrich unterwegs mitteilte.

„Dank Dir für die Gefälligkeit," sagte Ulrich. „Aber ehe ich annehme, muß ich erst mit meinem Bruder sprechen; denn ich möcht' mich natürlich nicht trennen von ihm für die Nacht."

„Als ob ihr ein Liebespaar wärt!" höhnte Uttdörfer. „Nun, ich denk', für den Rainer ist auch noch Platz dabei."

„Ich werd's ihm sagen," entgegnete Ulrich und suchte ihn auf unter den andern.

„— — — aber ich dacht', es möcht' Dir am Ende nicht angenehm sein, mit dem Uttdörfer die Herberg' zu teilen," schloß er seinen Vorschlag.

„Angenehm freilich nicht," sagte Rainer ehrlich. „Aber ich möcht' nicht, daß Du Ungelegenheiten mit ihm bekämst, und ihn meinetwegen im Stich ließest. Also wenn er Dich nicht gutwillig los läßt, so nimm nur seine Gefälligkeit an. Ich such' mir dann etwas in der Nähe."

Ulrich sagte darauf nicht nein, nicht ja, und blieb zerstreut und nachdenklich. Als sie sich der Stadt näherten, sagte er zum Uttdörfer:

„Nimm mir's nicht übel, Bauer, wenn ich mich für diesmal von Dir trenne. Aber ich möcht' doch lieber mit dem Rainer zusammenbleiben."

„Und dem Rainer beliebt's nicht, mit uns zu teilen?"

„Der Rainer hat schon selbst etwas," log Ulrich tapfer drauf los und entfernte sich schnell, um weiterm Fragen und Spotten zu entgehn.

Vor dem Tor blieb man stehn und traf Verabredungen für den Abend und für den Markt, ehe man auseinanderging.

„Bekommt man denn euch noch zu sehen?" fragte der Uttdörfer. „In der ‚Blauen Forelle' gibt's einen guten Wein, und ich mein', hungrig und durstig sind wir alle. Aber Ihr geht ja nicht ins Wirtshaus, wenn ich recht versteh'!" wandte er sich herausfordernd zu Rainer.

„Warum nicht; wenn ich Ursach' hab'," klang es ruhig zurück. „Nur muß es nicht gerade die ‚Blaue Forelle' sein!" Dann schlenderte er seitwärts. Er wollte keinen zu großen Druck auf Ulrich ausüben und sich dadurch seinen Unwillen zuziehen. Wenn er etwas erreichen wollte, mußte er vorsichtig sein.

Vorläufig erreichte er soviel, daß Ulrich sich für den Abend endgültig vom Uttdörfer trennte.

„So —, nun führ' mich, wohin D' willst," sagte er, als er sich Rainer wieder zugesellte, mit schlecht verhehltem Ärger. Der machte ihm Vorschläge, und fand ihn zu allem mißmutig bereit; tat aber, als bemerke er den Mißmut nicht.

„Jetzt sag' mir nur, Raini," begann endlich Ulrich, der nicht mehr an sich halten konnte, „weshalb bringst mich in die Notwendigkeit, zwischen euch beiden zu hinken wie einer, der nicht selbständig stehn kann!"

„Warum brächt' ich Dich in solche Lag'?" entgegnete Rainer. „Ich hab' Dir zu nichts zugered't und nur für mich selbst entschieden. Du bist völlig frei, zu tun was du willst, und Du weißt, ich nehm' Dir nichts übel."

„Und doch," rief Ulrich ärgerlich, „zwingst mich zu wählen zwischen Dir und ihm!" Rainer lächelte ein wenig.

„Ja freilich — das mußt. Wenigstens für diese beiden Tag'." Ulrich schwieg, und schritt mit finster gesenktem Kopf neben dem Bruder her, ohne Interesse für das immer lauter sie umschwirrende Straßenleben, das Rainers Aufmerksamkeit um so völliger in Anspruch zu nehmen schien; wenigstens schwieg auch er. — Aber nicht lange; er konnte Ulrichs Stummheit nicht ertragen, bog sich ein wenig vor, sah ihm ins Gesicht und fragte:

„Wird Dir denn die Wahl gar so schwer, Uli?"

Eine durch diese warmherzigen Worte hervorgerufene Bewegung kämpfte im Herzen des Ambergers mit der trotzigen Auflehnung gegen den unerwünschten Zwang.

„Nein," sagte er rauh. „Aber mir scheint, Du bist nur mit uns gegangen, um mich vor diese Wahl zu stellen; und das ärgert mich."

„Sollt' ich denn zu Hause bleiben, weil einer mitging, der mein Freund nicht ist und sich als Deinen aufspielt? Ich werd' ohnehin nicht alle Gelegenheiten meiden können, die der Uttdörfer wahrnimmt. Aufsuchen werd' ich aber niemalen ein Zusammensein mit ihm."

Ulrich konnte nichts erwidern und war doch nicht überzeugt. Er sagte sich: die Barbara hat ihn mitgeschickt, als Aufpasser. Das nahm ihm die Unbefangenheit und schürte seinen Trotz.

Sie verlebten den Abend in Gemeinschaft mit andern Oberländer Leuten, die sich aus allen Talen in allen Wirtshäusern zusammenfanden, sehr gut auch ohne den Uttdörfer, und Ulrich wäre wahrscheinlich einer der Wohlgemutesten gewesen, hätte er nicht den Stachel im Herzen gehabt, daß er zu dieser Gesellschaft eben doch nur gezwungen worden sei.

Am andern Morgen waren sie alle früh auf. Es gab viel zu tun, das Vieh in die einem jeden bestimmten Stände zu treiben. Nur flüchtig begrüßten sich die Bekannten untereinander. Dann kam das Handeln und Feilschen, das Prüfen und Kaufen, das Drängen und Lärmen zwischen den Marktbuden, das Schreien der Verkäufer, das Klappern der leichten Wagen über die Straßen. Das ging so den ganzen Vormittag und bis ins Dunkelwerden um Vesperzeit.

Rainer, der seine Einkäufe bald gemacht und nun nichts mehr zu tun hatte, schlenderte umher, betrachtend und zuhörend, beobachtend und mitredend, und fand allerlei Lehrreiches und Kurzweiliges dabei. Den Bruder verlor er nie ganz aus den Augen und sah mit Freuden, wie sein Vieh allzeit von Kauflustigen umdrängt und

bereits am frühen Nachmittag bis auf das letzte Stück an den Mann gebracht worden war. Ulrich hatte seine Laune wiedergefunden, schlug wohlgefällig mit der breiten Hand auf den gefüllten Geldsack, beurlaubte den Knecht, daß er sich ein paar vergnügte Stunden mache, und ging seinerseits, das Gleiche zu tun.

Den Uttdörfer hatte er den ganzen Tag kaum gesehen; nun lief er ihm gerade jetzt in den Weg.

„Nun, habt Ihr ein gutes Geschäft gemacht, Amberger?" rief er ihm zu. „Ich braucht' nicht erst zu fragen, man sieht's Euch am Gesicht an, daß der Stand leer und der Beutel voll ist!"

Und in seiner freudigen Zufriedenheit blieb Ulrich bei ihm stehn und gab ihm Auskunft. — Der Uttdörfer roch stark nach Wein; sonst war ihm aber nichts anzumerken. Er galt dafür, daß er eimerweis trinken könne, ohne je betrunken zu werden — so lang er nicht wollte.

„Den guten Handel muß man feiern!" johlte er und schlug dem Amberger derb auf die Schultern. „Komm mit zur ‚Blauen Forelle', da finden wir lust'ge Gesellschaft!"

Schon wollte Ulrich zustimmen —, da fiel ihm Rainer ein. Der würde sicher nicht mitkommen. Aber deswegen abermals dem Uttdörfer absagen — nein, das ging nicht; das war so gut wie ein Bruch, und dazu war keine Veranlassung. War er gestern mit Rainer gegangen, so ging er heut mit dem Uttdörfer. Es war nur gerecht so; das mußte Rainer einsehen.

So sagte er sein Kommen zu.

„Wenn's nur der Bruder erlaubt!" spottete der Uttdörfer giftig. Und wenn Ulrich noch nicht entschieden gewesen wäre, so hätte diese Bemerkung ihm die letzte Unsicherheit genommen.

„Was hat der zu erlauben?" lachte er gezwungen. „Unter uns kann's jeder halten, wie er's will — wie das unter Brüdern sein muß, wenn's recht zugeht. Aber benachrichtigen will ich ihn."

„Soll mich wundern, ob D' wiederkommst," rief Uttdörfer dem Davoneilenden herausfordernd nach. —

Diese Worte tönten Ulrich noch in den Ohren, als er im Gewühl den Bruder wiederfand. Entschlossen trat er auf ihn zu und sagte:

„Ich hab' dem Uttdörfer versprochen, zur ‚Blauen Forelle' zu kommen. Ich konnt's ihm heut nicht abermals abschlagen. Ich denk', Du wirst ein Einsehen dafür haben. Daß Du mitkommst — darum kann ich ja nicht wohl bitten!"

Rainer sah dem Bruder nachdenklich in das ein wenig aufgetrotzte Gesicht, stemmte die Hand in die Seite und sagte gelassen:

„Ich komm' vielleicht nach. — Ja, und wie ist's denn mit der Heimkehr?" fragte er dann leiser.

„Nun — ich denk', wir gehn morgen in der Früh. Für heut abend ist's doch zu spät."

„Wir haben Vollmond," sagte Rainer. „Ich hätt' mir den Gang in der hellen Nacht gut gedacht. Aber es eilt mir nicht," fügte er hinzu, da er Ulrichs Gesicht

mißmutig werden sah. „Ich find schon noch genug zum Zeitvertreib bis morgen früh.“ —

Es war acht Uhr abends, und Ulrich Amberger schon seit mehreren Stunden seiner Wege gegangen, als Rainer die Wirtsstube in der ‚Blauen Forelle‘ betrat. Er hatte einen Ekel zu überwinden, als er aus der kristallklaren Abendluft draußen in den grauen Tabaksqualm und schwülen Weindunst eintrat, der ihm in die Augen biß und ihm den Atem versetzte, und seinen Ohren, die seit Wochen die heilige Stille der Bergeinsamkeit gewohnt gewesen, tat der Lärm der vielen rauhen, mehr oder minder trunkenen Stimmen weh. Wenn's nicht um den Ulrich gewesen wär', er hätte am liebsten gleich wieder Kehrt gemacht.

Es dauerte eine Weile, bis er im Hintergrunde der sehr geräumigen Stube, an einem Tische, die Gestalten des Bruders, des Uttdörfers und zweier Fremder unterschied. Die Weinkrüge standen halb geleert vor ihnen. Sie hatten rote Köpfe und redeten kurz und heftig miteinander. Sie würfelten.

Der Uttdörfer schwang gerad seinen leeren Schoppen hoch über seinem Kopf und gröhlte nach einem neuen Maß — da stand wie aus dem Boden gewachsen, ihm gerad gegenüber Rainer, so groß und breit er war, und machte die gröhlende Stimme jäh schweigen. Sein unerwarteter Anblick verursachte dem Uttdörfer eine unangenehme Empfindung; einen Schreck, wie ihn das böse Gewissen bereiten hilft. Aber den durchdringenden Augen Rainers Trotz bietend, rief er mit breitem Grinsen:

„Ah — welche Ehr' tut uns der Bauer vom Holderhof an!“

Durch diese Worte erst wurde Ulrich, hinter dessen Stuhl der Bruder getreten war, auf dessen Anwesenheit aufmerksam. Er fuhr herum, gleichfalls nichts weniger als erfreut, wußte nicht recht wie er sich benehmen sollte und murmelte nur mit bittersüßer Miene irgend etwas, das wie ein Gruß klang.

„Darf man sich dazu setzen?“ fragte Rainer und griff nach einem leeren Stuhle. „Laßt's euch nicht stören — ich schau euch ein wenig zu.“

„Warum nur zuschauen? Warum nicht mittun?“ reizte Uttdörfer.

„Weil mir das Zuschauen kurzweiliger ist,“ sagte Rainer. —

Sie sollten sich nicht stören lassen, hatte er gesagt, und doch war seine Anwesenheit eine entschiedene Störung. Die beiden Fremden zwar kümmerten sich nicht groß um ihn, aber Ulrich war zerstreut und hastig, vergriff und verzählte sich; und der Uttdörfer schrie und lachte um so lauter, je unfreier ihm zu Mut war. Dazwischen klapperte das Geld auf dem Tisch.

Rainer hatte sich gleichfalls ein Maß Wein bestellt und seine Pfeife in Brand gesteckt; er verfolgte das Spiel, sprach zwischendurch ein paar Wort' mit den Umsitzenden und hatte den Anschein, als sei ihm eben wohl, und als merke er Ulrichs gereizte Stimmung nicht. Je länger, je mehr wurde diese Stimmung indes wieder einzig vom Spiel beeinflußt. Den Bruder schien er zu vergessen. Nicht so der Uttdörfer, den es reizte, daß der jüngere Mann tat, als sei er gar nicht am Tische.

„Nun Holderbauer,“ fing er an, als er nicht mehr zurückhalten konnte, „dünkt Euch das Zuschauen immer noch kurzweilig? Oder wollt' Ihr nur sehen, wie wir's treiben, um uns nachher bei den Weibsleuten anzuschwärzen?“

Rainer warf ihm einen verächtlichen Blick zu und würdigte ihn keiner Antwort.

„Ihr habt wohl ein Gelübde getan, keinen Würfel anzurühren?“ fuhr Uttdörfer in seiner herausfordernden Weise fort.

„Nein,“ sagte Rainer kurzab.

„Es ist wahrlich das erste Mal, daß einer aus den großen Städten zu uns zurückkommt als so ein Tugendbold!“ rief Uttdörfer, der immer aufgeregter wurde. „Oder habt's etwa eine unglückliche Liebe im Herzen, die Euch den Spaß an solchen Dingen vergällt?“ Dabei schielte er den Mann an — und erschrak.

Rainer Ambergers Gesicht ward flammendrot und bitterernst; seine Augen blitzten — man konnte sehen, daß er wild werden mochte. Aber er hielt an sich und sagte nur sehr nachdrücklich und so laut, daß die Umsitzenden es hören mußten:

„Nehmt Eure Worte in acht, Uttdörfer. Ich bin nicht der Mann für Eure ungehobelten Späß'; merkt's Euch!“

Ulrich sah erschrocken auf. Aber Uttdörfer, der sonst immer das letzte Wort behalten mußte und jeden Gegner überschrie, blieb ganz still. Er schlug die Augen nieder, murrte etwas Unverständliches durch seine großen Zähne und würfelte weiter.

Ulrich war tief erstaunt und sah fast bewundernd zu seinem Bruder hinüber, der sich ruhig wieder in seinen Stuhl gelehnt hatte, als sei nichts vorgefallen. — Gab es wirklich einen Menschen, vor dem Uttdörfer sich scheute?

Es war, als ob er in Ulrichs Ansehen dadurch sänke; er fühlte sich ordentlich sicher. —

Die Stimmung war nun erst recht gründlich gestört, so viel auch jeder an seinem Teil dazu tat, es nicht aufkommen zu lassen. Rainer merkte das; er begriff, daß sein Hiersein nichts nützte, denn Ulrich tat einen Wurf nach dem andern und verlor ein Silberstück nach dem andern. Seine Gegenwart konnte vielmehr noch weitere Gefahren heraufbeschwören. Und nachdem er das eingesehen, wartete er nur eine Pause im Spiel ab, stand auf und bot im allgemeinen den Abendgruß. Ulrich aber legte er im Vorbeigehn die Hand auf die Schulter.

„Auf ein Wort, Uli — 's wird Dich nicht lang versäumen!“ Zögernd erhob sich Ulrich. Uttdörfer schnitt ihm ein Gesicht.

„Laß nicht zu lang auf Deine Rückkehr warten!“

Rainer ging dem Bruder voran bis vor die Haustür, und da auch hier allerlei Volk umherstand, noch ein paar Schritt weiter am Haus entlang, wo der Mond einen breiten Schatten warf. Die abgelegene Straße war ziemlich still. Über die Dächer lugten die beglänzten Bergspitzen, und am Himmel standen ein paar große, funkelnde Sterne. Die klare Luft tat Rainer wohl und beruhigte sein erregtes Gemüt. Er stand still und schöpfte tief Atem. Ulrich war sichtlich ungeduldig.

„Was gibt's — was willst Du von mir?“ drängte er.

„Ich hab' eine Bitte, Uli. Geh nicht wieder da hinein! Komm mit mir — gleich vom Fleck weg!“

„Du bist nicht gescheit!“ rief Ulrich. „Ich würd' mich ja lächerlich machen! Nicht einmal meinen Hut hab' ich auf dem Kopf!“

„Wenn's weiter nichts ist — den hol' ich Dir!“

„Warum nicht gar! Ich bitt' Dich, denk an unser Abkommen! Ein jeder von uns ist frei, zu tun, was er will. Also laß mich in Ruh!" Er wollte wieder hinein. Aber Rainer hielt ihn am Arm.

„So gib mir wenigstens Deinen Geldsack in Aufbewahrung! Nimm Dir heraus, soviel du noch zu brauchen meinst — das andre will ich Dir hüten —"

„Hüten? Zu was hüten? Meinst Du, wir bestehlen einander, oder ich möcht' ihn im Rausch verlieren?"

„Nein, Uli; aber ich fürchte, soviel Du bei Dir hast, soviel gibst Du auch aus!"

„Nun — und was geht Dich das an, wieviel ich ausgeb'!"

„Uli!" Rainer hielt den Widerstrebenden an beiden Händen und sah ihm fest in die Augen. Aber Ulrich riß sich unwirsch los.

„Ich tu' nichts andres, als was andre auch tun," rief er. „Da könnt'st Du mit demselben Recht einen jeden da drin und in all den Wirtsstuben vor die Türe schicken."

„Die andern gehn mich nichts an. Du aber bist mein Bruder. Die andern sind auch vielleicht nicht so leichtsinnig als Du; haben auch am End' mehr Glück —"

„Ach was — laß mich in Frieden."

„Gib mir das Geld, Uli, ich bitt Dich!"

„Und ich sag', laß mich in Frieden! Ich bin kein Schulbube. Hast sonst noch was? Nun denn also — gute Nacht."

Er nickte nur flüchtig mit dem Kopfe. Er gab ihm nicht die Hand, als hätt' er Sorge, Rainer möcht' sie nicht wieder loslassen. Und dann ging er mit langen Schritten zurück und war in der nächsten Minute im dunklen Hausflur verschwunden.

Rainer blieb noch eine Weile stehn, wo er stand. Dann seufzte er tief auf und ging davon; langsam, als würde es ihm schwer, als dünkte es ihm unmöglich, den andern da drin seinem Schicksal und Uttdörfer zu überlassen.

Uttdörfer war sein Schicksal — das war Rainers Überzeugung. Er allein hatte ihn auf den bösen Weg gebracht, und mit seinem giftigen Spott trieb er ihn immer weiter vorwärts.

Wenn Ulrich loskommen könnte von dieser Gesellschaft, so möcht' es am Ende wieder besser werden. Mocht' er immerhin hie und da ins Wirtshaus gehn — was war dabei, die ordentlichsten Leute taten es, und das Trinken hat noch keinem geschadet, der's mit Maßen tat. Nur mit dem da durft' es nicht sein. Aber wie sollte er ihn losbekommen? Je mehr man ihm abredete von diesem Umgang, um so mehr vertrotzte er sich darauf; aus falschem Stolz, aus eigensinnigem Selbständigkeitsdrang.

Rainer nahm den Weg zum Fluß mehr außerhalb der Stadt, wo der Menschen- und Fremdenverkehr nicht mehr wogte. Auf dem Steig neben dem Fahrweg, unter breitästigen Bäumen, die ihr gilbendes Laub in die stürzenden Wasser streuten, ging er langsam, in schweren Gedanken dahin. Der Mond malte scharfe Lichter und Schatten auf den Kies, glitzerte in den hüpfenden, krausen Aarewellen und erfüllte den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde mit unirdischer Helle. Still war's hier draußen; feierlich still. Rainer setzte sich auf die niedrige Brüstung, die längs des Steiges gegen den Fluß hin lief, das Gesicht den heimatlichen Bergen zugekehrt.

Und da, durch eine Lücke in der Baumreihe, sah er sie wieder, ganz hinten, zwischen dunklen Gebirgsreihen, wie eine heilige Wächterin am Ende der Welt — die Jungfrau, die Königin. Weiß und hoch stand sie da am blauschwarzen Firmament, in ein mattschimmerndes Licht getaucht, im Schleier einer heiligen, einsamen Nachtruhe — weit hinten — hoch oben —

Etwas Großes überkam den Mann. Er wußte es selbst nicht zu nennen. Aber es drängte ihn, tief aufzuatmen; es füllte ihm die sorgenvolle Brust mit einer hellen Zuversicht und das bedrückte Herz mit einem frohen Hoffen.

Und zuletzt zwang es ihn, zu beten.

In später Nacht kam Ulrich Amberger völlig betrunken heim. Uttdörfer brachte ihn vor seine Herberge, wo er sich mit derben Späßen von ihm verabschiedete. Es belustigte ihn, daß der Bauer so gar nichts vertragen konnte!

Der Herbergswirt, aus dem Schlafe aufgeschreckt, öffnete unwillig und führte den späten Gast die Stiege hinauf, denn er sah gleich, daß der Mann allein nicht würde hinaufkommen.

„Der Bruder ist schon lange zu Hause," brummte er, öffnete die Tür, schob ihn in die Stube und zündete ein Licht an. Dann schlurfte er hinaus und überließ ihn sich selbst.

Ulrich stützte sich gegen den Tisch und hielt sich mit der Hand die glühende, schwere Stirn. So übel, wie heute, war ihm noch nie zu Mut gewesen. Nachdem er eine ganze Weile so gestanden, schien ihm plötzlich etwas einzufallen; er sah sich vorsichtig, mit unsicherm Blick, im Zimmer um. Der Anblick des, wie es schien, friedlich schlafenden Bruders schien ihn zu ernüchtern. Sein erstes Gefühl dabei war ein wehmütiger Neid — wer doch auch so still und sorglos schlafen könnte! Sorglos — ja, und da fiel ihm das andre ein: daß sein Geldbeutel leicht und leer geworden war.

Aber seine Sinne waren noch so umnebelt, daß er die Gedanken nicht festhalten, die Folgen nicht überlegen konnte. Mühselig begann er sich zu entkleiden. Jedesmal, wenn er dabei schwer gegen einen Stuhl oder Tisch stieß, hielt er erschrocken inne und sah ängstlich zu Rainer hinüber; aber der schlief ungestört weiter. Da versank auch er schließlich in einen schweren, unerquicklichen Schlummer. —

Rainer hatte noch nicht geschlafen und schlief auch überhaupt wenig in dieser Nacht. Sein stark ausgeprägtes Zartgefühl hatte ihn veranlaßt, sich bei des Bruders Heimkehr schlafend zu stellen. Er wußte, wie unangenehm es jenem sein würde, sich in solchem Zustande vor ihm zu zeigen; er würde sich schämen, und aus der Scham würde Trotz werden; Trotz, der sich gegen den andern kehren und ihm den Weg zu seinem Herzen versperren mußte.

Wie es nach schlaflosen Nächten zu gehn pflegt, litt es ihn nicht mehr im Bett, als das Tageslicht durch das Fenster zu scheinen begann. Möglichst geräuschlos stand er auf und kleidete sich an. Er vermied es so lange als möglich, den Bruder

anzusehen, aus Furcht, das könne ihn wecken, obwohl sein schnarchendes Atmen für einen festen Schlaf zeugte. Erst als er ganz fertig war, trat er an Ulrichs Lager.

Es tat ihm in der Seele weh, den Bruder so zu sehen; mit wirrem Haar, mit geschwollenen Augenlidern, mit unnatürlich gerötetem Gesicht, mit einem Ausdruck, der deutlich verriet, mit wie unsäglich eklen Empfindungen er eingeschlafen war; und mit dem widerlichen Geruch, den er ausatmete. Rainer mußte plötzlich daran denken, wie Barbara ihm gestanden: in solchen Augenblicken ekle sie sich vor ihm. Er konnt's ihr nicht verdenken.

Auf dem Stuhl vor seinem Bett lagen seine Sachen, unordentlich durcheinander geworfen. Obenauf lag der Geldbeutel; er sah schlapp und leer aus. Rainer betrachtete ihn eine Weile, dann hob er ihn vorsichtig auf und wog ihn in der Hand. Er war sehr leicht. — Als Rainer ihn wieder hinlegte, seufzte er tief und sorgenvoll. — Einem körperlichen Bedürfnis folgend, ging er und öffnete das Fenster. Die herrliche Morgenkühle quoll herein. Der Fluß und die Wiesen dampften, die Stadt war in rosiggrauen Dunst gehüllt. Über den östlichen Bergen kündigte ein leuchtend aufdämmerndes Licht den nahen Sonnenaufgang an.

Rainer ging wieder zurück und faßte den Bruder an der Schulter. Es kostete ihn einige Mühe, ihn wachzurütteln.

„Steh auf, Uli!" rief er ihn an, als er endlich blinzelnd die Augen öffnete. „Wir müssen uns auf den Heimweg machen, wenn wir nicht just die Mittagssonne fassen wollen!"

Ulrich stieß ein paar mißmutige Töne aus und drehte sich nach der Wand. Rainer aber ließ nicht nach, bis er ihn völlig ermuntert hatte.

„Ich glaub's schon, daß Du noch gern ein wenig ruhen möcht'st, denn es ist wohl spät geworden gestern, und so etwas macht müd'. Aber versuch's nur und komm heraus. Die frische Gottesluft wird Dir wohler tun als das Liegen in den heißen Federn. Mach, steh auf! Indes Du in die Kleider fährst, werd' ich uns unten ein Frühstück bestellen!"

Wenn schon Ulrich sehr verschlafen war und eine bleierne Schwere in Kopf und Glieder spürte — soviel sah er doch, daß Rainer ein sehr ernstes, beinah trauriges Gesicht machte. Es war ihm daher sehr lieb, daß der Bruder hinunterging und ihn allein ließ. So konnt' er sich vorerst sammeln, denn um keinen Preis wollt' er vor ihm den Verlegenen oder gar den Zerknirschten spielen. Sein Blick fiel auf den Geldbeutel, den er vor dem Schlafengehen wohl noch zu allerletzt einmal in die Hand genommen und dann da obenauf geworfen. Hatte Rainer ihn gesehen — hatte er ihm alles verraten? Gleichviel — er sollte sich's nicht einfallen lassen, darüber zu reden.

Als er hinunterkam, machte er ein gewaltsam vergnügtes Gesicht und fing gleich von diesem und jenem zu reden an; es wollt' aber nicht recht vorwärts gehn mit der Unterhaltung. Ulrich fühlte sich zudem körperlich schlecht und würgte nur mit Anstrengung ein paar Bissen hinunter. Mit Rainers Vorschlag, sogleich den Heimweg anzutreten, war er einverstanden.

„Und wie ist's mit Deinem Knecht?"

„Der hat Erlaubnis zu gehn wann er will; wenn er sich nur heut abend auf meinem Hof meldet."

„Und die andern — Deine Bekannten — wann gehn die?" fragte Rainer, ohne den Bruder anzusehen.

„Ich weiß nicht. Jedenfalls nicht in der gleichen Früh, als wir!"

„Und werden sie nicht nach Dir fragen?"

„Glaub's schwerlich. Und wenn — nun, so fragen sie halt umsonst."

Rainer äußerte weder Staunen noch Freude. Sie zahlten die Zeche und machten sich auf den Weg.

Die Sonne stieg eben über die Berge, als sie die letzten Häuser hinter sich ließen und über die Matten auf Wilderswyl zuhielten. Ein würziger Duft stieg von dem herbstlich kurzen Grase auf, das, von Tau schwer getränkt, in der Morgensonne funkelte und blitzte. Nach einer Stunde erreichten sie die Talenge der Lütschine, an deren brausenden Wassern entlang der Fahrweg aufwärts führt, oft in mehrfachen Windungen die Steigung innehaltend.

Bis hierher waren sie sehr schweigsam gewesen; ein jeder hing seinen Gedanken nach und brachte es nicht fertig, in gleichgültigem Ton zu schwatzen. Nun sagte endlich Rainer, indem er sich näher an des Bruders Seite hielt:

„Wie war's denn noch am gestrigen Abend, Uli?"

Ulrich Amberger sah den Fragenden mißtrauisch von der Seite an.

„O — sehr plästerlich war's!" entgegnete er dann. „Tut mir nur leid, daß wir so verschiedenen Geschmack haben und nicht miteinander die Zeit vertreiben konnten!"

„Das laß Dich nicht kränken. Mir ist die Zeit nicht lang geworden." Wieder war die Unterhaltung zu Ende, und sie schritten schweigend nebeneinander aus. Dann begann Rainer:

„Was hast denn eingekauft zum Mitbringen für Deine Frau?" Ulrich machte ein verblüfftes Gesicht, blieb unwillkürlich stehn, wurde rot und sagte ärgerlich:

„Meiner Treu — das hab' ich vergessen!"

Es war ihm wirklich und ehrlich leid, denn er war sonst ein guter Ehemann, der jede Gelegenheit wahrnahm, der Frau eine kleine Freude zu machen und ihr zu beweisen, daß er in der Abwesenheit ihrer gedacht habe. Besonders heut wäre das wohl angebracht gewesen; es hätte sie ein wenig milder stimmen können, wenn sie erfuhr, was sie ja doch erfahren mußte. — Rainer, des Bruders Verlegenheit gewahrend, sagte gutmütig:

„Ich hab' gestern auf dem Markt ein blaues Seidentuch gefunden, von dem ich dachte, es müßte ihr gut zu Gesicht stehn und würd' sie ein wenig freuen. Ich will es Dir gern lassen —" dabei zog er etwas in weißes Papier Gewickeltes aus der inwendigen Rocktasche. Ulrich streckte schon die Hand danach aus — zog sie aber über irgend einem Gedanken wieder zurück.

„Laß nur," sagte er finster. „Es möcht' ihr mehr Freude machen von Dir als von mir."

Rainer hatte aber gar keinen Sinn für diesen Einwand und ließ nicht eher nach, bis Ulrich sein Anerbieten annahm.

„So sag' mir, was es Dich gekostet hat," verlangte er, damit ich Dir's zurückerstatte." Davon wollte Rainer erst recht nichts hören.

„Laß doch, Uli! Seit wann ist denn so etwas gewesen unter Brüdern!" Dabei dachte er an den hohlbäuchigen Geldsack, hütete sich aber wohl, etwas davon zu sagen.

„Nun, so will ich's ihr geben als von uns beiden," entschied endlich Ulrich und steckte das Tuch ein, ohne es nur erst anzusehen.

Sie hatten Zweilütschinen erreicht und damit den halben Weg gemacht. Da faßte Rainer einen Entschluß, mit dem er schon die ganze Nacht und auf dem ganzen bisherigen Wege gerungen hatte.

„Uli," sagte er, „ich möcht' Dir was erzählen."

„Nun — was?" fragte der andre, einigermaßen beunruhigt durch den ernsten Ton und das noch ernstere Gesicht.

„Ich möcht' Dir erzählen, warum ich mit dem Uttdörfer nichts zu schaffen haben will und kann."

Das kam dem Ulrich gar nicht erwünscht. Er will mir's erzählen, um mich gegen ihn einzunehmen, dachte er und beschloß sofort trotzig, sich nicht das selbständige Urteil trüben zu lassen.

„So erzähl's!"

„Vorerst aber versprich mir, daß unter uns bleibt, was ich Dir jetzt sagen werd'!" sagte Rainer sehr eindringlich.

„Tust ja, als ob's einem von uns an die Ehre ginge!" spottete Uli ein wenig gereizt und unsicher.

„Wirst's ja hören." Und dann, während sie gleichmäßig nebeneinander herschritten, erzählte Rainer.

„Es war in dem Sommer, als Du um die Barbara freitest; da hattest Du nicht Zeit, auf andre Leute zu denken und zu achten, also auch nicht auf mich. Ich mag's wohl auch sehr unmerklich getrieben haben; ich war noch sehr jung — zwanzig Jahr — und da ist man oft noch gar scheu in Liebesangelegenheiten. Kurzum — als Du die Barbara liebtest, da liebte ich die Margred Burgner."

„Dem Uttdörfer seine Braut?!" fuhr Ulrich in höchstem Staunen auf.

„Das war sie damals nicht," entgegnete Rainer sehr nachdrücklich. „Sie war völlig frei, und vom Uttdörfer war nicht die Rede. Sie war ein schlankes blondes Ding, man sah sie kaum je auf der Straße. Ganz zufällig lernt ich sie kennen, unten im Grund im Ellerngehölz. Sie war so alt als ich, sah aber noch wie ein halbes Kind aus. Ich fand Gefallen an ihr — und sie an mir. Wir trafen uns öfter. Und es dauerte nicht lang, da sagten wir uns, daß wir uns gut seien; nun ja, und wir herzten und küßten uns wie Brautleute."

„Rainer! Ja — aber wie ist denn das nur möglich!" rief Ulrich ganz außer sich. „Und davon hab' ich nichts gewußt!"

„Hör' erst zu End'," sagte Rainer. Er ging immer mit denselben großen Schritten weiter, und trotzdem es nicht eben heiß war, wischte er sich die Stirn. „Wir versprachen einander Lieb und Treu und machten aus, daß es vorerst geheim bleiben müsse, denn ich hatt' und war ja noch nichts, darauf hin ich hätt' einen

Hausstand gründen können. — Das war im Juli. Im folgenden Monat mußt' ich mit Dir ins Heu und konnt' mich nicht viel um meine — Braut kümmern. Du warst gar sehr in Anspruch genommen durch Deine Barbara, und wenn Du mich batst: geh, Raini, nimm mir den Gang ab, steig Du statt meiner zum Mettenberg — so mocht' ich Dir's nicht abschlagen, denn ich gönnte Dir Deine Zeit, und durft' ja auch nicht reden von dem, was mich unten festhielt, so gut wie Dich. Ich könnt' Margred Burgner auch gar gut sich selbst überlassen, denn ihre Treu war mir ebenso ein Gewisses, wie daß die alten Berg' nicht baufällig werden könnten. — Und dann merkt' ich, daß sie scheu und unsicher wurde vor mir; sie küßte mich nicht, wenn ich sie küßte, und wenn ich sie um ihr sonderbares Verhalten fragte, hatte sie Tränen in den Augen und sah mich an wie ein verängstetes Lamm. — Ich hab' schwer gelitten in den Tagen, denn ich wußte, daß sich ihr Herz von mir abwendete und daß sie sich's nur noch nicht zu sagen getraute. So quälten wir uns eine Woche oder zwei, und es ward immer schlimmer. Endlich war ich mit mir im klaren, was ich zu tun hatt'. Und als ich's einmal wußte, mußt's auch gleich geschehen. Ich ließ die Heuarbeit im Stich und lief hinunter, früher als sonst. In ihrem Hause konnt' ich die Margred nicht suchen, denn ihre Eltern wußten nicht um unsre Liebe. Im Gehölz, wo sie mich abends zu erwarten pflegte, war sie nicht. Überlegend, wie ich's anfangen möcht', sie zu treffen, fällt mir ein, daß ihre Eltern ja heut hatten fortgewollt zu Gefreundten nach Burglauenen; sie sollte in der Zeit das Haus hüten. Das traf sich gut. Ich geh' also doch ins Haus und frag' nach ihr. Die Magd sagt, sie sei im Garten, und macht dabei ein Fratzen, von dem ich denk', es geht auf mich, und um das ich beinahe die Hand gegen sie erhob. Aber mir war's Herz so schwer — darum ließ ich's. — Wie ich das Gärtchen betret', springt auf der andern Seit' jemand über den Zaun hinaus, den ich nicht mehr erkenne, und drückt sich in die Büsche. In der Laube gerad neben der Haustür aber hör' ich die Margred weinen."

Rainer mußte eine Pause machen, ehe er fortfuhr.

„Und nun kam alles zu Tage. Sie bat mich, ich möcht' ihr ums Himmels willen ihr Wort zurückgeben; sie könnte nicht die Meine werden; sie habe sich in ihrem Herzen geirrt, sie liebe nicht mich, sondern den Uttdörfer. Seit wann? frag' ich. Seit etlichen Wochen. Ob er nicht wisse, daß sie mit mir versprochen sei? Ja, sie habe es ihm gesagt; aber er habe sich nicht daran gekehrt, und es sei auch jetzt ganz gleichgültig. Nein, sagt' ich, es sei nicht gleichgültig, und ich würde auf meinem Recht bestehn. Ich soll's nicht tun, hat sie da gefleht und ist schier außer sich geraten, um meiner selber willen sollt' ich's nicht tun, denn er würde mich und mein Recht nur auslachen; sie — sie habe sich ihm auf sein ungebärdiges Drängen bereits in Liebe ergeben. Und sie bereue es auch nicht; sie müßten einander angehören, und der Uttdörfer sei im stande, mich totzuschlagen, wenn ich ihm Schwierigkeiten mache. — Erst werd' ich ihn totschlagen, sagt' ich und wandte mich zum Gehn. Ja, ich wollt's wirklich, und ich hätt's auch getan; ein kalter Teufel war in mich gefahren. Aber da ist mir die Margred zu Füßen gefallen, meine Knie hat sie umklammert mit ihren Armen, daß ich keinen Schritt hab' tun können. Gebeten hat sie und gefordert, erst müsse ich sie totschlagen, denn ohne ihn wolle sie auch nicht mehr leben. Völlig verwandelt war sie, wild und ungebärdig. Und ich — nun, ich hab' ihr versprochen,

was sie gewollt hat; sie jammerte mich, und für mich war es ja nun doch aus mit ihr. Was sollt' ich mit einer Braut, deren Herz, deren Ehre mir ein andrer gestohlen. Es wäre zu meinem und ihrem Glück nicht gewesen. Rächen wollt' ich mich nicht; mir war, als hätte sie selbst sich die schwerste Strafe gefunden. — Die letzte Lieb', die ich ihr antat, war, daß ich den Uttdörfer ungeschoren ließ. Nachdem ich den ersten Zorn überwunden, wurd' es mir nicht einmal schwer, so gründlich mußt' ich ihn verachten. Ich hab' nicht ein einziges Wort mehr mit ihm gesprochen, und wo ich ihn traf, hab' ich ihm den Rücken gekehrt."

„Raini —" hub Ulrich tiefbewegt an, trat zum Bruder und legte ihm im Weitergehn den Arm um die Schulter, „Raini, nicht wahr, und das ist's gewesen, was Dich in die Ferne trieb?"

„Freilich, das war's. Den Mann — den hätt' ich am End' ertragen. Aber das Mädchen — ich hatt' es halt gar zu lieb. Weil Du mich batest, bin ich noch zu Deiner Hochzeit geblieben und hab's erlebt, daß sie ein öffentliches Brautpaar wurden, nach vielem Weigern der Eltern, die wohl voraus wußten, daß ihrer Tochter nicht viel Gutes kommen würde aus dieser Ehe. Aber die Margred war ja rein von Sinnen vor Lieb. Ich hab' sie Arm in Arm die Dorfstraße gehn sehen, an mir vorbei, und hab' mit keiner Wimper gezuckt. Aber als ich dann endlich auf und davon kam, war mir's doch lieb. Das Maß war voll —" Er schwieg und atmete heftig auf, als hätten die alten Erinnerungen ihm die Brust bedrückt.

„Und daß Du nun zurückgekommen bist," fragte Ulrich, immer noch den Bruder umschlingend, „ist das ein Zeichen, daß Du's überwunden hast?"

„Ja," entgegnete Rainer fest. „Man überwindet mancherlei mit zwanzig Jahren, wovon man denkt, man überkommt's nicht lebendig. Wär' ich zehn Jahre älter gewesen — wer weiß —"

„Und hast sie schon wiedergesehen, die Margred?"

„Nein; ich hab's vermieden; es möcht' ihr nicht lieb sein."

„Wirst's auf die Länge doch nicht vermeiden können!"

„Freilich nicht. Aber ich fürcht's nicht. Es dünkt mich jetzt manchmal, als sei's gut so, wie es gekommen ist; als wär' sie die Rechte für mich doch nicht gewesen."

„Für Margred ist's nicht gut so. Mit Dir wär' sie besser gefahren. Er ist ein roher Gesell, auch gegen sie. Und trotz allem, glaub' ich, liebt sie ihn immer noch!"

„Ich will's ihr wünschen!" sagte Rainer. Und dann, bemerkend daß seine Erzählung auf Ulrich den gehofften Eindruck nicht zu machen schien, fuhr er schnell fort: „Ich hab' Dir das alles nicht gesagt, um zu klagen oder Deine Teilnahme zu hören. Ich hab' alles mit mir allein ausgemacht, und es ist lang überwunden. Ich hab' Dir nur wollen meine Stellung zum Uttdörfer erklären — daß du doch Bescheid weißt!"

Ulrichs Arm glitt langsam von des Bruders Schulter herab. Es lag etwas Zögerndes in der Bewegung, als wolle er nicht und könne doch nicht anders. Dann sprach er:

„Und nun meinst Du: wer heimtückisch und schlecht an dem einen Bruder gehandelt hat, mit dem darf auch der andre keinen Umgang haben. Du hast sehr recht, Raini. Dein Erlebnis kommt den Absichten sehr zu statten, die Du mit mir hast!"

„Ich mein', wir gehören zusammen," sagte Rainer einfach.

„Gewiß tun wir das. Aber schon immer. Und nun möcht' ich wissen, warum Du heut auf einmal herauskommst mit einer Sache, die Du sieben Jahre vor mir geheim gehalten hast!"

„Weil ich erst allmählich erfahren hab', wie weit Du Dich mit dem Uttdörfer eingelassen hast."

„Und doch wär's schon besser gewesen, Du hätt'st nicht so lang gewartet!"

Ulrich schlenderte auf die andre Seite des Weges, zerstreut und absichtslos; und doch war es wie ein Ausdruck seiner inwendigen Gedanken.

„Ich kann mir den Uttdörfer heut nicht mehr zum Feinde machen," sagte er nachdrücklich von drüben her. Rainer sah erschreckt auf.

„Warum nicht? Bist ihm was schuldig geblieben?" entfuhr es ihm.

„Frag nicht," fuhr ihn Ulrich an. „Das sind meine Sachen."

„Ich hab' Dir viel Vertrauen bewiesen, Uli!"

„Ich weiß Dir's Dank und werd's bewahren — und mich danach richten, soviel ich kann." —

In bedrücktem Schweigen legten sie das letzte Wegende zurück. Bei den ersten Häusern von Gydisdorf trennten sie sich.

„Ich möcht' gleich hier links gehn," sagte Rainer. „Ich hab' da einen gemächlichern Aufstieg, als wenn ich bei Dir vorbeigeh'."

„Du könnt'st aber bei mir eintreten und zu Mittag bei uns speisen," meinte Ulrich.

„Ich dank' Dir schön — auf ein andermal. Meine Leute erwarten mich." Ulrich redete nicht mehr zu.

Sie gaben sich die Hand und sahen einander lang in die Augen, als müßten sie sich noch etwas fragen — etwas sehr Wichtiges, das Allerwichtigste. Sie taten es aber nicht, sondern trennten sich stumm und gingen ein jeder seinen eignen Weg.

Barbara hatte seit dem vorgestrigen Mittag in Herzensunruhe und sorgenvollen Gedanken gelebt. Welcher von beiden würde die Oberhand gewinnen beim Ulrich, Rainer oder Uttdörfer?

Sie hatte ihren Mann vor dem heutigen Mittag nicht zurückerwartet und die Zeit mit ihrer täglichen Arbeit hingebracht, so gut es ging. Sich die Einsamkeit mit Besuchen bei dieser oder jener Nachbarin zu verkürzen, war nie ihre Art gewesen; zumal in den letzten Monaten nicht, wo ihr Herz schwer war, und wo sie sich ihres Mannes schämte vor den andern. — Gestern abend war Margred Uttdörfer heraufgekommen und gegen ihre Gewohnheit lange geblieben. Das war eine merkwürdige Frau, die Margred. Man sollte meinen, sie verabscheue ihren Mann und bliebe bei ihm nur aus Christentum und vielleicht um der Kinder willen. Und doch war es Barbara gestern abend, wo sie Margred genauer beachtet hatte, zur Gewißheit geworden, daß sie eine schmerzende, heiße und heimliche Liebe zu ihrem Manne im Herzen trug. Nun — wohl ihr. Es ist immer gut, wenn die Liebe sich nicht

beirren läßt. Zusammenbleiben muß man ja doch, und mit Liebe trägt man leichter, was doch getragen sein muß.

Barbara dachte auch jetzt an das alles, als sie in der Küche am Herd stand und nach dem Essen sah. Und sie überlegte: wenn Ulrich jetzt nach Hause käme mit so einem Gesicht, wie damals im Frühling, und ihr das Geld, das sie nötig brauchte, nicht brachte, ob sie dann wohl auch im stande sein würde wie Margred, ein freundliches Gesicht zu machen und sich zu freuen, wenn er sie küßte. —

Und über solchen Gedanken kam Ulrich herein, just um die Mittagsstunde. Als er sie durch die offene Küchentür gehn sah, ging er auf sie zu. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen, weil er das Licht im Rücken hatte, aber daß er gleich zu ihr kam, dünkte sie ein gutes Zeichen.

„Guten Tag, Bärbeli," sagte er mit ein wenig müder Stimme. „Wie ist Dir's unterdes ergangen?" Er reichte ihr die Hand hin; aber seltsam — er küßte sie nicht. Fürchtete er, daß sie ihm abermals ausweichen würde? — Sie strengte ihre Nase an, aber sie konnte heut nichts bemerken; der lange Gang durch die frische Luft hatte seine Schuldigkeit getan. Langsam legte sie ihre Hand in die seine und sah ihn prüfend an dabei.

„Es ist nichts Besonderes vorgefallen," sagte sie. „Und Du? Hast Du ein gutes Geschäft gemacht?"

„Ja; das Vieh ist verkauft; alles." Dabei tat er, als bemerke er ihren suchenden Blick nicht, und trat an den Herd.

„Was kochst denn Gutes? Ich hab' einen gewaltigen Hunger, weißt!"

Daß er Hunger hat, ist auch ein gutes Zeichen, dachte Barbara, und nahm die Deckel von den Töpfen, daß der Duft der Speckbohnen und des Lammfleisches ihm lieblich in die Nase stieg.

„Hast ja heut was draufgehn lassen," sagte er.

„Nun ja — nach Deinem langen Gange — und ich dacht', Du tät'st am Ende den Rainer mitbringen?"

„Ich bot's ihm an," beantwortete Ulrich die halbe Frage. „Aber er schlug mir's ab. Er ist auch gleich unten im Dorf den Waldweg hinaufgegangen."

Wieder sah sie ihn an, genau und ängstlich. Er war so seltsam, so ganz anders als sonst. — Nun zog er ein weißes Päckchen aus der Rocktasche.

„Das haben wir Dir mitgebracht," sagte er und wickelte aus. „Das heißt, eigentlich dankst Du's nur dem Rainer; der hat's ausgesucht und eingehandelt; ich — ich hatt's vergessen, Bärbeli!" Dabei entfaltete er das Tuch, legte die glänzende Seide, schön zipfelig gefaltet, um ihre Schultern über das weiße Hemdzeug, knüpfte es ihr über dem Busen lose zusammen und sah sie an, liebevoll und betrübt, als bitte er ihr ab, was er ihr gestand.

Barbara freute sich über das Geschenk. Aber wie er es ihr gab und wie er dabei aussah, machte sie das ganz beklommen, und sie konnte ihre Freude nicht recht äußern.

„Wenn einer von euch dran dachte, genügt's ja —," meinte sie. Und plötzlich mußte sie die Arme um ihn legen und ihm einen Kuß geben. Da drückte er sie

heftig an sich, mit einem großen Seufzer, und küßte sie auch. Und dann stieß er sie heftig von sich und lief fort, so daß sie völlig verstört war. —

Bei Tisch sprach er wenig, und Barbara wagte nicht, in ihn zu dringen, sondern verfiel ihrerseits in ein bedrücktes Schweigen. Dann ging er hinaus, in die Ställe und wer weiß wohin, und kam erst gegen Abend wieder.

Als alles im Hause zur Ruh und nur noch der Bauer und seine Frau auf waren, konnte sich Barbara nicht länger halten. Sie saßen beide am Tisch bei der Lampe. Er rauchte seine Pfeife, und sie hatte den Strickstrumpf in der Hand, tat aber nichts daran.

„Uli," begann sie stockend und schüchtern; „wie ist's denn nun mit der Einnahme — fällt etwas ab für mich? Du weißt — mir tät's schon lange Not. Ich hab' immer noch Ausstände beim Kaufmann. Und die Kinder brauchen neues Zeug zum Winter —"

Sie sah gar nicht auf aus lauter Angst vor der Antwort, und so merkte sie nicht, wie Ulrichs Gesicht sich verfärbte und umwölkte.

„Es wär' mir lieb, wenn's noch Zeit hätte," sagte er. „Der erste Oktober ist vor der Tür — ich muß dem Gesinde seinen Lohn zahlen — und die öffentlichen Abgaben sind fällig —"

„Ja — aber das kann doch längst nicht alles aufzehren —"

„Ich hab' auch noch Löcher zu stopfen, vom Frühjahr her —" Nun sah Barbara auf.

„Ja — davon hast mir ja nie ein Wort gesagt! Und ich denk', Du hast einmal was verkauft — im Sommer — zum wenigsten hatt'st Du die Absicht —"

„Nun ja doch, ich hab's ja auch getan!"

„Und trotzdem —" sie wagte nicht weiter zu fragen.

„Der Händler hat mir nicht gleich alles gezahlt gestern." Bei der Lüge wurde Ulrich heiß und kalt; er fühlte, daß Barbara ihm nicht glaubte.

„Aber das ist ja noch nie gewesen —" sagte sie. „Hast Du Dich denn wenigstens versichert, daß es ein ehrlicher Mann ist, der Dir's nicht schuldig bleibt?" Ulrich Amberger schwieg.

„Uli! Sag mir doch die Wahrheit!"

„Nun ja denn — daß Du's weißt, gleich auf einmal —" er sprang auf und sah sie herausfordernd an. „Ich bring' so gut wie nichts nach Hause und hab' auch von keinem mehr etwas einzufordern. Ich hab's verwürfelt und vertrunken, wie vorm halben Jahr; genau so. — Und nun kannst mich schelten, soviel Du willst. Ich hab' Geduld, es anzuhören."

Aber sie schalt nicht. Sie legte das Gesicht in die Hände und gab keinen Laut von sich. Ulrich fand das schlimmer, als wenn sie ihn mit den härtesten Namen belegt hätte. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und blies große Rauchwolken um sich. — Endlich hob Barbara das Gesicht wieder empor und sah ihn wehleidig an.

„Willst Du uns denn ganz und gar zu Grunde richten, Uli?" Der klagende Ton traf ihn im tiefsten Herzen.

„Nein, Barbara, bei Gott, ich will's nicht! Und es soll nun auch anders werden. Ganz gewiß. Der andre — der Uttdörfer, mein' ich — soll mich nun gewiß nicht wieder verführen. Ich hab' genug von ihm."

Also richtig — der war's wieder gewesen. Und ganz besonders schlimm mußte er es getrieben haben, daß Ulrich „genug von ihm" hatte. Sie mochte indessen nicht fragen. Es war ihr so ungewohnt, daß Ulrich in solcher Weise über sein Tun sprach, und es freute sie so und regte so große Hoffnungen in ihr an, daß sie ihm die gute Stimmung nicht mit lästigen Fragen verderben mochte. —

Aber zum Hoffen gehört Geduld, und für Barbara gehörte ganz besonders viel Geduld dazu.

Waren Ulrichs Vorsätze gut, so war seine Laune doch ganz besonders schlecht. Das kam daher, weil er Sorgen hatte, Sorgen, die ihm bisher gänzlich unbekannt geblieben waren. Er brauchte Geld und wußte nicht, wo er es hernehmen sollte; und daß er das nicht wußte, war seine eigne, unverzeihliche Schuld.

„Du mußt den Rainer bitten, Dir zu borgen," sagte Barbara, mit der er davon sprach. Ulrich fuhr unwillig auf.

„Nein — das kann ich nicht; den zu allerletzt —"

„So will ich es tun!" rief sie freudig, in der Meinung, es komme ihn schwer an, als der Ältere dem Jüngeren seine Not einzugestehn. Da wurde Ulrich ordentlich heftig.

„Das wirst Du nicht!" rief er. „Hörst Du! ich verbiete es Dir! Das sind überhaupt meine Sachen, da hast Du nichts zu tun dabei!" Sein Inneres empörte sich bei dem Gedanken, daß Rainer ihm helfen könne. Zum Teil war es falsche Scham, zum Teil übertriebenes Zartgefühl. Rainer sollte das Geld hergeben, das der Uttdörfer ihm abgenommen — der Uttdörfer, der ihm die Braut gestohlen! Dem einen die Braut — dem andern das Geld. Nein, Rainer sollte und durfte nichts damit zu tun haben.

Barbara war erschreckt und geärgert durch sein aufbegehrendes Wesen. Sie verstand das alles nicht.

„Nun — so sieh Du selber zu," sagte sie finster.

Aber bei allem Nachdenken fand der Bauer keinen Ausweg. Nachts schlief er schlecht, und bei der Arbeit war er mißmutig. Das Gesinde fuhr er hart an.

In diesen Tagen wurde das Vieh eingetrieben, denn der Schnee fiel häufiger und blieb auf den Almen tagelang liegen. Auf dem Abstieg stürzte eine junge Färse über einen glatten Felsen und brach das Genick. Ulrich machte dem Knecht, dem er die Schuld beimaß, einen heftigen Auftritt und jagte ihn im Zorn aus dem Dienst. Darüber wurde Barbara sehr aufgebracht, denn der Knecht war so lange, wie sie selber, auf dem Hofe, und sie hielt ihn für den besten. Unglück könne jeder haben, meinte sie, und wenn das dumme Vieh auf dem Wege, den es schon so und so oft zurückgelegt, einen Fehltritt tue, so sei niemand, als dem Vieh selber, die Schuld beizumessen. Ulrich rief heftig dagegen, sie verstehe das nicht, sie sei gar nicht dabei gewesen. Und als es sich die Magd, die dabei stand, nun gar einfallen ließ mitzureden, gab er ihr eine Ohrfeige, daß sie heulend davonlief und am Abend der Bäuerin den Dienst aufsagte.

Drei Tage darauf war der erste Oktober. Die beiden Entlassenen kamen um ihren Lohn ein, und es war kein Geld im Hause. Der Knecht ließ sich bereit finden, zu warten. Die Magd drohte zu klagen. Sie hatte bereits auf einem andern Hofe Arbeit gefunden, und Barbara war überzeugt, daß sie es an bösem Leumund nicht fehlen lassen würde.

„Komm in zwei Wochen wieder," sagte sie; „dann soll Dir Dein Recht werden. Der Bauer hat's Geld just nicht liegen." Daß er es in zwei Wochen haben würde, war nicht anzunehmen, aber sie wußte nicht, wie sie das Mädchen los werden sollte.

„Er ist doch auf dem Markt gewesen und hat's Vieh verkauft," entgegnete es patzig. „Da muß er doch Geld haben!"

„Ich werd' den Bauer rufen, daß er Dich hinauswirft, unverschämte Dirne!" fuhr die Frau zornig auf, daß die Magd es für ratsam hielt, mit einem höhnischen Grinsen einstweilen gutwillig zu gehn.

Am Nachmittage dieses üblen Tages war Rainer im Grund beim Schlächter gewesen und hatte ihm zwei Kälber gebracht. Auch er hatte das Vieh von der Alm heruntergeholt, und die jungen Tiere waren ihm zu viel im Stall, gaben außerdem ein gut Stück Geld, das er eben brauchen konnte. Auf dem Heimweg fiel es ihm ein, beim Bruder vorzusprechen, den er seit dem Markt nicht mehr gesehen hatte. Aber Ulrich war fort; niemand wußte ihm zu sagen, wohin. Die Kinder, die am Brunnen spielten, sagten ihm, daß die Mutter im Garten sei. So ging er dahin.

Sie schnitt die Kohlköpfe ab, schälte die losen Blätter herunter und schichtete die Köpfe zu einem großen Haufen, um sie dann in den Keller zu schaffen für den Winter. Sie machte ein erschrecklich finsteres und verzweifeltes Gesicht. Als sie den Schwager erblickte, wischte sie die Hand an der Schürze ab und streckte sie ihm hin.

„Läßt Dich gar nicht mehr sehen —" sagte sie trübe. Sie war ganz überzeugt, daß er sich mit dem Bruder gezankt habe.

„Ich hab' meine Arbeit gehabt dieser Tage, mit dem Vieh," sagte er. „Und meinen Kohl müßt' ich wohl auch einbringen," fuhr er fort, ihre Beschäftigung betrachtend. „Du könnt'st einmal kommen und mir helfen, Schwägerin! Mit dem Grünzeug kenn' ich mich nicht aus." Sie blieb stumm, schnitt und schälte weiter.

„Wo ist denn Dein Mann?" fragte er.

„Ich weiß nicht. Wenn er im Ärger davonläuft, sagt er mir nicht, wohin." Sie kniff die Lippen zusammen, und dabei schnitt sie sich in den Finger, daß sie leise aufschrie.

„Zeig her," sagte er und nahm ihr das Messer aus der Hand. „Du mußt nicht so wütig drauf los schneiden. Ist's schlimm?"

Sie schüttelte heftig den Kopf und versuchte, mit der Schürze das rinnende Blut zu stillen.

„Du wischst die Erde in die Wunde," sagte Rainer. „Das tut nicht gut. Komm an den Brunnen — wasch dir's ab."

Mechanisch folgte sie seiner Weisung und hielt die verletzte Hand unter den kühlenden Wasserstrahl.

„Was hat's denn für Ärger gegeben?" fragte er dabei. Sie erzählte in abgerissenen Sätzen, von der toten Färse, von dem fortgejagten Knecht, von der aufsässigen Magd. Derweil hörte das Blut auf zu fließen.

„Ich möcht' in die Stube gehn und mir ein Läppchen umbinden," sagte sie. „Vielleicht kommst Du mit herein."

In der großen Truhe suchte sie nach altem Linnen, schnitt sich einen Verband zurecht und legte ihn um die verletzte Stelle. Dann gab sie Rainer ein baumwollenes Fädchen.

„Sei so gut und bind mir's fest," sagte sie und hielt ihm die Hand hin. Er tat es, aber er stellte sich ein wenig ungeschickt dabei an, und es dauerte lange, bis er damit zu stande kam. Es lag wohl daran, daß er ihr ein paarmal in das Gesicht sah, das ihm so nahe war.

„Du siehst schlecht aus, Barbara," bemerkte er. Sie zuckte mit den Lidern, und da er gerade mit dem Knoten fertig war, sagte sie hastig:

„Ich möcht' wieder hinaus — ich muß heut noch fertig werden mit dem Kohlschneiden."

„Warum eilt das so?" fragte er. „Und warum tust Du's allein?"

„Ich hab' Dir ja gesagt, die Magd ist fort!"

„Wann kommt denn eine neue?"

„Ich hab' mich noch nach keiner umgetan. Ich dacht', es könnt' auch so gehn für den Winter."

„Könnt'st Du nicht eine von den Heumägden im Haus behalten? Es gibt gewiß eine, die gern auch für den Winter einen Dienst nähme."

„Mag sein — aber ich sag' Dir ja, es kann auch so gehn."

„Warum willst Du Dich allein quälen mit all der groben Arbeit?" Sie stand an den Tisch gelehnt, sie blickte finster zu Boden. Sie wußte nicht — sollte sie es sagen oder nicht. Er mußte es ja wissen — er war ja mit ihm in Interlaken gewesen. —

„Rainer," rief sie aus ihren Gedanken heraus, „hätt'st Du es nicht verhindern können!"

„Was meinst Du?" fragte er erstaunt; denn er dachte nicht so weit zurück.

„Du bist doch mitgewesen in Interlaken, um den Uli vor schlechter Gesellschaft zu schützen!" sagte sie vorwurfsvoll. Ach so — ja, nun verstand er.

„Ich hab's nicht vermocht, Bärbeli."

Es war das erste Mal, daß er sie so nannte. Er sprach den Namen so eigen aus, voll Liebe und Mitgefühl, und so — fast wie eine Mutter. Ihr trotziger Schmerz brach zusammen und löste sich in Tränen auf.

„Ich weiß, Du kannst nicht helfen — ach Gott, Rainer, aber Du mußt helfen! Habt ihr euch veruneinigt, daß Du so lange nicht hier warst?" schloß sie scheu.

„Nein, veruneinigt haben wir uns nicht. Aber es ist dem Uli nicht recht, wenn ich ihm dreinred', und — ja, schau, Bärbeli — zwingen kann ich ihn doch nicht!" Er sagte es so schonend wie möglich, das Herz tat ihm weh um sie. Weiß Gott, er hätte ihr gern geholfen! Sie hatte die herabhängenden Hände gefaltet; er glaubte, ihre verzweifelten Gedanken sehen zu können.

„Die Leut' haben ihren Lohn nicht ausgezahlt bekommen," sagte sie. „Ich muß mich schämen vor dem eignen Hausgesinde."

Danach war es lange still im Zimmer. Endlich sagte Rainer:

„Uli wird halt ein Stück Vieh verkaufen müssen."

„Ja, gewiß, das wird er müssen. Aber was ist das für eine Wirtschaft, wenn der Bauer das Vieh verschleudern muß, damit er zu leben hat! Er weiß das selber sehr gut, und darum wird er sich so bald nicht dazu entschließen können —"

Rainer fühlte sich heute der Schwägerin gegenüber beklommen, so daß er kein Trostwort fand; er fühlte wohl auch, daß es nicht auf einen weichen Boden fallen würde. Ihre dumpfe, stolze Traurigkeit machte es ihm schwer, zu helfen und zu trösten.

„Soll ich Dir meine Magd herunterschicken?" fragte er. „Ich behelfe mich ganz gut ohne sie —" Aber sie wehrte ab.

„Laß nur; es ist schon besser, ich mach's allein. Arbeit ist mir auch lieb, sie ist das einzige — —" Weiter kam sie nicht; sie wandte sich zur Tür. „Ich muß nun wirklich gehn," sagte sie.

Er ließ sie und folgte ihr nicht. Ein Gedanke beschäftigte ihn. —

Am Brunnen spielten noch immer die Kinder. Er rief das Mareili zu sich heran, hob es auf den Arm und streichelte das blonde Kraushaar. Auch die Knaben umringten ihn, aber er schien es heut auf die Kleine abgesehen zu haben.

„Möcht'st den Ohm Rainer ein Stück Wegs begleiten?" fragte er. Natürlich wollte sie, und die Knaben wollten auch. Aber er schickte sie zu ihrem unterbrochenen Spiel zurück.

„Ihr kommt ein andermal. Heut will ich nur 's Mareili." Das Kind auf dem Arm, verließ er den Hof. Draußen, auf dem Wiesensteige setzte er es nieder; mit dem dicken Fäustchen einen seiner Finger umklammernd, trippelte es geschäftig neben ihm her, dabei in kindlichem Kauderwelsch unaufhörlich plaudernd.

Als sie etwa hundert Schritt gestiegen waren, blieb Rainer stehn.

„Find'st Dich allein zurück?" fragte er das Kind.

„Da!" sagte es und zeigte rückwärts hinunter auf das elterliche Hausdach. „Mareili kann über die Wiese laufen!"

„Wohl," sagte Rainer. „So lauf und geh zur Mutter und gib ihr das." Er griff in die Tasche, wo das Geld steckte, das ihm soeben der Schlächter für die beiden Kälber gegeben hatte. Es waren vier blanke Goldstücke. Dann nahm er aus einer andern Tasche ein Stück Papier und wickelte es fest darum.

„Mach die Hand auf," sagte er und drückte dem Kind das winzige Päckchen hinein; die kleinen dicken Finger schlossen sich krampfhaft fest. „So, nun halt's hübsch fest, verlier's nicht und gib's gleich ab. Lauf!"

Mareili nickte vergnügt im Vollgefühl des wichtigen Auftrages und trabte in ihrem roten Röckchen munter die Wiese hinab. Rainer blieb noch stehn und sah ihr nach, bis sie um die Hausecke verschwunden war; dann stieg er schnell weiter. Er war ganz rot geworden. —

Barbara stand längst wieder auf ihrem Kohlbeet. Sie war noch trauriger als vorhin. Sie schämte sich, daß sie den Schwager so unhöflich hatte stehn lassen, und

doch wäre sie nicht im stande gewesen, noch länger mit ihm zu sprechen. Wenn er's ihr übel genommen hatte, so würde er es auch wieder vergessen.

Da kam vom Hofe her Mareili angetappelt, mit sehr wichtiger Miene und weit abgestrecktem, festgeschlossenem Fäustchen.

„Du, Muttele, das schickt der Ohm Rainer!" rief sie, als sie nahe herangekommen war, und hielt das Fäustchen hoch. Barbara machte ein verwundertes Gesicht.

„Ist der Ohm denn noch bei euch?" Mareili schüttelte den Kopf.

„Ohm Rainer ist da hinauf!" sagte sie, mit dem freien Händchen nach dem Holderhof weisend. „Mareili ist ein Stück mitgewesen, und Ohm Rainer hat Mareili das gegeben fürs Muttele."

Barbara öffnete die kleine Faust und hielt das rätselhafte Päckchen lange zögernd in der Hand. Dann wickelte sie es auf, ebenso zögernd. Eine dunkle Blutwelle stieg ihr ins Gesicht. Sie starrte auf die blanken Goldstücke, bis ihr die Augen übergingen. Dann wickelte sie alle wieder ein und versteckte sie in ihrem Mieder. Und dann fing sie an zu weinen, wie sie lange nicht geweint hatte, mitten zwischen ihren Kohlköpfen, in ihrem Elend und in ihrer großen Einsamkeit.

Mareili war längst wieder fortgesprungen. Nachdem sie ihren Auftrag ausgerichtet hatte, kümmerte sie das Weitere nicht mehr.

Ulrich Amberger verkaufte eine Kuh aus dem Stalle. Irgendwie mußte das Geld, das er für den Augenblick so nötig brauchte, beschafft werden. Der Händler, der sie ihm abgenommen, führte sie durch das ganze Dorf, und jeder, der fragte, erfuhr, woher sie kam. Alsobald wußte man, daß der Amberger Vieh verkaufte, weil er Geld brauchte.

Ulrich selbst ging am Abend desselben Tages ins Wirtshaus, um seinen Ärger hinunterzuspülen.

Als er fort war, machte sich auch Barbara zum Ausgehn fertig. Sie nahm ein Tuch um, warf noch einen Blick auf ihre bereits schlafenden Kinder und stieg hinauf nach dem Holderhof.

Der Herbstabend war hell und kühl. Die Mondscheibe stand rund und glänzend am Himmel, die Viescherhörner mit ihren tiefhängenden Eismassen schimmerten weich und silbermatt am dunkeln Himmel. Auch der Eiger und das Wetterhorn waren weiß beschneit, und ein kalter Atem schien von da herunter zu wehen in das dunkle Tal. Die völlige Stille und das weiche Licht taten Barbara gut.

Vor ihr lag der dunkle Wald, und im Holderhof leuchtete ein Fenster. Aber als sie das Haus betrat, erfuhr sie, der Bauer sei ausgegangen. Sie war enttäuscht; was sie sagen wollte, konnte sie durch keinen andern ausrichten lassen. So mußte sie unverrichteter Sache wieder umkehren.

Sie ging sehr langsam. Die mondhelle Landschaft zu ihren Füßen und die Reihe der heiligen Berge ringsum am Himmel waren so schön anzusehen — und zu Hause versäumte sie nichts.

Auf halbem Wege kam ihr jemand entgegen, in dem sie beim Näherkommen Rainer erkannte. Sie blieb stehn, und das Herz begann ihr ängstlich zu klopfen wegen dessen, das sie sagen wollte. Nun erkannte auch er sie.

„Grüß Dich, Schwägerin!“ rief er freundlich. „Was machst denn Du hier draußen, zu halber Nacht? Ich bin eben bei euch gewesen, traf aber niemand zu Hause.“

„Und ich war bei Dir,“ sagte Barbara, „und traf auch niemand.“

„Bei mir? Ja, was wollt'st Du denn bei mir?“

„Ich wollt' Dir Dein Geld zurückgeben, das Du mir durch's Mareili geschickt hast. Ich weiß, Du hast's gut gemeint, und ich dank' Dir von Herzensgrund; 's hat mir wohlgetan. Aber behalten kann ich's nicht.“ Sie zog das Päckchen aus der Tasche; es war noch in dasselbe Papier gewickelt, darin sie es bekommen.

„Warum kannst Du's nicht behalten?“ fragte er.

„Ich hab' nichts ausgegeben; ich hab' keine Ursach', mir was borgen oder gar schenken zu lassen. Ich weiß auch, daß es dem Uli nicht lieb sein würde. Ich kann von keinem andern Geld nehmen als von ihm.“

„Aber ich denke, er hat nichts —“

„Er hat heut eine Kuh verkauft. Das reicht fürs erste. — Und nun nimm Dein Geld zurück und sei mir nicht böse, Rainer.“

Er nahm es und steckte es ein. Er war ganz geschlagen.

„Ich hab' Dir so gern ein wenig helfen wollen,“ sagte er.

„Ich weiß; und Du kannst versichert sein, es hat Dich mir noch lieber gemacht, als sonst schon.“

Sie standen nebeneinander, den hohen Bergen zugekehrt, ein jedes in seine Gedanken versunken. Nur einmal fragte Rainer, wo der Ulrich hin sei.

„Hinunter —“ sagte sie; und er wußte Bescheid. Und nach einer Weile seufzte Barbara, lehnte sich ein wenig an ihn an und sprach:

„'s könnt' so schön sein in der Welt! Wenn man all die Sterne sieht, sollt' man meinen, es müßt' nur lauter Frieden geben. Und dabei ist's Leben so voll Unfried und Not, und grad' wenn man meint, nun sei's am schönsten, nun habe man das Glück sicher — dann kommt gewiß irgend etwas!“

Rainer Amberger legte seinen Arm lose um die Schultern der Frau, wie um sie zu schützen oder seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Es wird wohl so sein müssen,“ sagte er, „damit wir die Erde nicht zu lieb gewinnen. Aber verzagen dürfen wir nicht, Barbara . . Da oben über den Sternen, da ist Frieden, und wenn wir's recht anfassen und recht darum bitten, so kommt er auch zu uns herunter. Und wenn ich die weißen Berg' ansehe, dann ist's mir immer, als müßt' mir von ihnen die Hilfe kommen in jeder Not — wie's ja schon im Bibelbuch geschrieben steht —“

„Ach, das sind andre Berge,“ entgegnete sie kleinlaut; „Berge, die wir nie zu sehen bekommen —“

„Doch, wir werden sie sehen. Wir werden sogar einmal hinaufkommen, ganz gewiß, ganz gewiß. Und die Berge hier unten, die sind wie ein Vorbild jener andern Berge; und wenn ich sie ansehe, so in der heiligen Abendstille, wie eben jetzt,

dann dünkt mich, ich sehe den Herrgott darüber hinschreiten und seine Hand ausstrecken über das Tal — wie zum Segen."

Seine Worte, denen man's anhörte, daß sie aus einem schlichten und aufrichtigen Herzen kamen, machten ihr einen wunderbar beruhigenden Eindruck. Sie sann ihnen nach und sah zu den Bergen empor, und es war ihr, als spüre sie etwas von jenem Segen. Und dann sah sie zu dem Manne auf.

„Rainer," sagte sie, „in dieser Stunde hast Du mir viel mehr geholfen, als Du mit all deinem Gelde gekonnt hätt'st. Du hast mich wieder daran erinnert, daß man zu den Bergen emporschaun muß. Ich hatt's eine Zeitlang vergessen. Ich will's nun wieder tun."

In diesem Augenblick hörten sie Schritte. Auf einem schmalen Pfade, der den ihren kreuzte, sahen sie einen Mann daherkommen. Es war der Uttdörfer. Er bog in den Weg ein, auf dem sie standen, nur wenige Schritte oberwärts, und nahm die Richtung an ihnen vorbei zu Tal. Sie traten zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Er sah ihnen frech ins Gesicht und tat, als kenne er sie nicht. Dicht vor ihnen stand er still, als wolle er sie anreden; dann erschrak er oder tat doch so, lüftete den Hut und sprach:

„Ach — ihr seid's. Ich meinte, es sei ein Liebespaar. — Ich hab's ein wenig eilig — ihr verzeiht!" Und fort war er.

Barbara hatte eine Empfindung, als sei der Böse an ihr vorbeigehuscht.

„Das war nicht gut, daß er uns hier traf, Rainer," sagte sie bedrückt.

„Warum nicht gar, Bärbeli!" rief er fröhlich. „Was sollt' er uns Böses nachsagen! Und nun komm, erlaub mir, daß ich Dich heimgeleite."

Unterdessen war Anselm Uttdörfer weiter geeilt. Er lachte ein paarmal vergnügt vor sich hin, sein Herz war voll Schadenfreude. Rainer Amberger — der tugendhafte Mann, der jeden über die Achsel ansah, der nicht ebenso heilig tat wie er — nun hatte er ihn erkannt! Und die ebenso tugendstolze Ambergerin — nun freilich, die beiden Tugendhaften paßten zusammen! Haha! Das gab einen Spaß!

Im ersten Augenblick hatte er geglaubt, es sei Ulrich, obschon es ihm lächerlich vorkam, daß der mit der eignen Frau im Mondschein einherspazieren sollte. Aber dann erkannte er bald, daß es der andre war. Und wenn die Brüder sich so ähnlich sähen, wie ein Ei dem andern — er würde sie immer auseinanderkennen.

Sein Weg ging ins Wirtshaus. Er freute sich schon darauf, denen da seine Geschichte aufzutischen; verblümt natürlich; — nur, damit sie recht neugierig wurden und sich noch viel Schlimmeres dächten.

Er traf es noch besser, als er gehofft hatte, denn am Wirtstisch saß Ulrich Amberger. Da fiel dem Uttdörfer etwas Neues ein. Er tat höchst erstaunt, trat auf jenen zu und sprach:

„Ihr seid hier? — Meiner Treu, dann hab' ich mich versehen; dann muß es der Rainer gewesen sein!"

„Wieso? Was meint Ihr?" fragte Ulrich, der ein keineswegs freundliches Gesicht machte und den Ankömmling kaum grüßte.

„Nun," berichtete der Uttdörfer gut gelaunt, indem er den Hut an den Haken hing und sich dann krachend auf einen Stuhl zu den übrigen setzte, „ich hatte einen

Gang gemacht auf meinen Achterhof am Hertenbühl, und wie ich herunterkomm' über den Hang hinter Eurem Hofe, seh' ich Zwei am Wege stehn, nun — wie man eben nur steht, wenn man sich sehr gut — kennt. Ich erkenn' bald Eure Frau und Euch selbst, wie ich mir einbilde; denk' aber, Ihr seid da in einer zärtlichen Laune und will nicht stören, sondern lauf' schnell vorüber. Und nun ich Euch hier treffe — ja, schneller als ich könnt' Ihr doch nicht heruntergelaufen sein! Und darum ist es doch wahrscheinlich der Rainer gewesen!" Er hustete, spuckte, bestellte sich ein Maß Wein und warf den andern lustige Redensarten zu.

Ulrich war verstummt. Er konnte gar nicht begreifen, was der Uttdörfer ihm da erzählte; nicht nur ihm, sondern auch allen andern, soviel ihrer dabei saßen. Es war sicher nur die reine Niedertracht von ihm —

„Ja, die reine Niedertracht," murrte er vor sich hin. Uttdörfer hörte es.

„Nun, so schlimm braucht Ihr es doch nicht gleich nehmen!" sagte er, Ulrichs Worten absichtlich eine andre Deutung gebend. „Es ist doch sehr erfreulich für den Mann, wenn die Frau sich mit dem Bruder gut steht. Und wenn man die Frau so oft allein läßt —"

„Wer hat die Schuld, daß ich sie so oft allein laß!" fuhr Ulrich auf.

„Nun, das steht doch ganz bei Euch," sagte Uttdörfer breit und wohlgefällig. „Ich meinte nur, wenn man die Frau so oft allein läßt, kann man sich ja keinen bessern Schutz für sie wünschen, als so einen rechtschaffenen tugendhaften Bruder!"

Ulrich wußte nicht, ob der andre im Hohn oder im Ernst spreche. Er hielt es aber für klüger, das letztere anzunehmen.

„Da habt Ihr sehr recht," sagte er, „und es freut mich, daß Ihr dieser Meinung seid. Im übrigen wißt Ihr, daß ich meine häuslichen Angelegenheiten nicht im Wirtshaus besprechen mag."

Damit war die Sache erledigt.

An diesem Abend betrank sich Ulrich Amberger nicht, obschon er es sich heut zum erstenmal geradezu vorgenommen hatte. Er ging auch früher nach Hause als sonst. Der Uttdörfer hatte ihm eine Schlange ins Herz gesetzt, deren Biß ihm das Blut vergiftete. Er schämte sich der Gedanken, die er hatte, und konnte sie doch nicht loswerden. Sie erhärteten sich nicht zum Verdacht — zu einem solchen hatte er keine Veranlassung, soviel er auch nachdachte. Aber sie malten ihm tausend Bilder, deren Anschauen seinen ganzen Menschen in gefährlichen Aufruhr brachte.

In seinem Hause war noch Licht. Als er ziemlich hastig die Wohnstube betrat, saß Barbara am Tisch und las in einem dicken Buche, in dem er sofort die alte Hausbibel erkannte. Der Anblick machte ihn verlegen, er hatte andres erwartet.

Auch die Frau schien verlegen, schob das Buch ein wenig zur Seite und erhob sich zögernd. Dabei sah sie ihn zaghaft und unsicher an.

„Komm' ich Dir zu früh?" fragte er herausfordernd.

„Nein, gar nicht," sagte sie; „ich hab' Dich freilich noch nicht erwartet —" setzte sie halb fragend hinzu. Er sah das Buch an und sah seine Frau an. Dann fragte er gerade drauf los:

„Was hast Du heute abend mit dem Rainer draußen am Berge zu schaffen gehabt?"

Sie sah ihn erschrocken an und wurde dunkelrot. Ulrich meinte, das Herz müsse ihm zerspringen.

„Antworte!“ herrschte er sie an. Seine Heftigkeit jagte ihr ein Zittern durch alle Glieder, aber sie schlug die Augen nicht nieder, wie Schuldbewußte zu tun pflegen, sondern sah ihn immer starrer an.

„Das hat Dir der Uttdörfer gesagt!“ stammelte sie.

„Wer es mir gesagt hat, ist gleich,“ entgegnete er hart. „Ich will eine Antwort auf meine Frage.“

„Ich hab' den Rainer da zufällig getroffen,“ sagte sie.

„Zufällig — was heißt das!“

„Ich war hinausgegangen, und als ich zurückkam, war der Rainer bei uns gewesen und hatte Dich besuchen wollen, und da er niemand zu Hause getroffen, wollt' er heimwärts steigen, und dabei trafen wir uns.“ Er sah sie streng an.

„Und dann — was hattet ihr dann miteinander zu reden? Ich hab' gehört, ihr hättet beieinander gestanden wie — wie — — kurz und gut, was hattet ihr zu reden?“

Nun zum erstenmal schlug sie die Augen nieder.

„Rainer hat mich daran erinnert, daß ich meine Augen aufheben muß zu den Bergen, von — denen — uns — Hilfe kommt.“ — Er war verdutzt; er wußte nicht, was er davon denken sollte.

„Und darum liest Du wohl jetzt in der Bibel?“ höhnte er.

„Ja,“ sagte sie einfach.

„An dem Rainer ist ein Pfaffe verloren gegangen,“ lachte Ulrich ärgerlich. „Das hab' ich schon einmal gemerkt.“ Weiter wußte er vorerst nichts zu sagen. Er fing an, sein Zeug auszuziehen, und ging dabei heftig im Zimmer auf und ab. Barbara legte die Bibel fort und sagte auch nichts. Alles, was sie hätte sagen können und mögen, würde den Mann nur reizen. Betrunken war er nicht, das hatte sie gleich gemerkt. Aber es saß ihm eine andre Aufregung im Blut, die war fast noch schlimmer. Aus irgend einem Grunde konnt' sie sich nicht entschließen, sich auszukleiden, obschon es spät genug dazu war.

„Du sagtest, Du seist hinausgegangen,“ hub Ulrich wieder an. „Wo hatt'st Du denn hingewollt?“

Barbara erzitterte im Innern. Das — nein, das konnt' sie ihm nicht sagen!

„Ich war halt — so allein —“ stotterte sie.

„Ich frag' Dich nicht, warum, sondern wohin,“ rief er heftig. Sie wand sich hin und her vor Angst. Aber lügen — nein, lügen konnt' sie nicht.

„Nach dem Holderhof,“ sagte sie. Er fuhr auf wie bei einem Schuß.

„So — und was wollt'st Du denn da!?“

„Ich wollt' dem Rainer das Geld zurückgeben.“ Es kam eine Art Trotz über sie. Mochte es nun werden, wie es wollte.

„Das Geld? Was für ein Geld?“

„Das er mir durchs Mareili geschickt hatte.“

„Durchs Mareili? Wie soll ich das verstehn?“

Kurz und eintönig erzählte sie den Zusammenhang.

„Ich hatt' bisher keine Gelegenheit, es ihm wiederzugeben," schloß sie. „Behalten wollt' ich's aber keinen Tag länger."

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht nötig hab', mir was schenken zu lassen, wo Du was fortwirfst," entgegnete sie, durch sein Verhör allmählich hart werdend. „Und weil der Rainer sich nicht für uns berauben soll. Und weil ich wußte, daß es Dir nicht angenehm sein würde."

„Nicht angenehm!" brauste er auf. „Ja, und wie kommt denn der Rainer dazu! Wenn Du ihm nicht beständig in den Ohren lägst mit Deinen Klagen —"

„Was Du in Interlaken getan hast, weiß der Rainer auch ohne mich," unterbrach sie ihn kalt. „Und was daraus folgen muß, kann er sich denken — auch ohne mich. Und wenn ich ihm ja einmal mein Herz ausschütte, so ist er der Nächste dazu, und kein Mensch kann mir's verdenken oder verbieten."

„Ich verbiet' Dir's!" rief er aufgeregt. Sie zuckte die Achseln und antwortete nicht.

„Hast Du mich verstanden, Barbara!" rief er noch lauter. Da drehte sie sich um, stellte sich ihm mit verschränkten Armen gegenüber und blitzte ihn feindselig an.

„Ja, ich hab's verstanden. Und ich hab' auch weiter verstanden, daß Du Dir einen schmutzigen Verdacht hast einflößen lassen von dem Spitzbuben, der Dir mit seiner Niedertracht Glück und Geld und Ehre und Gewissen stiehlt. Und ich sage Dir, daß ich mir nichts daraus mache und mich nicht daran kehre, weil ich Dich verachte!"

„Barbara!" schrie er auf. Er stürzte ihr entgegen, als wolle er sie schlagen. Sie wich nicht vor ihm zurück; kerzengrade, steif und blaß stand sie da, bereit, den Schlag zu empfangen. Da ließ er den Arm sinken. Sie hatte ja ganz recht: was jetzt zwischen ihnen vorging, daran war ja auch nur der Uttdörfer schuld. Wenn der ihm nicht so hämisch hinterbracht hätte —

„Such Dir wenigstens eine andre Zeit aus, als die Nachtzeit, wenn Du spazierengehst," brummte er ärgerlich. Dann ging er in trotzigem Schweigen zu Bett.

Barbara konnte sich lange nicht entschließen, das Gleiche zu tun. Ein Widerwille faßte sie bei dem Gedanken und zugleich eine unklare Sehnsucht, sich dem Manne in die Arme zu legen und ihm Herz an Herz zu beweisen, daß der Uttdörfer niederträchtig gelogen habe. Aber sie war zu stolz für solche Beweise. Glaubte er nicht ohne dem an sie, so mochte er's eben bleiben lassen.

Schließlich legte sie sich doch. Möglichst weit von ihm, und ganz still und regungslos lag sie, daß er denken konnte, sie sei eingeschlafen. Bis er plötzlich fühlte, daß ihr ganzer Körper vor unterdrücktem Weinen bebte. Da erschrack er. —

„Bärbeli —" flüsterte er und streckte die Hand nach ihr aus. Sie rührte sich nicht. Da kam er näher an sie heran.

„Bärbeli — wein doch nicht so! Ich hör' ja, daß Du weinst! Nimm's doch nicht so schwer! Ich seh' ja ein, daß ich unrecht getan hab' — ich bitt' Dir's ab! Bärbeli, sag doch, was weinst denn so sehr!"

Sie rührte sich immer noch nicht. Da drehte er sie gewaltsam zu sich herum.

„Bärbeli — willst mir nicht verzeihen? Hast mich nicht mehr lieb?" Da wallte es noch einmal auf in ihr. Sie hatte ja doch immer so viel Liebe für ihn gehabt. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und streichelte ihn.

Ulrich Ambergers Kopf aber sank plötzlich auf die Brust seines Weibes, und ein jähes Aufschluchzen erschütterte auch seinen Körper.

Sie verziehen einander. Aber was sie sich Böses gesagt hatten in dieser Stunde, war nie wieder ganz auszulöschen aus ihren Herzen und aus ihrem Leben.

Der Winter legte seinen weißen Königsmantel über die Berge. Alle Schluchten und Täler füllte die schimmernde Last. Der Verkehr stockte, nur hie und da suchte ein wanderlustiger Fremder über vereiste Firne und Joche den beschwerlichen Weg.

Gydisdorf versank in einen friedlichen Schlaf. Alle Geräusche des Lebens klangen gedämpft durch den dicken weichen Teppich, der Wiesen und Höfe deckte, und hallten verloren durch die unendliche Stille.

Auch der Pfad, der vom Holderhof herunter zum Amberger Hofe führte, war tief verschneit. Lief einmal eine Fußspur darüber hin, so war sie am andern Morgen wieder verweht und verlöscht.

Ulrich Amberger fand den Weg zu seines Bruders Haus nicht mehr. Scham, Schuldgefühl und Mißtrauen versperrten ihn ihm.

Ja, er schämte sich seines wüsten Treibens und seiner Willensschwäche, die ihn von dem Laster sich loszureißen hinderte, vor dem Bruder, der dieses Laster haßte und solche Schwäche nicht kannte. Er sah ein, daß jener ein Recht hätte, ihm Vorwürfe zu machen und sich verächtlich von ihm abzuwenden; und weil er es dazu nicht kommen lassen wollte, mied er seine Gesellschaft.

Er sah weiter ein, daß es ein Verstoß gegen die brüderliche Liebe und eine Nichtachtung ihres innigen Verhältnisses war, wenn er kameradschaftlichen Umgang hatte mit einem, der dem einzigen Bruder hinterrücks und feige einen großen Schmerz zugefügt, an seinem Jugendglück einen gemeinen Diebstahl begangen hatte. Und doch konnte er sich von diesem Umgang nicht losreißen. Das Laster des Trunkes, dem er sich immer völliger ergab, führte ihn diesem Umgang immer mehr in die Arme. Seine Kameradschaft mit dem Uttdörfer gewann je länger je mehr den Anstrich einer versteckten Feindschaft, die an ihren Ketten rüttelt und nicht wagt, offen hervorzutreten. Sie war ihm erwachsen aus einem instinktiven, innerlichen Widerwillen gegen den wüsten Gesellen; aus der Kenntnis dessen, was er Rainer angetan, und aus der Macht, die er über ihn selber allmählich gewonnen hatte. Diese Macht aber war das Geld.

Er schuldete dem Uttdörfer von Interlaken her eine ansehnliche Summe, und er wußte nicht, wie er sie ihm zurückzahlen sollte, ohne seinen Besitz anzugreifen. Er mußte ihn bei guter Laune erhalten, denn er wußte, Uttdörfer würde die erste Gelegenheit, die es ihm wünschenswert machte, dem Bauer einen Tort anzutun, benutzen, um seine Schuld einzufordern.

Er hätte das alles Rainer sagen können. Rainer hätte ihm gewiß geholfen, und er hätte dann reinen Tisch machen können zwischen sich und dem Uttdörfer und wäre das Gewicht losgeworden, das ihn langsam immer mehr in die Tiefe zog. Aber er konnte sich zu dieser Demütigung nicht entschließen. Und weil er nicht schuldbewußt den Blick senken wollte vor des Bruders blauen Augen, die ihn traurig und fragend seine dunkeln Wege gehn sahen, vermied er es, mit ihm zusammenzukommen.

Und endlich war es das Mißtrauen, das wie eine trennende Dornenhecke zwischen ihm und dem Bruder aufwuchs und ihm den Weg zu ihm versperrte. Das Mißtrauen, zu dem der Uttdörfer in höhnischer Nichtswürdigkeit die verderbliche Saat in das Herz gestreut hatte. Zuerst hatte es ihn empört, daß jener mit versteckten Anspielungen den Bruder bei ihm zu verdächtigen gewagt hatte, und sein ursprüngliches Gefühl war gewesen: er freut sich, daß er Rainer, der ihn verachtet, der von oben auf ihn herabsieht, und vor dem er ein unsauberes Gewissen hat, eins auswischen kann. Um dieses Auswischen, darin seine niedrige Natur so recht zum Austrag kam, hätte er ihn in der ersten Entrüstung am liebsten durchgeprügelt, und hätte es auch getan — wenn es nicht eben der Uttdörfer gewesen wäre. Nun nagte an ihm der peinigende Vorwurf: Du hast es mit angehört, daß in hämischer Weise eine schändliche Verleumdung ausgesprochen wurde gegen einen Menschen, der Dir nahe steht, der Dir in Liebe verbunden ist, und Du hast dazu still geschwiegen.

War es die Strafe für solch kraftloses Stillschweigen, für solch wehrloses Aufnehmen der giftigen Saat, daß sie nun keimte und Wurzel faßte in seinem Herzen?

Was Barbara ihm gesagt hatte an jenem Abend, das glaubte er; das konnte alles wahr sein; aber das war kein Gegenbeweis, keine Entkräftung der in ihm erwachten Bedenken. Rainer hatte ihr Geld zustecken wollen, hatte sie an den himmlischen Vater erinnert — um ihr zu helfen. Gegen wen? Gegen ihn, Ulrich, ihren Mann, seinen Bruder. Jemand helfen und beistehn gegen einen andern, das heißt soviel als ihn gegen diesen andern aufhetzen, dachte Ulrich. Und dann kam der bittere Gedanke, der ihn vor sich selbst verschämt und trotzig verstummen machte: es war seine eigene Schuld, daß Barbara Hilfe brauchte und sie bei einem andern suchen ging. Wenn er ihr nicht Anlaß zum Klagen gäbe, so würde sie Rainer nichts zu klagen haben; und wenn sie Rainer nichts zu klagen hätte, so würde er sie nicht zu trösten brauchen. Was aber daraus kommt, wenn Frauen sich von Männern, die nicht *ihre* Männer sind, trösten lassen — das weiß man. Dazu braucht man nichts zu tun, das braucht man nicht zu wollen, das kommt von selber.

Ulrich konnte seinen Bruder nicht mehr ansehen, ohne daß solche Gedanken in ihm aufstiegen, die er nicht mehr bannen konnte, obschon er sich über sie ärgerte und sich ihrer schämte. Und das war es zum dritten, was ihn Rainers Gesellschaft meiden ließ.

Über das, was er durch den Uttdörfer erfahren, hatte Ulrich mit dem Bruder nicht gesprochen. Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte es getan; es hätte die Luft gereinigt und den Himmel brüderlicher Liebe geklärt. Aber er tat es nicht. — Auch Barbara tat es nicht. Eher hätte sie sich die Zunge abgebissen, ehe sie ihm so etwas erzählte, das ihn beleidigen und ihn bloßstellen mußte, und das so unsinnig war bei ihrem guten und reinen Verhältnis zueinander. — Ulrich kam auch der

Frau gegenüber nicht wieder auf dieses Gespräch zurück, dessen er sich schließlich schämte. Der ganze Vorfall schien ausgelöscht und vergessen, und lebte doch heimlich und verderblich weiter in seinem Innern.

Scham, Schuldgefühl und Mißtrauen, dazu die drückenden Geldsorgen und die verderblichen, Leib und Geist zerrüttenden Folgen des Trunkes untergruben seine Seelenruhe und seinen Hausfrieden, zerstörten seine gute Laune und seine Gesundheit und machten aus ihm binnen kurzem einen andern Menschen.

Sein Wesen ward heftig und unwirsch, sein heiteres Auge scheu und blöde. Sein frisches Gesicht war bald krankhaft blaß, bald unnatürlich rot, und von einer ungesunden Gedunsenheit. Tagsüber saß er untätig im Hause herum, oder er schalt mit den Knechten im Stall, oder lief draußen umher auf abgelegenen Wegen, wo er niemand begegnete. Abends ging er ins Wirtshaus. Wen er da traf und was er trieb, sagte er nicht. Fast immer war er betrunken, wenn er zurückkam; oft bis in den nächsten Vormittag hinein. Einmal war er die ganze Nacht ausgeblieben. Wo er sie zugebracht, erfuhr Barbara nicht.

Auch aus ihr ward eine andre. War sie schon sonst sehr häuslich gewesen, so ließ sie sich nun überhaupt nicht mehr sehen. Notwendige Gänge mußte ihr der Alois besorgen, und wenn der es nicht konnte, bat sie Rainer darum. Sie mochte sich vor keinem Menschen sehen lassen. Ihres Mannes Schande war ja vor dem ganzen Dorf offenbar, sicher sprach man davon an jedem Herd und vor jeder Haustür. Und sie war dieses Mannes Frau.

Ihr Ekel vor ihm mehrte sich. Sie begann ihn zu verachten, und in dieser Verachtung erlosch die Liebe. Hätte sie Mitleid mit ihm haben können — aber sie war keine von den weichen Naturen, die das große Mitleid mit der Schuld erst recht befähigt, zu verzeihen und zu retten. Und weil sie dieses Mitleid nicht hatte und nicht fand, zog sie sich von ihm zurück in hoffnungslosem Schmerz, wo sie ihm hätte nachgehn können in suchender Liebe.

Sie schalt nicht, sie klagte nicht mehr. Auch zu Rainer nicht. Sie verstummte völlig und arbeitete mit finsterm, verzweifeltem Gesicht vom Morgen bis zum Abend, als könne sie auf diese Weise gut machen, was Ulrich versäumte. Sie ertrug auch die Untätigkeit nicht, mit dem nagenden Gram im Herzen. Am meisten aber grämte sie sich über das verlorene Eheglück.

Der Bauer mied sie, soviel er konnte. Ihr stolzes, stummes Gesicht reizte ihn, weil es ihn vernichtete. Und wo er zu einem Beisammensein mit ihr gezwungen war, tat er wie das leibhaftige böse Gewissen ihr gegenüber, oder er war heftig und aufbegehrend. Sie schien das eine zu übersehen; das andre ertrug sie mit stumpfer Ergebung.

Tag und Nacht sann Rainer darüber nach, wie er den Lauf des Unglücks in seines Bruders Hause aufhalten könne. Dem Bruder selber war nicht mehr beizukommen; er wich ihm aus oder fuhr ihn an — je nachdem. Auf den Holderhof kam er nicht mehr, und wenn Rainer zu ihm hinunterging, traf er ihn meist nicht an.

Wenn er dann bei Barbara saß, war es auch nicht mehr so wie sonst. Sie war bitter und wortkarg, und wenn er reden wollte von dem, was auf ihnen

allen lastete, so verstummte sie ganz oder fing von anderm an. Er merkte bald, sie wollte nicht davon sprechen; und weil er glaubte, es sei aus Rücksicht gegen ihren Mann, hob dies Schweigen sie nur noch in seiner Achtung und Zuneigung.

Sie sagte auch nie mehr: Du mußt helfen. Sie schien sich darein gefunden zu haben, daß er nicht helfen könne, ebensowenig wie irgend ein andrer.

Weil sie aber doch nicht stundenlang schweigend nebeneinander sitzen konnten, und weil er den Eindruck gewann, daß sein Kommen ihr nicht mehr so lieb sei wie in frühern Tagen, wurden auch seine Besuche immer seltener. —

Einmal in der frühen Winterdämmerung kam wieder die Margred zum Amberger Hof herauf, nachdem sie viele Wochen sich nicht hatte sehen lassen. Sie trat in die Stube, in der Barbara am Tisch saß und flickte. Alois schrieb auf der Schiefertafel seine Schulaufgaben, und die Kleinen, auf der Diele hockend, spielten mit allerlei Gerät, das ihnen der Ohm Rainer geschnitzt hatte. Draußen schneite es. Margreds Tuch war weiß bepudert, und an ihren Schuhen backte der Schnee in feuchten Klumpen.

„Guten Abend, Ambergerin," sagte sie. „Man könnt' meinen, Ihr wär't gestorben! Man sieht ja gar nichts mehr von Euch!" Sie nahm das große Tuch ab. Ihre Wangen waren gerötet von der kalten Luft, was ihr ein frisches, jugendliches Aussehen verlieh.

Barbara erhob sich ziemlich schwerfällig und konnte nicht ganz verbergen, daß der Gast ihr ungelegen kam. Ihr Haß gegen den Uttdörfer erstreckte sich nachgerade auf alles, was mit ihm zusammenhing, also auch auf seine Frau.

Margred fühlte, daß sie nicht willkommen war; tat aber nicht dergleichen. Sie besah die Kinder, sprach dies und das Nebensächliche und setzte sich endlich unaufgefordert an den Tisch.

„Mein Mann ist nicht zu Hause —" sagte Barbara, die noch unschlüssig stehn geblieben war, ohne recht zu wissen, warum sie es sagte.

„Ich weiß," entgegnete Margred ruhig. „Er hat den meinen abgeholt. Sie sind zusammen nach Burglauenen ins Wirtshaus."

„So — also der Gletschwirt genügt ihnen nicht mehr —" stieß Barbara bitter heraus, dadurch verratend, daß sie von dem Ziel der heutigen Wanderung nichts gewußt hatte.

„'s ist halt eine Abwechslung," sagte Margred ebenso ruhig. Barbara wollte auffahren, besann sich aber und schwieg.

„Wo die Männer soviel aus sind, sollten wir Frauen einander besser Gesellschaft leisten," fuhr Margred fort.

„Ich verspür' keine Lust zum Ausgehn."

„Nun ja — Ihr habt ja Euren Schwager!"

Barbara sah auf. In ihren finstern Augen drohte es — „Was meint Ihr damit?"

„Nun, der Anselm sagt, wenn Euer Mann fort sei, komme der Rainer und leiste Euch Gesellschaft; und darum könne Euer Mann getrost fortgehn und darum gehe er auch."

Barbara reckte sich in ihrer ganzen Größe auf. Ihre Augen funkelten.

„Glaubt Ihr das?!“

„Nein, ich glaub's nicht,“ sagte Margred mit ganz ruhiger Stimme.

„Das ist Euer Glück. Ich hätte Euch sonst augenblicklich die Tür gewiesen — für immer!“

Margred lächelte nur zu diesem stolzen Eifer.

„Von Eurem Schwager glaubt niemand etwas Schlechtes oder Unrechtes,“ sagte sie. „Und wenn der Anselm so etwas sagt, so ist es nur, weil er ihn nicht leiden mag.“

„Und warum mag er ihn nicht leiden?“

„Das sind Sachen — von früher her. Das ist nun einmal so.“ Sie war ein wenig verlegen geworden, raffte sich aber schnell auf und fuhr fort: „Ich wollt' Euch nur sagen, wenn auch das mit dem Schwager nicht wahr ist — Schuld habt Ihr doch, wenn Euer Mann soviel ausgeht!“ Babara wurde rot vor Unwillen.

„Was geht's Euch an! Ich hab' Euch nicht um Eure Meinung gefragt. Wir sind nicht so befreundet, daß ich mit Euch darüber sprechen möchte!“

Das war deutlich genug. Aber Margred ließ sich nicht irre machen.

„Ich weiß, und ich bitt' Euch um Vergebung, wenn ich mich dennoch einmische. Seht, Ambergerin,“ fuhr sie fort, rückte ein wenig näher gegen Barbara, die sich inzwischen auch gesetzt hatte, und dämpfte ihre Stimme, der Kinder wegen, „ich bin ja in einer ähnlichen Lage wie Ihr. Mein Mann ist auch viel aus — und ich dachte, ich könnt' Euch einen Rat geben —“

„Befolgt Eure Ratschläge erst an Euch selber!“

„Ich wollt' Euch sagen: Ihr müßt den Mann nicht richten und verdammen um seine Schwäche und ihm ein finsteres Gesicht zeigen, wenn er heimkommt. Das macht ihm das Haus eng, und er eilt wieder hinaus, sobald es angeht. Ihr müßt gut zu ihm sein und ihn lieben, auch wenn er gefehlt hat. Ihr müßt' ihn halten und zurückziehen mit Eurer Liebe —“

„Warum denn tut Ihr das nicht!“ unterbrach Barbara mit bitterm Hohn. Margred errötete und schlug die Augen nieder.

„Ich tu' es wohl,“ sagte sie leise. „Ich liebe ihn trotz allem. Ich wär' es nicht im stande, ihm ein böses Wort zu sagen —“

„Weil Ihr Euch fürchtet!“

„Nein, nicht darum. Sondern weil er mir so leid tut, wenn er in so einem Zustand nach Hause kommt. Weil er ja gar nicht weiß, wie schrecklich das ist und wie ihm das schadet —“

„Und wenn er Euch schlägt —“

„So halt' ich still, denn wollt' ich mich wehren, so würd's nur schlimmer.“

„Und wenn er sich herumtreibt,“ fragte Barbara grausam weiter, „und Euch mit andern betrügt —“

„So denk' ich: er wird schon wieder zu mir zurückkehren, weil ich für ihn ja doch besser bin als die schlechten Dirnen, und bin ihm um so williger, wenn er's verlangt —“

Barbara wandte sich ab, wie im Ekel.

„Das ist verächtlich,“ sagte sie.

„Das ist nur Liebe,“ entgegnete Margred.

„Wenn's Liebe ist — so verdient er sie nicht," sagte Barbara hart.

„Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen."

„Und wozu denn, meint Ihr, braucht er sie? Wißt Ihr überhaupt, ob er sie verlangt?"

„Ob er sie verlangt, weiß ich nicht. Daß er sie braucht, ist mir gewiß. Wozu hätt' mich denn Gott auserlesen, seine Frau zu sein —, ich war für einen andern bestimmt, und bin endlich doch die Seine geworden — wozu gerade mich, die ich diese Lieb' zu ihm im Herzen trag', als damit ich diese Lieb' für ihn nütze? Und ich bin gewiß, sie wird ihn zurückziehen auf den guten Weg, den er verlassen hat. Wenn ich nur ausharre — so kann's nicht fehlen. Ich bet' alle Tage für ihn, mit meiner ganzen Lieb'. Wozu hätt' denn der liebe Gott verheißen, Gebete zu erhören und uns geboten, zu lieben, fast auf jeder Seit' in der Bibel?"

Margreds Augen leuchteten in frommer Begeisterung. Barbara konnte das nicht begreifen.

„Ekelt's Euch denn nicht vor Eurem Manne, wenn er betrunken heimkommt?" fragte sie, fast neugierig.

„O ja, freilich," gestand Margred. „Aber dann kommt das Mitleid, und dann überwind' ich's."

Barbara stützte den Kopf in die Hand. Ungeduldig seufzte sie auf.

„Wenn Eure Lieb' so lange Zeit braucht, um zum Ziele zu kommen — woher wollt' Ihr wissen, daß ich keine hab'? Wer sagt Euch, daß sie nicht längst schon im stillen arbeitet, umsonst, wie die Eurige?"

„Das seh' ich an Eurem Gesicht, und das hör' ich an Euren Worten, wenn Ihr über das alles sprecht. Zudem, glaub' ich, hätt' Eure Lieb' eine leichtere Arbeit als meine. Es ist erst seit kurzem, daß Euer Mann solche Wege geht. Wenn Ihr's recht angefaßt hättet, von Anfang an —"

„Und wer hat ihn auf diese Wege gebracht?" fuhr Barbara auf. „Wer hat ihn verführt und verführt ihn noch alle Tage?"

„Ich weiß, daß das mein Mann ist," sagte Margred. „Und darum komm' ich ja eben." Barbara sah sie verblüfft an.

„Ihr sollt den Eurigen hindern, soviel mit dem Meinen zu gehn. Es ist dem Anselm nicht gut; er findet einen zu willigen Genossen an ihm —"

„So hindert lieber den Eurigen, wenn Ihr's vermögt! Seht Ihr — Ihr vermögt's nicht! Nun — ich vermag's auch nicht. Und darum wird es wohl so bleiben müssen, wie es ist. — Ich hab' nicht Euer Mitleid und Eure Liebe und Eure Zuversicht," fuhr sie wehmütig fort. „Aber ich beneid' Euch darum. Wenn's auch nicht nützt — es macht die Last doch leichter."

„O, es nützt auch!" rief Margred. „Nicht gleich — aber mit der Zeit. — Und von nun an werd' ich auch für Euren Mann beten," schloß sie und neigte in frommer Scham den Kopf. — Barbara stand vor einem Rätsel. Sie begriff das alles nicht.

Da tat sich abermals die Tür auf. Rainer trat über die Schwelle.

Und plötzlich fiel ihr ein, daß Rainer ihr schon einmal etwas Ähnliches gesagt hatte, wie jetzt eben die Margred: sie müsse mit ihrer Liebe den Mann zurückziehen

von seinem bösen Wege — Über alledem vergaß sie, den Schwager zu begrüßen, und sah nur gedankenlos auf ihn hin.

Margred Uttdörfer war sehr rot geworden, und in ihre stillen, traurigen Augen kam eine sichtbare Unruhe. Sie stand von ihrem Stuhle auf und wußte nicht, ob sie ihm entgegengehn sollte. Außer in der Kirche und einmal von weitem auf der Straße hatte sie ihn noch nicht gesehen, gesprochen noch gar nicht. Nun war der Augenblick gekommen, der sich doch nicht auf immer vermeiden ließ.

Rainer erleichterte es ihr. Er tat ein paar Schritte ins Zimmer und hielt ihr die Hand hin.

„Guten Abend, Uttdörferin," sagte er einfach. Er spürte kaum eine tiefere Bewegung dabei. Er hatte die alten Geschichten überwunden, — und was er dem Manne nicht verzeihen konnte — der Frau trug er es nicht nach. Sie hatte nicht anders gekonnt.

Margred's vielgeprüftes Herz wallte auf vor Scham und Dank. Die Erinnerungen kamen ihr zu stark zurück bei seinem Anblick. Die Bewegung, mit der sie ihre Hand in die seine legte, hatte etwas Feierliches.

Dann wandte sich Rainer zu Barbara, und während er mit ihr sprach, verwandte Margred kein Auge von ihm. Der „Sonnenmensch", wie sie ihn genannt, hatte gehalten, was er versprach. Ein Mann war er geworden mit Kraft in den Gliedern und mit Mut in den Augen — ja, und mit Sonne, wenn auch Schatten der Sorge den hellen Schein jetzt dämpften. Wie eine Stütze in jeder Not sah er aus, und wie eine Stärkung für jede Schwäche. Wer den zum Freunde hatte, der war wohl daran. Das wußte sie, die ihn kennen gelernt hatte in seiner fröhlichsten Jugendblüte, und vor allem in jener einen unvergeßlichen Stunde, die ihm das Ärgste brachte, was ein Mädchen dem Manne, der es liebt, antun kann. Wie er diese Stunde und sich selbst darin überwunden hatte, das vergaß sie ihm nie. Es band sie an ihn, obschon es sie von ihm trennte.

Rainer redete auf seine Schwägerin ein — was er sprach, hatte Margred über ihren Gedanken nicht gehört — aber sie begriff nicht, daß Barbaras Gesicht immer die gleiche Finsternis behielt. Wenn ihr einmal jemand so zuredete — wie würde das ihrem Mut aufhelfen! — Sie seufzte leise und strich mit der Hand über die Augen, die ihr naß geworden waren. Dann ging sie und nahm das Tuch um. Sie wollte gehn; sie konnte nicht an einem Tische sitzen mit dem Manne, an dem sie so schlecht gehandelt hatte. Sie verdiente es nicht. Sie konnte heute noch nicht an ihn denken, ohne zu erröten. Aber doch — wenn es wieder so käme, wenn sie alles noch einmal zu durchleben hätte, sie würde es wieder ebenso machen.

„Gute Nacht, Bäuerin," sagte sie. „Ich möcht' nun gehn." Barbara sah erstaunt auf und versuchte vergebens, sie noch zu längerm Bleiben zu bewegen; sie hätte es gerne gesehen, denn seit dem heutigen Abend fühlte sie eine Art Freundschaft für die Frau, gemischt mit uneingestandener Bewunderung. Aber Margred blieb dabei, sie müsse fort.

„Gute Nacht, Amberger," sagte sie zu Rainer. Dabei wickelte sie die Hände in das Umschlagetuch. Er sollte nicht denken, daß sie eine Hand von ihm erwarte; einmal hatte er sie ihr gegeben — das war genug.

Rainer sah ihr in das schmale Gesicht, in die sanften Augen, als wolle er mit diesem einen Blick ergründen, was aus ihr geworden sei. Sein Herz blieb ganz ruhig dabei. Wie ist es doch wunderbar, daß man einmal so eng zusammen gehört hat und dann so völlig, so weit auseinander kommt —

„Gute Nacht," sprach er aus tiefen Gedanken heraus.

„Ich geleite Euch vors Haus," sagte Barbara und öffnete der Frau die Tür. „Ihr hättet noch bleiben sollen," fuhr sie draußen fort. „Der Rainer kann einen Menschen so aufheitern und erquicken — 's hätte Euch gut getan! Aber freilich — Ihr braucht's nicht so nötig. Ihr habt Eure Lieb' —"

„Ja — habt Ihr denn keine Lieb' mehr?" fragte Margred, hielt Barbaras Hand fest und sah sie besorgt an.

Barbara senkte den Kopf und schwieg.

„Dann — ja dann nützt Euch kein Aufheitern. Dann helfe Euch Gott! Arme Frau! —"

Immer noch hielt sie die Hand fest. Es war, als wolle sie noch etwas sagen, aber sie tat es nicht. Leise, wie ein Schatten, huschte sie zur Haustür hinaus.

Als sie fort war, hob Barbara langsam, in schwerem Sinnen den Kopf. — Draußen funkelte der sternenhelle Winterabend. Wie schön, wie fröhlich und friedlich hatte das sonst immer ausgesehen! Nun fühlte sie nur die Kälte, die Stille, die Leere. Sonst hatte es sie gestimmt wie zum Singen und Beten — jetzt hätte sie am liebsten geweint. Aber das ging nicht. Drinnen im Zimmer war ja Rainer. — Sie preßte die Hand aufs Herz, damit es stille schweige, und ging hinein.

Er spielte mit den Kindern, ließ Christen und Mareili auf seinen Knien reiten und pfiff ihnen dazu ein lustiges Stücklein. Barbara stand mit untergeschlagenen Armen dabei und sah zu, bis es zu Ende war.

„Weißt, Rainer," sagte sie dann, ohne ihre Stellung zu ändern, „die Uttdörferin ist eine, vor der muß man Respekt haben!"

„Warum?" fragte er. Sie erzählte es ihm in Kürze.

„Mit solch einer Liebe hätt' sie wahrlich einen Bessern verdient," schloß sie; „einen, wie Du bist!" fügte sie unwillkürlich hinzu.

„Vielleicht ist sie gerade wegen dieser Liebe dem Uttdörfer gegeben worden. Die Schlimmsten brauchen die meiste Liebe und die meiste Geduld. Und diese Liebe ist ja ein Glück für sie. Davonlaufen geht doch nicht —"

„Ja, ein Glück," sagte Barbara düster. „Ich beneid' sie drum."

„Hast Du denn dies Glück nicht?"

Zum zweitenmal an diesem Abend trat die große Gewissensfrage an sie heran und offenbarte ihr, was sie bislang nicht hatte sehen wollen. Und wieder, wie vorhin, ließ sie den Kopf tief sinken und schwieg.

Da stand Rainer auf und trat dicht vor sie hin. Seine blauen Augen waren sehr ernst, beinahe streng.

„Barbara, Du hast Deinen Mann nicht mehr lieb?"

Sie antwortete nicht; sie schüttelte nur ganz unmerklich den Kopf. Da legten sich Rainers Hände schwer auf ihre Schultern.

„Barbara," sagte er, „wenn Du Dein Herz vom Uli zurückziehst, jetzt, wo er's am nötigsten hat, dann — bist Du nicht, wofür ich Dich gehalten hab'. Dann bist Du keine gute Frau."

Sie sah auf; sie wollte etwas sagen. Das Wort erstarb auf ihren Lippen. Ganz blaß sah Rainer aus und ganz kummervoll. Er nahm seinen Hut und ging schweigend zur Tür.

Eine rauhe Angst griff ihr ans Herz.

„Rainer!" rief sie ihm mit erstickter Stimme nach. „Rainer! Du wirst mir doch nicht davongehn —"

Er hörte nicht mehr; er sah sich nicht mehr um. Er ging hinaus, und die Tür fiel hinter ihm zu.

Da setzte sie sich an den Tisch, legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich. Und das Mareili, erschreckt durch der Mutter Schluchzen, machte ein ängstliches Gesicht, verzog das Mäulchen und weinte mit.

Seit gestern abend war Rainer Ambergers Herz noch schwerer um den Bruder, dem das Laster, dem er sich ergeben, nun auch die Liebe seines Weibes gekostet hatte. Damit war wieder eine Hoffnung auf seine Rettung vernichtet. Wenn ihm sein Heim kalt und liebeleer wurde, so stieß ihn das immer sicherer in den Untergang hinaus.

Er nahm sich vor, es noch einmal mit Uli zu versuchen, und wenn es ihn die brüderliche Liebe kosten sollte. Viel war ohnehin nicht mehr daran zu verlieren.

Es war aber nicht so leicht, des Ambergers habhaft zu werden. Unter dessen Dache, wo Frau und Kinder zu Zeugen werden konnten, mochte er nicht mit ihm reden, und ihn nach dem Holderhof hinauf zu bewegen, war keine Aussicht vorhanden. Mehrere Tage versuchte er vergeblich, ihn draußen anzutreffen. Endlich einmal glückte es, als er sich dessen am wenigsten versah.

Eine wirtschaftliche Frage führte ihn am hellen Vormittage durch den Wald oberhalb des Dorfes, in der Richtung auf die Bußalp, zu einem befreundeten Bauern. Da, auf schmalem Pfade, unter den beschneiten Tannen kam ihm Ulrich entgegen.

Er sah Rainer nicht; er trug den Kopf gesenkt, seine Gestalt ging gebückt und müde. Sein Anblick schnitt dem andern ins Herz.

Der weiche, hier oben wenig begangene Schnee dämpfte den Schall der Tritte. Erst als sie ganz nahe beieinander waren, sah Ulrich auf. Er verfärbte sich und tat unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Rainer tat, als merke er das Erschrecken nicht.

„Grüß Dich, Bruder," rief er, ernster als sonst sein fröhlicher Gruß erklang. „Wo kommst Du her?" Ulrich antwortete etwas Unverständliches und fragte dann:

„Wo willst Du hin? —"

„Ich wollt' zum Lechner, wegen des Holzfällens —"

„Nun, so laß Dich nicht aufhalten," sagte Ulrich und wollte vorbei. Rainer machte Kehrt und blieb an seiner Seite.

„Es eilt nicht, es ist mir lieb, daß ich Dich treffe. Ich hab' Dich schon all diese Tage gesucht!"

„Hätt'st ja zu Hause bei mir nachfragen können!"

„Du bist ja meist nicht im Hause, und wenn Du ausgehst, so sagst Du nicht wohin. Und mir ist's auch lieber, ich treff' Dich hier oben —"

„Was willst Du denn von mir —?" fragte Ulrich mißtrauisch und sichtlich beunruhigt.

„Ich wollt' Dich etwas bitten —" er legte seinen Arm um den Widerstrebenden, so daß er ihm nicht entweichen konnte — „ja, bitten wollt' ich Dich mit meiner ganzen Lieb', die ich für Dich im Herzen hab', daß Du umkehrst von Deinem schlimmen Wege und wieder ein braver Mensch wirst! Denn schau — Uli — das bist Du nicht mehr!"

Ulrich Amberger riß sich heftig los. Sein Arm hob sich, sein Auge schoß einen feindseligen Blick. Aber der Arm sank wieder, der Blick erlosch. Der Mann stand da, stumm, finster, wie ein Gerichteter.

„Sag mir, warum mußt Du immer ins Wirtshaus gehn!" fuhr Rainer eindringlich fort. „Was vertrinkst Du dein Geld und Deine Gesundheit und Dein häusliches Glück —"

„Mein häusliches Glück! Wer rührt daran!" fuhr Ulrich auf, wieder mit demselben Blick

„Du selbst rührst daran! Du rüttelst daran, Du reißt es ein mit Deinem frevelhaften Tun. Du kümmerst Dich nicht mehr um Weib und Kind, Du läßt alles drunter und drüber gehn. Du läßt die Barbara einsam sitzen und weinen in ihrem Gram. Du machst sie unglücklich und Dich dazu — und fragst noch: wer rührt daran?"

Ulrich stand halb abgewandt, die Hände in den Hosentaschen und starrte finster zu Boden.

„Uli, Uli, wie hat's dahin kommen können! Hast Du Sorgen, die Dich ins Wirtshaus treiben? Sie sind schon für manchen die Veranlassung gewesen! Ist's an dem, so hab' Vertrauen, teil sie mit mir, ich will sie Dir abnehmen soviel ich kann!"

Ulrich wandte sich noch mehr ab.

„Sei nicht so stumm und stätsch," drängte Rainer. Seine Stimme zitterte vor Bewegung; er legte wieder den Arm um den andern.

„Sag mir doch, was an Dir frißt, Uli, ich bitt' Dich darum! Ich könnt' Dir gewiß helfen! Ich bin ja doch Dein einziger Bruder —"

„Laß mich," würgte Ulrich heiser heraus und versuchte, den Arm abzuschütteln.

„Nein, ich laß Dich nicht! Ich will Dir helfen — zwingen will ich Dich, daß Du mir vertraust — mit meiner Liebe will ich Dich zwingen! Uli, Uli, hör mich! sieh mich an!"

„Ich will Dich nicht hören. Ich laß mich nicht zwingen. Geh Deiner Wege und laß mich zufrieden!"

Mit seiner Hand schleuderte er des Bruders Arm von sich und tat ein paar Schritte von ihm fort.

„Uli — 's Herz bricht mir um Dich!"

„So laß es brechen. Ich hab's nicht verlangt."

„Denk an Deine Frau, Uli, an Deine Kinder, an Deine heiligsten Pflichten!"

Ulrich wandte sich um und sah den Bruder abermals an; diesmal war der Blick nicht feindselig, sondern nur forschend, beinahe angstvoll. Und Rainer fuhr fort zu reden.

„Komm zu mir herauf, zum Holderhof, wenn Du meinst, Du könnt'st die langen Abende besser überkommen in meiner Gesellschaft; ich will tun was ich kann, um Dir die Zeit zu kürzen! Oder laß mich zu Dir hinunterziehn auf ein paar Wochen — wir haben so gut gelebt miteinander im Sommer!"

Der Gedanke kam ihm in diesem Augenblick. Er dünkte ihn gut, er eröffnete ihm einen Rettungsweg.

„Was sie im Dorf davon denken, ist ja völlig gleich!" schloß er sein eifriges Zureden, in der Meinung, Ulrich werde es scheuen, daß sie sagen möchten, der eine Bruder sei die Kindermuhme des andern geworden. Ulrich sah ihn immer noch starr an. Nun schlug er eine häßliche Lache ein.

„Ja — Du möcht'st einziehen bei mir, und ich könnt' nur gleich machen, daß ich davonkäm'!"

Rainer wurde rot vor zornigem Unwillen.

„Ulrich," rief er warnend, „solche Reden verbitt' ich mir von Dir! Ich hab' sie nicht verdient und will sie nicht hören!" Ulrich ließ den Kopf hängen.

„Schon gut — Du siehst, mit mir ist nicht zu reden. Also laß mich und misch Dich nicht in mein Tun. Ich hab' Dich nicht verantwortlich dafür gemacht."

Es war nichts mit ihm anzufangen. Rainer mußte es aufgeben und ihn gehn lassen. Nicht einmal einen Dank, ein gutes Wort bekam er zu hören auf all seine Liebe. — Trotzig, mit stampfenden Schritten, ging Ulrich von ihm fort. Rainer sah ihm nach, bis er bei einer Biegung des Pfades seinen Augen entschwand.

Dann trat auch er langsam den Heimweg an. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, jetzt zum Lechner zu gehn und mit ihm über das Holz zu handeln.

„Morgen will ich zum Uttdörfer und mit ihm sprechen," beschloß Rainer Amberger; damit brachte er seinem Bruder das größte Opfer. Und weil es ihn so schwer ankam und weil er ruhig und fest werden wollte in dem, was er ihm zu sagen hatte, wollte er noch eine Nacht verstreichen lassen. Denn die weisesten Gedanken kommen meist über Nacht.

Am Abend ging Ulrich Amberger seinen gewohnten Weg, diesmal wieder zum Gletschwirt.

Lange saß er allein an seinem Tisch, trank ein Maß nach dem andern, ließ den Wirt unwirsch an und stierte vor sich hin.

Dieser und jener kam herein, Fuhrleute, Händler, junge Burschen; sie lachten und scherzten, manche setzten sich, manche taten nur stehend einen wärmenden Trunk, denn die Winterkälte war bitter und schneidend heut abend. Dann gingen sie wieder.

Den Amberger beachteten sie kaum. Denn seine Gesellschaft waren sie nicht. Er saß sie alle aus.

Dann kamen ein paar Bauern, grüßten und setzten sich an den Nebentisch. Zwischen ihren lauten Gesprächen hindurch fingen sie an zu tuscheln, mit Seitenblicken nach dem Amberger hin. Dann stand der Älteste, der schon graue Haare hatte, auf und ging zu ihm hinüber.

„Ist's erlaubt, mich zu Euch zu setzen?" fragte er. Ulrich brummte vor sich hin und richtete sich ein wenig strammer auf. Der Alte sah es für eine Aufforderung an und nahm Platz.

„Nehmt's nicht für ungut, Bauer," begann er ohne alle Umschweife, „wenn ich einmal ein offenes Wort mit Euch rede! Es ist doch nicht schön, wie Ihr's treibt!"

„Was geht's Euch an!" fuhr Ulrich auf.

„Nichts — wenn Ihr wollt. Aber meine grauen Haar' geben mir das Recht, auch einmal an Dinge zu rühren, die mich nichts angehn. Wir wissen, Ihr laßt jeden grob an, der Euch ins Gewissen reden möcht' — und es ist gewiß auch nicht süß, sich von andern Leuten an die eignen Fehltritte erinnert zu hören. Aber wir Gydisdorfer können's doch nicht übers Herz bringen, einen von uns — ja, ich sag's gerad' heraus, einen unsrer Besten ins Elend gehn zu sehen, ohne den Mund dagegen aufzumachen. Und ich dacht', von einem Alten nehmt' Ihr's am End' eher an, als von einem Jungen —"

„Ihr sagt mir nichts Neues, soviel Euch auch einfiele," entgegnete Ulrich finster. „Ich weiß das alles selber. Ich erkenn' auch Eure gute Absicht. Aber ich hab' mich da allein hineingebracht — ich werd' auch wohl allein wieder heraus müssen."

„In der Gesellschaft, in die Ihr Euch begeben habt, wird's Euch nimmermehr glücken!" rief der Alte. „Sagt Euch vom Uttdörfer los! Wir alle meiden ihn, soviel es geht ohne allgemeinen Zank. Ihr seid ihm willig gewesen — nun stürzt er sich auf Euch und wird Euch zu Grunde richten, wenn Ihr ihm nicht beizeiten entwischt!"

„Wenn ich nur könnte!" dachte Ulrich. Er wischte sich die Stirn und stöhnte.

„Ihr habt doch Euren Bruder, den Rainer!" fuhr der Alte fort. „Jedermann im Dorfe liebt ihn; an dem ist kein Tadel. Der wäre der Rechte für Euch. Und wie Ihr ihm am Herzen liegt, das sieht man ja deutlich daran, wie der Kummer um Euch an ihm nagt! Aber man sieht Euch nie mit ihm —"

„Mann!" fuhr Ulrich auf und fuhr zurück, daß der Stuhl unter ihm polternd ein Stück nach hinten wich. „Das sind meine Angelegenheiten, in die laß ich mir von keinem hineinreden!"

Die am andern Tisch verstummten und sahen sich nach dem Zornigen um. Der Alte erhob sich.

„Wie Ihr wollt. Ich hab's gut gemeint. Und nun bin ich ja ohnehin zuviel an Eurem Tisch —"

Sprach's und setzte sich zu den andern.

Durch die Tür der Wirtsstube war Anselm Uttdörfer getreten.

Er sah sich mit seinem unverschämten Gesicht rings um und grüßte nach allen Seiten, ohne zu fragen, ob sein Gruß erwidert wurde oder nicht. Neben dem Tisch, an welchem Ulrich saß, hängte er den Hut und Mantel an die Wand.

„Frische Kälte heut!" rief er lustig und rieb sich die steifen Hände und das scharf gerötete Gesicht. „Da tut's not, inwendig zu feuern! Nun, Amberger, was ist denn Euch in die Krone gefahren? Macht ja ein Gesicht, daß man in seiner herzfrohen Unschuld am liebsten gleich wieder davonlief!"

Ulrich saß mit dem Kopf in die Hand gestützt, sah nicht auf und hatte nur einen unwirschen Gruß gebrummt.

„Nun, wo stimmt's nicht? He?" Dabei setzte er den irdenen Krug, den man ihm gebracht hatte, wohlgefällig an die Lippen.

„Laßt das!" schrie ihn Ulrich an.

„Mir scheint, Ihr seid sauertöpfisch! Ist Euch zu Hause die Milch geronnen? Kommt — trinkt Euch eine bessere Laune an!"

Er ließ einen Branntwein bringen, und für den Amberger auch einen. Der wollte ihn erst unwillig fortstoßen; dann besann er sich eines andern, ergriff das grobe Glas und verschluckte den Inhalt.

„Ihr habt ganz recht — das elende Leben ist zu nichts weiter wert, als daß man's vertrinkt und verachtet!"

„Wer sagt, daß ich's verachte? Mir gefällt's ausnehmend gut, das Leben; und das Trinken — das ist eine von seinen reinsten Freuden!"

Ulrich schien das nicht zu finden, denn er machte wieder ein finstres Gesicht. Der Uttdörfer betrachtete ihn halb spöttisch, halb mitleidig.

„Eh' ich's vergess' —" sagte er anscheinend so nebenbei — „ich wollt' Euch sagen, auf Neujahr möcht' ich mein Geld zurückhaben. Ich sag's Euch schon jetzt, damit Ihr Euch einrichten könnt'!"

Ulrich wurde blaß und zuckte zusammen.

„Zu Neujahr —" sagte er stockend — „zu Neujahr kommt's mir sehr ungelegen — ich hab' allerlei zu zahlen auf Neujahr —"

„Ich auch," sagte Uttdörfer trocken.

Ulrich fuhr sich aufgeregt mit den Fingern durch die Haare. „Zu Neujahr — Bauer — geht's wirklich nicht! Laßt mir noch Zeit bis Ostern —"

„Auf so lang hab' ich nicht gerechnet. Als ich's Euch gab in Interlaken, war die Red' von ein paar Tagen!"

„Ich will's Euch verzinsen!" Uttdörfer lächelte überlegen.

„Auf die Zinsen könnt' ich ja all die Viertel und Achtel rechnen, die Ihr auf meinen Antrieb hin getrunken habt."

„Nein, das sollt Ihr nicht," fuhr Ulrich gekränkt auf. „Ich brauch' mir nichts schenken zu lassen von Euch."

„Nun — wenn Ihr so denkt, dann muß es Euch ja lieb sein, wenn Ihr mein Geld wieder los werdet!" Ulrich rückte hin und her auf seinem Stuhl. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Gewiß wollte er es los werden und zurückgeben, das Sündengeld, das ihm die Seele zerdrückte. Aber wo sollte er es hernehmen!

„Wenn's Euch gerad' auf Neujahr so ungelegen kommt," sagte Uttdörfer und steckte sich gemächlich seine Pfeife in Brand, „so kann Euch vielleicht der Rainer aushelfen. Unter Brüdern hat das ja nichts zu sagen. Und der Rainer hat's doch gewiß liegen, der gibt ja nichts aus."

„Der Rainer soll nichts damit zu schaffen haben," rief Ulrich.

„Ja, — wenn Ihr's nicht übrig habt, werd' ich mich wohl an ihn halten müssen!" Dieser Gedanke schien dem Uttdörfer ein eigenartiges Vergnügen zu bereiten, denn es blitzte schadenfroh in seinen Augen.

Ulrich schlugen alle Pulse vor Wut und Aufregung. Das wäre dem da gerade recht gewesen, seinen Feind zu demütigen, indem er großspurig des Bruders Schuld von ihm einfordern ging! Den ganzen Ambergerschen Namen zu demütigen, dessen Träger noch nie jemand etwas schuldig geblieben waren — und nun gar so einem!

„Wartet's erst ab, ob ich was übrig haben werde," sagte er grimmig. „Vorläufig bin ich auf die brüderliche Hilf' noch nicht angewiesen."

„Nehmt's nur nicht übel!" beruhigte der andre mit gönnerhaftem Spott. „Ihr sagtet ja selbst, es käm' Euch ungelegen!"

„Ich werd's einrichten." Er beschloß bei sich, von seinem Vieh weiter zu verkaufen, so viel als notwendig wäre. Um die Weihnachtszeit brauchten die Leute Fleisch in den Töpfen, da waren die Preise beim Schlächter gut. Freilich, sein Stall würde leer werden —

Die Gedanken kamen ihm immer verzweifelter und bedrückender. Er trank, um sich zu betäuben, Wein und Schnaps, wie es gerade kam.

Am Nebentisch wechselte die Gesellschaft. Der Uttdörfer, als er sah, daß mit dem Amberger nichts anzufangen war, setzte sich hinüber, ohne zu fragen, ob er gewünscht würde, und führte das große Wort in einem wirtschaftlichen Streit. Ulrich fing nur dann und wann etwas Unzusammenhängendes auf. Es reizte ihn nicht, mehr zu hören; es war ihm alles gleichgültig. Am liebsten wäre er fortgelaufen. Aber wohin? Nach Hause? Der Barbara unter die vorwurfsvollen Augen in dem finstern Gesicht? Nein. Zum Rainer und seiner Lieb', der er nicht traute, und die er nicht verdiente? Nein. Zum Herumirren im Schnee war's zu kalt; er war müde, und die Glieder hingen ihm schwer. — Also hier bleiben. Das war das Einzige; das Schicksal, dem er verfallen war, weil er sich an den Uttdörfer gekettet hatte.

Und was hinderte ihn denn nun noch, von ihm loszukommen? Das Geld hatte er zurückgefordert; das Geld, das ihn wie unter seinem Joche gehalten hatte, diese letzten Monate! Er würde es ihm zurückgeben und ihm die sogenannte Freundschaft kündigen. Oft genug schon hatte er es versprochen, Barbara und sich selber. Nun würde er den Mut und die Kraft dazu finden, nun die Gelegenheit so günstig war! Er hatte nun erfahren, wohin das führte. Er war satt von Ekel. Und die Sorge, die Angst, die Gewissensbisse — er hatte ihre Bitternisse erfahren; es war genug davon. — Ja, nun sollte es ein Ende haben.

Anselm Uttdörfer belachte einen seiner eignen derben Witze. Der hatte gut lachen. Der hatte die nötige Unverschämtheit und das Glück dazu. — In Ulrichs Herzen regte sich ein heißer Haß gegen den Mann, der ihn ins Unglück gelockt hatte, und

ihn kalt lächelnd darin sitzen lassen würde, wenn er eines Tages einen fröhlicheren Gesellen willig finden würde. Denn fröhlich war Ulrich nie gewesen bei diesem Leben. Wie hatte er sich nur so tief hineinlocken lassen können!

Ja, er haßte den Uttdörfer; jetzt wußte er's, jetzt, wo der Zwang von ihm genommen war. Er haßte aber auch sich und sein ganzes unselbständiges Tun, haßte und verachtete sich. Anders mußte es werden — gleich und gründlich. Morgen schon wollte er mit dem Schlächter reden und dem Uttdörfer sein Geld schon vor Neujahr zurückgeben, je eher, je besser. Und mit dem Gelde wurde er dann auch den Uttdörfer los.

Vom Nebentische rief man ihn an, und der Uttdörfer schrie:

„Kommt, setzt Euch hierher! Wir wollen eins spielen!"

„Ich spiel' nicht," sagte Ulrich kurz und trotzig.

„Nanu — warum denn auf einmal nicht?"

„Weil ich überhaupt nicht mehr spielen werd' —"

Ein schallendes Gelächter war die Antwort. Ulrich biß die Zähne aufeinander. Unter dem Tisch ballte er seine Faust.

„Was hat Euch denn auf einmal so fromm gemacht?" höhnte der Uttdörfer.

„Die Einsicht, daß Ihr ein Lump seid," knirschte Ulrich; aber doch nur halblaut. Der Uttdörfer zuckte die Achseln.

„Ich bin's gewohnt, daß Ihr in letzter Zeit Eure schlechte Laune gegen mich kehrt."

„Das ist nicht schlechte Laune!" rief Ulrich und sprang von seinem Stuhle auf, weil es ihn nicht mehr litt vor Erregung. „Das ist nur, das ist, weil ich mir aus dem Umgang mit Euch nichts mehr mache!" Er kehrte ihm den Rücken zu. Es schien, als wolle er seinen Hut vom Nagel nehmen; er mußte sich auf den Tisch dabei stützen, weil er schwankte.

Der Uttdörfer steckte die Hände in die Rocktaschen, lehnte sich breit in seinen Stuhl zurück, und seine Augen funkelten boshaft.

„So — bläst der Wind jetzt aus dem Loche? Das ist wohl, weil ich endlich mein Geld wieder haben will?!"

Ulrich fuhr herum, als habe ihn eine Natter gestochen. Ganz bleich war er vor Zorn, daß dieser Mensch ihn hier preisgab, öffentlich in der Wirtsstube —

„Haltet's Maul!" sagte er heiser.

„Warum? Ihr reißt ja das Eurige weit genug auf. Meinetwegen — mir liegt ja nichts an Eurer Gesellschaft; Ihr habt Euch ja nur so an mich gehängt, und da hab' ich Euch mitgenommen, in der Meinung, ich tät' Euch einen Gefallen. Man tut ja manch einem einen Gefallen auf die Weis' —"

Die andern wollten sich ins Mittel legen, wurden aber rauh zurückgestoßen. Ulrich trat dicht vor den Uttdörfer hin. Seine blöden Augen bekamen einen stieren, wilden Blick.

„Was wollt Ihr damit sagen?" sprach er, bebend vor Wut. Uttdörfer wandte sich halb ab und zuckte nur wieder die Achseln.

„Was wollt Ihr damit sagen?" wiederholte Ulrich lauter. „Antwortet — wenn Ihr nicht zu feige seid!"

Der Uttdörfer wechselte die Farbe und sah sich giftig ringsum.

„Wenn Ihr mich zwingt — ich wollt' damit sagen, daß Ihr Euch vielleicht überflüssig dünkt zu Hause."

„Wieso überflüssig?" Ulrich trat noch dichter an den Sitzenden heran. Die andern zogen sich mit scheuem Flüstern in eine Ecke zurück. Einer ging hinaus, den Wirt zu suchen.

„Weil der Rainer da jetzt Eure Stelle vertritt," sagte der Uttdörfer kalt und bohrte seine Augen in Ulrichs Gesicht.

„Ich verbiet' Euch, den Namen in Euer Lästermaul zu nehmen!" rief der Amberger, den mehr und mehr die Fassung verließ. Aber des Uttdörfers Kopf war auch nicht mehr ganz klar. —

„Ihr tut ja gerad', als sei er Euer Herrgott, der Rainer —" spottete er, und dabei erhob er sich langsam. Wenn zwei ins Ringen kommen, hat der Stehende den Vorzug vor dem Sitzenden — soviel konnte er noch ruhig überlegen.

„Und Ihr —" rief Amberger dagegen mit lauter Stimme, die indes vor Wut und Aufregung hin und her schwankte, „Ihr möchtet ihm gern etwas anhängen, weil Ihr's nicht ertragen könnt, daß er Euch verachtet —"

Von hinten ergriff ihn jemand an der Schulter und bemühte sich, ihm den Mund zuzuhalten; er wehrte sich aus allen Kräften und rief nur noch lauter:

„Natürlich — wer selber so schlecht ist, dem Jugendgespielen die Braut zu schänden, der traut es auch einem andern zu, daß er dem Bruder die Frau verführt — und hätte noch seine Freude dran —"

Ein Wutschrei durchgellte die Wirtsstube. Der Uttdörfer stieß den Weinkrug um, daß es weit herumspritzte, und ergriff das lange, starke Brotmesser, das auf dem Tische lag. Ulrich Amberger fühlte sich von dem zurückhaltenden Arm so jäh losgelassen, daß er dem andern entgegentaumelte.

Der Uttdörfer stieß zu.

Mit einem gräßlichen Schmerzenslaut stürzte Ulrich Amberger zusammen und schlug mit dem Hinterkopf auf eine Tischkante. Das Messer flog durchs Zimmer und blieb irgendwo liegen. Zwischen den Fingern, die der Amberger auf seine Brust preßte, quoll das Blut hervor, tränkte die braune Lodenjacke und sickerte auf die schmutzige Diele. Er rührte sich nicht.

Die Umschauenden waren versteinert. Eine furchtbare Stille herrschte.

Anselm Uttdörfers Wut war verflogen. Er drückte sich zur Tür hinaus. Niemand dachte daran, ihn zu halten.

Erst, als der Gestürzte sich mit einem lauten Stöhnen rührte, regten auch sie sich wieder. Sie streckten ihn lang aus und öffneten ihm das Wams. Über dem Herzen, zwischen den Rippen, klaffte die Wunde. Sie legten ihm ein mit Essig getränktes Tuch darauf, deckten eine dunkle Decke darüber und schickten sich an, ihn fortzuschaffen. Der Stallknecht, derselbe, der so lange auf dem Amberger Hof in Dienst gestanden und dann wegen der gestürzten Färse entlassen worden war, faßte mit an. Zwei trugen, zwei gingen nebenher, um die Tragenden abzulösen.

Totenstill lag das Dorf. Auch die Luft war still und eiskalt. Am Himmel flimmerten die großen Sterne; sie zitterten, als ginge ein Schauder über ihre klaren

Lichtspiegel. In heiliger Ruhe lagen die winterlichen Berge; dieselben Berge, über die Rainers gütiger Herrgott nun dahinschritt, um seinen Segen über das Tal zu gießen.

So trugen sie Ulrich Amberger nach Hause.

In seinem Hause war noch Licht; die Lampe, die Barbara immer für seine späte Heimkehr brennen ließ.

Sie war noch auf. Es hatte keinen Zweck, zu Bett zu gehn, wenn man doch nicht schlafen konnte. Zu flicken gab es immer, zumal diesen Winter, wo es zu neuen Anzügen für sie und die Kinder nicht gereicht hatte. So saß sie lange mit ihrem blaßen, vergrämten Gesicht tief über die Arbeit gebeugt, die einzige Wache in dem stillen Hofe. Als es auf dem Kirchturm elf schlug, stand sie auf und packte das Zeug zusammen. Dann trat sie ans Fenster, öffnete es und sah hinaus. Alles war still. Die Berge schimmerten, und die Sterne funkelten. Die Kälte jagte ihr einen Schauer durch den Leib. Sie schloß die Scheibe wieder und begann, in der Stube auf und ab zu gehn, die Hände in das Tuch gewickelt, das ihr um die Schultern hing, als fröstelte sie, auf und ab zu gehn und zu denken, zu grübeln, wie das alles noch einmal enden solle. Ach, es tat so weh im Kopf und im Herzen, dies nutzlose Grübeln!

Plötzlich stand sie still und lauschte. Sie hörte etwas. Ein Schlürfen und Stampfen von Schritten; ein Murmeln von Stimmen, und jetzt ein dumpfes Anstoßen gegen die offene Haustür wie von einem schweren Gegenstand. Sie sprang zur Zimmertür und öffnete. In dem Lichtschein, der von drinnen herausfiel, standen zwei Männer, die trugen eine Bahre.

Barbara wich in die Stube zurück. Die Hände unter dem Tuch krampften sich ineinander.

Die beiden Männer überschritten die Schwelle und setzten die verdeckte Bahre auf der Diele nieder. Zwei andre folgten.

Der eine trat auf sie zu, nahm den Hut ab und sagte:

„Gott steh Euch bei, Bäuerin — Eurem Mann ist ein Unfall zugestoßen."

Barbara starrte ihn an, der Atem versagte ihr. Dann zuckte sie auf: unter dem Tuch, das die Bahre deckte, erklang ein Stöhnen. Einer der Männer kniete hin und schlug das Tuch zurück.

Da lag er, mit farblosem Gesicht, mit tiefeingesunkenen, geschlossenen Augen, struppigem Haar, blutbesudelt.

Barbara sagte kein Wort. Langsam ging sie auf ihn zu; ehrfürchtig, von Grauen gepackt, traten die Männer zurück. Sie sank auf ihre zitternden Kniee und beugte sich über den regungslosen Körper, so daß sie das Licht nicht verdeckte und ihn genau sehen konnte. Mit schweren Augen blickte sie ihn stumm und lange an. Dann strich sie ihm die Haare aus dem Gesicht.

Da schlug Ulrich Amberger die Augen auf, und sein erster, noch halb bewußtloser Blick traf das Weib, das sich über ihn neigte.

„Bärbeli —“ murmelte er. Seine Augen flehten um Erbarmen.

Da erwuchs dem Weibe eine große Kraft; die Kraft, die der armen Margred einziges Glück war. Sie beugte sich noch tiefer und küßte ihn auf die Stirn. Sie merkte es gar nicht, daß er nach Schnaps und Tabak roch.

Des Mannes Brust wurde von einem schluchzenden Ton geschüttelt. Seine Hand griff nach der Seite. Die Augen bekamen einen erlöschenden Glanz und fielen ihm wieder zu. Unter den Lidern hervor quollen zwei Tränen und sickerten langsam über die eingefallenen Schläfen in das Stroh hernieder.

Da stand Barbara auf.

„Wer hat es getan?“ fragte sie und sah die stummen Männer an mit einem Blick, der die Wahrheit forderte.

„Der Uttdörfer,“ sagte jemand leise, fast scheu. Sie antwortete nicht, stand eine Weile stumm in sich versunken und starrte den Liegenden trostlos an.

„Es muß einer gehn und den Rainer rufen,“ sagte sie plötzlich.

„Ich werd' hinaufspringen!“ rief eine bekannte Stimme. „Ich kenn' den Weg am besten!“ Sie sah sich um und erkannte den Knecht, der ihnen sieben Jahre treu gedient hatte. Sie nickte ihm dankbar zu; ihr Mund verzog sich schmerzlich. Er lief eilig hinaus.

„Helft mir, ihn aufs Bett legen,“ sagte sie zu den andern. Sie griffen zu und gingen ihr zu Hand, ein jeder so gut er konnte. Gesprochen wurde nur das Notwendigste, geweint und geklagt wurde gar nicht. Es schien, sie wollten in stillschweigendem Übereinkommen niemand im Hause wecken.

Sie legten den Amberger auf das Bett und zogen ihn vorsichtig aus. Alles war mit Blut befleckt und durchtränkt. Barbara wollte ihm die Wunde abwaschen, da das Blut aber bei der Berührung stärker zu rinnen begann, erneuerte sie nur den Essigumschlag. Ulrich öffnete die Augen nicht wieder, er sprach auch nicht. Nur stöhnen tat er dann und wann; und jedesmal, wenn die gequälte Brust sich höher hob, färbte sich der Umschlag dunkler und größer.

Barbara kniete neben dem Bett, wie vorhin an der Bahre. Zu tun gab es für den Augenblick weiter nichts; so sah sie ihn unverwandt an und schien ihre übrige Umgebung zu vergessen.

Mit einem Male schüttelte sie sich.

„Der Uttdörfer —“ hauchte sie mit allen Zeichen des Abscheus.

„Sie gerieten in Streit,“ sagte hinter ihr einer der Männer leise. „Der Uli kündigte ihm die Freundschaft und reizte ihn schwer — getrunken hatten sie beide —“

Barbara machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. Sie mochte nichts hören.

„Ich weiß —“ sagte sie. — Da wurde die Tür geöffnet, hastig und doch vorsichtig. Rainer trat ein.

Als Barbara ihn an seinem Schritt erkannte, sank sie völlig zusammen und legte das Gesicht in die Bettücher, neben Ulrichs zerstochene Brust.

Sie hörte, wie der Rainer leise neben sie trat. Dann, nach einer Weile, fühlte sie, wie seine Hand ihr über den Rücken strich. Dann hörte sie ihn leise mit den andern sprechen, und wie die andern nach einigem Hin- und Hertreten und Stühlerücken die Stube und das Haus verließen.

Da richtete sie sich auf, strich mit der Hand über die Augen und sah sich um. Sie waren allein zu Dreien.

Rainer stand dem Bett gegenüber, an die Wand gelehnt. Ein großer Schmerz verzog sein junges Gesicht; er hatte keine Farbe auf den Wangen, und seine blauen Augen schienen völlig schwarz. So sah er an ihr vorbei auf den Bruder.

„Ich mein', es wird müssen einer zum Arzt gehn —" sagte Barbara. Rainer seufzte auf und kehrte seine Gedanken zum Leben zurück.

„Es ist schon einer hin; der Wirtsknecht, der so lange in eurem Dienst gestanden. Er ist über die kleine Scheidegg nach Lauterbrunnen — der Schnee ist hart gefroren und trägt überall. In fünf Stunden, meint' er, würd' er's schaffen. Die Nacht ist hell. Wenn der Arzt einen Wagen nimmt, über Zweilütschinen und Burglauenen, kann er am frühen Vormittage bereits hier sein."

Mehr, schien es, hatten sie einander nicht zu sagen. Stunde um Stunde hielten sie Wacht an dem traurigen Lager. Die Lampe erlosch. Barbara tappte sich im Dunkeln in die Küche, um sie neu aufzufüllen. — Dann und wann nahm sie das Essigtuch von der Wunde, spülte es aus und legte es von neuem auf. Endlich stand das Blut. Dafür lief Ulrich der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn nieder.

Dicht aneinandergedrängt standen der stumme Mann und das zitternde, blasse Weib neben dem Lager und beobachteten es —

„Rainer," kam es scheu von Barbaras Lippen, „ist das der Todesschweiß!"

„Ich weiß es nicht," antwortete er.

„Glaubst du, daß er wird am Leben bleiben?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn er stirbt, Rainer —" sie vergaß, was sie weiter noch sagen wollte. Ulrich stöhnte wieder; so tief und traurig. Dann mit einem Male schlug er die Augen auf. Unwillkürlich wich Barbara einen Schritt zurück. Mit unklarem Ausdruck hafteten die Augen des Sterbenden an dem Bruder, als kennten sie ihn nicht. Der neigte sich über ihn und ergriff seine kalte, matte Hand.

„Ich bin es — der Rainer. Kennst Du mich, Uli?"

„Ja," sagte Ulrich — und zog die Hand mit Anstrengung zurück. Rainer strich ihm ein paarmal über die feuchte Stirn.

„Uli — mein Uli —" flüsterte er erschüttert. Ulrichs Gesicht verzog sich.

„Hast Du viel Schmerzen?" fragte Rainer. Ulrich nickte. Rainer sagte ihm, daß sie zum Arzt geschickt hätten; daß er bei ihm bleiben und alles für ihn tun würde. Er sprach ihm gut zu und redete mit ihm, wie man mit einem geliebten Menschen redet, der Trost braucht.

Ulrich bewegte sich nicht und sagte nichts und sah den Bruder nicht an.

Barbara stand am Fußende des Bettes und sah mit trostlosem Herzen zu.

Nun ließ Ulrich seine Augen suchend umherwandern, bis sie auf seinem Weibe haften blieben. Den stummen Ruf verstehend, kam sie näher. Rainer machte ihr ein wenig Platz und sah sie an mit einem Blick, in den sich sein ganzes, mitfühlendes, gutes Herz zusammendrängte. Ulrich bemerkte den Blick.

„Barbara," sagte er mit halber Stimme, „ich habe mit Dir zu reden. Mit Dir allein."

Rainer nickte der Frau verständnisinnig zu und ging leise hinaus. Vor der Haustür, im Schnee, unter dem kalten Winterhimmel, ging er auf und ab und versuchte, das Geschehene zu überdenken.

Drinnen war Barbara wieder neben dem Bett niedergekniet, weil sie den Kranken so besser verstehn konnte.

„Ich werde sterben, Bärbeli," sagte die verschleierte Stimme.

„Nicht doch, Uli — es kann alles wieder heil werden —"

„Nein, es wird nicht mehr heil. Es ist alles zunicht in der Brust. Es rauscht und brennt — bei jedem Atem — bei jedem Wort. Und die Schwäche — —." Er seufzte und schloß die Augen. Der Schweiß wurde stärker. Seine Finger klammerten sich um die gesunde, kräftige Hand seines Weibes wie in Todesangst.

„Hör mich an, Bärbeli. Ich bin dem Uttdörfer Geld schuldig. Fünfhundert Franken. Auf Neujahr. Du mußt sie zahlen."

Barbara nickte und ließ sich ihren Schreck nicht merken. Ulrich sah sie mit seinen sterbenden Augen fest an —

„Hörst Du! Du sollst sie zahlen! Du — nicht der Rainer! Verstehst Du mich?"

„Ja — ich soll sie zahlen; nicht der Rainer," wiederholte Barbara mechanisch. Ulrich schien erleichtert. Eine Weile blieb es still.

„Bärbeli, ich bin Dir ein schlechter Mann gewesen — all diese Zeit. Verzeih mir das — alles. Viel reden kann ich nicht —"

„Es war nicht Deine Schuld allein —" sagte sie finster. Er schloß die Augen und wandte das Gesicht ab. Es schien, als wolle er davon nichts hören. Barbara tat das Herz weh.

„Quäl Dich jetzt nicht mit dem allen, Uli. Ich trag' Dir's nicht nach. Ich trag' mit Dir zusammen. Und wenn der Herrgott nicht will, daß Du bei uns bleibst, so wird er mich und die armen Kinder nicht verlassen, sondern weiter für sie sorgen."

Ulrich schien plötzlich eine Unruhe zu empfinden. Seine Hände zuckten, sein Kopf drehte sich hin und her. Er verlangte nach Wasser. Sie ging an den Tisch, es ihm zu holen. Er sah ihr nach, und dabei überstürzten sich die Gedanken und Empfindungen in seiner Seele.

Wie hatte er sie lieb, und wie hart kam es ihn an, sie zu verlassen! Der liebe Herrgott wird für sie sorgen — und der Rainer. Ja, freilich, der Rainer. Er würde die Wirtschaft führen, er würde ihr mit Rat und Tat zur Seite stehn, wie das ganz natürlich war. Er würde sie lieben, und endlich würde er sie heiraten; das wäre das Beste und Einfachste. Und der Uttdörfer würde sich ins Fäustchen lachen und sagen: seht ihr's — ich hatte ganz recht, der Amberger hat ihnen einen Gefallen getan mit seinem Tode, er ist grad' zu rechter Zeit gestorben. Sonst — wer weiß! — Alle würden es ihm nachsprechen. Und um Ulrichs Hausehre war's geschehen —

Barbara kam zurück, stützte ihm den Kopf und ließ ihn trinken. Es erquickte ihn. Dann legte sie ihn vorsichtig wieder nieder, betrachtete ihn forschend und strich leise über seine Hände. Er haschte nach der liebkosenden Hand und hielt sie fest.

„Bärbeli —" sein Herz fing an zu schlagen, daß es ihm die Luft versetzte. Er hielt inne und sah sie angstvoll an.

„Was willst?" fragte sie, verwirrt durch den dunkeln Blick.

„Bärbeli — Du bist noch jung — Du wirst wieder heiraten. Ja — sei still — 's wär' gut, wenn Du's tät'st. Ich würd' mich freuen. Aber — wenn Du Deinen Kindern einen andern Vater geben möcht'st — der Rainer darf es nicht sein!"

Eine tiefe Röte stieg ihr ins Gesicht, seine Worte verletzten sie.

„Davon ist ja gar keine Red' —" sagte sie hart.

„Es könnt' aber einmal davon die Red' sein —" Ulrichs Augen wurden immer starrer; fieberrote Flecken traten auf seine Backen. „Der Rainer darf es nicht sein — hörst Du!"

„Nein — nein —" sagte sie beschwichtigend. Sie hörte kaum, was er sagte. Sie sah nur die schreckliche Veränderung in seinem Gesicht — den starren Blick der unheimlich vergrößerten Augen. Das halbgeleerte Glas in ihrer Linken zitterte.

„Schwör es mir!" forderte der Sterbende. Seine Finger schlossen sich fest um ihre Hand, seine Augen suchten die ihren, sein Oberkörper schien sich ihr entgegenzuheben. Barbara graute es, sie wandte die Augen ab. Hinter dem unverhangenen Fenster ging ein Schatten vorüber.

„Ich schwöre es Dir," sagte sie. Groß und blaß stand sie neben ihm. Das Entsetzen dunkelte in ihren Augen, mit denen sie eben — so meinte sie in ihren verworrenen Sinnen — den Schatten des Todes hatte vorübergehn sehen.

Ein unartikulierter Laut aus des kranken Mannes Kehle machte sie auffahren. Sein Gesicht verzerrte sich wie im Krampf. Die Hände griffen in die Luft — die Brust hob sich empor. Barbara hatte gerade noch Zeit, ihren Arm stützend unter seine Schultern zu schieben. Ein Strom schaumigen Blutes quoll ihm aus Mund und Nase, überrieselte das Hemd, das Bett und Barbaras Kleid. Da vergaß sie alles —

„Rainer! Rainer!" schrie sie in gellender Angst.

Er hörte den Schrei; er stürzte herein und nahm den sterbenden Mann aus den Armen der halb ohnmächtigen Frau.

„Uli! Mein armer Uli!" sagte er, und die Tränen kamen ihm in die Augen. Ulrich sah ihn nicht mehr. Mit einer letzten Blutwelle kam ein langer Seufzer über seine Lippen. Es war zu Ende.

Still legte Rainer ihn nieder und drückte ihm die Augen zu.

Dann kniete er hin und verrichtete ein stummes Gebet. — Als er damit fertig war, sah er sich nach der Schwägerin um. Sie stand an der Wand, die Hände vor dem Gesicht. Und diese Hände, dies Gesicht, die ganze Frau — alles war voll Blutflecken.

Rainer stand auf und ging zu ihr.

„Bärbeli —" sagte er und faßte ihre Hände. Sie sanken herab. Ein paar trockne Augen starrten ihn an.

„Kannst Du nicht weinen, Bärbeli?“ Sie schüttelte den Kopf.

Da erklang nebenan in der Kammer ein klägliches Kinderstimmchen. Der Angstschrei der Mutter hatte die Kleinen geweckt.

„Geh zu ihnen, Rainer,“ bat die Frau. „Ich — kann nicht.“

Er ging. Sie hörte ihn mit den Kindern sprechen, hörte die Kinder, den Alois, laut jammern und weinen. Sie kauerte sich neben Ulrichs Bett auf die Erde und hielt sich die Ohren zu. Sie war wie betäubt, und merkte nicht, daß die Uhr vorrückte.

Endlich kam Rainer wieder herein. Es wurde ihr besser, als sie ihn sah. Er blieb vor ihr stehn und blickte sie an. Wie sie ihn jammerte!

„Ich hab' die Kinder hinauf gebracht in das Zimmer auf der Stiege — wo ich gewohnt habe. Es ist kalt oben, aber ich hab' gleich ein Feuer angemacht und ihre Betten hinauf geholt und ihnen gesagt, sie sollten hübsch liegen bleiben, bis Du zu ihnen kämst. Ich hab' auch den Knecht geweckt und ihm Bescheid gesagt.“ Sie sah gerührt zu ihm auf.

„Ich dank' dir,“ sagte sie. „Du bist so gut.“

„Geh' jetzt, und zieh Dich um, Bärbeli,“ bat er. „Du kannst so nicht bleiben.“ Sie erhob sich und warf einen scheuen, fragenden Blick auf den Toten. Rainer verstand.

„Den müssen wir schon so liegen lassen, bis der Arzt kommt. Damit der besser Bescheid weiß.“

Sie senkte den Kopf, ging in die Kammer, wusch sich und zog sich um. Dann stieg sie hinauf zu ihren Kindern. —

So verging die Nacht.

Der Tag nahm seinen Anfang, wie jeder andre. Eine fahle Dämmerung kämpfte mit dem blauen Dunkel. Die Sterne erloschen. Im Osten schwamm eine matte Röte. Auf dem Hof knarrten die Stalltüren, die Kühe brüllten. In der Küche prasselte das Herdfeuer. — Da kam Barbara leise wieder ins Sterbezimmer herunter und stellte sich neben Rainer, der auf dem Stuhle am Bett saß.

„In zwei Stunden kann der Arzt hier sein,“ sagte sie.

„Frühstens,“ gab er zur Antwort. Sie setzte sich auf das Bett, da wo es unbefleckt war, schlang die Arme ineinander und sah den Toten an. Dann schauerte sie zusammen.

„Rainer — weißt Du, wie es gewesen ist?“ fragte sie, ohne sich umzusehen.

„Ja,“ sagte er.

„So erzähl es mir.“

Es fiel ihm schwer; aber es war ihr recht, es zu erfahren, und so sagte er, was er wußte, was der Knecht, der ihn rief, und die übrigen Männer ihm erzählt hatten. Daß sie in Streit geraten wären um ein Geld, das Ulrich dem Uttdörfer schulde; daß Ulrich ihn beschimpft und sich von ihm losgesagt habe; dann wär' auch von ihm, dem Rainer, die Red' gewesen, aber was — das hätten sie nicht verstanden. Und endlich hätte Ulrich, der immer mehr in Hitze geraten wäre, dem andern irgend eine häßliche Liebschaft vorgeworfen — und darüber wär's geschehen.

So wiederholte Rainer wortgetreu, was ihm berichtet worden. Die Deutung, die er dem unvollständigen Bericht zu geben hatte, behielt er für sich. Es war ihm weder Recht noch Pflicht, das zu verraten.

Sie hörte schweigend und ergeben zu. Es erschreckte und verwunderte sie nichts mehr.

„Alles Unglück kommt uns vom Uttdörfer —" sagte sie herbe.

„Nein, Bärbeli, so darfst du nicht denken. Wir alle teilen uns in die Schuld. Und der liebe Gott wird sich unser aller erbarmen."

Auf dem Flur erklangen flüsternde Stimmen. Dann wurde behutsam die Tür geöffnet, der Knecht steckte den Kopf herein.

„Was gibt's?" fragte Rainer.

„Die Uttdörferin ist draußen und will die Bäuerin sprechen."

Barbara erzitterte und sah den Schwager flehend an. „Rainer — geh Du — wenn Du kannst!"

Schweigend stand er auf und ging hinaus.

Draußen, vor der Haustür, als wage sie nicht die Schwelle zu betreten, stand Margred, Kopf und Schultern in ein dunkles Tuch gehüllt. In dem fahlen Licht des grauenden Wintermorgens sah ihr Gesicht aus, als gehöre es einer Halbtoten. Als der Rainer aus dem dunkeln Innern heraustrat, wich sie ein wenig zurück.

„Was wollt Ihr?" fragte seine tiefe, ernste Stimme. Er grüßte nicht und gab ihr nicht die Hand. Sie versuchte ein paarmal vergebens zu sprechen. Endlich kam es zitternd, halb unverständlich:

„Rainer — lebt er noch? —"

„Mein Bruder ist vor drei Stunden gestorben," sagte Rainer. Da entfuhr ihr ein Wehelaut, wie ein Hauch. Sie deckte die Hände über die Augen und taumelte. Er rührte kein Glied, sie zu stützen. Es war auch nicht nötig. Sie hatte allein ihre Kraft.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, ging sie davon, über den verschneiten Hang, über die noch völlig leere und einsame Straße zurück in ihr Haus, darin in selbiger Nacht das Licht nicht ausgegangen war. In der Stube lief Anselm Uttdörfer auf und ab; sein Gesicht war verstört und finster. Als die Frau eintrat, blieb er stehn und sah sie an.

„Nun?" fragte er ungeduldig.

„Er ist tot," sagte Margred dumpf. Da wandte sich Anselm Uttdörfer um und ging an den Schrank, in dem seine Sachen hingen.

„Da kann ich also gehn —" sagte er. Die Frau aber hing sich an ihn — in wahrer Todesangst.

„Anselm — wohin?"

„Aufs Gericht, nach Interlaken, natürlich! Meinst Du, ich wollt' ihnen den Spaß machen, daß der Gerichtsdiener mich durch das Dorf spazieren führt wie ein Raubtier, und die Leut' hinter mir hergaffen und die Kinder mich ausäffen?"

„Jesus Christus!" stöhnte Margred.

Derweil zog er sich sein gutes Zeug an.

„Du mußt nun sehen, wie Du allein durchkommst," sagte er. „Fürs erste werd' ich wohl nicht wieder hier sein. Die Wirtschaft ist in guter Ordnung. Wenn's die Knechte an der nötigen Achtung fehlen lassen, so schick' sie fort. Halt die Buben in Zucht. Und wenn Du sonst was brauchst, so geh — nun ja, meinethalben, so geh zum Pfarrer; er hat ein Herz für seine Leut'!"

Margred hatte die Schürze vor das Gesicht genommen und schluchzte laut.

„Von dem Greinen und Flennen wird's nicht besser," brummte er.

„Es ist ja nicht um mich," schluchzte sie; „ich werd' schon durchfinden. Aber daß Du — daß ich Dich nun so lang' nicht haben soll —"

„So wirst endlich einmal Ruhe haben," rief er mit rauhem Lachen. Sie ließ die Hände mit der Schürze sinken und sah ihn ganz erstaunt an.

„Ruhe? — Ach, du lieber Gott —" er sah fort. — Als er wegfertig war, hielt er ihr die Hand hin.

„Nun — leb wohl, Margred." Da konnt' sie nicht anders, sie fiel ihm um den Hals und klammerte sich an ihn wie eine Verzweifelte.

„Ich hab' Schuld, ich ganz allein!" schluchzte sie. „Hätt' ich Dir damals nicht den Willen getan, als ich noch dem Rainer seine Braut war, so hätt' Dir's der Amberger gestern nicht vorgeworfen — so wär's nicht gekommen —"

„Gekommen wär's doch, so oder so. Es konnt' nicht gut enden. Und wärst Du mir damals nicht zu willen gewesen, so wärst Du wahrscheinlich nicht meine Frau geworden — und so stünd's heut noch viel schlechter um mich."

„Anselm!" jauchzte sie auf. „Daß Du mir das sagst — das hilft durch alles —" Sie lachte unter Tränen. Er aber riß sich rauh von ihr los.

„Mach's kurz," sagte er. „Grüß die Kinder."

Er ging hinaus in den kalten Morgen. Übers Wetterhorn herauf schossen die ersten Strahlen der Morgenröte. Sein wuchtiger Schritt klang auf den Steinen des Hausflurs. Dann verschlang der Schnee den Schall. Es blieb still im Hause.

Margred wankte in die Stube zurück, fiel auf einen Stuhl und warf sich mit beiden Armen über den Tisch. Sie weinte, lachte und betete, alles durcheinander.

Um zehn Uhr kam der Arzt. Er konnte nur noch feststellen, daß der Tod Ulrich Ambergers als eine unmittelbare Folge der erhaltenen Stichwunde, welche die Lunge zerrissen, eingetreten sei.

Rainer ließ sich diese Erklärung schriftlich geben und hatte mit dem Arzte noch eine längere Unterredung, bei welcher Barbara nicht zugegen war.

Den ganzen Tag wurde das Haus nicht leer von Besuchern. Rainer tat, was er konnte, um seiner Schwägerin die Leute abzunehmen. Seine gehaltene, ernste Art ließ weder lautes Jammern noch zudringliches Fragen aufkommen, so daß trotz allen Kommens und Gehens eine wohltuende Ruhe herrschte.

Er hatte den Toten sauber gebettet, in der Stube, wo er gestorben war. Barbara war zu den Kindern auf die Stiege gezogen. Rainer machte sich in der Kammer ein Lager zurecht; er wollte dableiben, bis das Begräbnis vorüber sein

würde. Er bestellte beim Tischler den Sarg und das Begräbnis beim Pfarrer, und bat ihn, die Witwe am Nachmittag zu besuchen.

Er selbst ging hinunter nach Burglauenen zum Bezirksrichter. Es war schon völlig dunkel, als er müde und erschöpft heimkam.

Von solchen, die ihn auf der Dorfstraße ansprachen, erfuhr er, daß der Uttdörfer in aller Morgenfrühe auf und davon gegangen sei. Rainer beunruhigte sich darüber nicht. Finden würden sie ihn schon; ob ein weniges früher oder später — was lag daran.

Sein Herz fühlte keine Rachegelüste und keine Schadenfreude. Es war der Weg der Sühne und der Gerechtigkeit, daß der Uttdörfer vors Gericht kam. Darum hatte er ihn angezeigt; seine persönlichen Empfindungen hatten nichts damit zu tun und blieben unberührt davon.

Dunkle, stille Tage waren auf dem Amberger Hof; sehr still, trotz der mancherlei äußern Unruh und Geschäftigkeit. Es wurde wenig gesprochen; jeder ging schweigend seiner Arbeit nach; die Kinder drückten sich scheu in den Winkeln herum. Vormittags ging Rainer ein paar Stunden nach dem Holderhof, um da nach dem Rechten zu sehen; nachmittags und abends leistete er seiner Schwägerin Hilfe und Gesellschaft. Viel zu machen war nicht mit ihr. Für Zureden war ihr Schmerz nicht zugänglich, aussprechen konnte sie sich nicht. Aber Rainer hatte doch die Überzeugung, daß es ihr lieb war, ihn um sich zu haben. Sie saß viel und lange neben ihres Mannes Leiche; aber ihre Gedanken dabei behielt sie für sich. Wenn Rainer das Haus verließ, ergriff sie eine große Unruhe; dann konnte sie nirgends still sitzen, sondern irrte planlos und zwecklos umher.

Am Morgen des Begräbnisses war der Alois verschwunden und nirgends zu finden. Als Barbara über den Hof ging, um im Stall nach ihm zu suchen, hörte sie aus der Ecke, wo die Hundehütte stand, ein leises Wimmern. Sie ging hin —

Der Junge war in die Hütte gekrochen, hatte den Hals seines zottigen Freundes umklammert und schluchzte in das braune Fell hinein. Und das Tier hielt ganz still, und sah auf den zuckenden Kinderkörper nieder, als wolle es sagen: Du hast schon recht, zu weinen!

Barbara fühlte, wie sich in ihrer Seele etwas löste.

„Alois — komm hervor!" sagte sie mit erstickter Stimme. Zögernd, immer noch heftig schluchzend, kroch das Kind heraus. Sie hob es auf, und es warf sich leidenschaftlich in ihre Arme.

„Was machst Du denn hier — was ist denn? —" fragte Barbara.

„Ich hab' gesehen," stammelte der Knabe in abgerissenen Tönen, „wie sie den Vater eingesperrt haben in den schwarzen Kasten! Der Vater soll hier bleiben, Mutter! Ich will zum Vater!"

„Der Vater kann nicht hier bleiben, mein Kind. Der liebe Herrgott — —" Barbara brach ab. Sie kniete hin, weil der Junge so gar schwer an ihrem Halse hing. Fest umschlungen, eng aneinander gedrückt in Schnee und Winterkälte, weinten sie sich einer am Herzen des andern aus. Es waren die ersten Tränen der Frau. Das Kind hatte sie ihr gelöst. —

Das ganze Dorf füllte den Hof, als die Totenfeier begann, und folgte dem Amberger zu seiner letzten Ruhestätte. Hinter dem Sarge gingen Barbara und Rainer. Der hatte den Alois an die Hand genommen; die Kleinen waren zurückgeblieben.

Es wurde viel geweint bei der schönen und beweglichen Rede, die der Pfarrer am Grabe hielt; sogar bärtige Männer wischten sich die Augen. Nur Barbara weinte nicht, sondern starrte mit bleichem Gesicht vor sich hin. — Als die ersten, hartgefrorenen Schollen auf den Sarg niederpolterten, schrie der Alois, der mit steigender Angst alle die schrecklichen Vorgänge beobachtet hatte, laut auf, und umklammerte den Rainer, sein Gesicht an dessen Rock versteckend. Rainer legte den Arm um ihn und drückte ihn fest an sich. Eine Träne fiel schnell und schwer in das dicke Kinderhaar, und der Mann, der sie nicht hatte zurückhalten können, gelobte sich in seinem Herzen:

‚Du armes Waislein, ich will Dir ein Vater werden, an dessen Statt, der es nicht länger hat sein dürfen. Dazu helfe mir Gott!‘ —

Zwischen den Geringsten und Hintersten der Trauergemeinde stand eine tief vermummte Gestalt, deren Augen sich nicht trennen konnten von dem Mann und dem Kinde; deren Lippen die frommen Lieder nicht mitsangen, weil die Schuld dessen, mit dem sie sich eins fühlte, in ihrer Seele brannte; die aber doch nicht hatte fortbleiben können, weil das Mitleid und die Liebe in ihr mächtiger waren, als alles andre. Das war Margred Uttdörfer. —

Diese Nacht blieb der Rainer noch in seines Bruders verödetem Haus. Am andern Morgen zog er wieder hinauf nach dem Holderhof, und alles ward, wie es vordem gewesen. Nur, wo sonst eine schmerzvolle Spannung seine Brust beengt und erregt hatte, da war es jetzt ruhig, öde und einsam; und das Lachen, das er trotz aller Sorge doch immer noch nicht verlernt gehabt, war ihm vergangen.

Barbara verkaufte Vieh, um das Geld zu schaffen, das sie dem Uttdörfer, oder da dieser nicht zu Hause war, der Margred wiedergeben mußte; sie wußte nicht, wo sie es sonst hernehmen sollte, denn übrig war nichts. Gerade, als sie den Handel abschloß, kam der Rainer auf den Hof. Sie hatte ihm nichts davon gesagt, er sollte nichts erfahren, damit er nicht auf den Gedanken käme, ihr auszuhelfen. Nun erfuhr er es doch.

Sie wurde dunkelrot, als sie ihm die Wahrheit sagte, und quälte sich die Worte nur so aus dem Munde. Rainer schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Wär's denn nicht anders möglich gewesen?“ sagte er. „Ich weiß, Du hast schon einmal nichts von mir nehmen wollen. Aber nun ist ja alles anders —“

„Nein, es ist nicht anders,“ unterbrach sie hastig. „Es sind dem Uli seine Schulden, und die sind meine Sach'. Soviel ich kann, nehm' ich auf mich allein.“

Daß es der Uli nicht anders gewollt, sagte sie nicht; sie wußte, es würde ihn kränken, und sie wollt' ihm das ersparen von seinem Bruder. So nahm sie auch den Abweis auf sich allein.

Rainer stand auf seinen Stock gelehnt und sah zu, wie die Kühe fortgeführt wurden. Er dachte an jenen Sommertag, wo sie den Stier von der Alp fortholten. Wie viele waren ihm schon gefolgt!

„Barbara," sagte er, „ich will Dir nicht dreinreden, wo Du's nicht wünscht. Aber so darfst Du nicht fortwirtschaften!" Sie ließ trübe den Kopf hängen und besah das Geld in ihrer Hand.

„Es ging nicht anders. Aber es ist das letzte Mal gewesen. Nachher werd' ich mich einrichten und sparen. Ich werd' schon wieder hochkommen." Sie legte die Goldstücke aneinander zu einem blanken Röllchen.

„Wer soll es ihr bringen?" fragte sie bedrückt.

„Schick's ihr durch den Knecht und schreib' ihr dazu. Geheim halten kannst Du's doch nicht, nachdem es einmal im Wirtshaus besprochen ist."

Nein, im Gegenteil. Wenn sie alle wußten, daß der Amberger dem Uttdörfer Geld schuldete, so war's gut, sie erfuhren auch, daß die Schuld getilgt war. —

Nach dem Weihnachtsfest, das still und freudlos vorübergeschlichen war, sagte Barbara zum Schwager:

„Ich kann's nicht mehr aushalten, Rainer. Ich muß fort. Ich möcht' ein wenig zur Mutter gehn."

Es war einer der ersten Tage im neuen Jahr. Die Schneedecke draußen war noch dicker, die Welt noch weißer und einsamer geworden. — Sie waren zusammen in der Kirche gewesen, und Rainer blieb zum Mittag auf dem Ambergerhof. Er saß ihr an ihrem Tisch gegenüber und überlegte ihre Worte.

Ja, es würde ihr gut sein. Sie verstummte und vertrocknete hier völlig in ihrer klaglosen Trauer. Sie sprach sich zu keinem aus, auch nicht zu ihm. Vielleicht konnt' sie's zur Mutter.

„Ja, geh nur," sagte er. „Die Mutterlieb' wird Dir gut tun. Es sind nicht nur die Kleinen, denen sie not tut, die Großen haben sie oft viel nötiger."

„Ich hab' gedacht, daß ich Christen und Mareili mitnehmen könnt'," fuhr sie nach einer Pause fort. „Der Alois freilich — der müßte hierbleiben, wegen der Schule. Könnt'st Du den Buben wohl bei Dir aufnehmen, Rainer?"

Es war das erste Mal in dieser ganzen Zeit, daß sie ihn um etwas bat, daß sie Vertrauen zu ihm zeigte. Und sie hätte ihn kaum Lieberes bitten können. Er hing so an dem Kinde.

Mit tausend Freuden sagte er's ihr zu, und Alois jubelte; es schien ihm gar nicht schwer zu werden, sich von der Mutter zu trennen, wenn er beim Ohm Rainer bleiben durfte.

„Und dann tust Du wohl auch ab und an einmal nachsehen auf dem Hofe," bat sie weiter. „Viel zu versehen gibt's ja jetzt nicht." Auch das versprach er. Und dann meinte er, es sei am Ende das beste, wenn er für die Zeit ganz herunterziehe. Es sei doch wohnlicher und besser hier für das Kind, und es habe nicht so einen weiten Schulweg, als von droben; es könnte schlecht Wetter kommen und weicher Schnee. Barbara war mit allem einverstanden.

Wenige Tage später packte sie die Sachen für sich und die Kleinen und fuhr in einem Schlitten, den ihr Rainer bestellt hatte, mit lustigem Klingklang in den sonnigen Wintertag hinaus, die Landstraße gen Interlaken bis Zweilütschinen, und dann links hinein in die enge Waldschlucht, bis Lauterbrunnen zur armen Klöpplerin.

Rainer bezog das Zimmer auf der Stiege, das ihn schon einmal so lange beherbergt hatte, und nahm den Knaben zu sich hinauf. Die andern Räume schlossen sie zu. Essen taten sie in der Küche.

Wenn das Kind nicht gewesen wäre, so würde es ihm schwer gefallen sein, in dem ausgestorbenen Hause auszuhalten. Es war nur ein einziger Knecht auf dem Hofe, und die Ställe standen halb leer. Der Hund schlich herum, als suche er etwas, schnüffelte an allen Ecken und Türen und winselte oft gar kläglich. Auf Mensch und Vieh schien die Einsamkeit zu lasten. Nur das Kind spürte nichts davon, war fröhlich und ohne Harm, denn es hatte ja den Ohm Rainer.

Der war aber auch gut zu ihm! Schnitt ihm das Brot und das Fleisch zurecht, sorgte dafür, daß er warm angezogen war, wenn er hinauslief, und daß er nachts ordentlich zugedeckt lag; half ihm bei seinen Schularbeiten, schnitzte ihm einen hölzernen Säbel und eine leichte Schneeschippe für seine schwachen Arme; schneeballte sich mit ihm, und lehrte ihn, auf kleinen Holzschlitten den beschneiten Wiesenhang hinunterzurutschen, daß es war, als habe man Flügel, so schnell ging es. Manchmal schlug der Schlitten um; dann versank der Alois in dem weichen Teppich und die Flocken wirbelten hoch auf; wie er dann jauchzte und wie ihm die Augen leuchteten in dem gesunden Knabengesicht! — Manchmal mußte der Rainer ihn ganz erstaunt ansehen, weil er seiner Mutter so ähnlich war. —

Am schönsten aber war es, wenn der Ohm Rainer mit ihm auf den Kirchhof ging, an des Vaters Grab. Das deckte jetzt auch der tiefe weiße Schnee, und das war gut, denn wegen des Frostes hatte man den Hügel noch nicht glätten können, so daß die harteckigen Erdstücke nur zu einem unordentlichen Haufen getürmt lagen; so unter dem Schnee aber merkte man nichts davon. — Da standen sie denn, so lange es der Kälte wegen auszuhalten war. Der Mann erzählte dem Kinde von dem Vater, lehrte es für ihn beten und für sich selber, daß es ein guter und tüchtiger Mensch werden möge, wie er es dem lieben Vater und seinem Andenken schuldig sei. Alois fing dann gewöhnlich an zu weinen; aber es waren fruchtbare und selige Tränen, und er liebte diese stillen Feierstunden. —

Eines Tages bekam Rainer Amberger eine Vorladung als Zeuge vom Gericht in Interlaken. Bis zu dem angesetzten Termine waren nur noch zwei Tage Frist.

Rainer ging zum Pfarrer und bat, ob er ihm wohl möchte den Knaben in Obhut nehmen für zweimal vierundzwanzig Stunden. Er hätte kommen können zu wem er gewollt hätte mit seiner Bitte — es wäre keiner gewesen, der sie ihm hätte abschlagen mögen. Und so ward sie ihm auch hier von Herzen gewährt.

Vor Tagesanbruch noch lieferte er den Knaben im Pfarrhaus ab und benutzte eine Fahrgelegenheit hinunter zur Stadt.

Pünktlich war er zur Stelle. Aber er mußte lange warten. Obgleich der Angeklagte geständig gewesen und die Verhandlungen auf keinerlei Schwierigkeiten stießen, zogen sie sich doch in die Länge, und es war Abend und dunkel, als der Bauer entlassen wurde.

Das Urteil war gefallen und lautete auf fünf Jahre Zuchthaus.

Rainer Amberger fühlte sich schlecht, als er das Gerichtsgebäude verließ; er war ausgehungert und ermattet vom langen Stehn, vom angestrengten Zuhören und

Nachdenken und von der Gemütsbewegung. All die traurigen Erlebnisse hatte er noch einmal zu durchleben gehabt; seine innerlichsten Schmerzen wurden von fremden Männern sachlich und schonungslos besprochen; seines Bruders Name öffentlich genannt in einer häßlichen, wüsten Geschichte.

Nun stand er draußen auf der dunkeln Straße allein und fremd unter all den Leuten, die hin und her an ihm vorbeigingen. Er wünschte, der Alois möchte angesprungen kommen — wie hätte ihm das jetzt gut getan! Er war drauf und dran, sofort den fünfstündigen Heimweg anzutreten. Aber das war unsinnig; mitten in der Nacht würde er heimkommen, und er war jetzt schon zum Umsinken müde.

Er entschloß sich, über Nacht hier zu bleiben, zeitig zu Bett zu gehn und am andern Morgen früh aufzubrechen.

Sobald es hell wurde, machte er sich auf den Weg. Er dachte an den Morgen, wo er mit dem Bruder dieselbige Straße gegangen war. Wie weit lag das zurück!

In schweren Gedanken erreichte er Wilderswyl, ohne sich viel umzusehen. Da merkte er an dem hellern Glanz in der Luft, daß die Sonne aufging.

Wie schön waren diese winterliche Welt, diese weißen Berge mit den rosenfarbenen Morgenschleiern auf ihren hohen Gipfeln! Wie rein war die Luft, und wie kraftvoll strömte sie von jenen heitern Höhen hernieder! Rainer atmete sie tief ein; sie machte ihm neue Lebenslust.

Ein Gedanke kam ihm. Er konnte die breite Landstraße, die sich in endloser Windung das Tal hinaufzog, verlassen und konnte gleich hier links steil bergan, über die Schynige Platte und das Faulhorn nach dem Grindelwald übersteigen. Der Weg war beschwerlich und weit, aber er spürte auf einmal einen unwiderstehlichen Drang, hoch über allem Menschlichen, ganz allein in jener blendend hellen, schweigsam lächelnden Welt herumzustreifen. Es würde ihm gut tun, gerade heut, nach dem gestrigen Tage und nach all den letzten Wochen. Er war den Weg in der guten Jahreszeit früher oft genug gegangen; er würde ihn auch jetzt finden, so verschneit er war. Und der Schnee war fest und trug über. Wenn man nur die Richtung kannte. Er überlegte nicht lange mehr und folgte seiner Sehnsucht.

Kein Mensch begegnete ihm, aber gerade diese Einsamkeit war schön. Niemand sprach zu ihm, als die Berge, bei denen sein nach erquickend dürstendes Gemüt heut zu Gast gehn wollte.

Durch den verschneiten Wald kam er höher und höher, bis er die Kahlung des felsigen Gipfels nach dreistündigem Steigen erreichte. Die im Sommer von Fremden überfüllten Wirtshäuser lagen still und verlassen, mit geschlossenen Fensterläden. Über den tief verschneiten Vorplatz, den die Sonne grell beschien, zog sein Fuß eine breite Spur. Auf einem Felsblock, der am Wege lag, machte er die erste Rast.

Wie tief unter seinen Füßen lag nun schon die unruhige Welt! Wie wenig bedurfte es, sich über sie zu erheben, daß man, selber in himmlischen Glanz und schweigenden Frieden gehüllt, die Not und Mühsal da unten nur noch sah wie einen grauen Schatten, über den längst die Sonne mit ihrem goldtriefenden Flügelschlage gesiegt hat. Und in welch einer Gesellschaft war man hier oben! Lauter Himmelssäulen, lauter Ewigkeitswächter. Je höher man steigt, je völliger kommen sie zum

Vorschein. Und dann stehn sie da rings umher und tragen die Heiligkeit Gottes auf ihren unbefleckten Häuptern.

Keine Wolke trübte den Himmel, kein Wind bewegte die Luft. Zu seinen Füßen, ein bläulicher Abgrund, lag das Lütschental. Und hinter den Vorbergen, die es jenseits abschnitt, lag in einem tiefen, steilen Grunde Lauterbrunnen. Er dachte daran, daß er auch dort herum hätte gehn und der Barbara Bescheid bringen können, was gestern gewesen und wie alles geworden sei. Aber dazu war wohl ein andermal Zeit.

Ein wenig links von dem Gipfel, hinter dem tief unten die einsame Frau ihr Leid zu überwinden sich mühte, stiegen die weißen Schnee- und Eismassen der Jungfrau in den Himmel hinauf, hoch hinweg über alle andern. Das sah nun Barbara alle Tage in nächster Nähe. Das mußte ihr gut tun. Jedem Menschen, dessen Seele dunkel und von irgend einem Weh zerrissen ist, muß es gut tun, wenn er so etwas Helles und Heiliges alle Tage vor Augen hat.

Wieder regte sich in Rainers Brust das ungestüme Verlangen.

‚Einmal muß ich doch hinan zu Dir, Du große Königin! Es läßt mir keine Ruhe!‘

Er stärkte sich mit Essen und Trinken aus seinem Rucksack. Dann ging er weiter . . — Bald konnte er sich an den schmalen Felsenpfad nicht mehr halten, der völlig unkenntlich, von harten schrägen Schneemassen verdeckt, dem Fuß keinen Halt und dem Auge keine Richtung bot. Er hielt sich immer auf der Höhe, auf dem Kamm, der durch wildes Felsgeröll in baumloser Hochgebirgswelt zackig und schmal dahinläuft, bis er sich an steil emporsteigenden Wänden verliert. Nun gab der vereiste, mit kühngeschwungenen Schneebrücken überspannte Sägisbach dem Wandernden die Richtung an. Sein munteres Rieseln war verstummt. Wo er im Sommer über das Gestein in plätscherndem Fall vorwärtsstürzt, hingen dicke Zapfen und Fahnen von kristallen glitzerndem Eise.

Es kostete einige Mühe, bis Rainer die Stelle gefunden hatte, wo der dem Bach solange zur Seite bleibende Reitweg sich von ihm trennte, um rechts längs der Felswände hinzukriechen, während der Bach in schnellen Stürzen nach links sich wendet, zum Sägistalsee hinunter, der zwischen die Gipfel gebettet, nur an der ebenen Schneefläche erkenntlich ist, die seinen vereisten Spiegel bedeckt.

Bald kommt eine Senkung in den Felsmauern zur Rechten. Der Weg wendet sich scharf um und durchbricht den steinernen Wall. Da öffnet sich vor dem Auge das ganze waldige Hochtal, in seinem geschützten Grunde liegen die Häuser von Gydisdorf. Dahinten schimmern die Viescherhörner mit ihrer Gletscherschleppe, und darüber hinweg lugt das Finsteraarhorn wie ein weißer Zuckerhut.

Dem Rainer ist, als brauche er nur die Flügel auszubreiten, alle Schwere ist von seiner Seele gewichen, und eine unbesiegbare Frische ist mit der Luft, die von jenen Bergen weht, über ihn gekommen. Nicht das Schlechte, das Unglück und die Schuld sind ja die Hauptsachen in dieser Welt und die Sieger in diesem Leben, sondern das Gute, das Glück und der Frieden, Mut, Kraft und Heiterkeit. Das alles sinkt Tag für Tag mit segensreicher Schwere und leuchtender Reinheit von den Bergen herunter, und die Schatten der Täler kriechen zusammen vor dem sonnigen

Licht. Es ist immer da, es möchte alles durchleuchten — man muß ihm nur aufmachen, Haus und Herz!

Rainer stand lange still und sah sich um in der Welt, die ihm ein großer Festsaal Gottes dünkte. Das Licht, das diesen Festsaal erhellte, strahlte zurück aus seinen Augen.

Tief unter ihm, am Fuß fast senkrecht abstürzender Hänge, lag die Bußalp, so begraben im Schnee, daß von den niedrigen Gebäuden nicht viel mehr zu sehen war, als die breiten flachen Dächer. Da hinunter nahm er den Weg, in langen Sprüngen über die abschüssigen Schneewellen. Der stumpfe Faulhornkegel blieb zur Linken und trat immer weiter zurück, wuchs immer höher hinauf über den Weg, den der Mann nahm.

Hier, auf dem Südabhang hatte die Sonne den ganzen Tag geschienen und die harte Oberdecke erweicht. Bei jedem Schritt sank Rainer bis an die Knie in den tiefen Schnee. Das Springen und Versinken, das Gleiten und sich wieder Herausarbeiten machte ihm ein knabenhaftes Vergnügen. So hatte er's lange nicht getrieben, lange nicht in solcher Weise die Winterfreude genossen.

Bei den Almhöfen blieb er stehn. Er dachte an den Sommer, wenn hier oben wieder die Kühe weiden und das würzige Gras duften und an ihren kurzen Stielen die kräftig gefärbten Blumen blühen würden; wenn die Wasser springen, und die Sennen ihre fröhlichen Jodler im warmen Sonnenschein erklingen lassen; wenn die Welt grünt, und das Herz mit dem Sommer um die Wette lacht. Er freute sich auf den Sommer.

Und so, im Überwinden des Erlebten, im Genießen des Gegenwärtigen und in der Freude auf das Zukünftige, kehrte er heim als ein starker und glücklicher Mann. — —

Er betrat die Landstraße bei den ersten Häusern des Dorfes. Es war noch Tag, und viele begegneten ihm. Man sprach ihn an und fragte ihn nach dem Ergebnis seines schweren Ganges. Und man wunderte sich über die hellen Augen, mit denen er willig den gewünschten Bescheid gab. Man dachte: er freut sich, daß der Bruder gerächt ist und der Täter seine Strafe hat. Niemand wußte, daß diese Helligkeit einen ganz andern Grund hatte, als befriedigten und gerechten Haß.

Rainer ging zuerst ins Pfarrhaus. Alois spielte auf dem freien Platz davor mit des Pfarrers Kindern und lief dem unerwartet früh Heimkehrenden jauchzend entgegen. Auch Rainer hätte ihm beinahe zugejauchzt. Er schwang ihn hoch empor in seinen kräftigen Armen. Dabei fiel ihm wieder die Ähnlichkeit mit der Mutter auf. — Er sah ihn nachdenklich an, küßte ihn und ließ ihn laufen.

Auch der Pfarrer wunderte sich, als er Rainers Bericht vernahm.

„Mann," sagte er, „Ihr habt einen schweren Tag hinter Euch!"

„Ja," erwiderte Rainer aufatmend. „Aber nun ist's zu Ende." Hätte man ihn gefragt, was zu Ende sei — er hätte es kaum in Worten zu sagen vermocht. Aber der geistliche Herr war ein Menschenkenner, und darum hatte er es nicht nötig, zu fragen. —

Später, als es völlig Abend geworden und der Knabe fest eingeschlafen war, ging Rainer Amberger noch einmal aus, obschon er an diesem Tage genug gelaufen

und rechtschaffen wüde war. Aber er hatte noch eine Aufgabe, deren Erfüllung er nicht auf den kommenden Morgen verschieben mochte.

Er ging hinunter vor des Uttdörfers stilles Haus und pochte mit fester Hand an die verschlossene Türe. Vorsichtig wurde sie ein wenig geöffnet, und aus dem dunkeln Flur fragte Margreds Stimme:

„Wer ist da?"

„Ich — der Rainer Amberger."

Ein leiser Ruf des Schreckens oder Staunens; die Haustür öffnete sich und ließ ihn ein. Ohne ihn anzusehen, ging Margred voraus und öffnete auch die Stubentür. An den Tisch gelehnt, zitternd vor Angst, blickte sie ihm entgegen und sagte kein Wort. Er machte die Tür fest hinter sich zu, und trat vor sie hin. Mitleid und Güte verschönten sein Gesicht.

„Uttdörferin," begann er, „ich habe Euch eine Nachricht zu bringen. Ich habe gestern Gerichtssitzung gehabt wegen meines Bruders. Euer Mann ist verurteilt — zu fünf Jahren Zuchthaus."

Margred verbarg das Gesicht in den Händen und senkte den Kopf ganz tief, als sei sie mit ihm gerichtet. Ihr Anblick jammerte ihn.

„Gott hat Euch eine schwere Prüfung auferlegt," sagte er weich. „Wenn Ihr einen Schutz oder eine Hilfe braucht in Eurer Einsamkeit — dann bitt' ich, daß Ihr Euch an mich oder an meine Schwägerin wendet." Da fing sie an zu schluchzen.

„Ich kann Euch leider keinen Gruß ausrichten," fuhr er fort. „Ich hab' ihn zwar gesehen. Aber sprechen konnt' ich ihn nicht —" Sie fuhr auf.

„Ihr habt ihn gesehen?! O, sagt mir, wie sah er aus?"

„Sehr ruhig," berichtete Rainer. „Er hat alles zugegeben und nicht versucht, sich herauszureden."

Sie schüttelte sich. Dann zog sie einen Stuhl herbei. „Setzt Euch," bat sie. „Erzählt mir alles." —

Es war wohl eine halbe Stunde vergangen, als er sich wieder erhob. Margred versuchte nicht, ihn länger zu halten.

„Ich dank' Euch von ganzem Herzen," sagte sie, „daß Ihr zu mir gekommen seid und mir die Nachricht gebracht habt. Es ist doch besser so, als wenn ich sie mir von der Straße hätte holen müssen." Sie begleitete ihn auf den Flur. „Noch eins —" begann sie ein letztes Mal mit versagender Stimme, „werde ich meinen Mann besuchen dürfen?"

Er zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Ihr müßt beim Gericht um die Erlaubnis einkommen."

Sie lehnte sich an die Wand, als ob ihr schwach würde. „Rainer," sagte sie, „ich bin einmal sehr schlecht gegen Euch gewesen, aber in diesen Tagen zahl' ich Euch eine schwere Buße. Nun werd' ich Zeit haben, zu knien und abzubitten —"

„Laßt doch," wehrte er. „Das ist lange aus und vorbei."

„Die Leut', glauben alle," fuhr sie fort wie in jäher Besorgnis, er möcht' ihre Worte mißverstehn, „ich hätt' ein schweres Leben und wär' nie so recht froh geworden — und Ihr glaubt es auch. Aber ich sag' Euch, ich lieb' den Anselm heut noch gerad' so wie an jenem Tage — und nun, wo sie mich von ihm getrennt

haben, ist mir, als flösse mein Herzblut hin, und ich könnt' es nicht stillen und müßt' mich verbluten. — Aber ich darf nicht sterben; ich will nicht sterben; ich muß leben. Denn wenn er zurückkommt, dann muß ich wieder da sein — für ihn."

Ihre verweinten Augen richteten sich in die Ferne mit einem traurigen Aufleuchten.

Rainer sah sie fast ehrfürchtig an. „Wer so liebt, wie Ihr," sagte er, „kann nie ganz unglücklich werden." Dann drückte er ihr die Hand und ging.

Langsam stieg er zum väterlichen Hofe hinauf. Was er in dieser Stunde erlebt hatte, das war wie ein Strahl von dem heiligen Licht, der von den Bergen herniedergesunken und in diesem Unglückshause haften geblieben war. Er dachte an den Tag, an dem er Margred hatte aufgeben müssen, und er empfand heut eine tiefe Befriedigung darüber, daß er es getan hatte. Er hatte es damals nicht verstanden und nicht geglaubt, daß es für einen von ihnen dreien gut und besser so war. Heut sah er es ein.

Erst im März, als der Schnee zu schmelzen begann, kam Barbara mit ihren Kindern nach Gydisdorf zurück. Rainer, den sie von ihrer bevorstehenden Heimkehr benachrichtigt hatte, ließ das ganze Haus säubern und den Ofen in der Stube heizen. Blumen gab es noch nicht, so schnitt er Tannenzweige in seinem Waldstück und nagelte sie über die Türen.

Er hatte aus eigner Machtvollkommenheit eine ordentliche Magd gemietet, die bereits zugezogen war. Barbara sollte sich nicht mehr soviel quälen, ganz allein mit einem groben Knecht. Nun stand die stramme Dirne und putzte die Fenster und scheuerte das Kochgerät, daß es eine Lust war.

Die Sonne schien so warm und hell, als wolle sie in einem einzigen Tage Frühling machen. Alle Rinnsale und Bächlein schwollen, über alle Hänge tropfte und rieselte das Wasser; in großen Wellen rutschte der morsche Schnee über die abschüssigen Felsen, und in den Schluchten donnerten die Lawinen. Die kristallenen Eisbogen, die der Winter über die Lütschine gespannt, stürzten zusammen; auf dem Rücken der geschwollenen Fluten trieben die zackigen Schollen talwärts, bis sie schmolzen oder an den feuchten Ufern strandeten. In solcher Sonne mußte alles tauen; solcher Sonne konnte kein Herz sich verschließen, und wenn es noch so sehr in Gram und Einsamkeit verdunkelt und erhärtet war.

Im Walde über dem Holderhof sang eine voreilige Amsel das erste Frühlingslied. Rainer Amberger, der mit dem Knaben durch diesen Wald gegangen kam, sang mit. An eben demselbigen Tage kam Barbara zurück.

Sie war verändert. Das Stumme und Starre war von ihr gewichen, wie das Eis von den Bächen. Nicht lange würde es dauern, und neues Leben würde grünen und blühen auf der Flur, die der Winter verödet.

Rainer hatte sie in der ganzen Zeit nicht gesehen. Er hatte verschiedene Male nach Lauterbrunnen gehn wollen, um ihr den Bescheid vom Gericht zu bringen; aber immer hatte er es im letzten Augenblick gelassen, bis er ihr endlich brieflich mitteilte, was sie wissen mußte. Sie hatte ihm nicht geantwortet auf diesen Brief. Mit

Freude und Sorge erwartete er sie; und als er sie sah, wurde seine Freude größer, und seine Sorge schwand.

Sie drückte den Alois lange und zärtlich an ihr Herz. Sie ging in Haus und Hof herum, war gerührt über die gute Ordnung, die der Rainer gehalten, und freute sich, das nun selber fortzusetzen. Auch auf den Kirchhof ging sie gleich am ersten Tage; da sie den Schwager um seine Begleitung nicht bat, ließ er sie allein gehn. Auch hier hatte er Ordnung gemacht. Ein paar warme Mittage hatte er benutzt, um den Hügel zu wölben und zu glätten, und da man noch nichts pflanzen konnte, hatte er grünes Tannenreis darauf gestreut. — Als sie zurückkam, hatte sie gerötete Augen. Sie gab dem Schwager die Hand und drückte sie fest —

„Du bist so gut, Rainer —" sagte sie; weiter nichts. Dasselbe hatte sie ihm auch gesagt an Ulrichs Totenbett; es schien, als fände sie nichts andres, als drängten sich in diese Worte all ihre Empfindungen zusammen, Trauer, Dankbarkeit, Zutrauen und Wehmut.

Am Abend, als sie allein in der Stube zusammensaßen, sprach sie sich zum erstenmal zu ihm aus. Alles, was sie im letzten Jahr durchgemacht hatte an Angst und Sorge, an Herzweh und Groll; ja, sie sprach auch von der Schuld, die sie gegen den Ulrich auf sich geladen habe, von ihrer Liebllosigkeit und Kälte, von ihrem hochmütigen Abscheu gegen seine Sünde, von ihrem Ekel, darin ihre Liebe erloschen. Sie klagte sich an, daß sie mit zu seinem Untergang geholfen habe, und das sei an ihrer Trauer das Traurigste.

Sie saß am Tisch, während sie sprach, und war ganz ruhig dabei; hin und wieder fielen Tränen aus ihren Augen, aber sie schluchzte nicht; es war wie das lautlose Tauen eines harten Wehs. Rainer hörte ihr schweigend zu, und erst als sie scheinbar nichts mehr zu sagen hatte, bewegte er sich und sah sie an.

„Was soll ich Dir auf all Deine Reden erwidern —" meinte er sehr ernst. „Du hast vielleicht in allem recht, und ich versteh' Dich völlig. Aber nachholen läßt sich nichts mehr. Und ob Du's hättest aufhalten können, weiß niemand. Die Margred hat ihren Mann auch nicht aufhalten können mit all ihrer großen Liebe —"

„Ja, die Margred ist besser als ich," sagte Barbara. „Ich hab' manchesmal geringschätzig auf sie herabsehen mögen — nun steht sie hoch über mir, denn sie ist nicht wankend geworden in Pflicht und Liebe."

Da erzählte er ihr seine letzte Begegnung mit der Uttdörferin, und daß er ihr seine Hilfe in jedem Notfall zugesagt habe.

„Sie hat noch nichts von mir verlangt," schloß er, „und wird es auch nicht tun, wenn's nicht zum Äußersten kommt. Aber sie kommt vielleicht einmal zu Dir, denn um Trost wird dem armen Weibe sehr bange sein, trotz all ihrer treuen Kraft. Und wenn sie einmal bei dir anklopft, Bärbeli — nicht wahr, so wirst Du sie einlassen?!"

Barbara sah den Mann lange an, mit einem grübelnden Blick.

„Ich werd' zu ihr gehn," sagte sie plötzlich. „Sie kann ja nichts dafür." In seinem Herzen rauschte es auf wie eine große, warme Welle.

„Das ist groß von Dir, Barbara. Gott wird es Dir lohnen."

Wieder sah sie ihn grübelnd an. Dann erzählte sie ihm weiter. Nach vielem Bitten und Zureden hatte sie ihre Mutter vermocht, den Entschluß zu fassen, ihre Stube in Lauterbrunnen, in der sie nun seit fünfundzwanzig Jahren ihr kärgliches Leben in Zurückgezogenheit und Zufriedenheit gefristet, zu verlassen und zur Tochter zu ziehen. Sie wollte nur noch abwarten, bis es völlig Frühling sei; sie konnte wohl nicht so schnell mit der innern Loslösung zurechtkommen.

„'s ist besser so," schloß sie ihren Bericht. „Ich werd' nicht so allein sein, und die Mutter wird's gut haben. Es hat mich schon oft gewurmt, daß ich so gar nichts für sie tun konnt', daß ich ins Wohlleben gekommen war, und sie in ihrer Armut blieb. Nun kann sie sich bei mir ausruhen — sie hat sich redlich für mich gequält in früherer Zeit. — Und es ist auch besser so — der Leute wegen. Einer Witwe ist leicht was angehängt, und ohne allen Mannesbeistand geht's doch nicht. Wenn eine Mutter im Haus wohnt, ist's anders."

Rainer sah vor sich nieder und antwortete nicht.

Es war, als könne Barbara heut kein Ende finden; man sollte meinen, sie hätte all diese Zeit keine Aussprache gehabt, oder sie wolle den Schwager entschädigen für die viele Stummheit in den ersten Wochen. Sie hatte bei allem Reden etwas wehmutsvoll Verträumtes, als läge vor ihren Augen noch der graue Trübsalsschleier, den ihre Sehnsucht nach bessern Tagen zu lüften bemüht sei.

Es war bald Mitternacht, als sie endlich ein Ende machten.

„Heut halt' ich meine letzte Ruh' hier unten," sagte Rainer beim Auseinandergehn. „Morgen zieh' ich wieder hinauf."

Sie senkte den Kopf wie in stiller Zustimmung und sagte nichts.

Wenn man die Leute im Dorf von den beiden Frauen reden hörte, deren hartes Schicksal den ganzen Winter über in jeder Bauernstube reichen Gesprächsstoff gab, so konnte man leicht merken, daß ein jeder mehr Mitleid mit der Uttdörferin empfand als mit der Barbara.

Margred war ein armes, blasses, verschüchtertes Weib, das an seinem Mann ein schweres Kreuz trug. Zeit seiner Ehe hatte er sie rauh behandelt, geplagt und geschunden mit seiner Heftigkeit, geschlagen und betrogen. Nun stürzte er sie in Schande, die ihr zwar niemand anrechnete, die aber doch auf ihr und dem Hofe lastete. Allein mußte sie sich quälen mit der Wirtschaft und den Kindern, und wenn sie jetzt auch Ruhe vor ihm und seinen Roheiten hatte, so hatte sie dafür Arbeit und Last und Herzweh; das letztere sah man ihr am Gesicht an. Sie hätte jetzt aufleben sollen, aber sie war wohl schon zu völlig niedergedrückt dazu. Zu keinem Menschen ging sie und grämte sich schweigend durch die Zeit; und wozu das alles? — um, wenn er wiederkam, das elende Leben wieder aufzunehmen.

Mit der Barbara war das ganz anders; die hatte das große Los gezogen mit ihrem Manne, und eine Reihe ungetrübter Glücksjahre mit ihm verlebt. Dann freilich kam der Verfall und das Ende; aber das ging schnell, Schlag und Schlag, ein schreckliches, aber kurzes Trauerspiel. Ein einmaliges Unglück ist leichter zu ertragen, als so ein lebenslanges, schleichendes Daseinselend; man erlebt's — und entweder geht man selbst schnell mit zu Grunde, oder man überwindet's und lebt von neuem. Das letztere war Barbaras Fall; wenn man sie einhergehn sah, stattlich und unver-

fallen, mit dem stolz getragenen Kopf und den ungetrübten Augen, wußte man, daß sie nicht aufgehört hatte zu leben.

Und dann — die arme Margred war allein. Die Eltern waren verzogen, und Gefreundte hatte sie nicht. Aber die Ambergerin hatte den Rainer, und wer den Rainer hatte, der war gut aufgehoben. Mit dem konnt' sie sich besprechen und beraten, auf den konnt' sie sich verlassen; der konnt' ihr gut tun mit seinem warmen Herzen und konnt' sie stärken in allem, worin eine einsame Frau Stärkung braucht.

Und zuletzt, sagten die Gydisdorfer weiter, würde Rainer die Barbara heiraten und auf den Ambergerhof ziehen, und alles würde wieder seine Ordnung haben. — Und fürs erste kam nun noch ihre Mutter.

In der Osterwoche zog sie ein, und unter den wenigen Habseligkeiten, die sie mitbrachte, war der braune Kasten mit den Klöppelgeräten. Von dem mochte sie sich nicht trennen.

„Für Geld zu arbeiten, hast Du mir verboten," sagte sie zur Tochter. „So mag's für das Mareili sein. Wenn's einmal eine Aussteuer braucht, dann kann es mit der Ahne ihrer Hände Arbeit noch Staat machen. Aber wenn ich nicht mehr klöppeln dürft', würd' ich ja gar nicht wissen, wozu ich die Finger hab'."

Sie war eine alte Frau, die Mutter Marthe, trotzdem sie erst wenig über fünfzig Jahre zählte. Arbeit und Entbehrung zehren die Jugend auf. Wenn aber auch ihr Gesicht welk und ihre Körperfrische dahin war, so hatte doch ihr Herz seine Frische bewahrt, lebte und fühlte mit den Lebenden. Sie sprach nicht viel — das hatte sie sich in ihrem einsamen Zustande abgewöhnt — aber sie dachte viel und blickte scharf. Barbara war glücklich, sie unter ihrem Dache zu haben, und nachdem einmal der Abschied vom bisherigen überwunden, lebte sie sich schnell ein. Die Enkel halfen dazu. —

Unter Stürmen und Regengüssen wurde der Frühling geboren. Mit Jauchzen ging er über die Erde, und die Berge blickten in lächelnder Ruhe auf das Erwachen der Welt. Auf triefenden Wolken fuhr der Schöpfer einher und auf Fittichen des brausenden Windes. Licht hieß das Kleid, das ihn schmückte, und Leben der Atem, der von ihm ausging. Er ließ die Quellen springen aus den Höhen, und mit Rauschen trugen die Wasserströme seinen Ruhm hinunter in die Tiefe. Die Himmel priesen des Ewigen Ehre, und zu seinen Füßen ergrünten die Wiesen wie zu einem Teppich. Die Bäume standen voll Saft, und die Vögel nisteten unter ihren Zweigen.

Und der Mensch ging aus an seine Arbeit, von der finstern Hütte des Winters. Der Herr gab ihm, und er sammelte. Der Herr erquickte seine Seele, und sein Mund sang dem Allmächtigen ein neues Lied.

Rainer Amberger kam vom Mettenberg zurück, wohin er Barbaras Vieh auf die Maialm gebracht hatte. Und weil es soviel weniger war als in sonstigen Jahren, hatte er die eignen Tiere mitgetrieben, denn für die Grindelalm an der großen Scheideck war's noch zu früh. — Er war fröhlich und guter Dinge; das Leben in der Heimat behagte ihm je länger je mehr, und Arbeit hatte er genug seit des armen Ulrichs Tode. Er tat alles für die Barbara; außer ihrer Stube und Küche ließ er ihr kaum etwas übrig, noch nie hatte sie so ein bequemes Leben geführt.

Sie brauchte nur alles mit ihm zu besprechen, dann geschah's wie von selber. Freilich mußte sie sich sehr einschränken und konnte kein Vieh auf den Ostermarkt schicken; Geld einbringen geht eben immer langsamer als ausgeben. Aber sie war das sparsame Leben von früher gewöhnt, und wenn sie etwas dabei verlernt hatte, nun, so war die Mutter da; die verstand's. Und wenn je einmal Unbequemlichkeiten oder gar sorgenvolle Stunden kamen, so gab's doch keinen Mißmut; der Rainer litt ihn nicht, und sein festes Herz gab allen Freudigkeit und Stärke.

„Hast einen rechten Schatz an Deinem Schwager," sagte Mutter Marthe manches Mal. Barbara schwieg dazu, als erregte es ihr trübe Gedanken. Sie wußte sehr gut, wieviel Dank sie ihm schuldete; sie trug diesen Dank auch warm und reich in ihrem tiefsten Herzen, aber sie äußerte ihn wenig; sie war seit jenem Abend ihrer Heimkehr nie mehr aus einer scheuen Zurückhaltung hervorgetreten, die trauliche Zwiesprache nicht zuließ und unmittelbare Gefühlsäußerungen unmöglich machte.

Daran dachte Rainer auf dem Heimweg vom Mettenberge. Aber es machte ihn nicht unlustig in seinem Schaffen für sie, dies zurückhaltende Wesen. Es stellte sie hoch in seinen Augen, er hätte sie gar nicht anders haben mögen. Er wußte ganz genau, was für ein Herz sie hatte, wenn es sich auch oft durch Trotz und Auflehnung nur mühsam durcharbeiten mußte. — Liebe gibt innerliche Augen, mit denen sieht man mehr, als Worte erklären können; und Liebe gibt ein ganz neues Wissen, damit lernt man schneller, als durch jahrelange Erfahrung.

Er sprach bei seiner Schwägerin vor, um ihr Bescheid über seine Ausrichtungen zu bringen. Sie gab ihm einen Krug Wein zu trinken, denn es war ein heißer Sonnentag.

„Ich bin heut bei der Uttdörferin gewesen," erzählte sie und machte ein ernstes, fast trauriges Gesicht dazu. „Das erste Mal. Ich hab' mich bisher noch immer nicht entschließen können."

„Und doch ist's gut, daß Du's getan hast," lobte er und betrachtete sie mit dankbarer Rührung.

Sie wandte das Gesicht fort. „Die Margred ist gestern in Interlaken gewesen und hat ihren Mann gesehen. Nun war sie heut völlig aus der Fassung und fiel von einem Weinen ins andre. Es war wohl alles mitsammen, Kummer und Freude —"

„Armes Weib!" sagte Rainer. „Fünf Jahre sind eine harte Zeit für ein liebend Herz!"

„Ich ertrüg's nicht!" rief Barbara heftig. „So, wie sie ihn nun einmal liebt — so unverständlich wie's bleibt — aber ich stürbe daran oder verlör' meinen Verstand. Aber sie erträgt's —". Es klang, als ob der Frau auch dies völlig unverständlich wäre.

„Man muß alles ertragen, was einem aufgelegt wird," sagte Rainer. „Und man kann's auch; denn einer ist immer zu helfen bereit —"

„Der Margred hilft nicht der liebe Gott," unterbrach sie trübe; — „der hilft nur ihre unbegreifliche Lieb' —" Diesmal sprach ein trauriger Neid aus ihren Worten.

Rainer faßte ihre Hand.

„Ich weiß, an was Du denkst und was Dich grämt. Aber Du bist anders wie die Margred, und man kann nicht von zwei verschiedenen Bäumen dieselbigen Frücht'

verlangen. Und wenn Deine Lieb' zum Uli nicht ausgehalten hat, so hast Du's in der Todesstunde ihn nicht fühlen lassen —"

„Jetzt aber weiß er's!" fiel sie düster ein.

„So wird er's verzeihen!" rief er zuversichtlich. —

Vom ersten Tage, den er wieder in der Heimat verlebte, hatte Rainer Einfluß gehabt auf die Frau. Ohne es zu wollen, ohne es vielleicht zu wissen. Noch nie aber war sein Einfluß so groß gewesen, wie in diesem Sommer. Es geschah nicht mit Worten und Ermahnungen; nur durch den täglichen Anblick seines heiter ernsten Gesichtes, seiner unverwüstlichen Lebensfrische, seiner unversiegbaren Glückeszuversicht. Er war niemals mißmutig oder unlustig, obwohl er die kleinen Lasten des Tages ebenso empfand, wie jeder andre, aber er war stärker als sie. Es ging eine erquickende und heilende Luft von ihm aus; die tat der Barbara dasselbe, wie dem Kranken die Sonne tut, in die man ihn hineinträgt, aus dem dumpfigen Krankenzimmer hinaus. Ihr wundes Gemüt erholte sich von den Schlägen und Mißhandlungen des vergangenen Jahres und trieb neue Blüten der Hoffnung und der Lebensfreude. Als der kräftige Heuduft von allen Wiesen aufstieg, und die glühende Sonne die Knospen der Rosen und Nelken erschloß, färbten sich auch ihre Wangen, die der Kummer gebleicht hatte, mit gesundem Rot; und wenn sie in ihrem Garten arbeitete und dabei mit ihrer kräftigen Stimme ein Lied vor sich hin sang oder sich gar einmal an einem Jodler versuchte, dann hielt oben auf seinen Wiesen der Rainer in seiner Arbeit inne, stützte sich auf den hölzernen Rechen oder die breitklingige Sense und sah hernieder zu Tal, als suche sein Blick etwas Liebes.

Drüben, an den vereisten Gehängen der Vieścherhörner, erklang ein dumpfes Donnern; eine kleine, dem Auge kaum erkennbare Schneewolke hob sich aus den sonnenüberfluteten Eismassen; wie Dampf verging sie in der unendlichen Helle. Nur ein Poltern und Krachen, wie das Aufschlagen eines harten Gegenstandes, tönte noch lange nach. Rainer Ambergers Blick ging langsam nach der Richtung, woher der Ton kam. Er wußte, was das bedeutete: in der heißen Sonne sprangen die Eisblöcke.

Es war der achtzehnte August im zweiundneunzigsten Jahre des Jahrhunderts. Vom wolkenlosen Himmel strahlte die heiße Nachmittagssonne. Gydisdorf lag wie ausgestorben. Alle Männer und zum Teil auch die Frauen und Mädchen waren auf den Bergwiesen zur Heuarbeit. Die Fremden benutzten das beständig heitere Wetter zu größern und kleinern Ausflügen. Auf der verödeten Straße machten sich die Spatzen breit und durchwühlten den aschigen Staub nach verstreuten Körnern. Die Stille lastete förmlich über dem weiten Talkessel, und die unbewegte Luft zwischen den Bergen flimmerte wie von lauter flüssigen Gold-Atomen.

Rainer war am frühen Morgen auf die Grindelalm gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Barbara saß daheim bei der Mutter, die einen argen Kopfschmerz hatte und im Bett liegen geblieben war. Die Kinder spielten auf den Hauswiesen. So lagerte auch über dem Hofe die sonnenschwere Stille.

Im Zimmer war's schwül. Mutter Marthe war eingenickt, und Barbara fühlte Augen und Hände schwer werden bei der Näharbeit. Um sich aufzumuntern, stand sie auf, ging leise hinaus und stellte sich unter die offne Haustür. Nichts regte sich ringsum. Nur um die leeren Ställe summten Scharen schwarzer Fliegen. Der Hund lag im Schatten des Brunnentroges und hechelte mit langheraushängender Zunge. — Barbara lehnte sich an den Türpfosten; es überkam sie eine träumerische Anwandlung, eine Sehnsucht, sie wußte nicht wonach.

Ein Brausen erklang irgendwo in den Bergen. Talaufwärts, beim letzten Gehöft, bewegten sich plötzlich die Zweige der Bäume rauschend gegeneinander. Der Nordost wehte über die große Scheideck herein in die heiße Nachmittagsstille. Nun war er auf dem Ambergerhof angelangt, blies der Frau erfrischend ins Gesicht und lüftete ihr neckisch die Schürze. Sie öffnete die trocknen Lippen und atmete ihn begierig ein. Dann folgte sie mit den Augen seinem eiligen Lauf, der die Baumkronen niedertrat.

Nun war er bei der Kirche; nun fuhr er um das Pfarrhaus; nun zauste er in den Büschen des grünen, schattigen Fremdengartens, immer talab. Nun war er beim „Bären" angelangt, dem großen, aus wetterbraunem Holz gezimmerten Gasthaus. Da fuhr er hinein in eine graue Rauchwolke, daß sie sich duckte und nach allen Seiten auseinanderfloh. Barbaras ungewisser Blick schärfte sich plötzlich. Was war das für eine Rauchwolke?

Aus dem Schornstein kam sie nicht, und von wo sie aufstieg, konnte Barbara wegen der hohen Bäume nicht erkennen. Nachdem der Wind sie flüchtig vertrieben, quollen andre Wolken nach, dunkler, drängender — ganze Massen von zähem, dickem Qualm. Barbaras Gesicht wurde immer aufmerksamer.

Da — ein dumpfes Murren wie ein ferner Donner — dann ein Knall, als entlüde sich eine Kanone. Aus dem Dache des Bären schoß eine Feuersäule und reckte sich prasselnd himmelwärts.

Barbara schrie auf und stand dann eine Weile wie erstarrt. Sie hörte Schreien und Rufen unten im Dorf. Wer noch in den Häusern war, stürzte heraus auf die Straße. Und das Feuer wuchs. Der Wind duckte die Flammen nieder, daß sie nachher um so toller aufloderten. Er riß sie auf die Nachbardächer und schleuderte brennende Bündel wie Zündstoff umher.

Über die Wiesen herunter stürmte der Alois mit angstentstelltem Gesicht, die Kleinen folgten schreiend. Das brachte Barbara aus ihrem Entsetzen zu sich. Sie nahm Mareili auf den Arm, und versuchte die Knaben zu beruhigen.

„Uns wird's nicht treffen — wir sind zu hoch und zu weit zurück. Aber die armen Leut'! ach Gott, die armen Leut'! Und die Männer all nicht daheim —" Sie hielt inne, als fiele ihr etwas ein. Dann nahm sie den Alois beim Arm und sah ihm fest in die Augen.

„Bub'," sagte sie, „mach geschwind, spring zum Holderhof, schau nach, ob der Ohm Rainer zurück ist — brauchst nicht ängstlich sein, es geschieht Dir nichts!"

Zum Ohm Rainer wäre der Alois gelaufen und wenn er durch sieben Feuer gemußt hätte. In aufgeregter Ungeduld sprang er davon. Warum sie ihn schickte, wußte sie nicht. Sie hatte es sich so angewöhnt, bei allem immer zuerst an ihn zu

denken und daß er es wissen müsse. — Dann ging sie mit den Kleinen in die Stube.

Mutter Marthe, aus ihrem Schlaf unsanft geweckt, saß im Bett, und während ihre erschrockenen Augen durchs Fenster auf die wachsende Not herniederblickten, falteten sich ihre Hände, und ihre Lippen murmelten Gebete. Barbara saß neben ihr in qualvoller Unruhe. Kein Mensch in der Nähe, den man hätte fragen können. — Endlich sprang sie auf.

„Ich kann's nimmer ertragen! Ich mein', ich müßt' hinunterlaufen und helfen!"

„Jesus!" schrie die alte Frau, „Du wirst doch nicht! Du wärst ganz und gar unnütz — Deine Röck' würden Feuer fangen! Denk an Deine unmündigen Kinder!"

„Ich geh' ja nicht, ich weiß selbst, daß es kein Nutzen wär'. Aber das müßige Zuschau'n — wenn doch der Rainer käm'!" schloß sie seufzend. Statt dessen kam endlich der Alois zurück, dunkelrot, mit von Schweiß klebenden Haaren.

„Ohm Rainer ist nicht da," berichtete er atemlos. „Er ist eben von der Alm gekommen, als das Feuer anfing, und da ist er gleich weitergelaufen, um zu retten, hat er gesagt."

Natürlich — wie konnt' sie denken, daß er wo anders sei, als da, wo es zu schaffen, zu retten und zu helfen gab! Das Herz ward ihr groß vor Stolz und vor Sorge.

„Gott — Herrgott — sei mit ihm!" —

Die Sturmglocke tönte. Ihr lauter, schnell aufschlagender Hilferuf füllte die Luft bis hoch hinauf zu den stillen, grünen Almen.

Von Hof zu Hof sprang das Feuer, auf den Flügeln des Windes, im Rausche der eignen, entfesselten Kraft. Ein Brausen und Donnern, wie Meeresbrandung, begleitete die ausgelassenen Flammen auf ihrem wilden Siegestanze. Von den weißen Bergen strahlte die rote Glut zurück, und die Sonne verlor ihren Schein.

An diesem Tage wurde der untere Teil des Dorfes mit all seinen Bauernhöfen und sonstigen Gebäuden in Schutt und Asche gelegt. Da im Anfang nur Frauen und alte Leute zur Hilfe waren, gab es so gut wie keine, und bis die ausgegangenen Männer heimkehrten, waren all die Holzgebäude zusammengestürzt wie Spielzeug. Verwüstet lagen die Stätten, die den Reisenden Obdach gegeben. Als sie von ihren fröhlichen Ausflügen heimkehrten, von weitem schon die Schrecken der lodernden Brunst gewahrend, fanden sie ihre Habseligkeiten verbrannt oder auf den Wiesen hinter den Häusern zu unordentlichen Haufen übereinandergeworfen.

Stunde um Stunde verrann. Im Bären war das Feuer bereits erloschen, aber dorfab lohte und brauste es weiter. Zischend und prasselnd verdorrten die aus allen Brunnen und Quellen geschleuderten Wasserstrahlen. Schwere Rauchwolken wälzten sich mit dem Winde talwärts, krochen im Walde hinauf und trübten den strahlenden Himmel. Die wabernde Glut durchhitzte die Luft bis hinan zu den höher gelegenen Höfen.

Für Barbara dehnten sich die Stunden zu marternder Länge. Trotz der Mutter Bitten wäre sie wohl doch hinuntergeeilt, dahin wo alles zusammenströmte. Aber die Magd war ihr, von Neugier getrieben, davongelaufen, der Knecht war auch nicht daheim. Sie konnte nicht die alte Frau und die kleinen Kinder allein lassen. Und

auch wenn sie gekonnt hätte — es hielt sie irgend ein Unklares davon zurück. — Sie stand bald am Fenster, bald vor der Haustür; das Brausen und Krachen, Rufen, Schreien und Jammern scholl zu ihr herauf, wie ein feuriger Sturm wallte es über den Dächern, über den Häuptern der rettenden und verlierenden Menschen . . Schon oft hat bei solchen Gelegenheiten einer sein Leben gelassen, um ein anderes Leben zu retten; schon oft, der Gefahr nicht achtend, ist er ein Opfer der Flammen geworden deren Raub zu schmälern er sich mühte, voll Mannesmut und Christenliebe.

Ein Frieren überlief die Frau, trotz all der Hitze. Wo blieb der Rainer! — Kam denn niemand, ihr eine Kunde zu bringen von der Stätte des Verderbens? — Ihr Hof lag weit ab, und keiner hatte Zeit.

Doch, da kam jemand von der Straße herauf. Margred Uttdörfer war es; sie winkte Barbara schon von weitem zu, wie um sie zu ermutigen. Sie war auf der Brandstätte gewesen und konnte nicht genug Schreckliches erzählen von der Verwüstung, von dem Jammer all der Obdachlosen. So erschöpft war sie von der Aufregung und vom schnellen Laufen, daß sie sich setzen mußte. Barbara blieb vor ihr stehn mit gekreuzten Armen, hörte ihr begierig zu, fragte aber nichts.

„Und übrigens — der Rainer lebt!" rief sie plötzlich. Barbara zuckte zusammen.

„Warum — war er denn in Gefahr?"

„In Gefahr? Der? Man meint, für den gäb' es keine Gefahr. Allen voran ist er bei dem Löschen, in die brennenden Häuser hat man ihn stürzen sehen, um den Leuten ihre Habe zu retten. Alle zeigen auf ihn und sprechen von ihm!" Margreds sanfte Augen leuchteten ordentlich, als sie das sagte. „Ich hab' gemeint, Ihr müßtet Euch um ihn ängstigen. Aber wenn Ihr mit angesehen hättet, mit welcher Lust und mit welcher Kraft er losgeht, wie ein Soldat auf den Feind — freuen würdet Ihr Euch! Warum seid Ihr nicht hinuntergegangen?"

„Die Mutter ist krank, und die Magd ist fort."

„Krank? Doch nicht schlimm?"

„Nein — nur ihre bösen Kopfschmerzen."

„So laßt mich hierbleiben, indes Ihr hinuntergeht!" rief Margred gefällig. „Bleibt so lang Ihr wollt' — ich versäum' nichts, und ich werd' die Kranke gut versorgen!" Aber Barbara schüttelte den Kopf.

„Ich dank' Euch. Ich geh' nicht hinunter. Helfen kann unsereins nicht — so mag ich nicht müßig die Greuel anschauen."

Dabei blieb sie. Margred fand sie einsilbig und wenig zum Sprechen aufgelegt, und verließ sie bald wieder. Barbara sah ihr nach mit einem schweren Blick.

‚Wie ihre Augen leuchteten' — sprach sie bei sich selber. ‚Und ich — ich vergeh' vor Angst. Aber sie ist ja immer größer, als ich. —'

Und wieder verging eine Stunde. Barbara hatte den Tisch gedeckt und die Abendsuppe aufgetragen, setzte ihre Kinder auf die Holzschemel und tat ihnen auf. Mutter Marthe, der gegen Abend etwas wohler war, saß im Bett und löffelte einen Thee. Da klang draußen ein schneller Schritt, und ehe man ihn noch recht gehört, ward eilig die Tür aufgerissen, und Rainer trat ein.

Ohne Hut, ohne Stock, berußt und beschmutzt von oben bis unten; an der rechten Seite waren ihm der Ärmel und die Hose zerfetzt von Brandlöchern und die

Haare an der Schläfe weggesengt. In dem rauchgeschwärzten Gesicht strahlten seine Augen, als käme er von einer Hochzeitsfeier. — Barbara schüttete die Suppe, die sie eben dem Mareili auf den Teller füllen wollte, daneben aufs Tischtuch.

„Raini!!“ schrie sie auf. All ihre befreite Angst lag in dem Schrei. Sie wurde ganz blaß und fing an zu zittern. Am liebsten hätte sie es dem Alois gleichgetan, der von seinem Stuhl herunter, mit einem wahren Freudengeheul dem Manne an den Hals sprang. — Aber der Mann hatte heut nicht die gewohnte Aufmerksamkeit für den Knaben, sondern wehrte ihn sanft ab. Seine strahlenden Augen ruhten auf Barbara, und es trat ein feuchter Schimmer hinein. Raini — so hatte sie noch nie gesagt. Und wie sie da stand — gerad' als wollte sie zu weinen anfangen. Er ging auf sie zu und hielt ihr die Hand hin.

„Magst sie nehmen? —“ unsicher klang seine Stimme, „sie ist nicht sauber —“ Sie nahm sie und drückte sie heftig. Sprechen konnte sie nicht.

„Ich dacht' mir,“ sagte er dann mit der alten frohen Frische, „Ihr würdet hier oben in einer Unruh sitzen, und da wollt' ich schnell heraufspringen und euch einen Bescheid bringen. Und dann, Bärbeli, weißt, gib mir was zu essen! Ich bin völlig leer im Magen, hab' seit heut früh nichts gehabt!“ Sie lief davon, als sei sie froh, einmal hinauszukommen; er folgte ihr mit nachsinnendem Blick. Dann ging er zur Mutter Marthe, die das schweigend abgewartet hatte. Er erzählte ihr, die schlimmste Gewalt des Feuers sei nun gebrochen; nur auf einem Hofe brenne es noch, aber die Arbeit sei noch längst nicht zu Ende; es gelte, die schwelende Glut vollends zu ersticken und all die Heimlosgewordenen zu bergen. — Derweil ging und kam die Bäuerin mit allerlei Eß- und Trinkbarem, schweigend, geräuschlos, geschwinde, und dabei wischte sie sich ein paarmal verstohlen die Augen. Rainer sah das nicht, denn er stand am Bett und kehrte der Stube den Rücken. Aber Mutter Marthes Augen folgten der Tochter mit kluger Aufmerksamkeit. — Nun war alles bereit, und Barbara rief ihn.

„Da möcht' ich mich schnell noch ein wenig säubern,“ rief er; „der Rauch beißt mir in die Augen, und was ich anfasse, wird schwarz.“

Nachdem er das in der Küche getan, setzte er sich mit an den Tisch und aß mit gesundem Hunger, dessen erste Stillung ihn vorerst schweigsam machte. Barbara saß neben ihm und sah ihn an, von oben bis unten, als sei sie in Bewunderung völlig versunken. Plötzlich strich sie leise mit der Hand über den verbrannten Ärmel.

„Raini — was hast Du angegeben!“ sagte sie, halb Scherz, halb nachträgliche Sorge in Blick und Stimme.

Er lachte. „Ja — Bärbeli — wenn man gegen das Feuer kämpft, so darf man das Gebranntwerden nicht scheuen!“

„Ich hab' gehört, wie Du's getrieben hast,“ fuhr sie fort, bewundernd und vorwurfsvoll. „Die Uttdörferin war bei mir, sie hat Dich gesehen.“

Er wurde ein wenig rot. „Ich habe nicht mehr und nicht Besseres getan, als jeder andre.“ Dann erzählte er von den Rettungsarbeiten, und wie glücklich man sei, daß kein Menschenleben zu Schaden gekommen. „Gerät und Hausrat dafür um so mehr, denn die meisten Höfe waren ohne einen Menschen, als es über sie hereinbrach.“

Barbara hörte seinem Erzählen aufmerksam zu. Wie schön mußte es sein, so für die Rettung andrer zu arbeiten! Alle Kräfte anzustrengen für einen guten Zweck! Er sprach nicht von sich selber, sagte nie: das hab' ich getan, da hatte ich den Mut; sondern immer nur: wir. Und doch hätte sie gewußt, auch ohne Margred Uttdörfer, daß er mehr getan hatte, als alle andern.

„Raini," sagte sie, weich wie ein Kind, „wenn Du so in der Gefahr warst — wenn Du so hineinstiegst in die Flammen — hast Du denn nicht ein einzigesmal an uns gedacht, und was aus uns werden sollt', wenn Du nicht wieder herauskämst?"

„An so was denkt man nicht in solchem Augenblick," sagte Rainer. „Da ist die ganze Seele dabei und das ganze Herz." Barbara schwieg.

„Einmal," hub der Rainer leise wieder an, „als ich in einem brennenden Hause stand und ein Kind suchte, das dringeblieben sein sollte — es war dem Lechner sein Jüngstes — ich fand es nicht, und das Feuer griff immer mehr um sich — da hab' ich an Dich gedacht, und daß es mir leid sein würde, wenn mein Leben heut zu Ende gehn müßte. Und da wollt' ich das Suchen aufgeben und mich in Sicherheit bringen und sagte mir: wer weiß, vielleicht ist das Kind gar nicht drinnen. Und ich stand schon an der Tür. Da hört' ich's oben weinen — ganz deutlich. Und da sagt' ich mir: erst tu' Deine Pflicht und hernach denk ans Glück, und wenn Gott es Dir beschieden hat, so wird er es Dir retten auch aus den Feuerflammen. Und da bin ich hinauf und hab's Kind heruntergeholt. Und dabei gab's die Löcher im Zeug, denn die Treppe brannte schon. Draußen hab' ich der Bäuerin das unversehrte Kind in die Arme legen dürfen, und was man dabei spürt, das ist wie eine Himmelsfreude. Und dann bin ich hierherauf gelaufen." Barbara schwieg noch immer. Sie strich nur abermals leise mit der Hand über seinen Ärmel; dann schlug sie die in Bewunderung und Bewegung glänzenden Augen nieder und stand auf. Sie nahm einen Arm voll Geschirr und trug ihn hinaus in die Küche, setzte alles auf einen Tisch, blieb dabei stehn wie versteinert und hörte nur immer den Rainer sagen: ‚wenn Gott Dir das Glück beschieden hat, so wird er es Dir retten, auch aus den Feuerflammen.'

Es dauerte nicht lange, so kam er ihr nach.

„Bärbeli, ich muß noch eins mit Dir bereden. Eins, das mich heraufgetrieben hat, aus allem andern —" Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Möcht'st Du nicht auch etwas tun, zur Hilf' für die armen abgebrannten Leut'?"

„Ja — wenn ich nur könnt' —"

„Du kannst schon. Hör zu. Ich hab' den Bauern, die verschont geblieben sind, vorgeschlagen, wir müßten die Leut', die selber kein Dach mehr über sich haben, unter unsre Dächer aufnehmen, bis sie sich aus der Asche neu aufgebaut haben. Bei vielen wird's für den ganzen Winter sein müssen, denn was bis auf den Grund ausgebrannt ist, läßt sich so schnell nicht wieder aufbauen. Sie haben's zugesagt. Natürlich hab' ich das Beispiel geben müssen, weil ich den Vorschlag gemacht hatt'. Gut, hab' ich gesagt, ich will den Lechnerbauer bei mir aufnehmen für den Winter, mit Weib und Kindern, und weiter hab' ich gesagt: für meine Schwägerin bürg' ich, daß sie auch eine Familie aufnimmt. Und das ist, was Du tun kannst, Bärbeli. Willst Du?"

Es war doch wohl mehr, als sie gedacht hatte. Eine Wolke von Unbequemlichkeiten und Unzuträglichkeiten stieg vor ihr auf, und sie selbst hatten das knappe Auskommen in diesem Jahr. Rainer fühlte ihr Zögern, und mehr noch, er verstand es auch.

„Ich hab' Dir Christen Almer ausgesucht," sagte er. „Es sind ältere, ruhige Leut'. Sie haben nur eine Tochter bei sich, die für die Eltern sorgen würde so gut wie daheim, so daß Du davon nicht mehr Arbeit hätt'st. Sie wollen ihre Wintervorräte in Deinen Keller geben, so daß Du nur den Platz zu schaffen hätt'st für die Menschen und ein paar Stück Vieh."

Sie dachte an ihre leeren Ställe und lächelte trübe.

„Die Uttdörferin hat auch welche genommen," fuhr Rainer fort. „Sie sind sogar schon da."

Was Margred konnte, das konnte sie auch.

„Schick mir, wen Du und so viele du willst," sagte sie. „Jeder, den Du mir bringst, soll mir ein lieber Gast in meinem Hause sein."

„Ich dank' Dir," sagte er herzlich. „Ich muß nun wieder hinunter. Ich werd' Dir die Leut' schicken, wenn ich sie Dir nicht selbst bringen kann."

Er eilte fort, und sie ging hinein zur Mutter, um alles mit ihr zu bereden. — Das Zimmer auf der Stiege wurde wieder einmal gelüftet und wohnlich gemacht und eine Bodenkammer dazu gegeben. Die Magd, die inzwischen wiedergekommen war, mußte das Vieh im Stall zusammenrücken und eine frische Streu schütten.

Mit Dunkelwerden kamen sie herauf. Betten und Kleider trugen sie auf ihrem Rücken — das einzige, was sie von allem Hausrat noch retten konnten, als sie, vom Heu heimeilend, den Hof bereits in Flammen stehn fanden; vor sich her trieben sie zwei Kühe, ein Stierkalb und ein paar Ziegen. Die Frau und das Mädchen weinten, der Mann hatte einen schweigenden Schmerz im bärtigen Gesicht.

„Der Rainer schickt uns," sagte er zur Ambergerin, als sie ihnen auf dem Hof entgegenkam.

„Und ihr seid mir willkommen," antwortete sie. „Soviel ich vermag, will ich tun, eure Not zu lindern und euch in eurem Unglück zu helfen." —

So taten sich an diesem Abend viele Tore, Türen und Herzen auf für die, welche viel oder alles verloren hatten, und das Jammern und Klagen erstickte endlich in Rührungstränen und Dankesworten. Rainer Amberger führte den Lechner, seine Frau und die drei kleinen Kinder hinauf nach dem Holderhof. Er griff selbst allenthalben mit zu, sie gut unterzubringen und die vor Hunger weinenden Kleinen satt zu machen. Er wartete, bis alle zu Bett lagen, ermattet von Kummer und Aufregung. Dann ging er noch einmal hinunter.

Die weiche dunkle Nacht lagerte sich über den Tälern, der junge Mond lugte über dem Eiger hervor, die Sterne flimmerten, und im blühenden Grase zirpten die Grillen. Aus den Trümmerstätten des untern Dorfes quoll und brodelte der Rauch und kroch in schweren Schwaden das Tal hinab; wie eine graue Nebelwolke lagerte er zwischen den Bergen, und Brandgeruch füllte die Luft; der Wind war vorübergebraust, Stille war in den Wäldern. Ab und zu zuckten Feuerflammen aus dem Schutt empor und verbreiteten roten Schein, aber sie fanden keine Nahrung mehr

und sanken wieder in sich zusammen; oder sie erloschen zischend unter dem von aufmerksamen Wächtern geschossenen Wasserstrahl.

Auf der Straße ging Rainer; erst mit einigen andern, dann, nachdem sie ihn verlassen, um nach Hause oder auf ihren Posten zu gehn, schlenderte er allein umher zwischen den verwüsteten Höfen, mit wachsamem Auge und bewegtem Herzen. Denn die Gewalt des Elementes, darin sich die Allmacht Gottes und die Ohnmacht des Menschen ergreifend offenbart, und das Leid so vieler hatten seine Seele erschüttert.

Bald aber erhoben sich seine Gedanken hinaus über Leid und Brand und Trümmer, und sein Blick suchte an dem dunklen Bergeshang die Stelle, wo der Hof seiner Väter stand. Er kannte sie genau; ein Licht brannte dort noch, trotz der nächtlichen Stunde.

Der Tag, der so viele Freuden vernichtete, so viele Hoffnungen begrub, hatte ihm eine große Freude gebracht und die Hoffnung auf ein großes Glück. Aber er verschloß beides, Freude und Hoffnung, in seiner tiefsten Brust, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. An einen halbverkohlten Pfosten gelehnt, sah er zu den Bergen hinauf, über denen die sternengestickte Himmelsfahne hing.

‚Einmal kommt über jeden Menschen das Glück,‘ dachte er bei sich. ‚Und wer schon einmal mit tausend Schmerzen hat verzichten müssen, dem schenkt es der liebe Gott um so schöner wieder! —‘

Erst als der frühe Morgen die kurze Nacht wieder ablöste, ging Rainer Amberger nach Hause.

Niemals hatte Gydisdorf soviel Fleiß, Arbeit und Emsigkeit erlebt, als in den auf den großen Brand folgenden Wochen. Jeder tat, was er konnte, um bis zum Winter den Schaden soviel wie möglich wieder auszubessern. Der Schutt wurde geräumt, Holz und Steine herangefahren, und die Unversehrten leisteten den Abgebrannten bereitwillig und brüderlich Hilfe mit Fuhren und andern Diensten. Bald wuchsen aus den schwarzen Brandstätten die hellen Holzhäuser hervor und schauten gar fröhlich aus zwischen den grünen Wiesen mit den herbstbunten Kirschbäumen. Wer nicht zu völlig vernichtet war und das nötige Geld hatte, kam zum Winter wieder unter Dach. Frost und Schnee stellten sich ungewöhnlich spät ein, als nehme der liebe Gott Rücksicht auf die armen Menschlein, denen er so übel mitgespielt, ohne zu sagen, warum.

Um Weihnachten konnte auch Christen Almer sein neuhergerichtetes Häuschen wieder beziehen. Freilich sah's kahl darin aus, denn das Hausgerät konnte nur allmählich wieder angesammelt werden. Aber es war doch ein eignes Dach, und man brauchte der Ambergerin nicht länger zur Last liegen. Die hatte sich mit ihren Gästen so angefreundet, daß sie ihr Scheiden fast ungern sah. Die langen Herbstabende hatten sich gar gut miteinander verplaudert, und besonders Mutter Marthe hatte an Christen Almers Frau eine Alters- und Gesinnungsgefährtin gefunden, mit der sie viel in Erinnerungen lebte, und manchen Gedanken über Leben und Sterben tauschte.

Man hätte sie gern noch zum Fest oben behalten, konnt's ihnen aber hinwiederum nicht verdenken, daß sie grad die Feiertage gern im eignen Heim verleben wollten, nun es sich ermöglichen ließ. So zogen sie fort mit allem, was sie hier geborgen hatten, und mit einem dankbaren Herzen, und der Hof dünkte den Zurückbleibenden einsam.

Am darauffolgenden Tag stieg Barbara durch den tiefen Schnee hinauf zum Holderhof; Alois stampfte neben ihr her. Sie hatte sich die späte Nachmittagsstunde ausgesucht, damit sie den Schwager sicher träfe. Vor der Haustür klopften sie den Schnee von Kleidern und Stiefeln, Alois sprang voraus und öffnete die Tür der Stube.

Da saßen am großen Tisch Rainer und der Lechnerbauer, rauchten ihre Pfeifen, und die Bäuerin saß dabei und nähte Hemden für ihre Kinder; die beiden ältesten spielten in der Ecke am Ofen, und der kleinste schlief in einem Korbe. Die Bäuerin neigte sich eben über ihn mit ihrem frischen, rotbäckigen Gesicht und zog ihm die Decke, die er sich abgestrampelt hatte, über die prallen Beinchen. Barbara sah auf ein Bild reinen Familienglücks, und das Herz tat ihr plötzlich weh.

Rainer war sehr erstaunt bei ihrem Eintritt.

„Grüß Dich Gott, Schwägerin!" rief er herzlich. „Was führt denn Dich herauf?" Sie war plötzlich verlegen durch die Anwesenheit der andern.

„Ich wollt' einmal nachschau'n, wie's bei Dir steht —" sagte sie. „Du läßt Dich ja so selten sehen in letzter Zeit —"

„Das macht, ich hab's Haus voll," rief er fröhlich, und sie dachte mit einem bittern Gefühl dagegen: darüber vergißt er mich. Sie begrüßte die Bauersleute und mußte sich dazu setzen. Alois drängte sich an den Ohm Rainer, dem er hunderterlei zu sagen und abzufragen hatte, bis er ihn zu den andern Kindern führte und sie zum Spielen mit kleinen Holzklötzen und Bachkieseln zusammentat.

Inzwischen sprach der Lechner von seinem Unglück und von der Gastfreundschaft, die ihm und den Seinen zu teil geworden.

„Völlig bis auf den Grund vernichtet ist uns alles; wir konnten's nicht fertig schaffen vor dem Winter. Wir können's Eurem Schwager nie genug danken, was er an uns tut!"

„Ja, wenn wir den Rainer nicht hätten!" fiel die Frau ein, und ihre schwarzen, muntren Augen leuchteten hell auf. „Wie ein Held hat er gearbeitet gegen das Feuer, und ein Segen ist er geworden für viele! Und ich —" fuhr sie fort, nahm den Säugling, der nicht mehr schlafen wollte, aus dem Korbe und wiegte die warme, rosige Last auf ihren kräftigen Armen — „ich wär' eine unglückliche Frau ohne ihn! Mein Kind hat er mir gerettet aus dem brennenden Hause, als keiner mehr sich hineingewagt! Im Heu war ich mit den andern, und die Magd mit den Kleinen zu Hause. Und als es anfing, hat die Dirn' den Kopf verloren, ist fortgestürzt, um uns zu rufen, und als wir kamen, brannte alles, und das Kind mitten drin in den Flammen. Der Rainer hat's erfahren, und eh' ihn noch einer drum anging, ist er hinein, und hat's herausgeholt." Sie küßte das sich sträubende Kleine mit ungestümer Zärtlichkeit, und ihre Augen hingen am Rainer und standen voll Tränen.

„Ja," hub der Lechner, selbst gerührt, wieder an, „der Herr Pfarrer hat uns gesagt: Kinder, nebst dem Herrgott droben habt ihr's dem Holderbauer zu danken, daß kein Menschenleben verloren und das Unheil nicht noch größer geworden ist. Und wir danken's ihm auch, gelt, Zenzi?"

„Bis zum letzten Ausatmen!" rief sie aus tiefstem Herzen. Da trat der Rainer dazwischen; er runzelte die Stirn.

„Tut mir die Lieb' und laßt das Reden. Ich hab' nur meine Pflicht getan."

„Ich weiß, Ihr hört's nicht gerne," sagte der Lechner. „Aber die Ambergerin ist eine von Eurer Sippe, und da lief mir der Mund über. Und wenn Ihr sagt, Ihr habt nur Eure Pflicht getan, so habt Ihr sie doch getan, wie einer, der seinen Nächsten liebt, wie sich selbst."

„Wenn ich etwas für Euch getan, so zahlt Ihr mir's heim!" Rainer trat neben die Bäuerin, die mit dem Kinde auf und ab ging, und legte ihr seine braune, kräftige Hand auf die runde Schulter. „Die Zenzi arbeit't den ganzen Tag für mich; sie scheuert und putzt und kocht und wäscht — es ist grad', als hätt' ich eine Hausfrau!"

Sie wurde dunkelrot über sein Lob, und obgleich sie das Gesicht senkte, sah Barbara doch die Freude darauf strahlen.

„Ich müßt' ja Schläge haben, wenn ich's nicht täte!" sagte sie leise. Barbara sah und hörte das alles schweigend mit an und sprach kein Wort.

„Da — nehmt mir das Kind ab, damit's nicht greint," rief Zenzi und legte es ihr auf den Schoß. „Ich muß schnell einmal hinaus —"

Barbara sah auf das dicke Geschöpfchen nieder, das mit runden Augen sie anglotzte und mit den kurzen Fingerchen nach ihrem Miedergeschnür griff. Es war ihr wunderlich zumute. Sie konnt' sich nicht mehr zurechtfinden auf dem Holderhof. — Einsilbig und ohne aufzusehen beantwortete sie, was Rainer sie nach der Wirtschaft und nach der Mutter fragte. Dann kam Zenzi wieder herein, brachte einen Napf mit heißem Kaffee und einen süßen, goldbraunen Kuchen dazu.

„Trinkt," sagte sie und stellte es vor Barbara auf den Tisch. „Es ist kalt draußen!" Dann stopfte sie dem Alois die Hände voll Kuchen. „Ich hab' ihn selbst gebacken, er ist gut geraten!"

Barbara sah ganz verstört aus. Völlig wie seine Hausfrau gebärdete sich das fremde Weib. — Sie kostete nur wenig von dem Kaffee; er schmeckte ihr nicht. Mit um so größerem Behagen schlürfte der Alois den Napf aus.

„Beim Ohm Rainer schmeckt's am besten," sagte er befriedigt.

Nach kurzem Verweilen brach sie wieder auf. Alois fand es viel zu früh, aber sie hörte nicht auf seine und der andern Bitten, und ging ohne gesagt zu haben, weshalb sie eigentlich gekommen war.

„Ich werd' Euch ein Stück geleiten," sagte Rainer. „Es muß ja schon völlig dunkel sein draußen." Schweigend nahm sie es an.

Der Himmel war trübe, und die Berge von Wolken verhüllt; es hing noch viel Schnee in der Luft. Man konnte kaum den schmal ausgetretenen Weg mit den Augen erkennen. Rainer ging neben seiner Schwägerin im Tiefen, weil der Pfad für zweie zu schmal war, und der Knabe hielt sich der Mutter auf den Fersen.

„Ich hatt' Dich eigentlich etwas bitten wollen, Schwager," hub sie an. „Daß Du den Weihnachtsabend mit uns verlebst. Es braucht nicht so düster sein wie das vorige Mal. Und die Mutter tät sich freuen."

Die Antwort blieb lange aus. Gleichmäßig wühlten seine Stiefel den tiefen Schnee auf, und unter ihren Sohlen knirschte er laut.

„Ich dank' Dir schön, Bärbeli. Aber diesmal muß ich wohl zu Haus bleiben."

Sie empfand einen Stich im Herzen.

„Warum?" fragte sie herb und kurz.

„Von wegen meiner Gäste."

„Die können doch allein feiern — wie sonst —"

„Ja, aber es ist mein Haus," sagte er ruhig. Dabei bewegte es sich ungestüm in seiner Brust, und der Kopf wurde ihm heiß, trotz der Kälte. Gott wußte, wie schwer es ihm wurde, abzusagen. Es war nicht allein die Rücksicht auf seine Gäste, die ihn dazu bestimmte. Allerhand Zweifel regten sich seit einiger Zeit in seinem Herzen, Zweifel, die Barbaras Besuch heut fast zerstreut hätte, und die ihr stummes, trübes Wesen nun wieder heraufbeschworen.

Schweigend erreichten sie den Kreuzweg, an dem sie einst miteinander gestanden, als der Uttdörfer vorüberkam. Da war in seinem Herzen der häßliche Verdacht entstanden, mit dem er dem Ulrich das arglose Gemüt vergiftete. Barbara blieb plötzlich stehn, ihr Gesicht leuchtete ganz weiß aus dem dunklen Kopftuch, ihre Augen wurden starr, und das Blut schien ihr zu gefrieren.

Darum! Darum! Weil der Uli dies häßliche Gerücht ersticken wollte — daß es nie wieder auflebte — darum hatte sie ihm schwören müssen — — Lange, lange hatte sie es ganz vergessen gehabt. Seit dem Brandtage dachte sie wieder daran.

„Was ist Dir, Bärbeli?" fragte Rainer, den ihr Stehnbleiben und Stilleschweigen wunderte.

Sie würgte an ihren Tränen. „Ich mein', Du kannst nun umkehren. Ich will Dich nicht länger stören."

Im Dunklen suchte sein Blick den ihren. „Bist Du böse, Bärbeli, wegen meiner Absag'?"

„Nein. Du hast ja recht. Geh nur."

Er sagte ihr Gutenacht und dem Knaben. Seine Stimme klang bedrückt, und er wollte schnell ein Ende machen. Da, als er sich zur Umkehr wandte, klang es neben ihm:

„Rainer —"

Sofort blieb er stehn. „Was ist?"

„Rainer — weißt Du noch — im Herbst vor dem Unglück mit dem Uli — wie Du da einmal bei mir standest, hier an dieser Stelle —" sie bückte sich tief und stockte.

„Was meinst Du? Ich weiß es noch gar gut —"

„Da hast Du mir gesagt: ich sollt' meine Augen aufheben zu den Bergen."

„Ja, ich weiß. Und nun?"

„Damals," sagte sie, richtete sich wieder auf und starrte in die Wolkenmassen, die über dem Tale lagen, „damals waren die Berge hell und klar. Heut aber sind

sie hinter den grauen Wolken — ich seh' sie nicht mehr —" Sie brach in Tränen aus und drückte die Hände gegen die Augen.

Das kam dem Manne so unerwartet, daß er völlig ratlos war. Dann, weil Worte ihm fehlten, wollte er leise den Arm um sie legen, wie damals an jenem Herbstabend. Damals hatte sie es sich gern gefallen lassen, weil es ihr gut zu tun schien. Heut, als sie es merkte, wich sie scheu vor ihm zurück. Dann faßte sie sich gewaltsam.

„Bärbeli — was ist denn?" fragte er und beugte sich über sie. Aber sie schüttelte nur stumm den Kopf.

„Gutenacht," sagte sie und eilte weiter, herunter. Nicht einmal die Hand gab sie ihm noch. — Rainer stand regungslos, sah ihre dunkle Gestalt im düstern Abendgrau immer undeutlicher und endlich völlig unsichtbar werden, und seufzte tief. Dann ging er heim.

Beim Abendbrot fragte die schwarzäugige Emmerenz:

„Die Ambergerin hat wohl eine große Trauer um den Mann, daß sie so ernst und so stumm ist?" Und Rainer antwortete ruhig: „Muß wohl. Einmal meint' ich schon, sie hätt's verwunden. Nun aber scheint's wieder aufzuleben in ihr. Die langen dunklen Abende mögen das Ihrige dazu tun."

Die junge Bäuerin machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ich dächt', was die Ambergerin erlebt hat, könnt' sie nie wieder vergessen. Wenn ich denk', meiner würd' mir so ins Haus getragen —" sie verstummte schaudernd und sah den Lechner zärtlich an. Der drückte sie fest an sich und rief lachend:

„So würd'st Du davonlaufen, um nur ja nichts zu sehen von dem Schrecklichen!"

„Ach, geh doch, Du mit Deinem losen Mund!" schmollte sie und drückte ihm einen Kuß darauf.

Rainer hatte die beiden beobachtet. Er wurde traurig und ging hinaus; er müsse im Stall nach dem Rechten sehen, sagte er. — —

Zu Weihnachten blieb er oben und ging auch vorher nicht mehr zum Ambergerhof hinunter. Über seine Heiterkeit war eine stille Wehmut gekommen. —

Auch bei der Barbara ging es nicht heiter zu in diesen Festtagen. Ohne die Kinder hätt' man kaum einen fröhlichen Ton vernommen. Sie ging herum mit einem finstern Gesicht; das Stumme und Starre vom vorigen Jahr war wieder über sie gekommen.

„Was hast Du, Tochter?" fragte Mutter Marthe mehr als einmal. Aber sie fragte umsonst, Barbara gab keine Antwort. Da hörte sie auf zu fragen und beobachtete sie nur schweigend. Barbara fühlte das; es machte sie beklommen und trotzig und verdarb ihr vollends die Laune.

Zur heiligen Nacht ging sie hinunter auf den Kirchhof. Sie wußte, daß sie um diese Zeit dort niemand treffen würde. An ihres Mannes Grab stand sie im Schnee, bis ihr die Füße erstarrten, und blickte finster auf den weißen Hügel nieder und auf den Stein mit der vergoldeten Inschrift. Auf die Berge, die rings umher in unverhüllter Klarheit gegen den hohen Himmel standen, sah sie nicht ein einziges Mal. Als sie endlich wieder nach Hause ging, war ihr Herz schwerer und friedloser, denn zuvor.

Am andern Morgen, nach der Kirche, wich sie dem Rainer aus, als sie ihn auf sich zukommen sah. Als er am Nachmittag zu ihr herunterkam, sprach sie kaum ein Wort zu ihm, sondern überließ ihn der Mutter und den Kindern. Beim Fortgehn sah er sie fragend und traurig an. Sie konnt's nicht ertragen, wandte sich unfreundlich ab und ging in die Kammer. Da drückte sie die Hände an den Kopf wie eine Verzweifelte.

„Ich schwör' es Dir! Ich schwör' es Dir!" murmelte sie vor sich hin mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit, so oft, bis ihre Stimme in Tränen erstickte. —

Sie wollt' es dem Rainer erzählen. Aber sie konnte nicht, sie schämte sich. Er dachte ja vielleicht gar nicht an sie — würde dann erst vielleicht anfangen, an sie zu denken. Und es war nicht allein das — es widerstrebte ihr, ihm das zu erzählen als von seinem Bruder. Es würde ihm des Bruders Andenken trüben, den er geliebt, und von dem er sich geliebt geglaubt. Und sie mußte auch den ganzen häßlichen Zusammenhang erzählen, mit dem Uttdörfer, wie sie ihn sich zurecht gedacht hatte. Nein — es ging nicht; sie mußte sich ihm verleiden, daß er gar nicht erst auf den Gedanken kam.

Sie tat gleichgültig und fremd gegen ihn; fragte ihn nicht mehr in ihren oder nach seinen Angelegenheiten und ging nicht mehr hinauf zu ihm, obschon er sie darum gebeten hatte, weil sie an der Emmerenz eine fröhliche Gesellschaft finden würde. Es wurde ihr nicht einmal schwer, seiner Einladung nicht zu folgen, denn seit jenem einen Abend, wo sie oben gewesen, hegte sie eine quälende Eifersucht gegen die Emmerenz. Die war immer um ihn, die schaffte und arbeitete für ihn — wie eine Hausfrau, hatte er gesagt. Und wie vertraut sie tat — „Rainer" nannte sie ihn und ging mit ihm um wie mit ihrem besten Freunde. Das durfte sie, die Fremde! Und ihre schwarzen Augen lachten ihn an, wenn er ihr Lob sagte, und wenn sie von ihm erzählte, wie er ihr das Kind gerettet, weinte sie fast. Und den ganzen Tag sah er sie, mit den schwarzen Augen, mit den roten Backen, mit dem frischen Munde und den runden, festen, weißen Armen! — Barbara biß die Zähne aufeinander, wenn sie daran dachte. Daß die Emmerenz eine Ehefrau und der Rainer ein ehrenhafter Mann war, denen sie mit ihren Gedanken Unbill zufügte — das erwog sie gar nicht. Niemand, nicht dem Hund auf der Schwelle, gönnte sie von ihm, was sie nicht haben durfte.

Auch zur Uttdörferin ging sie nicht mehr. Seit sie überlegt, daß die Ursache dieses neuen Elends, das über sie kam, bei dem ungebärdigen Manne lag, der auch schon das andre über sie gebracht hatte, fühlte sie einen Haß gegen die unschuldige Frau, so daß sie nichts mehr von ihr sehen mochte. Daß der Uttdörfer an ihrem Mann zum Mörder geworden war, hatte sie an ihr überwinden können; daß er den Rainer verleumdete und verriet und sie hinderte, von dem Schlage aufzukommen, der sie durch ihn getroffen, verzieh sie ihr nicht. Als Margred einmal zu ihr kam, konnt' sie nur mit Mühe ihren Abscheu überwinden, daß er sich nicht in sprudelnden Worten Luft machte, und war finster und wortkarg. Betrübt ging die Frau nach Hause und kam fürs erste nicht wieder.

„Was hat Dir die Uttdörferin getan?" fragte Mutter Marthe, die der Tochter Unfreundlichkeit mißbilligend zugeschaut.

„Ich hab' keine Freud' am Verkehr mit ihr," entgegnete sie schroff. „Ich denk', Du mußt das begreifen."

„Du hast all die vergangene Zeit gut mit ihr gestanden —"

„Nun ja — ich überwand mich, weil der Rainer mich bat. Ihm zu Gefallen —"

„Und warum willst Du ihm denn jetzt nicht mehr den Gefallen tun?" Mutter Marthe schärfte die Augen.

„Sie kann sich doch nicht ganz an mich klammern," entgegnete Barbara ausweichend. „Wenn der Mann heimkommt, muß es ohnehin ein End' haben."

„Damit hat's noch lange Zeit," sagte die Alte. Barbara schwieg.

„Mir scheint, Du bist auch gegen den Rainer nicht mehr so wie sonst," hub Mutter Marthe wieder an. „Du gibst ihm keine Antwort und drehst ihm den Rücken. Ganz trüb schaut er manchmal drein. Und mir scheint, Du sollst Dir seine Freundschaft erhalten! Ich hab' Dir des öftern gesagt, Du könnt'st einen Schatz an ihm haben!"

Barbara fuhr ordentlich zusammen. Ganz zornig ward sie über ihre eigne Aufregung. Was dacht' sich denn die Mutter unter einem Schatz? Das Blut stieg ihr vom Herzen herauf bis in die Ohren.

„Das verstehst Du nicht, Mutter," sagte sie unkindlich.

„Mir scheint, ich versteh' jetzt manches nicht mehr," entgegnete Mutter Marthe mit ärgerlichem Brummen. —

Wer am meisten sah und am meisten litt und auch nichts verstand, das war der Rainer selber. Er hatte sich noch nie eingebildet, daß die Barbara ihm in Liebe zugetan sei. Aber seit er in seinem eignen Herzen die Liebe wachsen und tiefgründig werden fühlte, hegte er die feste Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit gelingen würde, ihre Liebe zu erwecken. Seit dem Tage des großen Brandes glaubte er sogar, daß diese Hoffnung ihm erfüllt werden würde. Das gab seinem Herzen ein zuversichtliches Glück, wie er es so schön und friedlich noch nie gefühlt hatte. Große und schöne Gedanken machten seine Seele stolz und froh, und aus Barbaras Augen sah ihn die Zukunft an wie voll seliger Verheißungen. Mit dreißig Jahren liebt man anders wie mit zwanzig. Darum ist auch das Glück und Leid der Liebe ein anderes, ernster, tiefer, das Mark des Lebens angreifend.

Nun war Barbara verändert. Ihr Auge war trübe, ihr Mund war stumm; aus ihrer Zurückhaltung war abweisende Unfreundlichkeit geworden, und er wußte nicht, warum. Die Veränderung war ihm aufgefallen seit dem Tage, der ihm so gewisse Hoffnung brachte. Anfangs aber war sie nur wie eine leise Schwermut gewesen, wie ein Rückfall in ein noch nicht völlig überwundenes Leid. Das verstand er, das hielt er in Ehren, das störte ihn nicht. Aber nun hatte sich diese Schwermut in trotzige Ablehnung verwandelt, und die richtete sich gegen ihn. Und diese letzte Wandlung war um Weihnachten geschehen. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf, was sich zugetragen haben könnte, in oder außer ihr. —

Er ging kaum mehr hinunter nach dem Ambergerhof, denn er konnte die veränderte Stimmung dort nicht ertragen. Seine Gäste halfen, daß die dunklen Wintertage weniger einsam waren, als sie sonst gewesen wären; der Emmerenz vergnügtes Geplauder verscheuchte mehr als einmal die trüben Gedanken aus seinem Kopf. —

Der Februar brachte viel schlechtes Wetter, Schneestürme und kalte Regenfälle, die Wege waren zum Teil ungangbar. Dickes Grau hüllte die Berge ein. Man kam wenig vor die Tür, die höher Wohnenden mußten sich oft den Gang zu einander durch mannstiefen Schnee mühsam schaufeln, bis der nächste Sturm ihn wieder verwehte.

Noch nie hatte sich Barbara so sehr nach dem Frühling gesehnt, wie diesmal. Daß der Rainer nicht mehr kam, nahm ihr allen Lebensmut; die Sehnsucht nach seinem heitern Wesen, nach seinen hellen Augen und seiner festen Hand fraß an ihr und machte sie elend und mißmutig. Und zu der Sehnsucht kam die viel schlimmere Plage der Eifersucht. Denn daß der Rainer sie so vernachlässigte, lag nach ihrer Meinung nur daran, daß er jetzt andre Gesellschaft hatte. Und wenn sie sich nach dem Frühling sehnte, so war es nicht zum wenigsten, weil dann der Lechner mit seinem Bau zu Ende kommen und mit Weib und Kind den Holderhof verlassen würde. — Eigentlich hätte sich Barbara freuen müssen, daß der Rainer sie scheinbar vergaß. Aber eine verbotene und hoffnungslose Liebe reißt das Herz von der Vernunft völlig los. Man erstrebt, was das Rechte ist, und wenn's zum Ziele führt, so gerät man in Verzweiflung. —

Mutter Marthe kränkelte viel bei dem schlechten Wetter und konnte der Barbara keine Aufheiterung gewähren. Vielmehr fühlte sie sich bedrückt durch der Tochter trübes Wesen, und wenn diese entschuldigend sagte, das mache die Einsamkeit, sie sei noch zu jung, um so allein zu sein, so zuckte die Mutter wohl unmutig die Achseln und meinte: Du willst es ja so; du könnt'st es anders haben.

Und so, unter Tränen und Regengüssen, ward es zum zweitenmal Frühling.

Als der Schnee hinreichend geschmolzen war und keine große Kälte mehr zu erwarten stand, machten sich die Leute, die mit dem Bauen noch nicht fertig geworden waren, mit neuem Eifer an die Vollendung ihrer dringenden Arbeit. Der Lechner schaffte von früh bis spät; die Emmerenz tat Handlangerdienste oder sah auch nur zu oder besorgte die Kinder und das Vieh. Im Holderhof war es fast den ganzen Tag wieder still und einsam.

Rainer suchte die Arbeit im Freien, soviel er konnte, um sich von dem langen Stubensitzen, davon das Blut dick und der Kopf schwer wird, zu erholen. Mit Wonne ließ er sich durchwehen von den Frühlingsstürmen, stemmte sich ihnen entgegen auf schmalen Pfaden über luftige Höhen, und atmete mit voller Brust den frischen Erdgeruch, der unter dem schmelzenden Schnee hervorquoll. Aber der Druck wollte nicht mehr ganz weichen von seinem Herzen.

Da eines Tages, als draußen die Sonne so besonders heiter schien und die große Klarheit so besonders lenzesselig von den Bergen herniedersank, sagte sich Rainer: es kann so nicht weitergehn; es muß klar werden auch zwischen ihr und mir. — Am selbigen Abend ging er hinunter nach dem Amberger Hof.

Er traf es gut. Barbara saß ganz allein auf der Bank unter den Ahornen und schien in trübes Nachdenken versunken. Es war schon fast dunkel, und sie erkannte

ihn erst, als er dicht herangekommen war. Sie blieb sitzen und machte nicht Miene ihn zu begrüßen.

„Guten Abend," sagte er. „Du wirst dich verkühlen auf der feuchten Frühlingserde nach Sonnenuntergang."

Mechanisch stand sie auf. „Mir ist nicht kalt. Die laue Luft tat mir gut."

„Wenn sie Dir gut tut, so bleib sitzen. Ich setz' mich gern zu Dir."

Aber sie machte einen Schritt nach dem Hause. „Nein, komm nur hinein. Es ist besser."

Da hielt er sie einfach am Handgelenk fest. „Nachher, Barbara. Einstweilen möcht' ich hier draußen etwas mit Dir reden."

Sie fühlte das Herz zittern.

„Warum hier draußen?"

„Weil uns hier niemand hört." Es würgte ihr an der Kehle; er hielt sie immer noch fest, so daß sie ihm nicht entlaufen konnte.

„Ich will Dich fragen, was Du gegen mich hast, Barbara," sagte er sehr ernst. „Du bist ganz verändert gegen früher. Ich hab' mich hin und her gefragt, womit ich das verschuldet hab'; ich weiß es nicht. So sollst Du es mir sagen, denn ich kann nicht länger so weiterleben."

Sie war zu ehrlich, vielleicht auch zu schwerfällig, um Ausflüchte zu machen und sich überzeugend herauszureden. So schwieg sie ganz. Er setzte sich auf die Bank und zog sie trotz ihres Widerstrebens neben sich nieder.

„Schau, Barbara," sagte er und ließ dabei immer seine Hand auf ihren Armen liegen, als fürchte er, daß sie ihm davongehe, „wir sind immer gute Freunde gewesen und haben manche schwere Stunde geteilt. Das hat uns einander nah' gebracht, wie man kaum näher stehn kann. Und nun auf einmal tust du fremd und kalt und willst von meiner Freundschaft nichts mehr wissen. Wenn Du Deine Gründe dafür hast, so wirst Du mich doch wenigstens soviel wert halten, daß Du sie mich wissen läßt!"

Das letzte klang ganz vorwurfsvoll, und Barbara konnt's ihm nicht verdenken. Was mußte ihr unverstandenes Wesen ihm für einen häßlichen Eindruck machen! — Aber das wollte sie gerade! — Sie machte ein hartes Gesicht und schwieg.

„Hab' ich Dir etwas zu leide getan? Dich geärgert? Gekränkt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Hat jemand dummes Gered' gemacht?"

Sie fühlte, wie sie rot wurde; wieder schüttelte sie den Kopf.

„Nun also, warum behandelst Du mich so schlecht?" Sie schwieg.

„Warum bist Du seit Weihnachten nicht ein einzigesmal mehr zu uns heraufgekommen, obschon ich Dich bat?"

Da hob sie den Kopf ein wenig und sah ihn seitwärts an. Dann sagte sie auch etwas. „Du hattest ja andre Gesellschaft."

Rainer rückte ein wenig zur Seite, aber wie es schien, nur um sie besser ansehen zu können.

„Bärbeli — mir scheint gar, Du bist eifersüchtig?" Sie zog die Stirn in finstre Falten und schwieg. Da lachte Rainer so übermütig auf, daß Mutter Marthe es drinnen in der Stube hörte. Sie lauschte auf — die Stimme, dies Lachen kannte

sie — das hatte sie lange genug vermissen müssen. Nun, mit dem Frühling, kam es wieder. Sie ging ans Fenster und spähte durch die weißen Vorhänge. Sie sah die beiden unter den Ahornen sitzen; aber was sie miteinander redeten, vernahm sie nicht.

„Ich weiß nicht, was dabei zu lachen ist," sagte Barbara unwirsch. Es dünkte sie am besten, ihn bei dieser von ihm selbst gefundenen Erklärung zu belassen. Aber er lachte nur herzlicher. Wie ein Sturmwind brach eine große Freude los in ihm. Wenn sie eifersüchtig war — besser konnte es für ihn nicht stehn.

„Bärbeli," sagte er, „Du bist nicht gescheit. Hast Du gedacht, ich würd' mich in die Lechnerin verlieben?"

Das bloße Anhören solcher Worte tat ihr weh. „Mir konnt's ja gleich sein," sagte sie. „Aber für Dich hätt's mir leid getan; denn Du hätt'st sie ja doch nicht heiraten können."

„Also bis dahin schon hatt'st Du überlegt?" rief er belustigt. „Und trotzdem es Dir völlig gleich war?"

Sie wußte sich nicht mehr zu helfen und so schwieg sie wieder. Daß er da so dicht neben ihr saß, benahm ihr den Atem und die vernünftigen Gedanken.

„Ja — wie konnt'st Du denn so eifersüchtig sein, wenn es Dir völlig gleich war?" fragte Rainer jetzt viel ernster. „Das paßt doch nicht zusammen. Einmal also hast Du mir nicht die Wahrheit gesagt —"

„Ich hab' Dir nur gesagt, daß mir's gleich ist. Daß ich eifersüchtig wär' — das hast Du gesagt."

„Und war'st Du's also nicht?"

Sie hatte nicht den Mut zu leugnen. Plötzlich fühlte sie, wie er den Arm um sie legte.

„Rainer! Was nimmst Du Dir heraus!" rief sie, wie in Todesangst, und sprang scheu vor ihm auf. Sein Arm war langsam wieder herabgesunken. Er sah zu ihr auf, und in seinen Augen waren blaue Funken. Aber er hielt an sich. Noch war es nicht Zeit.

„Ich will mir nichts nehmen, als was Du mir gibst," sagte er mit ein wenig erzwungener Ruhe. „Also setz' Dich wieder."

„Ich kann auch stehn. Was willst Du noch?" Trotzig stellte sie sich vor ihn hin. Er mußte sie erst eine Weile ansehen, ehe er sagte:

„Ich will Dir nur noch sagen: auf Ostern zieht der Lechner in sein neues Haus ein. Nur das Vieh bleibt noch bei mir stehn, bis es ausgetrieben wird; denn den Stall kann er erst im Sommer fertig bringen. Dann ist also der Weg wieder frei zwischen uns, hoff' ich?"

Barbara schämte sich ganz entsetzlich. Wenn sie doch wüßte, wie sie ihm ihr Wesen glaubhaft erklären sollte, ohne die ganze Wahrheit zu sagen, ohne den häßlichen Verdacht niedriger Eifersucht auf sich sitzen zu lassen, mit der sie ihm ja geradzu bewies, daß sie ihn andern nicht gönnte, weil sie ihn ganz allein für sich haben wollte!

„Was mußt Du von mir denken!" sagte sie schmerzlich und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich denke, daß Du —"

„O still, sag nichts!" rief sie erschreckend. „Hör zu, Rainer. Ich bin nicht eifersüchtig, so wie Du — wie Du am End' denken könnt'st. Aber ich hab' mich so

gewöhnt an Deine Freundschaft und daß Du immer Zeit für mich hattest, daß ich mich nicht daran gewöhnen konnte, wie es nun anders wurde —"

„Es wurde erst anders, weil Du anders geworden warst," unterbrach er sie.

„Das denkst Du, weil Du nicht wußtest, daß Du schon vordem anders geworden warst. Und nun laß mich ausreden. Wenn ich umsonst in meinem Herzen geeifert habe, so ist es ja gut; wenn Deine Freundschaft und Deine Bruderliebe dieselbe geblieben, so verzeih' mir und vergiß, womit ich Dich gekränkt habe. Und wenn sie immer dieselben bleiben, immer nur Freundschaft und Bruderliebe, so kann es ja wieder sein zwischen uns, wie es früher gewesen."

Sie hatte mit gesenktem Gesicht gesprochen; nun sah sie auf, weil er so still blieb. Er hielt den Blick auf sie gerichtet — einen verwunderlichen, großen, erstaunten Blick. „Ich kann es nicht glauben," sagte er langsam.

„Was kannst Du nicht glauben?" fragte sie ängstlich.

„Was Du da sagst. Irgend etwas stimmt nicht in Deiner Rede."

Sie schlang verzweifelt die Hände ineinander. „Deutlicher kann ich nicht reden," sagte sie. Da stand er auf. Bei der zunehmenden Dunkelheit konnte sie sein Gesicht nicht genau erkennen. Minutenlang standen sie stumm beieinander.

„Darf ich mit hineinkommen?" fragte er. Sie nickte. Sie hatte ein Gefühl davon, daß sie ihm sehr weh getan hatte. Plötzlich suchte sie nach seiner Hand.

„Rainer — sei nicht bös gegen mich. Ich könnt' alles ertragen, alles, nur das nicht!" Ihre Stimme brach. Traurig sah er auf sie nieder.

„Ich bin nie böse gegen Dich gewesen, und nie unfreundlich. Du hast selbst gesagt: es soll wieder sein wie es früher gewesen. Also komm — laß es uns versuchen." Es war ein fremder Klang in seinen Worten, der ihr ins Herz schnitt. Ihre Tränen fielen.

„Warum weinst Du jetzt noch, Barbara? Es ist ja alles wieder gut!" Gegen Vernunft und Willen hoffte sie, er würde noch einmal den Arm um sie legen; aber er rührte sie nicht an.

Er wurde nicht klug aus ihr. Wie stimmten ihre Tränen zu dem, was gesprochen worden war? „Komm hinein," bat er. „Die Mutter wartet."

Ja sie wartete; mit Ungeduld und hoffender Unruh. Sie hatte sie beieinander sitzen sehen und hatte das Fenster wieder verlassen. Sie mochte nicht heimlich lauschen. Bang und freudig sah sie ihnen entgegen, als sie nun eintraten — ob sie ihr etwas zu sagen haben würden. Rainer Amberger trat mitten ins Zimmer; Trauer lag in seinen Augen, aber sein Gesicht war freudig und still.

„Guten Abend, Mutter Marthe," sagte er, als empfinde er nicht ihren forschenden Blick. „Ich hab' Euch lang nicht gesehen."

„Ja, sehr lange nicht!" seufzte sie und schien sich zu freuen, endlich darüber sprechen zu können. „Warum habt Ihr Euch so fern von uns gehalten?"

„Ich hatte Abhaltung durch meine Gäste —"

„Und darüber vergaßt Ihr uns!" fiel sie vorwurfsvoll ein. Also die auch! dachte er und lächelte trübe.

„Nein, nein, Mutter Marthe. Die Barbara dachte es auch — ich weiß nicht, ob mir's geglückt ist, es ihr auszureden —" Beide sahen nach der Bäuerin hin. Aber die hatte sich abgewendet und sprach mit der Magd.

Also ist sie wohl eifersüchtig gewesen! dachte Mutter Marthe; das wär' eine Strafe, die sie sich mit ihrem unwirschen Wesen verdient hätte. Dann wär's noch nicht ganz aus. „Bleibt Ihr zum Abend bei uns?" fragte sie.

„Ja. Und ich denk', ich komm' nun wieder öfter, wegen der Arbeit." In diesem Augenblick ging Barbara hinaus. Mutter Marthe neigte sich dichter gegen den Mann und sagte:

„Nicht nur wegen der Arbeit, Rainer. Wegen der am wenigsten. Wegen der Barbara müßt Ihr kommen. Sie fällt völlig zusammen ohne Euch!"

Rainer sah die Alte nachdenklich an. Die mußte es ja wissen. Und doch dünkte ihn, ihr Wissen sei Stückwerk. Aber ihre Worte hatten ihm doch in den Wolken, die ihm die Aussicht umdunkelten, ein Stück Himmelsblau gezeigt. Er war an diesem Abend nicht völlig, aber doch beinahe wieder der alte Rainer, der den Mißmut und Trübsinn mit seinem hellen Blick verscheuchte.

Nur Babaras Herz blieb zum Brechen schwer. Nun — so meinte sie — war das entscheidende Wort gefallen; und er machte sich scheinbar nicht viel daraus. Er hatte wohl nie an andres gedacht, als an Freundschaft und Bruderliebe — wer weiß. Um so besser für ihn. Nun wußte er, daß auch sie nichts andres wollte, und es konnte wieder natürlich und zwanglos zugehn zwischen ihnen — wie es früher gewesen war. Mit der Zeit würde sie es ja wohl lernen. Sie gab sich einstweilen Mühe, zu scheinen, was sie noch nicht war: heiter und ruhig.

Als Rainer gegangen war, fragte Mutter Marthe: „Was hatteſt Du heut mit Deinem Schwager zu reden, auf der Bank?"

Barbara zog die Stirn in dem blassen Gesicht in Falten. „Nichts," sagte sie kurz.

„Nichts? Mich dünkt, es war sehr viel!"

Barbara seufzte unwillig. „Du siehst doch, daß ich nicht davon sprechen möcht', Mutter. So laß mir doch meine Ruh!"

Die Alte schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Ich versteh' Dich nicht mehr, Kind. Aber ich will Dich nicht drängen. Wirst schon noch von selber kommen." —

Rainer Amberger verstand sie auch nicht, noch nicht; einmal würde er sie dennoch kennen lernen. Sie war ihm gut, er wußte es; er fühlte es an allem, was sie heut gesagt und getan. Nur, warum sie es nicht zugeben wollte, warum sie ihn fern zu halten sich mühte, das wußte er nicht. Aber einmal würde er auch das wissen. Er konnte warten; er mußte warten.

Sie hatte ihn nicht überzeugt und nicht entmutigt. Es gab ja nichts, was sie trennen konnte, wenn einmal ihr Herz sich ihm ganz ergeben haben würde.

Ein Vierteljahr ging hin; langsam, sehr langsam. Die Arbeit mehrte sich, die Fremden füllten das Tal. Die abgebrannten Höfe standen neu aufgebaut, und die Lechnerin rüstete die Wiege für das vierte Kind. Margred Uttdörfer schwand immer mehr zu einem Schatten, die Sehnsucht zehrte sie auf. Sie war wieder einmal in Interlaken gewesen — das gab ihrer Seele karge Wegzehrung für eine kurze Zeit. Der Umgang mit der Ambergerin war nicht mehr anzubahnen gewesen. Warum nicht, darüber grübelte sie umsonst. Einmal war der Rainer bei ihr gewesen; das hatte

ihr gut getan. Sie hatte über Barbara geklagt zu ihm, und er hatte die Schwägerin entschuldigt mit tausend Vorwänden; einen gewissen Grund ihres Verhaltens aber hatte auch er nicht angeben können. Sie hätte ihn fragen mögen: warum machst Du nicht ein Ende und heiratest die Ambergerin — alle warten darauf. Aber sie wagte es nicht, ihm gegenüber; sie hatte ihm einst zu nah gestanden, um solche Vertraulichkeit sich anzumaßen.

Rainer erzählte seiner Schwägerin, daß er bei Margred gewesen. Sie wurde rot und sagte nichts dazu. Daß zwischen ihnen von ihr die Rede gewesen, verschwieg er, denn sie hatte ihm nie gesagt, daß sie den Verkehr abgebrochen habe.

Sie standen jetzt ganz gut miteinander. Er war frohgemut und schien es gar nicht zu sehen, wie blaß und trübäugig sie blieb. Und sie quälte eine heitere Unbefangenheit zurecht, die doch nur ein dünner Schleier war um ihr schwaches Herz. Sie zeigte auch wieder Vertrauen zu ihm, fragte ihn um Rat und tat blind, was er ihr sagte. Ja ja, mit der Zeit würde sie es schon lernen. Wenn er nur nichts von ihr begehrte. Und das schien ja nicht so.

Nach großer Hitze kam ein gewitterschwüler Tag. Vom Vormittage an schon schoben sich große Wolken am Himmel und zwischen den Bergen, die sich mehr und mehr verdichteten. An drei Stellen braute sich das Unwetter zusammen; hinter der großen Scheideck stand es blauschwarz wie das nächtliche Firmament, die Sonnenstrahlen trafen grell dagegen; über das Finsteraarhorn und die Viescherberge wälzte es sich hernieder, über das obere Eismeer bis tief in die steile Felsenschlucht des Grindelwaldgletschers. Und hinter dem Eiger quoll es hervor, von den Schneefeldern des Mönch und der Jungfrau, die sein gigantischer Leib verdeckte. Gnade Gott denen, die gestern abend ausgezogen sind auf die Berge! sagten die Grindelwalder, dabei ebenso aufrichtig der Fremden, wie der einheimischen Führer gedenkend.

Nachmittags brach es los; ein heulender Sturm fuhr von drei Seiten hernieder, fuhr krachend und splitternd die waldigen Hänge herunter und traf sich über dem Tal zu einem wilden Gewirbel. Losgerissene Blätter, Heu und Strohhalme, Papierfetzen und Dachsplisse tanzten in der brausenden Luft. Hoch auf wirbelte der Staub. Knallend flogen die Türen zu; die Holzläden klapperten, und die Häuser erbebten in ihren Grundvesten. Die Blitze fuhren aus der Höhe in die Tiefe, und der Donner rollte und knatterte, lang hindröhnend an den Bergen, bis er sich auflöste in wildes Murren; die Fensterscheiben klirrten. Die Geister des Himmels hielten Zwiesprache in den feurigen Lüften.

Der Regen rauschte. Drei Ströme ergossen sich über das Tal, von den Thronen der Gewitter ausgehend, rauschten über die Almen, beugten die Halme zur Erde nieder und schwemmten das Heu über die Hänge hinunter, bis die Bäume des Waldes oder die Mauern der Gehöfte es aufhielten — oder bis es hineingerissen ward in die schäumenden Sprudel der geschwollenen Bäche. Das Heulen des Sturmes, das Dröhnen des Donners und das Rauschen der ewigen Wasser vereinigten sich zu einer Musik, vor der die Stimmen der Menschen ängstlich verstummten.

Im Ambergerhause war es ganz still. Mutter Marthe hockte in der hintersten Ecke der Stube mit dem Gebetbuch; weil es aber zum Lesen zu finster war, hatte sie das Gesicht darauf gedrückt und murmelte leise vor sich. Am Tisch saß Barbara,

hatte Mareili auf dem Schoß und Christen an sich gedrückt; Alois hockte neben ihr auf der Erde. Keins rührte sich; die großen Augen hefteten sich in stillem Entsetzen auf die erblindenden Fenster, an denen das Wasser herniederlief, als würde es dagegen geschüttet, und hinter denen nichts zu sehen war, als eine gelbgraue Wolkenmasse. Wenn ein Blitz sie auseinanderriß wie einen Vorhang, dann fuhren die Kleinen leise wimmernd mit den Händchen vor die Augen, und wenn der Donner kam, als stürzten die Berge zusammen, lief ein Zittern über ihre kleinen warmen Leiber. Nur Barbara bedeckte die Augen nicht; immer gleich starrten sie hinaus, ihr Gesicht bewegte sich nicht. Sie dachte gar nicht an Blitz und Donner, an Unwetter und Gefahr; nicht an die Kinder, die sie umdrängten; nicht an die betende Mutter. An den Rainer dachte sie, und wo er wohl sein möchte, und die Liebe zu ihm wuchs in ihrem Herzen über alle Überlegung hinaus.

Plötzlich tat sie einen kleinen Schrei. Mutter Marthe fuhr aus ihrer Ecke hervor; die Kinder sprangen auf, Barbara blieb sitzen. — Rainer war in die Stube getreten. Krachend schlug hinter ihm der Sturm die Haustür zu, die er offen gelassen hatte. Er sah aus, als käme er völlig aus dem Wasser; es rieselte und tropfte an ihm hernieder und floß auf die Diele zu seinen Füßen. Sein Gesicht war voll von Tropfen, und sein blonder Lippenbart. Er wischte sie fort und nahm die regengetränkte Mütze ab, unter der die Haare naß waren. — Und wie er lachte über das ganze Gesicht! Als sei in der Stube die Sonne aufgegangen.

Ach Gott! ach Gott! schrie es in Barbaras Seele; sie sah ihn immer nur an und seine lachenden Augen und konnte sich nicht rühren.

„Nun? Seid Ihr alle mitsammen versteinert?“ rief er fröhlich. „Denkt Ihr, ich sei der Wassermann?“ wandte er sich an die Kinder. „Schnell, komm daher, Alois, nimm mir die Mütze ab und bring sie in die Küche zum Trocknen! Was? Du fürcht'st Dich? Schäm Dich! Ein Bub', der ein gutes Gewissen hat, fürcht' sich nicht, wenn der Herrgott von den Bergen herunterpredigt!“ Da faßte sich der Alois ein Herz und ging. Mutter Marthe war völlig aus ihrem Winkel hervorgekommen.

„Ihr seid wohl ganz unverständig geworden, bei so einem Wetter herumzulaufen!“ schalt sie.

„Schön ist's!“ rief er. „Gesehnt hab' ich mich darnach — die Erfrischung tat not. Und in der Stube bin ich nicht sicherer als draußen. Der Himmel ist über allem.“

Kopfschüttelnd betrachtete die Alte seinen triefenden Anzug. „Hast denn nicht ein trockenes Zeug für Deinen Schwager?“ wandte sie sich an Barbara. „Er kann doch in den nassen Sachen hier nicht sitzen! Wird doch noch ein Rock da sein von dem Ulrich — oder ist alles draufgegangen für die Abgebrannten?“

Schweigend stand Barbara auf und ging in die Kammer. Ein neues Blitzen, Krachen und Splittern fuhr aus den Wolken. Angstvoll lauschte die alte Frau — mit wonnigem Schauer der Mann.

„Was hat Euch heruntergetrieben, Rainer?“ fragte sie. Er sah sie an, sah wieder in das Unwetter hinaus und sagte:

„Weil sich zusammentut, was zusammengehört, in solcher Stunde, von der man nicht weiß, ob man lebendig herauskommt.“

„Also Ihr gebt's doch zu, daß Gefahr dabei ist!“ rief sie befriedigt.

„Freilich — aber es ist schön — wie damals das Feuer!"

Barbara kam zurück. Sie brachte eine Lodenjacke vom Ulrich, und Rainer ging damit in die Küche, um sie anzuziehen und die eigne an den Herd zu hängen.

„Bring etwas Wärmendes für den Rainer," fuhr Mutter Marthe die Tochter an, die verträumt am Fenster stand. „Einen Kirsch oder einen Enzian! Stehst ja da wie ein Holzbild!" Barbara drehte sich langsam um und tat, was die Mutter sie hieß. Die machte unter der Schürze eine Faust. Sie war zuzeiten ernstlich aufgebracht über ihre Tochter.

„So," sagte sie, als Rainer in der trockenen Jacke am Tisch saß und den Kräuterschnaps trank, den sie ihm eingegossen, weil Barbara mit der Flasche dagestanden, als wisse sie nicht, was sie damit tun solle, „so — nun bleibt Ihr hier bis alles vorbei ist, und wartet's ab bis die Sonne wieder scheint!"

„Gewiß, Mutter Marthe."

Es ließ schon nach draußen; die Blitze kamen seltener und die Donnerschläge schwächer. Der Sturm war vorübergebraust und hatte nur einen frischen Wind zurückgelassen, der die Wolkenmassen vor sich herschob. Über der großen Scheideck stand schon ein fahlgelber Schein. Nur der Regen rauschte noch stromweise. — Barbara hatte sich mit ihrer Flickarbeit ans Fenster gesetzt, stichelte, als ob es noch nie so eilig gewesen, und sagte eigentlich kein Wort zu der Unterhaltung der andern. Denn jedes Wort, das sie sprechen würde, mußte von Liebe reden, so meinte sie.

Da zuckte noch einmal ein Blitz — so dicht als führe er am Fenster vorüber; in demselben Augenblick kam ein Donner, lauter und knatternder als bisher. Das Haus bebte, der Boden, auf dem es stand, schwankte. In den Kronen der alten Bäume zitterte es; einer der größten Äste neigte sich und brach langsam an der Seite nieder; lange scharfe Splitter starrten an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen, und am Stamme entlang zog sich ein weißer Streifen bis auf die Erde hinunter.

Barbara war vom Fenster zurückgewichen, blaßes Entsetzen im Gesicht. Mutter Marthe legte den Kopf in die Hände und wimmerte leise. Rainer war mitten in seiner Rede verstummt und sehr ernst geworden.

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!" betete die Alte. Der Mann und die Frau sahen einander an. Rainers Augen leuchteten; Barbara schlug die ihren nieder, als schäme sie sich.

Und wieder zuckte ein Licht durch das Zimmer. Diesmal aber war es ein Sonnenstrahl, der siegend die strömenden Wolken zerriß, die nasse Erde erglänzen machte und sich breit und goldig, von einem leichten Dunst verschleiert, auf die Diele legte. Nachdrängende Wolken verschlossen den Spalt, durch den der Himmelsglanz flüchtig gedrungen; aber anderwärts mußten sie ihm Raum geben, damit es Licht werde auf Erden. Die Ströme des Himmels versiegten, und mit den Bächen der Berge rauschte die Freude zu Tal.

Barbara und Rainer standen in der geöffneten Haustür, atmeten die gereinigte Luft und betrachteten den Schaden, den der Blitz dem alten Baum getan. Es hatte völlig aufgehört zu regnen. Auf den Bergen strahlte schneeige Helle, und die schwarzen Wolken drängten flüchtig das enge Lütschental hinunter. Es tropfte von den Dächern und von den Bäumen, und auf den Steinen des gepflasterten Hofes verdunstete die

Feuchtigkeit. Es rann und rieselte auf Stegen und Pfaden und gluckste in den Wasserleitungen der Wiesen. Duft entströmte den glänzenden Blättern der Bäume, den schwer darniedergebogenen Gräsern und Blumen in Hausgärtchen.

„Barbara," sagte er, „komm ein wenig mit mir spazieren." Sie sah flüchtig auf, senkte den Kopf und hatte eine Falte auf der Stirn.

„Ich hab' nicht Zeit," sagte sie.

„Barbara," sprach er mit bitterem Ernst, „wenn Du mir meine Bitte abschlägst, so ist es aus zwischen Dir und mir."

Sie zitterte vor Schreck. Aus — völlig aus! Nein — nur das nicht; so nicht. Dann lieber die ganze Wahrheit sagen — alles. Vielleicht konnte sie es hinhalten, aufhalten. Aber aus — völlig aus — nein! Etwas mußte es doch für sie zu retten geben.

„So werd' ich kommen," sagte sie. „Aber derbe Schuh' möcht' ich mir noch anziehen, wegen des Wassers."

Drinnen sagte sie der Mutter, daß sie mit dem Rainer ausginge; die nickte zufrieden. „Geh nur. Ich sorg' unterdes fürs Abendbrot." —

Der Weg war eben breit genug für beide. Sie gingen hinter dem Hause bergan, durch die Wiesen am Hertenbühl, bis sie den Saumpfad gewannen, der hinter dem Dürrenberg herum aufs Faulhorn führt; auf dem steinigen Steige stiegen sie weiter, dem Walde zu.

Ringsum lachte die Welt. Die Vögel jubelten, die Sonne glitzerte in Millionen Regentropfen, und auf den Bergen thronte der himmlische Friede. — Ab und zu blieb Rainer stehn und sah sich um. Dann blieb auch Barbara stehn. Ihr Atem ging schneller vom rüstigen Steigen, ihre Brust hob sich hoch und schnell; in ihr verblaßtes Gesicht stieg die Röte des jugendlichen Lebens; aber ihre Augen blieben traurig, und ihr Herz drückte eine dumpfe Angst. Ab und zu sprachen sie auch; er fröhlich, fast übermütig; sie kurz, mit unklarer Stimme und zusammenhanglosen Worten.

Als sie die letzten hochgebauten Höfe hinter sich gelassen hatten, wurde Rainer still. Barbaras Angst verschärfte sich zu quälender Unruhe. „Wir möchten umkehren," sagte sie, stehnbleibend. „Nein — komm' noch hinauf zum Walde," bat er. Schweigend gab sie ihm nach. „Ich wollt' Dir etwas sagen." —

Die Luft blieb ihr weg. Es dauerte lange, bis er einen Anfang fand; sie meinte schon, er habe wieder vergessen, was er sagen wollte. — Der Wald stand still und regenschwer. Wenn ein linder Windhauch durch die Tannen ging, fielen Tropfenschauer hernieder. Die Sonne sog den Dunst aus den Nadeln, daß es schien, als dampften die Bäume. Ihre schrägen Schatten fielen über den Weg, der sich zwischen ihnen hinzog. Ein Vogel sang in den Zweigen. — Am Eingang des Waldes blieb Rainer abermals stehn. Er hatte noch nicht wieder gesprochen seit vorhin, und die Frau sah verstohlen und ängstlich zu ihm auf. Er blickte auf die regengetränkte, sonnendurchleuchtete Welt zu ihren Füßen, bis hinüber zu den Bergen, auf denen der ewige Friede thronte. In seinem Gesicht kämpfte eine große Bewegung.

„Schau, Bärbeli, wie es so klar geworden ist ringsum nach dem Wetter!" sagte er mit weicher Stimme.

„Ja —" meinte sie, halb zögernd, halb fragend, und fuhr fort, ihn zu betrachten.

„So klar möcht' ich auch, daß es zwischen uns sei —" dabei wandte er sich zu ihr, so unerwartet, daß sie erschrocken errötete. Als ob dies Erröten ihn ermutige, nahm er ihre Hand und bemühte sich, in ihr gesenktes Antlitz zu sehen.

„Bärbeli — hast Du mich lieb?" fragte er.

Ach — daß die Erde sich auftäte, sie zu verschlingen, damit sie ihm nicht den Schmerz antäte! Daß der Himmel einen Blitz sendete, sie zu töten, hier zu seinen Füßen, damit sie's nicht erleben brauche! Aber Erde und Himmel standen still, und der Vogel sang, und die Sonne lachte. — Rainers Hand legte sich fester um die der Frau.

„Bärbeli — hast Du mich lieb?" fragte er noch einmal. Die Stimme klang unsicher. Langsam schlug sie die Augen auf; sie sah ihm in das männliche, braune Gesicht, darin die Augen von Liebe leuchteten wie zwei glückverheißende Sterne; in das Gesicht, das sich zu ihr niederbeugte, strahlend vor Freude und Güte, und doch ein wenig ängstlich suchend — —

Ach Gott, jetzt war es zu spät. Jetzt nützte kein Leugnen mehr. Jetzt kam das Unausbleibliche, das Ende.

„Bärbeli, sag doch, hast Du mich lieb?" fragte er zum drittenmal.

Da riß sie die Hand von ihm los und schlug sie vors Gesicht. „Ja!" schrie sie auf, in Herzensnot und weher Verzweiflung. Da fühlte sie auch schon seinen Arm, seinen treuen, starken Arm.

„Laß mich!" rief sie und wich zurück, über den schmalen Weg hinaus, zwischen die Tannenstämme. „Rühr mich nicht an. Ich kann Dir nicht gehören, auch wenn ich Dich noch so sehr liebe!"

Rainers Gesicht sah starr und erloschen aus. „Warum nicht?" fragte er.

„Ich hab's geschworen!" jammerte sie.

„Wem hast Du's geschworen?"

„Dem Ulrich."

Nachdem sie das gesagt, senkte sie den Kopf und wagte nicht mehr, ihn anzusehen. — Rainer starrte mit abwesenden Augen um sich. Der leuchtende Sonnenstrahl blendete ihn, und er legte minutenlang die Hand übers Gesicht.

„Ich versteh' Dich nicht," sagte er, wie ratlos. Da raffte sie sich auf.

„Komm, ich will Dir's erzählen." Sie setzte sich auf einen großen flachen Stein, stützte die Arme auf die Knie und die Stirn in die Hand und erzählte.

„Als der Ulrich im Sterben lag, — Du warst hinausgegangen, weil er mit mir allein sprechen gewollt — da hat er mir gesagt: Du bist noch jung und wirst wieder heiraten; wenn Du aber einmal Deinen Kindern einen Vater wirst geben wollen, so darf es nicht der Rainer sein; schwör es mir. Und ich schwor es ihm."

Wie Geisterlaut tönten die Worte aus in dem sonnigen Walde; eine düstere Klage, ein vorwurfsvoller Wehelaut.

Rainer stand vor ihr, auf seinen Stock gelehnt, und hörte ihr zu. Er war blaß bis in die Lippen und bewegte sich nicht.

„Was hat der Ulrich gehabt gegen mich?" fragte er mühsam. Sie öffnete mehrere Male die Lippen und schloß sie wieder. Es war so furchtbar zu sagen.

„Ich hab' es mir zurechtgedacht. Du weißt, wie uns der Uttdörfer getroffen hat an dem Herbstabend auf den Wiesen. Den selben Abend hat der Ulrich mir

einen Auftritt gemacht wegen Dir. Der andre muß ihm also einen häßlichen Verdacht ins Herz gesenkt haben. Seit der Zeit war es anders zwischen dem Ulrich und uns. Gesprochen hat er nie davon, aber gefressen hat's an ihm, zu allem andern. Ich hab's gefühlt. — Und nun, im Tode, hat er in die Zukunft geblickt und hat gedacht: wenn über kurz oder lang es so käme, daß wir einander lieb gewönnen und heiraten möchten, dann würde der Verdacht, den der Uttdörfer ausgestreut hat, sich bestätigen vor dem ganzen Dorf. Und das hat er nicht gewollt, denk' ich mir."

Es war ihr heiß geworden zum Ersticken. Sie richtete sich auf, schöpfte Atem; dabei sah sie ihn an. Sein Gesicht war völlig entstellt vor Zorn und Wut. Er ballte die Faust.

„Der Uttdörfer!" knirschte er. „Der Satan! Hat den der Herrgott geschaffen, nur damit er mich vernichtet — nun zum zweitenmale —" Er schleuderte seinen Stock fort, daß er klingend über die Steine glitt und rollte, und eine maßlose Erregung durchwühlte seine Gebärden. In ihrer Angst sprang Barbara auf, lief zu ihm und umklammerte seinen Arm. „Raini — Raini — ich bitt' Dich um Gotteswillen!"

Er stand still. Er sah sie an, und sein verzerrtes Gesicht beruhigte sich. Er legte ihr die Hände auf die Schultern und sah ihr tief in die angstvollen, traurigen Augen.

„Weib! Wie konntest Du so etwas schwören!" rief er außer sich.

Sie brach in Tränen aus. „Ich hab' nicht gewußt, daß es so kommen würde! Ich dacht' ja damals nicht an Dich. Ich dacht' überhaupt nichts in der Stunde, die so über mich gekommen war. Und auch, wenn ich damals schon an Dich gedacht hätt' — ich hätt' dem Sterbenden sein Verlangen nicht weigern dürfen!" Sie sah ihn an, als flehe sie um Erbarmen. „Und ein Schwur, dem man einem Toten mit ins Grab gibt, ist heilig," schloß sie, mit versagender Stimme und mit einem leisen Schauder.

„Ja, heilig —" wiederholte er. Seine Augen ruhten immer noch auf ihr. Plötzlich legte er die Stirn auf ihre Schulter. Sie erbebte, aber sie hielt ganz still, wie unter einer heiligen Last. Ihr Herz schlug schwer und wild; er fühlte es deutlich. Mit einem Seufzer, der wie ein unterdrücktes Stöhnen klang, richtete er sich auf und riß sich los. Er sah gar nicht mehr zum Kennen aus.

„Ich hab' auf Gott vertraut, daß er mir's gelingen lassen würde, nachdem er mich schon einmal hart geschlagen. Gott hat mich betrogen. Er leiht seine Hand den Schurken, und die auf ihn hoffen, läßt er zu Schanden werden. Ich versteh' ihn nicht mehr."

„Raini!" rief sie schluchzend. „Sprich nicht so! Wir verstehn ihn oft nicht, aber schmähen dürfen wir ihn nicht!"

Er lehnte sich mit dem Arm an eine Tanne, legte den Kopf auf die Hand und sah in düsterem Trotz zu Boden. An dem Wogen seiner Brust merkte man, wie es in ihm stürmte. Plötzlich fuhr er auf. In seinen Augen funkelte es.

„Hätt' ich ihn vor mir — totschlagen tät' ich ihn! Hätt' ich's nur damals schon getan, jenes erste Mal!" Seine Worte endigten in erstickten Zorneslauten. Da hing sich wieder die Frau an seinen drohend erhobenen Arm.

„Raini — von wem red'st Du — was meinst Du? Das erste Mal, sagst Du, und vorhin: zum zweitenmal —"

Er sah sie finster an; dann nahm er ihre Handgelenke und preßte sie hart.

„Willst Du's wissen? Gut, so sollst Du's erfahren. Höre mich!" Und mit schrecklicher, eintöniger, dumpfer Stimme begann er: „Als ich ein junger Bursch war, da hatt' ich mich versprochen mit der Margred Burgner. Da stahl mir der Uttdörfer ihre Liebe, vorsätzlich und hinterlistig; um sicher zu gehn, daß ich ihrer sündigen Leidenschaft kein Hindernis in den Weg lege, verführte er mir die Braut in nichtswürdiger Lüsternheit und verdammter Feigheit! Nun — er hatte gut gerechnet; ich ließ sie ihm; ich hätt' sie um keinen Preis mehr haben mögen. — Damals war ich ein junger Bursch, und hab's verwunden, wenn schon ich gemeint hab' das Herz müßt' mir springen vor Zorn und Schmerz. Aber heut — aber jetzt —" er fand nicht weiter.

Sie hörte ihm zu, von Grauen ergriffen. Ein Frieren nach dem andern ging über sie hin. „Warum hast Du ihn damals nicht totgeschlagen!" sagte sie heiser.

„Warum?" Er lachte zornig. „Weil sie mich bat, die arme, verführte Dirn', und weil ich sie nicht noch elender machen wollt'. Denn wennschon ich sie damals noch liebte — genommen hätt' ich sie nicht mehr, auch wenn ich's den Uttdörfer mit dem Tode hätte büßen lassen."

Langsam sanken ihre Hände von ihm ab; sie verfiel in trübes Sinnen. Sein Blick streifte sie in Unruhe. „Was sinnst Du?" fragte er.

„Mir ist," erwiderte sie, ohne aufzusehen, „als hätt' ich es immer gewußt. Als hätt' ich nur darum einen Widerwillen gegen ihn gehabt, schon eh' er den Uli nach sich zog. Und auch gegen die Margred hab' ich immer ein Gefühl gehabt, als sei was zwischen uns, das sich nicht forttun lasse. Und nun — nun — ich hasse sie!" schrie sie heraus, und ihre Augen hatten einen bösen Blick. Da legte sich seine Hand wieder auf ihre Schulter.

„Du sollst sie nicht hassen. Wenn sie gefehlt hat, so hat sie gesühnt. Sie war ein schwaches Ding, und der Teufel hatte leichtes Spiel mit ihr."

Das war wieder seine alte Stimme und sein wahres Wesen. Sie vergaß alles, außer dem einen, daß dies der Abschied war. Sie sank an seine Brust und weinte wie ein Kind.

„Raini, Raini — daß ich Dir das antun muß — ich wollt', Du könnt'st mich hassen —" Er streichelte ihr dunkles Haar.

„Laß gut sein, Bärbeli. Wir müssen's aushalten. Ich weiß nur noch nicht, wie ich's ertragen werd', so in Deiner Nähe —"

„Du wirst doch nicht fortgehn!" schrie sie auf. „O Raini, Raini, tu mir das nicht an! Ich kann nicht weiterleben, wenn Du gehst; eh Du um meinetwillen heimatlos wirst, eh mach' ich mich lieber davon, dahin wo mich niemand mehr sucht noch findet!"

Ihr zuliebe, um sie zu beruhigen, versprach er, was ihm unmöglich dünkte. „Wir wollen's versuchen." Ihr zuliebe, dachte er, würde er am Ende das Unmögliche möglich machen.

Sie richtete sich auf und trocknete ihre Tränen. „Wir wollen's versuchen," wiederholte sie. „Wir wollen uns teilen, was uns übrig bleibt, und rein und treu bleiben!"

„Ja, rein und treu!“ In stiller Verzweiflung irrte sein Blick über sie hin. Da bat sie ihn schüchtern:

„Raini, magst Dich noch ein wenig zu mir setzen, hier auf die Steine — Du hast mir gesagt, klar sollt' es sein zwischen uns — aber ich hab' Dir noch viel zu erzählen, warum ich so veränderlich gegen Dich war, damit ich Ruh' bekomm' —“

Sie setzten sich eng aneinander, und sie sagte ihm alles, was sie auf dem Herzen hatte, vom Winter her. Ihr war es eine Wohltat. Ihm bedeutete es Qual; denn alles, was sie sagte, verriet ihm ihre große, traurige Liebe zu ihm. Er erwiderte nicht viel. Die Sonne ging hinter die Berge; aus dem Tal stieg weißer Dampf, ein kühles Rauschen ging durch den dämmernden Wald.

„Wir müssen ein Ende machen,“ sagte Rainer Amberger. Sie kauerte neben ihm und rührte sich nicht.

„Ich kann nicht,“ sagte sie trotzig und verzweifelt. Da stand er auf und zog sie von dem steinigen Sitz empor.

„Sei gescheit, Bärbeli. Einmal muß es ja sein. Geh heim zur Mutter!“ Das Herz tat ihr so weh — sie hätte schreien mögen.

„Und Du?“ fragte sie scheu.

„Ich — ja, ich hab' nun niemand mehr.“

„Raini — komm mit — ich kann Dich hier nicht verlassen!“

„Es wird überall das gleiche sein. Geh nur.“

„Raini —“ ihre Augen klammerten sich verzweiflungsvoll an ihn. „Kommst Du morgen einmal heran? Es ist nur, weil ich —“

„Ja, ja,“ beruhigte er. „Ich werd' nach Dir sehen kommen. Aber nun geh. Es möcht' uns am End wieder einer belauschen!“ schloß er bitter. Da wandte sie sich um und ging, gebeugten Hauptes, müden Schrittes; er hörte sie weinen und sah, wie sie immer wieder die Augen wischte. Aber sie ging und sah sich nicht mehr um.

Auf dem Ambergerhof in der Stube hatte Mutter Marthe schon Licht gemacht. Daß die beiden so lange ausblieben, dünkte sie ein gutes Zeichen; sie war voll froher Hoffnung und sang leise vor sich hin, irgend ein altes Liebeslied, das schon längst nicht mehr über ihre Lippen gekommen war. Da trat Barbara ein; bleich, finster, mit geröteten Augen und gekniffenem Mund, ein Bild stummer Verzweiflung.

„Jesus! Was ist geschehen!“ rief Marthe.

„Nichts,“ entgegnete Barbara.

„Wo ist denn der Rainer!“ Sie lachte; es klang mißtönig.

„Er wird morgen wiederkommen,“ sagte sie. „Und ich bitt' Dich, Mutter,“ fuhr sie mit harter Stimme fort, „daß Du nicht solche Fragen tust. Es ist alles, wie es immer war.“ —

Die Nacht sank über den Wald. Die Vögel schwiegen; nur der Steinkauz flog leise von Ast zu Ast, und lachte scheußlich. Aus der Tiefe rauschte der geschwollene Strom. Die Bäume atmeten leise, und aus der Erde stieg der schwere Duft sommerlicher Fruchtbarkeit.

Auf seinem planlosen Umherirren war Rainer bis auf die waldigen Matten unter der Bußalp gelangt. Er konnte nicht unter niederem Dach sein und zwischen engenden Wänden, mit dem Aufruhr in der Seele, nach dem Sturz glücklicher Ungeduld

in kalte Hoffnungslosigkeit; mit all den entfesselten Leidenschaften, Haß, Schmerz, Liebe, im pochenden Blut und im jagenden Herzen. — Hier oben hielt er inne im rastlosen Laufen; das letzte Wegstück war steil gewesen, die Lunge drohte zu versagen.

Da stand am nachtblauen Firmament der lichte Kranz schneeiger Berge, und die Sterne taten, als möchten sie sich auf ihnen niederlassen. Ein Hohn erschien dem Mann ihre lichte Klarheit, ein Fratze der heilige Friede, und die göttliche Ruhe war ihm nur noch Kälte, Eiseskälte.

„Ihr habt mich auch betrogen!" knirschte er, warf sich ins Gras und bedeckte die Augen. Nichts mehr wollte er sehen; nichts.

Die Stille ringsum war bedrückend; als sei alles Leben, alles Glück hinweggelöscht und die ganze Welt ausgefüllt mit der Kälte, in der die Berge erstarrten.

Auch im Liegen hatte er keine Ruh; er setzte sich wieder aufrecht. Da fiel sein Blick auf den weißen Wunderberg, der weißer und höher als alle andern, in feierlicher Majestät aufragte aus der Erde in den Himmel; aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit. Der Mann versank in Nachdenken und Schauen.

„Jungfrau — Königin —" murmelte er.

Er war unter einem Bann, einem Zauber. Immer stiller ward es in seiner stürmenden Seele. Viertelstunde um Viertelstunde verstrich. Als der frühe Sommermorgen fahlte, ging er nach Hause.

Um Mittag ging eine Nachricht durch das Dorf, die, wenngleich ähnliche Kunde hier oft genug vernommen wurde, doch alle Gemüter bewegte und Tatkraft und Opfermut in den Herzen aller Tapfern entzündete. Am Tage vor dem Unwetter, so hieß es, seien von Lauterbrunnen zwei fremde Herren mit zwei Führern aufgebrochen, die Jungfrau zu besteigen. Über Stechelberg und die Stufensteinalp und das Fels- und Gletscherbecken des Rottals hatten sie gewollt, und dort in der Klubhütte nächtigen.

Am zweiten Tage durch die öde Steinwüste hinan und über Schnee- und Eisgrate nach dem Gipfel, den sie in der Mittagsstunde zu erreichen dachten. Den Abstieg hatten sie nach der entgegengesetzten, der Ostseite, nehmen wollen, über den Rottalsattel und den Firnschnee, das obere und untere Mönchjoch und die Vieschergletscher nach der Berglihütte, um von dort aus, wenn es die Kräfte zuließen, noch selbigen Abend über den unteren Gletscher und die Bäreggbütte nach Grindelwald hinunterzusteigen; andernfalls in der Berglihütte die zweite Nacht zu verbringen.

Wenn sie ihren Plan innegehalten hatten, so mußte das Unwetter sie auf dem östlichen Abstieg erreicht haben und zwar mit höchster Wahrscheinlichkeit auf dem Ewig-Schneefeld zwischen den Mönchjochen. Waren sie gestern abend und auch bis heut mittag nicht nach Grindelwald heruntergekommen, so mußte ihnen ein Unfall zugestoßen oder ihr Weiterkommen durch Verwehungen, Schneebrüche oder sonstige Begleiterscheinungen wilder Wetter gehindert sein. In beiden Fällen war es nötig, so schnell als möglich Hilfe zu bringen. Darum hatten sie von Lauterbrunnen angefragt; und als festgestellt worden, daß weder gestern noch heut die Vermißten hier angelangt seien, wurde beschlossen, daß man von beiden Punkten ausziehen müsse, sie zu suchen. Denn es war ebenso möglich, daß sie, aus ihrer Höhe das Unwetter voraussehend, auf demselben Wege zurückkehrten, als daß sie ihn in beschlossener

Richtung fortgesetzt hatten. Jedenfalls kam man schneller zum Ziel, wenn man von zwei Seiten ausging.

Der Knecht, der um die Mittagsstunde vom Mettenberg heimkam, wo er einen Auftrag auszurichten gehabt, trug dem Rainer die Nachricht zu, die auf der ganzen Dorfstraße besprochen wurde. Er wußte auch schon, daß Christen Almer und Peter Schlegel, zwei bewährte Leute, die eben keine andre Beschäftigung hatten, bereit waren, auszuziehen.

Rainer Amberger hatte dem eilzüngigen Bericht seines Knechtes anfangs teilnahmlos zugehört. Plötzlich gab es einen Ruck in ihm; er sah auf — in seiner Seele war ein Gedanke erwacht, der leuchtete in heller Freude aus seinen eben noch gramverfinsterten Augen.

„Christen Almer und Peter Schlegel, sagst Du — und wann?"

„Gleich," berichtete der Knecht. „Sie wollten sich nur das nötige Zeug zusammensuchen —"

Rainer fragte nichts mehr. Er riß seinen Hut von der Wand, stürzte zur Stube, zum Hause und zum Hofe hinaus, und eilte mit langen Schritten, die manchmal zu Sprüngen wurden, über die Hänge hinunter, quer über die Straße, dem Mittelpunkt des Dorfes zu, wo in einem bescheidenen Hüttchen Peter Schlegel wohnte.

Er war nicht zu Hause; auf der Straße würde er wohl sein, bei den andern, sagte man ihm. Rainer eilte die Straße entlang.

Vor dem Bären war ein förmlicher Menschenauflauf; Fremde und Einheimische, alle zusammengeführt durch das gleiche Interesse. In ihrer Mitte standen Almer und Schlegel in eifriger Beratung. Rainer brach sich Bahn durch die angestaute Menge und legte dem Almer, den er zunächst erreichte, die Hand auf die Schulter, so derbe, daß der mitten in seiner Rede abbrach und sich unwillig umsah. Aber sein Gesicht hellte sich sofort wieder auf, als er den Rainer erblickte.

„Christen Almer," sagte dieser mit mühsam erzwungener Ruhe und mit großem Ernst in den blauen Augensternen; „ich hab' gehört, daß ihr ausgehn wollt, die Vermißten zu suchen. Christen Almer, ich bitt' euch — nehmt mich mit!"

Der Mann mit dem wetterbraunen, von grauendem Barthaar umstarrten Gesicht, derselbe, der Gastfreundschaft genossen auf dem Ambergerhof, sah den Holderbauer erstaunt an. „Unser Weg ist beschwerlich," sagte er kopfschüttelnd, „und Ihr seid kein geübter Bergsteiger. Ihr würdet uns nur aufhalten."

„Ein geübter Bergsteiger bin ich freilich nicht," entgegnete Rainer. „Aber ich hab' schon manchen Weg gemacht, dessen Ihr Euch nicht schämen brauchtet. Meine Natur ist zäh, mein Fuß ist sicher, und mein Auge kennt den Schwindel nicht. Und wenn ich Euch aufhalt', so laßt Ihr mich zurück!"

Christen Almer sah immer erstaunter Rainer in das von kühnem Mut und heiligem Ernst leuchtende Antlitz.

„Mann," sprach er ernst, „wir machen keine Vergnügungstour!"

„Es ist mir auch nicht ums Vergnügen zu tun!"

„Wir tun's auch nicht um Abenteuer!" mischte sich Peter Schlegel ein.

„Die Abenteuerlust liegt mir ferne."

„Ja, Mann — um was denn wollt Ihr's?!"

„Aus Liebe; aus Liebe zu den Bergen!“

Dieser Grund und der Umstand, daß der Bittende Rainer Amberger war, stimmten die gewissenhaften Führer weich. Nach einigem Hin- und Herreden, wobei Rainer ihr Zutrauen immer völliger gewann, war die Sache abgemacht. Aber in zwei Stunden hieß es aufbrechen. Heut abend noch mußten sie die Berglihütte über dem Fieschergrat erreichen. Dann hatten sie morgen den ganzen Tag zum Suchen auf den Firnen.

Es blieb Rainer eben noch Zeit, sich alles Nötige zu beschaffen und sein Haus zu bestellen. — Um vier Uhr sollte die Wanderung beginnen. Um drei Uhr verschloß er die Stube und verließ den Hof. Im braunen Lodenanzug, mit genagelten Stiefeln und wuchtigem Stock, den Rucksack auf dem Rücken und das Seil vielfach gewunden um die Schulter gehängt, stieg er hinunter nach dem Ambergerhof.

Hier war alles still und wie ausgestorben um die heiße Nachmittagsstunde. Im Schatten der Ahorne schlief der Hund. Als Rainers Schritt gegen die Steine klang, blinzelte er mit den Augen, erhob sich, dehnte und reckte den braunen Leib, gähnte gewaltig und lief ihm entgegen. Rainer klopfte ihm den glatten Kopf; mit ihm zu scherzen hatte er keine Zeit. — Vor der Haustür legte er seine Last ab, lehnte den Stock an den Pfosten und ging, so leise es das schwere Schuhzeug erlaubte, über den Flur nach der Stube.

Mutter Marthe nickte im Lehnstuhl am Fenster, daran die Fliegen auf und ab krochen. Die Bäuerin war nicht da. — Leise, wie er gekommen, ging er wieder hinaus und suchte sie in der Küche. Auch da war sie nicht. Er räusperte sich, um sich bemerklich zu machen; als auch das nicht half, rief er mit gedämpfter Stimme ihren Namen. Da erklang über ihm ein schneller Schritt; Barbara kam die Stiege herunter. Er wartete, und dabei sah er sie an.

Ihr Gesicht war blaß und vergrämt. Die Augen lachten unter Tränen, als sie ihn sahen. Er wandte die seinen weg, das Herz schnürte sich ihm zusammen.

„Ich hatt' Dir versprochen, heut einmal vorzusprechen,“ sagte er, als sie völlig herabgekommen war. „Da bin ich also.“

Sprechen konnt' sie nicht; so hielt sie ihm nur die Hand hin. Er nahm sie und sah ihr fest in das zuckende Gesicht.

„Ich komm' Dir Lebewohl zu sagen, Barbara.“

Sie wurde noch blasser; eine furchtbare Angst erfaßte sie.

„Was meinst — was willst —“ stammelte sie.

Er zögerte noch. „Hast Du gehört, daß welche vermißt werden?“ fragte er. Sie nickte; aber noch ahnte sie nichts.

„Der Almer und der Schlegel gehn aus, sie zu suchen. Oben auf der Jungfrau. Und ich geh' mit.“

„Rainer!“ schrie sie auf. „Rainer! Was willst Du tun!“

„Ich will ihnen suchen helfen.“

„Rainer — Du bist kein Führer — Du kennst das alles nicht —“

„Die Berge sind mir vertraut; ob's ein wenig höher ist, als sonst, was tut's! Gewünscht hab' ich mir's schon lange.“

Sie hielt immer noch seine Hand, nun mit ihren beiden. „Rainer," sagte sie, bog sich vor und sah ihm ganz nah ins Gesicht. „Du gehst mit, weil Du von hier fort willst!"

„Ja," sagte er.

Sie rang mit ihrem versagenden Atem. „Wirst Du wiederkommen, Rainer?"

„Ja — so der Herrgott es will. Ich bin ein wenig irre an ihm geworden. Ich will mich mit ihm auseinandersetzen da oben."

„Rainer — das heißt Gott versuchen!"

„Versuchen nicht — nein, wahrlich nicht; nur suchen. Denn weißt — ich hab' ihn aus den Augen verloren."

„So such ihn wo anders! Er ist überall! Er wird sich überall finden lassen! Warum muß er gerad da oben sein!"

Vergeblich erschöpfte sie sich in Bitten und Abreden. Er blieb fest.

„Ich hab' mir's gewünscht seit meiner Kinderzeit. Meine Sehnsucht hat darnach gestanden, so lang ich das Leben habe. — Meine Manneshoffnung ist grausam zerstört — nun laß mich wenigstens die Sehnsucht meiner Kindheit stillen."

Endlich gab sie nach. Sie sah ein, daß sie es zu schwer nahm. Die Gydisdorfer lebten in und auf den Bergen — es war nichts Sonderliches für sie, die Spitzen zu erklimmen. Gefahr blieb immer dabei; aber wie viele schon hatten sie glücklich überstanden! —

„Wann wirst Du wiederkommen?" fragte sie trübe, indes er draußen seine Sachen wieder auflud.

„In zwei, drei Tagen. Vielleicht schon morgen, wenn's Glück gut ist. Es kommt darauf an, wo und wie wir sie finden, und ob wir auf unsrer oder auf der Lauterbrunner Seite hinab müssen."

„Drei Tage ohne Nachricht von Dir!" stöhnte sie und verhüllte das Gesicht.

„Leb wohl, Bärbeli," sagte er, als er fertig aufgepackt hatte. „Behüt Dich Gott, mein Herzensschatz!" Seine Stimme klang traurig, und seine schmerzensreiche Liebe bebte darin. „Grüß mir den Alois — und die Kleinen — und die Mutter —"

Sie hielten sich bei den Händen und sahen sich an, als wollten sich ihre Seelen ineinander festwachsen. Dann ließen sie sich los, ohne noch ein einziges Wort zu sagen. Er ging; der Hund sprang hinter ihm her — er beachtete ihn nicht. — Jenseit des Zaunes blieb er noch einmal stehn, schaute sich um und schwenkte grüßend den Hut. Barbara fand kaum die Kraft, winkend die Hand zu heben. Dann kauerte sie sich auf der Schwelle nieder, zog die Knie empor und legte die Stirn darauf. Die Tränen drängten ihr nach den Augen wie feurige Tropfen. Ihre Seele war wie ausgedörrt; sie konnte keinen Gedanken mehr fassen.

Hinunter zur Lütschine geht der Weg; auf der hölzernen Brücke bei der Sägmühle überschreitet er den Bach und steigt am jenseitigen Ufer zwischen Höfen und über baumbestandenen Matten an der westlichen Wange des Mettenberges hinan; windet sich durch einen schmalen Waldstreifen und erreicht die Felswand, die aus schwindelnder Höhe in die grausige Tiefe des Gletscherbettes senkrecht hinabstürzt.

Dem Gestein abgerungen, zwischen spärlichem Graswuchs, Tannengestrüpp und Alprosenkraut kriecht der Pfad an dem Felsen entlang, seinen Klüftungen sich anschmiegend, immer steigend, immer tiefer hinein in die Einsamkeit von starrendem Stein, schimmerndem Schnee und klingendem Eis. Zur rechten in der Tiefe die bläulichen Gletschermassen, von schmalen Spalten durchsetzt, durch die Sonnenwärme der Jahrhunderte zu einem ebenen Klumpen zusammengeschmolzen, der sich in hartnäckiger Eigensinnigkeit in die Felsenenge klemmt. Jenseits die nackten Eigerwände, die hier so steil abfallen, daß der Schnee nicht haften kann, und das schwarzbraune Gestein sich wie ein finsterer Schatten ausnimmt in der Gesellschaft weißgepanzerter Genossen. Vorn die Vieścherberge mit ihren Eisfeldern in feierlich glänzender Ruhe. Hinten, immer kleiner werdend im Rahmen der mehr und mehr zusammenrückenden Felswände, das grüne Tal mit den roten und braunen Dächern und das Kirchlein mit dem spitzen Turm.

Schweigend, mit langsamen, weit ausholenden Schritten bewegten sich die drei Männer vorwärts. Zweck und Ziel ihrer Wanderung hatten sie ernst gemacht. Die Sonne brannte auf die kahle Felswand, und die Last der Seile, Rucksäcke und Eispickel drückte.

Nach anderthalbstündiger Wanderung erreichten sie an der Stelle, wo man die Felswand verläßt, um auf den Gletscher hinabzuklettern, die Bäreggbütte. Hier gönnten sie sich eine kurze Rast, um sich ein wenig abzukühlen, ehe sie in die Eiseskälte niedertauchten. Almer und Schlegel gingen in die Hütte. Rainer blieb draußen stehn, lehnte sich an den Zaun, der gegen den schroffen Abfall der Felswand hingezogen war, und folgte mit der Seele der Richtung seines Blickes; der suchte den Weg in das Land und Leben hinaus, aus dem sie gekommen waren, und von dem er nun für ein paar Tage Abschied nehmen sollte. Da hinten lag, nur noch wie durch einen Spalt sichtbar, das quer vorgelagerte Grindelwaldtal, grün und golden leuchtend im Schein der abendlichen Sonne. Da war noch einmal die Kirche, und über ihr, gerade wo die schlanke Turmspitze endete, lag der Ambergerhof.

Da versank der allzeit frohgemute Mann in ein finstres Grübeln, und so schwer lag ihm das Herz in der Brust, daß er meinte, er könne es nimmer länger mit sich herumtragen. Grause Gedanken raunten und flüsterten in seiner von Schicksalstrotz umdüsterten Seele. Er brauchte nicht wiederzukommen von dem Gange, den er anzutreten im Begriff war. Die eisigen Hänge sind steil und gefahrvoll; die Gletscherspalten sind blau und tief. In kaltem Frieden und ungestörter Ruhe konnte er schlafen und brauchte nicht mehr hinunter in das Leid des Lebens, in die Schlechtigkeit der Menschen. Er hatte sich immer vorgenommen: wird's mir einmal zu bunt hier unten, so geh' ich da hinauf. Nun konnte er ja auch gleich oben bleiben. —

Der trotzige Gedanke machte ihn ruhiger, und als die beiden Führer aus der Hütte traten, freute er sich, daß es nun weiter ging.

Noch etliche hundert Schritt vorwärts führte der schmale Felsenpfad am Gletscherabgrund entlang; dann hörte er auf. Rechts hinunter an der senkrechten Felswand ging es, über achtzig Leiterstufen, über steinige Kanten und verankertes Geröll und über eine kurze Schutthalde auf den Gletscher. Dann diesen hinauf, in eintöniger Wanderung, über die Spalten und Klüfte, auf überrieseltem Eise und zermorschtem Schnee. Christen Almer hatte Rainer angeboten, ihn anzuseilen,

wie sie das sonst an dieser für Geübtere ungefährlichen Stelle nur mit Anfängern taten. Aber Rainer empfand keine Unsicherheit und wies das Seil zurück. Nur ungern taten ihm die gewissenhaften Männer den Willen und beobachteten aufmerksam jeden Schritt, jede Bewegung des Ambergers, für den sie sich verantwortlich fühlten, obschon er auf eigne Rechnung und Gefahr sich ihrem Unternehmen angeschlossen hatte. Als sie aber sahen, daß er vorsichtig war, auf jeden Tritt achtete und mit der Gewandtheit, die nur die vollkommene Sicherheit verleiht, mit vorgesetztem Stock meterbreite Spalten übersprang, da beruhigten sie sich. Als sie das untere Eismeer erreichten, wo die vereisten Fluten, ehe sie sich zu breitem, glattem Flusse talwärts bequemen, in wildem Widerstreben zu zackigen Wellen sich heben, in drängendem Ungestüm sich bäumen, daß sie anzusehen sind, mit ihren weißen, triefenden Kämmen und tiefen, blaugrünen Klüften, wie eine erstarrte Meeresbrandung, bogen sie in schräger Richtung nach rechts ab, auf mühevoll sich windendem und kletterndem, jährlich, ja monatlich verändertem Stege, auf die wild aus den Eismassen aufsteigenden Kallifelsen zu. Hier angelangt, machten sie abermals einen kurzen Halt, um die Knie auszuruhen von dem Wege über spiegelnde Glätte, auf welcher der Fuß nicht haftet, und jedes Gleiten in Lebensgefahr bringt.

Rainers Stirn war naß geworden. Trotz der den Eismassen entströmenden Kälte brannte von oben die Sonne, und die ungewohnte Muskelanstrengung machte das Blut schneller und heißer. Hier standen sie im Schatten des Eiger, der ihnen seine vereiste und verschneite Rückseite zukehrte. Vom grünen Tal, von der Welt der Menschen war nichts mehr zu sehen. Eis, Schnee und Fels ringsumher wie starrende Mauern eines göttlichen Amphitheaters; bis in den blauen Himmel hineinragend die weißen Spitzen und Zacken; in wilden Absätzen und fürchterlichen Schluchten niederfallend bis zu den mit Eis gefüllten Tälern, der großartigen Arena wilder Wetterkämpfe. — Drüben auf den Schreckhörnern lag noch die Sonne; das bläuliche Abendlicht klomm kühl und verschleiernd aus den Schluchten ihrer Gletscher empor.

Almer und Schlegel tauschten ihre Vermutungen aus über das Schicksal der Vermißten, nach deren Spur sie mit kundigen Sinnen bisher vergeblich gefahndet. Rainer lehnte gegen den Fels, stützte sich auf den Eispickel und sah sich mit schwerem Blick rings um. Was er sah, enttäuschte ihn. War er sonst in den Bergen umhergewandert, so hatte er sich heitere Höhen ausgesucht, aus deren sonniger Einsamkeit das Auge herniederging auf das blühende Leben, daher er kam und dahin ihn sein rüstiger Fuß mit Freuden zurücktrug. Hier stand er in einer Welt, die nichts gemein zu haben schien mit der Erde, von der er stammte. Diese Erde war nicht mehr zu sehen; der Atem jenes blühenden Lebens drang wärmend und frischend nicht hier herein. Keinen Ausweg fand das Auge aus den himmelansteigenden, fürchterlich schweigenden Mauern, und ihm war, als sei ihm der Rückweg in das Leben abgeschnitten. Das alles paßte zu seinem Gemütszustand. Sein düstres Gesicht sah aus, als habe er andre Eindrücke niemals aufgenommen; als sei es das Sinnbild oder das Erzeugnis der Stimmung, die über diesem toten Lande lastete. Solcher Umgebung muß man ein frisches Herz und eine mutige Seele entgegenzusetzen haben, um ihre Größe nicht zermalmend zu empfinden, sondern sie mit jauchzendem Fluge zu gewinnen. — Was Rainer gesucht hatte, war ein andres: Sonne, Helle, Himmelnähe. Heraus-

reißen sollten ihn die Berge aus seinem Schmerz; den Herrgott wollte er schreiten sehen über die lichttriefenden Gipfel, damit er wieder ihn fassen, an ihn glauben könne. Emporheben lassen wollte er sich aus seiner Niedergeschlagenheit und nicht völlig zurückgestoßen werden in das trostlose Nichts, in die graue Öde stumpfen Ertragens. — Oder sah das alles nur so anders aus, weil er selbst ein anderer geworden war?

„Wir müssen weitermachen, Amberger," rief Peter Schlegel. Und mit Händen und Füßen arbeitend, mit dem Stock stützend und mit dem Eispickel haltend, ging es an dem steilen Felsenhang empor. Die angestrengte Arbeit des Kletterns, die Notwendigkeit, auf jeden Schritt zu achten, machte sie schweigsam. An geschützten Stellen wuchs das Alpenrosenkraut mit kümmerlich entwickelten Stauden. Rainer empfand etwas Frohes, als er hier und da in dem dunkelgrünen Kraut ein paar tiefrote Blumen sah. Er brach ein knospendes Zweiglein und steckte es an seinen Hut. Warum tat er das? Warum dacht' er dabei, daß er es Barbara mitbringen könnt'? Er wollt' ja nicht wieder zurück ins Leben! — Ein paar Schneehühner flogen auf; ihr Gekreisch hallte von den eisigen Mauern droben zurück; sie flatterten hin und her; dann verloren sich die weißen Gestalten in dem unendlichen graublauen Luftraum, hoch über den Gletschern.

Am oberen Rande der Felsen angelangt, betraten sie das Eisbecken der Vieścher Firne, das sich um den Felsen herum in wildzerklüftetem Sturze mit dem Gletscher vereinigt, aus dessen Tiefe sie heraufgestiegen waren. Eine Ebene dehnte sich vor ihnen aus, wie eine verschneite Wiese. Aber es war nicht grünes Gras und saftiges Kraut unter der friedlichen Decke. Eis und Fels verhüllte der weiche Flaum, der sich wohl mit dem gestrigen Unwetter hier oben gesenkt hatte, und dessen von der Sonne des Mittags beleckte Oberfläche nun im abendlichen Schatten zu erstarren begann. Eine Zeitlang hatten sie ein geruhiges Wandern. Die beiden Führer zündeten ihre Pfeifen an und sprachen dies und das. Rainer wanderte mit gesenktem Blick nebenher und war nicht zum Mitreden zu bewegen.

„Warum seid Ihr so still, Amberger!" fragte Christen Almer. „Gereut's Euch, daß Ihr mitgegangen seid? Ist Euch nicht wohl zu Mut?" Rainer reckte die Glieder, deren stählerne Geschmeidigkeit den Männern Bewunderung und Vertrauen einflößte.

„Meine Kraft ist frisch genug, die ganze Nacht zu wandern," sagte er. „Aber die Berge machen mich stumm."

Almer nickte. „Das ist halt so; das kennt man. Alles muß man erst gewohnt werden. Unsereins, der so oft auf die Berge kommt, übernimmt's nicht mehr so. Aber die ersten Male — und nun erst gar die Fremden, die zeitlebens nur ihre Ebene geschaut haben! Ich kann's ihnen nicht verdenken, wenn sie stumm werden. Hab' schon manches Auge in Tränen gesehen so hoch oben — und das kam nicht nur von Eiswind und Schneeblende."

„Das ist bei solchen, die's verstehn," fiel Peter Schlegel ein. „Solche zu führen, tut gut. Aber da gibt's andre, für die sind die Berge nur geschaffen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, daß sie nachher prahlen können vor ihren Leuten mit ihren Heldentaten. Und wenn man solche Heldentaten aus der Nähe kennt, wie wir, dann hören sie auf, welche zu sein; denn ohne kräftige Nachhilfe wären sie nimmer

geschehen. Besinnst Dich noch, Almer, wie wir den Herrn aus England geführt haben auf die Jungfrau, sechs Stunden lang mit verbundenen Augen, weil er nicht hoch noch tief sehen konnte, ohne daß ihm die Knie schlotterten? Der hat viel gesehen! Aber hinauf mußte er. Gehabt hat er nichts davon, als eine grause Angst, und daß er nachher hat sagen können: ich bin oben gewesen. Wie — das wird er wohl nicht dazu setzen!" Die beiden lachten ob dieser Erinnerung; und Christen Almer meinte:

„Zum Glück gibt's wenig solche. Ich hab' wohl schon manchen geführt, von dem ich im Anfang dachte, es sei schad', daß die Berge sich öffnen müßten für so einen; und wenn er hineingekommen ist, hat's ihn doch übernommen! Freilich — die Augen darf er nicht verbunden haben!" Und wieder lachten sie.

Ich kann am End' auch nicht sehen, dachte Rainer unmutig. Das Leid hat mir vielleicht die Augen verbunden für die Herrlichkeit —

Und er hob den gesenkten Kopf und sah sich um, als wolle er die starrenden Höhen zwingen mit seinem Blick. —

Die ebene Schneefluh endete wieder an einem Gletschersturz. Denn nicht auf einmal gelangten die gefrorenen Wasser des Uranfangs in die Tiefen. Wie der Gebirgsbach in stäubendem Fall über die Felsen stürzt, und zu ihren Füßen den unterbrochenen Weg mit glattem Fließen fortsetzt, so stürzt der erstarrte Eisstrom die Tiefen des Berges hinunter, um sich unten ein neues Bett zu suchen, darin er sich glättend weiterschiebt, und wo er abgebrochen, ragen die fürchterlichen Trümmer auf mit blauen Abgründen und triefenden Wänden. Und wenn die Sonne auf die Zacken und Spitzen scheint und an ihrer kühn ragenden Härte lächelnd und leise nagt, dann gibt es wohl ein Knallen und Bersten, ein Klingen und Dröhnen — dann springen die Eisblöcke. Es gab hier keine Felsen, den Gletschersturz zu umgehn. Mitten hindurch mußten sie hinauf. Das Seil verband sie miteinander. Christen Almer ging zuvorderst und schlug die Stufen, darein die andern traten. Rainer hatten sie in die Mitte genommen; er tat sein Bestes, um die Männer nicht aufzuhalten. Ihre lobenden Zurufe waren die einzigen Worte, die auf diesem beschwerlichen und gefährlichen Anstieg gesprochen wurden.

Rainer dachte nicht mehr daran, daß ein Sprung, ja nur ein leichtsinniger Schritt die Gedanken wahr machen konnte, die seine Seele in frevler Verzagtheit wünschend gehegt. Mit der Notwendigkeit, alle Lebenskräfte anzuspannen, um das ersehnte Ziel zu erreichen und um mit seinem Leben nicht zugleich das seiner Gefährten zu schädigen, kam unwiderstehlich, unaufhaltsam wie eine rauschende Welle, die Lebenswonne über ihn. Ringen mit der Gefahr, der jeder sichere Schritt einen Tritt auf den lüstern gereckten Kopf gibt; ringen mit dem Tode, dessen kalter Atem aus den blauen Abgründen fröstelnd heraufweht; ringen mit der Schöpfung, als deren Herr der Mensch hineingesetzt wurde, nicht zum entkräftenden Hohn, sondern zum hochtreibenden Sporn; ringen mit der eignen Kraft, bis man sie siegend herauszwingt aus der kämpfenden Seele, aus den angespannten Muskeln, aus dem warmen Blut und den klopfenden Eingeweiden. — Rainer dachte das alles nicht; er war viel zu sehr angestrengt, um zusammenhängend zu denken; er war ein zu einfacher Mann, um in solche Form zu bringen, was in ihm wogte und klang. Aber er fühlte das

alles, mit seinen zitternden Nerven, seinem trotzig pochenden Herzen, mit seinem ganzen, frohen, mutigen, sonnigen Menschen.

Als sie oben angelangt waren und auf ebenen Eismassen bequem und ungefährdet stehn konnten, stieß Rainer Amberger den Stock mit der scharfen Spitze in den klingenden Boden, und rief mit einer Stimme, die wie ein Triumphieren klang:

„Männer — das war schön! So möcht' ich's immer haben!"

Schlegel wischte sich den Arbeitsschweiß von der Stirn und sah Rainer wohlwollend an. Almer hielt ihm die Hand hin und sagte, während ein eigenartiger Glanz seine guten Augen feuchtete: „Schlagt ein, Amberger — Ihr seid der Unsre!" —

Die Sonne war erloschen. Über den Spitzen schwebte rosiger Duft; höher und höher krochen die bläulichen Schatten. Die Männer trieben zur Eile.

Über das Firnfeld, über welches hoch oben die Eismassen des Vieścher Grates herabhängen, weich heraus sich hebend aus dem blaßblauen Abendhimmel, ging der Weg auf ein Felsenriff zu, das nackt und schroff aus den Eismassen aufragte, wie eine Klippe aus schweigendem Meer. Auf diesem Riffe stand die Hütte, in der sie nächtigen wollten. — Sie legten den Weg langsamer zurück, als sonst, weil sie immer wieder alle Sinne anstrengten, etwas zu entdecken, das Kunde gäbe von dem Verbleib der Vermißten; ein Werkzeug, ein Kleidungsstück, ein Notzeichen oder einen Hilferuf. Die Spuren ihrer Füße mußte das gestrige Wetter, das allem Anschein nach mit Regen, Schnee und Sturm hier oben gehaust hatte, vertilgt haben.

Es fing schon an zu dunkeln, als sie das Riff erkletterten, an dessen steilsten Abhang sich die Hütte schmiegte wie ein Schwalbennest, weil es der geschützteste war. In den Felsspalten und an schattigen Stellen lag frischer Schnee; wo ihn tags über die Sonne zu schmelzen begonnen, war das Gestein vereist; denn es war empfindlich kalt hier oben. — Vor der geschlossenen Tür war der Schnee zu einer knietiefen Schanze aufgeweht. Almer stand davor und betrachtete sie nachdenklich.

„Hier ist niemand gewesen," sagte er. „Hätten sie vor dem Unwetter die Hütte noch erreichen können, so hätten sie hier Zuflucht gesucht und hätten es abgewartet."

„Das ist ein ungutes Zeichen," sagte Schlegel, der dazu getreten war, mit bedenklichem Kopfschütteln. „Auf die Hütte hatt' ich meine Hoffnung gesetzt, daß sie uns eine Fährte angeben möcht'! Wenn das Wetter sie oben erreicht hat — dann sei Gott ihnen gnädig!"

„Vielleicht, daß wir innen etwas finden," meinte Rainer. „Wenn sie die Hütte schon verlassen gehabt hätten, ehe es ausbrach —"

„Dann wären sie weiter unten verunglückt," rief Almer, „und wir suchten vergebens!"

Mit Händen und Füßen schaufelten sie den Schnee fort und traten ein. Aufgeräumt und ordentlich alles; aber das wollte nichts sagen. Kein Führer verläßt die Hütte, in der er mit seinen Leuten geruht, ohne vorher alles in die vollkommenste Sauberkeit und Ordnung zu bringen.

„Das Klubbuch!" sagte Christen Almer. Von einem Deckbalken nahmen sie den abgegriffenen Band, darein jeder, der die Gastfreundschaft der Hütte genossen, seinen Namen eintrug. In allen Sprachen und Schriften waren die Seiten, meist mit Bleistift und oft völlig unleserlich beschrieben. Rainer schlug Feuer an und

entzündete einen Lichtstumpf. Sie beugten sich über die letzte Seite. Seit fünf Tagen hatte keiner mehr seinen Namen eingetragen. —

„Also auf morgen," sagten die wackern Männer. Dann machten sie sich daran, ein Abendbrot und das Lager für die Nacht herzurichten. Rainer half ihnen; er war immer noch schweigsam, aber nicht mehr so finster; er fühlte sich erfrischt, trotz einer großen Gliedermüdigkeit, die sich fühlbar machte.

Als sie gegessen, und die andern sich auf die Heuschütte streckten, trat Rainer noch einmal vor die Tür, die er hinter sich schloß, denn es war kalt, lehnte sich an die hölzerne Wand der Hütte und sah sich um in der Welt, nach der er sich so viel gesehnt und die er nun nicht ganz verstehn konnte.

Es war Nacht geworden. Am hohen Himmel stand der Mond, und sein Licht schwamm wie flüssiges Silber um die weißen Spitzen. Die sternendurchwirkte Unendlichkeit wölbte sich über dem Gebirge. Der Schnee leuchtete hell. Schwer lagerten die schwarzen Schatten der Berge auf den weiten Eisflächen und ragten, scharf abgegrenzt, in phantastischen Formen an den Hängen empor. Nur wenige Felsgrate und schneelose Wände durchbrachen die weißen Gewänder, die, von dem langgestreckten Eigergrat und den leuchtenden Vieścherfirnen herniederfließend, den Blick nach drei Seiten begrenzen, der nach Osten zu, über den Abgrund, aus dem sie heraufgestiegen, hinwegschweifend, an dem schwarz und düster aus zerklüfteten Gletschermassen emporwachsenden Schreckhorn eine majestätische Grenze findet.

Stille füllte den endlosen Raum; eine solche Stille, daß es den Mann, der einzig wachte darin, überschauerte; nicht die Stille schlafenden Lebens und ruhender Unrast, auch nicht die Stille starrenden Todes und öden Nichts. Die Stille der Ewigkeit, eines jahrtausendelangen Erinnerns an das Werden der Welt, eines jahrtausendelangen Wartens der Erlösung und Befreiung.

Rainer Amberger empfand etwas Seltsames. Alles, was er je gelebt, geliebt und gelitten, war ausgelöscht in seiner Seele; was ihn beglückt hatte, rührte ihn nicht mehr; was ihn verwundet hatte, schmerzte ihn nicht mehr; was er gewollt und erstrebt hatte, bewegte ihn nicht mehr. Das alles lag so tief unter ihm, wie das blühende Tal unter dem schimmernden Firn. Er fühlte es nicht mehr — als sei er, der warmblütige, lebende Mensch ausgelöscht durch einen Hauch der Ewigkeit in dieser fürchterlichen, seligen Stille, wie ein Licht im Sturm, oder im Meere. Er fühlte nur noch diese Stille, und in ihr das Wehen eines Odems, das Schreiten eines Fußes, das Walten eines überirdischen Starken. — Der Herrgott ging über die Berge.

Der andre Morgen kam so strahlend herauf, wie der vorige Abend es verkündet. Im ersten Frühlicht wurde aufgebrochen, denn es war wichtig, die weiten Schneeflächen zu überschreiten, ehe die Sonne die über Nacht erstarrte Oberfläche wieder schmolz, so daß der Fuß bei jedem Schritte tief einsank, und die Überschreitung der Eisspalten mit Hindernissen und Lebensgefahr verbunden war.

Noch verkündigte kein wärmeres Licht das Nahen des Tagesgestirns. In kaltem Blau standen die Spitzen, als die Männer vor die Tür der Hütte traten. Dünne Frühnebel schwebten streifig über den Eisfeldern, so daß der Felsrücken, auf dem sie

standen, darin schwamm wie eine Insel. In leichtem Flor sich auflösend, stiegen sie langsam an den Wänden des Eiger und des Vieschergrates empor, während sie über dem Abgrunde des Gletschers lagerten als unbewegliche Masse.

Rainer Amberger fröstelte in der empfindlichen Morgenkühle, und es war ihm lieb, daß es gleich scharf losging. Zunächst über das Dach der Hütte und ein paar Felsbuckel wieder auf den Firn, und in scharfem Gange den steilen Hang hinan zum unteren Mönchjoch. Die Stunde rückte vor; die fahlblaue Morgenluft tönte ein rosiger Hauch, der sich auf den Schneespitzen zu warmen Färbungen vertiefte. Der schweigsame Ernst dieser erdfernen Welt schien verklärt wie von einem gütigen Lächeln des nahen Himmels. Über die vereisten Felsen des Joches ging es in munteren Sprüngen in die jenseitige Mulde des meilenweiten Ewigschneefeldes.

Zur Rechten lag der Mönch, mit seinem dachartig geformten Gipfel; ein verschneiter Koloß. Sein First leuchtete sanft in Vorahnung der Sonnennähe. Geradeaus ragten aus Eis und Schnee die Felsenmassen des Trugberges, dessen langhingestreckter Rücken das Ewigschneefeld von dem dahinter eingebetteten Jungfraufirn trennt. Auf die von Fels- und Eisspitzen wild gezackte Lücke zwischen Trugberg und Mönch — das obere Mönchjoch — die Richtung haltend, überquerten sie fast ohne Schwierigkeiten das flache, weiße Gefild.

„'s ist extra hergerichtet für Euch, Amberger," meinte Peter Schlegel, „daß sich Euer Wunsch ohne Hindernisse erfüllen läßt. 's ist nicht immer so mühelos und so lohnend. Kein Wind, keine Wetterwolken. Eine Aussicht wird's geben, um die Euch manch einer herzlich beneiden tät'!"

Vielfach abweichend von der vorgenommenen Richtung, der eine nach rechts, der andre nach links, suchten sie immer vergeblich nach den Spuren derer, um derentwillen sie ausgezogen waren. Auch Rainer fühlte sich von dem Eifer ergriffen, der ihn, den allzusehr mit sich selbst Beschäftigten, bisher ziemlich unberührt gelassen hatte.

„Sie werden nach Lauterbrunnen zurückgegangen sein," meinte Schlegel.

Aber Almer wandte dagegen ein: „So müßten sie bis gestern mittag dort gewesen sein, wenn es sie nicht irgendwo hier oben aufgehalten hätte."

„Sie können auf der Lauterbrunner Seite verunglückt und inzwischen aufgefunden sein," bemerkte Rainer.

Sie beschlossen, auf alle Fälle bis zur Spitze vorzudringen, um nichts zu versäumen, was durchforscht werden konnte. Über den Weg konnte kein Zweifel bestehn; er war durch die Bildung der Berge, durch die angegebenen natürlichen Richtungen immer derselbe. Waren sie abgeirrt, so hatte ein Suchen in diesen unabsehbaren Eiswüsten keinen Zweck. Sie wanderten noch im Schatten. Aber über die Höhen leuchtete schon das glänzendste Sonnenlicht. Immer zarter, immer schleierhafter wurden die Morgennebel, und je höher sie zogen, um so durchsichtiger taten sie sich auseinander. Als sie die Region der Sonne erreicht hatten, schwammen die Nebel über den Firnen noch ein Weilchen wie ein goldiger Dunst — dann verflüchtigten sie sich ganz. Nicht der leiseste Luftzug bewegte die himmlische Klarheit. Und höher, immer höher stieg die Sonne. Nun standen die Männer auf dem schmalen Schneegrat des oberen Mönchjochs. Zu ihren Füßen ein neues Meer von bläulichem Eis und glitzerndem Schnee, das sich drüben steil bergan zog. Aus den weißen Massen ragte

ein gewaltiger Felsberg empor; die nur von kleinen Schneefeldern unterbrochenen Steinwände reckten sich gigantisch und düster himmelwärts; aber auf dem beschneiten Scheitel war ein Leuchten und Flimmern wie von einem königlichen Strahlendiadem.

„Das ist die Jungfrau," sagte Christen Almer, blieb stehn und faltete die Hände um seinen Bergstock. —

Wenn man vor der Erfüllung eines lebenslangen Wunsches steht, so fühlt man sich wohl von einem seligen Zagen ergriffen, nun die Hand auszustrecken und zu ergreifen, was unsrer sehnenden Seele vorgeschwebt hat wie ein Traumgesicht unirdischer Ferne.

So erklärte sich Rainer das Zagen, das ihn plötzlich durchzitterte. So hoch war er gelangt, so nah stand er der Höhe des Wunderberges, daß ein einziger kühner Sprung scheinbar ihn hinübertragen konnte auf den strahlengekrönten Gipfel. Und doch, wenn dieser Sprung ausführbar gewesen wäre, er hätte gezögert ihn zu tun.

Der Berg wandte ihm seine düstere Seite zu. Nicht mehr den lichten, aus Helle und Glanz gewobenen Mantel trug er hier, der auf der andern Seite schimmernd und feierlich von der höchsten Spitze bis auf die grünen Matten der kleinen Scheidegg niederfloß, und in dem er zu sagen schien: komm herauf, und feiere mit mir! Ein düsterer Panzer gürtete seine Lenden, und sein dunkel emporgereckter Leib schien zu drohen: bleibe mir ferne — meine Umarmung ist Dein Tod!

„Sie sieht nicht freundlich aus von hier, die schlimme Königin," sagte Peter Schlegel, der es gewohnt war, daß die Leute, die er von hier heraufbrachte, erstaunte und wohl gar enttäuschte Gesichter machten. „Man ist zu nah und zu tief. Oben stellt sich's anders."

Da tat Christen Almer einen lauten Ruf. Sein scharfes Auge hatte auf dem Firnfeld, darüber hin sie nun die Richtung nehmen mußten, einen winzigen dunkeln Punkt entdeckt. Von Gestein konnte er nicht herrühren; es konnte ein von Menschen zurückgelassener Gegenstand sein. Sie vergaßen, was sie eben noch sprachen, setzten sich auf die schräge Halde und rutschten ab, in die Mulde hinunter.

Rainer Amberger zögerte noch. Was er sah, ließ ihn nicht los. Ein breiter Sonnenstrahl fiel auf den Jungfraugipfel, erleuchtete die Luft hoch über dem bläulichen Eistal und legte sich auf den schneeigen Grat, darauf Rainer stand, und auf die starrenden Felsen ringsum; er fühlte die belebende Wärme auf seinen Kleidern bis in das Blut hinein. Eine leuchtende Brücke baute sich über schwindelnde Tiefe von ihm zu dem Ziel seines Sehnens. Ach, daß er sie besteigen könnte!

Er atmete tief. Die andern waren weit ab, er hörte ihre Stimmen nicht mehr. Allein war er, ganz allein in der sonnigen Himmelsnähe. Kein Laut irgend welchen Lebens war zu vernehmen; und doch jauchzte die ganze Welt um ihn her und sang ein erhebendes Psalmenlied zu des Höchsten Ehre. Auf brausenden Schwingen trug es des Mannes Seele empor, dieses gewaltige Lied. Sein wundes Herz tat starke, ruhige Schläge. Sein bedrücktes Gemüt ward erfüllt von einer großen Zuversicht. Er sah die himmlischen Heerscharen sitzen auf leuchtenden Thronen und hörte ihren Gesang zu dem Getön ihrer Harfen:

„Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, und alle Lande sind seiner Ehre voll!"

Und Rainers Seele stimmte ein in den himmlischen Lobgesang, und was ihn irdisch gegrämt, verflüchtigte sich unter dem gewaltigen Brausen, wie die Frühnebel in der Morgensonne. Dann eilte er den andern nach.

Er fand sie in eifrig erregter Unterhaltung und Beratung. Was Christen Almers Blick aus der Ferne erspäht, hatte sich in der Nähe erwiesen als ein Häuflein aufeinandergeschichteter leerer Flaschen und Blechdosen, dazu einige verbrauchte Lappen und verkohlte Holzstücke. Es war anzunehmen, daß die Vermißten hier auf dem Firn die Nacht nach dem Unwetter zugebracht hatten. Es mochte hier oben in dem Bergkessel länger angedauert und ihnen die Fortsetzung ihres Weges über die Joche unmöglich gemacht haben. So hatten sie es vorgezogen, hier, wo sie vor Abstürzen und Steinschlägen sicher waren, den gestrigen Morgen abzuwarten, und waren dann durch das Rottal nach Lauterbrunnen zurückgekehrt, wo sie in Anbetracht ihrer ermüdeten Kräfte erst nachmittags angekommen sein mochten — vielleicht zur gleichen Zeit, als die Gydisdorfer zu ihrer Hilfe ausrückten.

Diese Überlegung und die Wahrscheinlichkeit, daß die ganze Unternehmung umsonst gemacht sei, verstimmte die braven Männer ein wenig, — und als Rainer sie einholte, waren sie eben einig, wieder umzukehren. Da hatten sie aber mit Rainer nicht gerechnet. Umkehren, so kurz vor dem Ziel, *seinem* Ziel, und ohne ihr Unternehmen aufs weitgehendste ausgeführt zu haben, das gab es nicht für ihn. Nach langem Hin- und Herreden, wobei sie fast aneinandergerieten, stieß er seinen Stock trotzig in den Schnee und rief:

„Gut, so kehrt um, aber ohne mich. Eure Zeit darf ich für mich allein nicht in Anspruch nehmen, das seh' ich gern ein. So werd' ich allein hinaufsteigen. Ich kann nicht anders — ich muß. Gott helfe mir. Amen." Damit wandte er sich um und ging. — Die beiden Männer sahen einander betroffen an.

„Amberger!" rief Almer dem Davoneilenden nach. Er hörte nicht. Da lief er hinter ihm her.

„Amberger! So hört doch! Nehmt doch Vernunft an!" Rainer blieb stehn. Als Almer ihn eingeholt hatte, legte der Mann ihm mit väterlicher Miene die Hand auf die Achsel und sagte:

„Laßt mit Euch reden, Rainer. Ich habe nicht umsonst vier Monate lang Gastfreundschaft genossen in Eurer Väter Haus. Ich will Euch gern den Gefallen tun. Ich bin nicht nur um klingenden Lohn zu haben. — Also wenn Ihr's Euch denn in den Kopf gesetzt habt — meinetwegen, so will ich Euch führen. Allein laß ich Euch nicht. Wenn Euch ein Unglück zustieße — ich hätt' ein für allemal mein gut's Gewissen verscherzt. Aber ohne gut's Gewissen keine sichren Tritte; und ohne sichre Tritte — was machten wir da auf den Bergen!"

Rainer schwieg. Inzwischen war auch Schlegel herangekommen und fand sich, wenn auch brummend, zum Weitergehn bereit. Und wenn sie nun doch einmal oben waren, konnten sie auch den kurzen Abstieg nach Lauterbrunnen machen, und da vielleicht gleich von dem Schicksal der Vermißten hören.

„Wer weiß, wozu's gut ist!" sagte Rainer. „Wer weiß, ob sie nicht irgendwo liegen zwischen der Spitze und dem Rottal!"

„Dann haben die Lauterbrunner sie längst geborgen!" murrte Schlegel. Dann gab er dem Rucksack einen energischen Schwung und ging hinter den beiden andern her. —

Die achte Morgenstunde war angebrochen. Zwischen dem Mönch und der Jungfrau stieg die Sonne empor. Milliarden blitzender Fünkchen tanzten auf dem Schneefelde, dessen harte Oberschale mit jedem Schritte morscher wurde. Almer und Schlegel trieben zur Eile; es blieb Rainer keine Zeit, Umschau zu halten. Nur fühlen tat er die Erhabenheit, die ihn umgab; sie trug ihn, sie umleuchtete ihn. Er fühlte keine Ermüdung, keine Anstrengung. Hinauf! Hinauf! Das war sein einziger Gedanke. Es war, als mache er eine Himmelfahrt.

Je mehr sie sich dem Rottalsattel näherten, dessen vereiste Paßhöhe erstiegen werden mußte, um die einzige von dieser Seite aus zugängliche, südliche Seite des Berges zu gewinnen, um so steiler stieg der Weg. In einer Schneerinne erklommen sie den Grat, über den meterbreite Schneewächten herüberhingen. Almer, der wieder zuvorderst ging, schlug sie mit dem Eispickel durch, um Platz zum Durchkriechen zu schaffen.

„Achtung!“ schrie er.

Sei es, daß die Wächte vom vorgestrigen Morgen morsch und rissig geworden, sei es, daß frischer Schnee einen zu großen Druck ausübte — statt des beabsichtigten Durchschlupfes entstand ein Bruch, der sich mit donnerndem Getöse längs des Grates fortsetzte. Eine fürchterliche Schneewelle rauschte und polterte über den Hang die Rinne hinunter, bis sie auf dem Firnfeld wie gefrorener Schaum zerstäubte.

Christen Almer war von den stürzenden Massen kaum berührt worden; er stand so dicht an den Grat gedrückt, daß die weiße Sturzwelle über ihn hinweggeschossen war, ohne ihn zu berühren. Als der Aufruhr von stürzenden Klumpen und stäubendem Schnee sich gelichtet, suchte sein Auge die Männer, die wenige Schritte hinter ihm gestanden hatten. Sie waren nicht mehr da. —

Schon wollt' er rufen — da erklang ein helles Jauchzen, und etwa hundert Schritt weiter unten wühlte sich aus den niedergegangenen Schneemassen eine menschliche Gestalt hervor, schüttelte sich und plusterte sich wie ein beschneiter Vogel, und sandte dabei dem Gefährten zur Beruhigung einen fröhlichen Jauchzer hinauf. Es war Rainer Amberger. Wo aber war der andre?

Sie riefen und schrien — schon wollten sie hinuntersteigen, wo die gewaltigen Schneetrümmer auf dem Firnfeld aufgeschlagen waren. Da hörten sie Antwort; dem Schalle folgend, fanden sie ihn. Von einem großen Stück getroffen und durch die Wucht des Schlages aus dem Gleichgewicht gestoßen, hatte er sich überkugelt und war neben der Rinne, in der sie heraufgekommen waren, eine starrende, senkrechte Eiswand hinuntergestürzt, bis er auf halber Höhe in einem Spalt hängen geblieben war. Oben am Rande stehend, konnten sie ihn sehen.

„Bist Du unverletzt?“ schrie Almer hinunter.

„Ja —“ klang es zurück — „so ziemlich; nur die Hand. Ich werd' nicht allein hinaufkönnen; es wird einer herunter müssen mit dem Seil!“

Aber welcher? Hinunterzuklettern erforderte mehr Gewandtheit; oben zu stehn und das Seil zu halten, mehr Übung und Kraft. Rainer war sofort bereit hinabzusteigen, und da nicht viel Zeit zum Überlegen war, machte er sich denn daran.

Almer untersuchte zunächst den Schnee am Rande der Wand, an der Stelle, wo man hinunter mußte, und stieß ihn ab, so weit er lose war. Darauf band er Rainer am Seil fest. Dann suchte er sich in einiger Entfernung am Rande eine

Stelle, wo er sich fest einstemmen konnte; eine Zacke, um die er das andre Ende des Seiles hätte schlingen können, gab es nicht — er war ganz allein auf die eigne Kraft angewiesen.

„Ich werd' euch nicht zwei auf einmal heraufseilen können," sagte er bedenklich. „Ich möcht' das Seil leer hinunterlassen — aber der Peter wird sich's nicht festschlingen können mit der verletzten Hand. Ihr müßt's ihm bringen und ihn an Eurer Stelle festmachen und dann warten, bis ich Euch nachhole. Wird's gehn —?"

„Es muß!" rief der Amberger mutig. Und schon ließ er sich vorsichtig über den Rand hinaus. Almer stemmte aus Leibeskräften. Von der schweren Last gezogen, senkte sich das Seil in die Tiefe. Manchmal, wenn der Amberger die Füße auf einen Vorsprung stellen konnte, hing es schlaff; aber immer schon nach wenig Sekunden zog es allmählich wieder an.

‚Weiß der Himmel, wo der Mann den Verstand her hat!' dachte Christen Almer und beruhigte sich immer mehr. Es war ihm doch lieber, den Ungeübten auf dem gefährlichen Wege in seiner sicheren Hand zu halten, als sich selbst, zwischen Tod und Leben schwebend, von unerprobten Armen abhängig zu wissen.

„Halt!" tönte es von unten. Eine gute Weile verstrich. Almer lauschte atemlos, ohne auch nur einen Augenblick das Seil lockerer zu halten. Ein plötzlicher Ruck — es konnte seiner Hand entgleiten, und die unten wären verloren.

„Auf!" tönte Ambergers helle Stimme.

Almer zog an; langsam und vorsichtig. Meist hing die Last schwer und bewegungslos, nur selten schien es dem Angeseilten zu gelingen, mit Hand oder Fuß nachzuhelfen. Endlich — dem Almer drohten vor Anstrengung die Adern zu platzen — tauchte Peter Schlegels Kopf über dem Rande herauf. Ein letzter — kräftiger Ruck — er war oben. Stöhnend ließ sich Almer in den Schnee fallen.

Der Abgestürzte hatte einen zerfetzten Rock, eine zerschundene Backe und die Hand war gequetscht und blutete heftig; sonst war ihm nichts geschehen. Er war auch ganz guter Dinge trotz seiner vorherigen Brummigkeit.

„Mach schnell, hol den Amberger auf," rief er, ehe er weiter von sich selber sprach. „Der sitzt wie die Maus in der Falle in meiner Spalte — sie ist nach unten offen, und wenn er sich nicht mehr halten kann, rutscht er durch. Er ist ein gut Teil schmäler als ich!"

Und wieder glitt das Seil in die Tiefe. Almer beugte sich, platt auf dem Bauche liegend, über den Rand hinaus, um zu sehen, ob er sein Ziel erreiche.

Inzwischen hing Rainer Amberger festgeklemmt in dem eisigen Riß. Solange er mit dem Verletzten zu tun gehabt, waren alle seine Sinne in Anspruch genommen worden durch die schwierige Arbeit, in der engen Kluft, in der sich kaum einer am andern vorbeischieben konnte, das Seil von seinen Hüften zu lösen und dem andern umzulegen. Nun war der andre hinauf, und er schwebte allein zwischen Himmel und Erde, ohne andern Halt als seine stemmenden Glieder. Über ihm zwischen verschneiten Eisrändern das Ätherblau; unter ihm in bläulicher Tiefe der harte Firn.

Wenn er jetzt die stemmenden Arme und Knie losließe, nur ein ganz klein wenig — dann stürzte er über die scharfkantigen Schrunden und Zacken hinab; dann kam er unten an, tot oder mit zerschmetterten Gliedern. Die leicht erreichbare

Möglichkeit, seine gestrigen Gedanken wahr zu machen, erfüllte ihn mit Schaudern; mit Staunen über sich selbst.

Nach Leben schrie alles in ihm; nach Leben und Arbeit; nach Leben mit seinem warmen Blut, seinen jungen Augen, seinem frischen Herzen; nach Leben in einer Welt, wie diese —

Straffer spannten sich seine Muskeln; er hob den Kopf und spähte nach oben. Das Seil kam. Oft blieb es sitzen zwischen Zacken und stufenförmigen Vorsprüngen. Dann mußte es angezogen und von neuem gesenkt werden. Aber es kam näher — schnell und sicher. Nun war es da. Vorsichtig den einen Arm von der Eiswand lösend, ergriff es der Mann. Nun brauchte er auch den andern Arm. Nur mit den Knien und den genagelten Sohlen gegen die glatte Wand gestemmt, schlang er sich das Seil um und schürzte es fest, mit mehreren Pausen, weil immer dazwischen die Arme die ermattenden Beine unterstützen mußten. Nun hielt die Schlinge.

„Auf!" jauchzte er aus der Tiefe.

Christen Almer zog; diesmal hatte er leichtere Arbeit, als vordem; denn der Mann, den er jetzt heraufzog, gab kräftige Nachhilfe. Das Seil schien ihm nur eine Unterstützung zu sein, es trug ihn die eigne Kraft. Mit einem kühnen Schwunge war er über den Rand und oben. Er war sehr blaß, und die Knie zitterten ihm ein wenig. Aber seine Augen leuchteten.

Christen Almer sagte gar nichts; irgend eine heftige Bewegung zuckte in seinem bärtigen Gesicht, gewaltsam wickelte er das Seil auf. Peter Schlegel, der sich das Gesicht und die übelzugerichtete Rechte mit Schnee gewaschen und gekühlt und sich einen Verband angelegt hatte, ging auf den Amberger zu, reichte ihm die unversehrte Hand und sprach: „Ihr solltet auf die Führerschule gehn und Euch zu uns tun; solche, wie Ihr seid, können wir brauchen!"

Rainer sah den Mann betroffen an. Das war ein Vorschlag —

„Ja — geht denn das noch? Mit meinen Jahren?"

„Eure Jahr sind die besten!" mischte sich Almer ein. „Der Peter hat recht. Und wenn's zu weiter nichts wär', als daß Ihr die Leut, die wir führen, mit Euren Augen ansieht, wenn sie müd werden oder ängstlich sind —" das weitere verlor sich in einem unverständlichen Murmeln.

Ziemlich schweigsam machten sie sich ans Weitersteigen. Rainer fühlte eine Erschütterung in der Seele, die ihm die Zunge lähmte. Das Erklettern des Grates über den abgebrochenen Schnee machte einige Mühe. Schlegel mußte angeseilt werden, weil er die rechte Hand nicht brauchen konnte. Oben angelangt, sagte er zu den beiden:

„Macht das letzte End' allein; ich halt' euch nur auf und bring' euch und mich in Gefahr; auf dem Eishang an der Spitze muß einer alle seine Glieder beisammen haben. Ich erwart' euch hier."

Sie sahen ein, daß er recht hatte, und nachdem sie sich auf alle Fälle durch das Seil miteinander verbunden, begannen sie den letzten Anstieg.

Hier gab es harte Stufenarbeit. Das Unwetter hatte alle Spuren menschlicher Füße, die sonst in schönen Tagen oft tagelang zu erkennen sind, verwischt. Christen Almer mußte all seine scharfsinnige Erfahrung zu Hilfe nehmen, um den besten Weg zu finden. Unter den Sonnenstrahlen schmolz auf den höher ragenden Zacken der

Schnee und rieselte über die spiegelglatten Mauern. Hier und da war das Eis morsch und rissig. Einmal brachen dicht neben ihnen ein paar große Stücke los und sprangen mit unheimlichem Gepolter in die Tiefe.

„Lange dürfen wir uns oben nicht aufhalten," sagte Almer. „Die Sonne wird heute noch etliches abbröckeln!"

Endlich war die Arbeit getan. In tiefem Firnschnee watend, ging es noch etliche hundert Schritt in schwacher Ansteigung zu dem nur noch ein weniges über das Plateau aufragenden Gipfel. Rainer Ambergers Herz schlug laut vor leidenschaftlicher Freude. Er sah sich nicht um in neugieriger Ungeduld. Er hielt den Blick gesenkt. Ganz auf einmal wollte er es haben —

Was das Auge im Tal nicht sieht, was das Ohr in der Tiefe nicht hört, was das Herz des Staubgeborenen nicht erfährt auf der Erde — das offenbart Gott denen, die er liebt, auf den Zinnen seiner heiligen Berge. Da stehn sie ringsum wie lichte Helden im kristallenen Panzer, mit funkelnden Juwelen geschmückt, als warteten sie, daß über ihnen der Himmel sich öffne und der Allmächtige herabsteige, mit heiligem Fuß zu wandeln über die schimmernden Teppiche, die sie ihm breiten. Eine unirdische Stille und Klarheit geht vor ihm her, und aus den Falten seines Sonnenmantels weht der Atem der Ewigkeit.

In entrückter Tiefe liegt der Menschheit Leid und Lust; die grünen Auen und die blauen Seen, die Dörfer und Städte; die Arbeit und Mühe, das Weinen und das Lachen von Tausenden. Ausgelöscht die Unterschiede der niedrigen Höhen und Tiefen; weggeräumt alle Hindernisse, die dem Auge da unten den freien Ausblick verengten, zugedeckt von einem bläulichen Duft und von einem goldigen Dunst.

So blickt der Mensch, wenn er vollendet, von der Höhe des Himmels hernieder auf die Erde, die ihm eine Zeitlang seine Welt war. —

Christen Almer hatte sich im Schnee einen Sitz zurechtgedrückt, und wartete in Geduld. So oft er schon auf den Höhen gewesen war, ergriff ihn doch jedesmal wieder die Größe dieses Bildes. Und wer zum erstenmal hier oben stand, mit dem, das wußte er, darf man nicht reden. Rainer Amberger stand mit dem Gesicht nach Norden, wo die unendlichen Eis- und Schneefelder von Jungfrau, Mönch und Eiger sich hinuntersenken bis auf die grünen Matten, und sein Auge suchte einen Ruhepunkt in dem dunstigen Chaos der entsetzlichen Tiefe. Da links lag das Tal von Lauterbrunnen wie ein mit blauer Nacht gefüllter Felsenriß. Da hinten, wo die grünen Vorberge sich zusammenschieben, das mußte Interlaken sein; wo der Uttdörfer seine Strafe abbüßte; wo er, Rainer, auf der Mauer am rauschenden Aarfluß gesessen und den sehnsüchtigen Blick hier heraufgelenkt hatte, als zu einer letzten und schönsten Zuflucht. Weiter rechts in einer breiter werdenden Mulde des Lütschentals, überragt von den steilen Höhen, auf denen die Bußalp hing. Das obere Ende des Tales mit dem Grindelwald und den Häusern von Gydisdorf lag unsichtbar hinter dem Eigergemäuer.

Die Bußalp! In der vorigen Nacht hatte er da gelegen, verhärtet in Wut und Zorn, vernichtet von stürmendem Weh jugendstarken Herzeleids; verzagt an Gott, am Schicksal, an den Bergen und an sich selbst. In voriger Nacht! Ihn dünkte, ein Menschenleben sei darüber hingegangen.

Und weiter dünkte ihn, er sei gestorben und stehe am Eingang des Himmels; und ehe das schimmernde Perlentor sich schloß zwischen ihm und der Erde, ging sein Auge noch einmal da hinunter und suchte, was ihm lieb gewesen, und seine Seele durchwanderte noch einmal in schnellem Gedankenflug den Weg, den er da unten zurückgelegt hatte. Wie sah er verändert aus! Die Hindernisse, über die er kaum hinweggekonnt — sie schrumpften zusammen zu winzigen Maulwurfshügeln; die Freuden, die ihn dort bewegt, verblaßten unter dem Licht, das hier ihn umleuchtete; die Schmerzen, die sein Herz durchwühlt, waren verloschen wie Schatten im Sonnenschein. Tief unter seinen Füßen lag das Leben, mit dem er gekämpft und das er geliebt, dafür er all seine Kräfte eingesetzt, darin er gewurzelt hatte. Und siehe, es war alles nicht wert gewesen der unaussprechlichen Herrlichkeit, die ihn hier oben erwartete.

Von allem, was er da unten verlassen und überflügelt, hätte er nur eins mitnehmen mögen, auf daß die Herrlichkeit eine wunschlose sei. Nur eine! Nur Barbara. Eine wahre, echte Liebe folgt dem Menschen nach bis in den äußersten Himmel; denn solche Liebe ist ein Stück Gottheit. Liebe ist ewig. — Und um dieser Liebe willen mußte er zurückkehren in die dämmernde Tiefe des Lebens. —

Und es war doch auch schön gewesen, dieses Leben, gelebt mit frohem Herzen und hellem Glauben, in rüstigem Schaffen, in selbstbewußter Jugendkraft! Die trägt alles, die schafft alles, die überwindet alles; die baut auf Trümmern und hofft an Gräbern; die ringt mit dem Mißgeschick und triumphiert mit heiligem Lachen über die Dämonen der Finsternis. Diese Jugendkraft — — allmächtiger Gott — er hatte sie wiedergefunden.

Ein Glück durchbrauste ihn, als sei ein Toter ihm wieder auferstanden. In seinen Augen funkelten Tränen eines berauschenden Siegestaumels. Ja, die Jungfrau, die Königin, die hatte ihn auf die Höhe geführt und hatte ihn das Siegen gelehrt.

Langsam wendete er sich um zu dem, was hinter ihm war: der Himmel, das Wunderland, an dessen Eingang er stand. Berg an Berg, Spitze an Spitze, aufragend aus weißen Meeren, aus glitzernden Wogen ewigen Eises, eine großartige, funkelnde, in ihrem völligen Schweigen übermenschliche Pracht. Und in diese Pracht, in diese Größe, in diese geheimnisvolle Welt göttlicher Offenbarungen hatte er sich den Eintritt erzwungen. Ja, Peter Schlegel hatte recht. Führer wollte er werden. Mehr und mehr wollte er eindringen in diese Welt, frei von Sünde und ohne Leid, in diese Welt von Helle und Heiligkeit, und andern verhelfen zu dem, was ihm geworden. Diesen Herbst noch würde er sich ausbilden lassen. Das gab seinem ganzen Leben eine neue Wendung, einen andern Wert.

„Amberger, was geht in Euch vor?“ fragte Christen Almer, der ihn schon geraume Weile beobachtet hatte. Rainer erschrak fast; er hatte die Nähe eines Menschen völlig vergessen gehabt. Wie aus dem Leben da unten, so klang ihm die Stimme, fremd und fern.

„Ich denk' darüber nach, daß ich Führer werden möcht,“ sagte er. Was sonst noch ihn erfüllte und bewegte, hätte er schwerlich in Worte fassen können, auch wenn er gewollt hätte. Almer sagte darauf nichts.

„Habt Ihr nun genug?“ fragte er und erhob sich.

„Davon kann man nie genug haben!“

Almer lächelte überlegen. „Man muß sich bescheiden; sonst bleibt man nicht ungestraft! 's ist Zeit — wir müssen hinunter. Schaut, wie die Sonne gestiegen!"

Sie stand fast im Mittag. Senkrecht trafen ihre glühenden Strahlen auf die glitzernden Kristalle. Von der Eiswand, über die sie heraufgekommen waren und wieder hinuntermußten, klang Rieseln nnd Tropfen wie das Pulsieren eines friedlichen Bächleins über runde Kiesel zwischen nickenden Ufergräsern.

Der Abstieg war sehr viel unangenehmer, als der Aufstieg gewesen. Die Schneedecke über dem Eise rutschte, wo man sie betrat, und das Poltern der losgebrochenen Stücke klang häufiger als vorhin. „Das ist immer so in sonnigen Mittagsstunden nach starken Schnee- und Regenfällen," meinte Almer, der mit der größten Vorsicht in die oft schon wieder ausgewaschenen Stufen trat.

Endlich hatten sie flachen Firn unter den Füßen; sie waren wieder auf dem Rottalsattel angelangt. Während Almer und Schlegel den weiteren Weg berieten, und dabei über den langen schmalen Grat südwärts schlenderten, wo es über eine wilde Felsenwüste ins gletschergefüllte Rottal niedergeht, stand Rainer mitten auf der Paßhöhe und sah sich noch einmal um in der Welt, in der er sich immer noch als Träumender fühlte; als ein schön und glücklich Träumender. Der Abglanz dieses Traumes, der doch Wahrheit war, verklärte seine männlich schönen Züge. Den schweren Rucksack hatte er abgeschnallt und neben sich gelegt. Seine Augen wanderten ringsum in staunender Seligkeit. Und endlich, langsam, wie durch eine innere Notwendigkeit, falteten sich seine Hände.

„Ich hob meine Augen auf zu den Bergen, und siehe, mir ist Hilfe gekommen. Du ließest meinen Fuß nicht gleiten, und hast meine Schritte behütet. Leite mich ferner an Deiner Hand, daß ich schaue Deine heilige Stätte —"

Hinter seinem Rücken, irgendwo in den Lüften klang ein Krachen und Bersten. Der einzige Ton in der unirdischen Stille erinnerte ihn an das irdische Leben.

Hinunter nun, mit neuer Kraft und neuem Mut. Hinunter nun, mit dem Herrgott, den er hier oben wiedergefunden hatte und an dem er nimmer wieder zweifeln würde, nachdem er ihn so greifbar gefühlt!

Hinter ihm, in den Lüften, war ein Klingen und Sausen. Den Eishang herunter sprang ein bläulich leuchtender Block, sprang von Zacke zu Zacke, glitzernde Splitter schlagend. Sprang in die Tiefe hernieder mit immer wachsender Wucht.

Rainer Amberger hörte nichts. Vor das Auge seiner Seele trat Barbara. Heute noch würde er sie wiedersehen —

Der kristallene Block sprang zum letztenmal an der harten Wand auf und flog im großen Bogen in das Schneefeld hinaus. Er traf den ahnungslosen Mann auf den Rücken, daß er vornüber fiel, schlug auf, sprang weiter und kollerte dicht an den erschrockenen zur Seite springenden Führern vorbei, hinein in die Felsblöcke, wo er mitten auseinanderbarst und liegen blieb. Dem wilden Getön folgte wieder die unirdische Stille. Leise, leise rieselten die Wasser, und die Sonne lachte.

Rainer Amberger lag mit dem Gesicht auf dem Schnee und rührte sich nicht. Schlegel und Almer beugten sich über ihn, hoben seine Arme, seine Füße — er gab keinen Laut von sich. Sie hoben ihn bei den Schultern auf und kehrten ihn vorsichtig um. Es war keine Verletzung zu sehen, keine Wunde. Sein Antlitz war braun

und frisch; ein glücklicher Friedensglanz lag um den Mund. Die blauen Augen waren weit geöffnet; unnatürlich weit; sie starrten in den Himmel hinauf; unnatürlich starr. — Er war tot. —

Sie trugen ihn mit vereinten Kräften durch die Felsenwüste hinunter ins Rottal. Sie sprachen nicht viel. Mehreremal wischten sie sich die Augen. Sie hatten ihn lieb gewonnen, den sonnigen Gesellen.

In der schauerlich düsteren Einsamkeit des nach drei Seiten von himmelhohen Felswänden eingeschlossenen Gletschertals, dessen finsterer Ernst von der langsam gegen Westen sich senkenden Sonne nur wenig gemildert wurde, erreichten sie die Hütte. Sie mußten rasten, denn sie waren völlig erschöpft. Sie legten ihren Toten auf das Gestein vor der Tür, und traten ein.

Auf dem Tische lag das aufgeschlagene Klubbuch, als sei es eigens für sie dahingelegt. Es stand darin zu lesen, daß die vor drei Tagen von Interlaken nach der Jungfrau aufgebrochene Gesellschaft, auf dem östlichen Abstieg vom Unwetter überrascht, auf dem Jungfraufirn habe übernachten müssen. Am Tage nach dem Wetter mit vielen Mühsalen, des kürzeren Weges halber über den Rottalsattel hierher zurückgekehrt, seien sie gegen Abend in völlig erschöpftem Zustande von den zu ihrer Hilfe ausgezogenen Lauterbrunnern aufgefunden und heimgebracht worden.

Nachdem sie gelesen, legten sie das Buch aus der Hand und sprachen über das Gelesene nicht ein einziges Wort.

Sie aßen und tranken, weil es notwendig war; Peter Schlegel machte sich einen neuen Verband um die gequetschte Hand. Dann ging es weiter.

Auf der Stufensteinalp stellten sie aus Brettern und Stricken eine Trage her. Ein kräftiger Senne erbot sich, mitzugehn, damit sie sich im Tragen ablösen könnten.

In Stechelberg verschafften sie sich einen Wagen, machten eine Schütte von Heu, legten den Toten darauf und bedeckten ihn mit einem Plan. So fuhren sie im sonnigen Abendglanz nach Lauterbrunnen. — Hell strahlten die Berge im feierlichen Rund. Von den Felswänden wehten die silbernen Schleier der Staubbäche hernieder auf die blumenbesäten, duftenden Wiesen. Fröhliche Menschen zogen an ihnen vorbei. Sie saßen stumm und in sich versunken auf ihrem Brettersitz, als führen sie das Unglück.

In Lauterbrunnen mußten sie Halt machen und einen andern Wagen nehmen. Sie erfuhren näheres über das Schicksal der vier, die zu suchen sie den Weg unternommen hatten, der nun am Grabe endigen würde. Es hatte kein Interesse mehr für sie. Nur weiter — weiter. Nach Zweilütschinen hinunter und im spitzen Winkel rechts das Lütschinental hinein, nach dem Grindelwald. Mit schweigendem Bangen beobachteten sie, wie die Sonne sank; wie die weißen Spitzen verglühten, wie der blaue Duft aus den Schluchten stieg und sich über die Landschaft breitete; wie es Abend wurde und dunkel. Die furchtbaren Anstrengungen des heutigen Tages, zumal der letzten acht Stunden, hatten sie erschöpft. Peter Schlegels Hand brannte, als halte er sie ins Feuer. Aber sie hätten keine Ruh gefunden unterwegs, sie mußten ihn heimbringen. Heim! ja, wohin denn? Auf den Ambergerhof, zur Barbara. Da gehörte er hin, von Gottes und Vaters wegen.

Immer dunkler ward es umher. Die Sterne traten hervor, einer nach dem andern; friedlich lächelten sie hernieder, wie an jedem klaren Abend. Von dem kleinen Leid in der irdischen Tiefe wissen sie nichts.

Die Dorfstraße von Gydisdorf war nächtlich leer und still, nur in den Gasthöfen war noch Leben. Niemand achtete des einsamen Gefährts, das langsam und klappernd dorfaufwärts zog. Bei der Pfarre machten sie Halt. Christen Almer sprang vom Wagen und ging ins Haus.

Trotz der späten Stunde war der Pfarrer nicht allein. Margred Uttdörfer saß bei ihm. In ihrer Herzenseinsamkeit kam sie öfters zu ihm um Rat und Trost, und dann plauderte sie sich fest; es graute sie allemal, heimzukehren in ihr verwaistes Haus.

„Wir kommen zurück mit einer schweren Botschaft," sagte Christen Almer, „und wollen den Herrn Pfarrer bitten, daß er sie uns ausrichten helfe." Dann erzählte er.

Margred wurde noch blasser, als sie schon war. Mit zitternden Knien wankte sie hinter den Männern her zum Wagen. Peter Schlegel hatte von der Leiche das Tuch zurückgeschlagen. Der Mond beschien das Gesicht, das jetzt bleich und scharf aussah; aber das glückselige Lächeln war ihm geblieben.

„Die Ambergerin hat noch Licht," sagte Peter Schlegel, und wies durch die Bäume hinauf. „Ich meine, wir müssen ihn gleich hinbringen, wo er hingehört."

So brachten sie ihn heim. Christen Almer und der Pfarrer trugen die Bahre. Peter Schlegel mit seiner verbundenen Hand ging voraus. Margred Uttdörfer folgte, wie eine Schlafwandelnde. Niemand begegnete ihnen. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Mittagsstunde, als Rainer Amberger auf dem weißen Gipfel stand, sein Blick auf den grünen Matten der Bußalp ruhte, und sein Herz des verzagten Trotzes gedachte, mit dem er in jüngstverflossener Nacht dort im feuchten Grase gelegen und sich von Gott und dem Leben abgewendet hatte, saß auf eben diesen Matten Barbara, und ihr Auge klammerte sich an die schwindelnde Höhe, die er ersteigen wollte — die er vielleicht in eben dieser Stunde erstiegen hatte.

Sie sahen einander nicht; aber ihre Seelen waren beisammen.

Barbara hatte in der Nacht nicht schlafen können, und am Morgen hatte es sie nicht gelitten in der alltäglich sich weiterspinnenden Einförmigkeit ihrer Umgebung, ihrer Verrichtungen. Wenn sie nichts von ihm erfahren konnte, so wollte sie wenigstens die Höhen sehen, auf die seine unbezwingliche Sehnsucht ihn getrieben — fort von hier. So ging sie im Walde hinauf auf dem Wege zur Bußalp. Auf der Wiese kauerte sie nieder und starrte die Jungfrau an. Sie ängstigte sich um ihn. Nicht, daß sie seiner Kraft und Geschicklichkeit mißtraut hätte; nicht daß sie ihn, den Frohen, Unverzagten einer feigen Gewalttat für fähig gehalten hätte. Aber Unglück ist wohlfeil; und in einer traurigen Gemütsstimmung ist man geneigt, das Schlimmste zu glauben.

Das Wetter war schön; der Himmel ebnete Rainer den Weg. Aber der Tücken und Gefahren sind viel auf den vereisten Pfaden auf schwindelndem Grat, an klaffendem Felsenriß, in weichendem Schnee und unter stürzendem Gestein. — Barbara starrte hinauf, bis das leuchtende Weiß ihr in den übernächtigen Augen schmerzte. Jetzt erst wußte sie ganz, wie völlig ihre Seele sich an ihn gehängt hatte. Und wenn

er ihr nicht sein durfte, was das Innigste und Beste ist auf Erden, so mocht' er ihr doch bleiben als ein Trost und Halt; wenn sie nur wußte: er ist da!

Wenn sie ihn aber ganz verlor — — die furchtbare Angst übermannte sie und drückte ihr Leib und Seele zu Boden. Und in ihrer Not schrie sie zu dem Herrn:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt! Laß seinen Fuß nicht gleiten, Herrgott! Leite ihn an Deiner Hand und halte ihm ferne, was ihm Schaden bringen kann, zwischen Himmel und Erde!"

Still war es ringsum; das Wasser rieselte leise über bunte Kiesel zwischen nickendem Ufergrase, und die Sonne lachte. Durch den leuchtenden Äther hinauf stieg der Schrei ihrer Liebe, hoch über die weißen Gipfel hinaus, und vereinigte sich mit dem jauchzenden Dank, der zu gleicher Stunde, mit den gleichen Worten, aus Rainer Ambergers Seele stieg, als ihr letzter — irdischer Seufzer.

Still war es ringsum. Barbara fürchtete sich. Ein Frieren lief ihr trotz der Sonne über den Leib, als habe ein kalter Hauch sie gestreift. Schwerfällig erhob sie sich und schlich langsam nach Hause. Und langsam schlich ihr der Tag. Zweimal sandte sie die Magd hinunter ins Dorf, zu forschen, ob man keine Kunde habe von den Männern. Niemand gab ihr Bescheid. Es schien, daß auch noch die zweite Nacht dahingehn sollte in schlafloser Unruh. So wollte sie diese Nacht kürzen.

Mutter Marthe war längst zu Bett gegangen. Die Tochter war ohnehin unzugänglich für ihren Zuspruch, und schweigsam über das, was ihr das Gemüt schmerzvoll bewegte. Ganz allein noch wachte sie auf dem schlafenden Hofe. Jeder Augenblick konnte ihn bringen. Und je mehr Augenblicke verrannen, ohne daß sich etwas regte in der nächtlichen Stille, um so zuversichtlicher hoffte sie auf den nächsten.

Sie hatte die Haustür offen gelassen und die Stubentür nur angelehnt, damit kein Geräusch draußen ihr entgehe, damit er, wenn er von weitem ihr Licht sah, freien Zutritt habe zu ihr. Sie malte es sich aus, wie er hereinkommen würde, mit dem lachenden Gesicht — o gewiß, es würde wieder lachen; er würde es wieder gelernt haben da oben, er würde es auch sie wieder lehren, mit der Zeit, trotz alledem. Ihr Herz schlug so sehr vor sehnsüchtiger Wiedersehensfreude, daß ihr schien, sie müsse es festhalten, damit es nicht davonspringe.

Der Hund schlug an. Sie zuckte zusammen in seligem Schreck. Jetzt kam er! Der Hund kannte seinen Schritt. Mit zitternden Knien stand Barbara von ihrem Stuhle auf. Ob er hereinkommen würde zu ihr? Ob sie hinausging — ihm entgegen? Sie wollt' ja nichts weiter, als ihn gesund sehen, nur wissen, daß er wieder da sei! Und wenn sie auch nimmer konnten zusammen kommen — wenn er nur lebte!

Das Bellen des Hundes ging in ein langgezogenes Heulen über, in ein ängstliches, klagendes Winseln. Es berührte sie unangenehm. Sie stand auf, ging zur Tür und lauschte. Es kamen Schritte den Berg herauf, von der Straße her. Aber nicht die rüstigen Schritte eines einzelnen. Es klang — barmherziger Gott — es klang wie damals, als sie den Ulrich brachten! Sie stand im Flur, preßte die Stirn an die Wand und lauschte mit angehaltenem Herzschlag. Sie wagte keinen Schritt, keinen Blick zu tun, als stünde sie an einem fürchterlichen Abgrund.

Das heulende Gewinsel draußen hörte auf. Jemand trat über die Schwelle unter der Haustür. Barbara machte eine verzweifelte Anstrengung und sah sich um.

Der Mond fiel still herein; in seinem weißen Licht erkannte sie Peter Schlegel, er hatte ein blutiges Gesicht und eine verbundene Hand. Ihre Finger krampften sich ineinander, in ihren verzerrten Zügen lebte nur noch die Angst —

Peter Schlegel blieb betroffen stehn. Er hatte nicht erwartet, sie hier im Flur zu finden. Er hatte den andern nur die Türen öffnen wollen, um dann dem Pfarrer den Vortritt zu lassen. Nun fühlte er, das er irgend etwas sagen müsse. „Gott steh Euch bei, Ambergerin!“ stammelte er. „Nun bringen wir Euch auch den andern!“

Draußen, vor der Tür setzten sie ihre Last nieder. Da ging die Ambergerin über die Schwelle, steif und stumm, bis dicht an die Bahre. Sie sah das bleiche, lächelnde Gesicht, das der Mond hell beschien. Sie sah und begriff nicht, was sie sah!

Almer war zur Seite getreten. Der Pfarrer schluckte und räusperte sich und brachte kein Wort heraus. Peter Schlegel, der hinter ihr stand, sagte mit gedämpfter Stimme: „Ein springender Eisblock hat ihm das Rückgrat zerschmettert.“

Nun erst dämmerte ihr das Begreifen. Sie tat einen Schrei, der weit in die friedliche Nacht hinaus gellte und den Umstehenden einen kalten Schauder durch die Glieder jagte. Sie stürzte zusammen, warf sich über ihn und preßte das Gesicht auf die Brust, in der das starke, frohe Herz aufgehört hatte zu schlagen.

Niemand wagte sich zu rühren und sie zu stören. Nur der Hund, der sich ängstlich verkrochen gehabt, schlich mit eingezogenem Schwanz herzu und begann, die müde herabhängende Hand zu lecken.

Endlich hob Barbara den Kopf wieder. Aus nächster Nähe sah sie ihn an. Sie schien die Umstehenden zu vergessen. „Raini! Raini!“ klagte sie mit herzzerreißender Stimme. „Kommst Du mir so heim! Mein ein und mein alles! Mein letztes Glück!“ —

Und was sie dem Lebenden nie tun gedurft, bei dem Toten fand sie den Mut: sie streichelte und liebkoste sein stummes Gesicht, sie bedeckte die kalten Wangen mit ihren heißesten Küssen, und ihre Tränen fielen brennend nieder auf seine erstarrten Züge.

Daß sie ihr einen Schmerz brachten, das hatten sie wohl gewußt. Wie groß er war, das begannen sie nun erst zu ahnen. Der Pfarrer redete zu ihr; gute, starke Worte, von verständnisvollem Mitgefühl eingegeben. Aber was sind Worte in solchen Augenblicken! Sie hörte gar nicht darauf. — Da klang es an ihr Ohr: „Hebe Deine Augen auf zu den Bergen —“ Sie schnellte empor. Ihre Augen leuchteten düster. „Schweigen Sie davon still, Herr Pfarrer! Ich hab's getan, weil er's gewollt hat. Ich hab's getan, und es hat nichts genützt. Und wenn's doch schon ein Bibelwort sein muß — es gibt eins, das besser für mich paßt, das heißt: ‚Ihr Berge, fallet über mich! Ihr Hügel, decket mich!‘“ Wehevoll klang es aus, wie ein Jammern um erbarmende Gerechtigkeit.

Margred Uttdörfer schluchzte laut. Als Barbara diesen Ton hörte, sah sie abermals auf. Als ihre Augen die weinende Frau erblickten, wurden sie starr; allmählich füllten sie sich mit einem brennenden Haß. Sie stand auf. Und diese schrecklichen, starren, hassenden Augen auf die erbebende Frau gerichtet, stand sie sekundenlang, ohne sich zu rühren. „Du!“ quoll es endlich aus ihrer zerrissenen Seele herauf. „Du! Hier! Und Du wagst es, an seiner Leiche zu stehn! Du! Das Weib dessen, der sie mir beide erschlug!! Fort von hier —“ sie hob die Hand, als hielte sie ein Racheschwert.

Margred Uttdörfer wich zurück und bedeckte das Gesicht, weil der schreckliche Blick ihr Angst einjagte. „Jesus!“ stöhnte sie. „Die Ambergerin verliert den Verstand!“ Von Entsetzen gejagt, floh sie hinaus aus dem Hofe. — Barbara hatte sie schon wieder vergessen. In stummer Verzweiflung kauerte sie auf den Steinen und streichelte ihm immerfort das lächelnde Gesicht. Christen Almer wandte sich ab, weil er's nicht mehr ertragen konnte. „Wenn ich der Herrgott wäre — ich könnt' nicht so grausam sein!“ murmelte er.

Über dem Jungfraugipfel stand der Mond. Hell flossen seine silbernen Schleier nieder. In ihrer Umhüllung stand die hehre Königin, licht und schweigsam, als träume sie einen schönen Traum. Sie träumte von einem Manne, stark und froh, mit lachenden Menschenaugen, der war zu ihr heraufgekommen, um Ruhe zu suchen für seine Seele. Und die königliche Jungfrau gewann den Erdensohn lieb und legte ihre Hand auf ihn, um ihn zu behalten. Da kam ein Mächtigerer daher und sprach: er ist mein; er ist gekommen, um mich zu suchen, und siehe, ich habe mich finden lassen. Und hüllte ihn ein in seinen Sonnenmantel und ging mit ihm hinauf, höher als die Wolken gehn, und weiter als der Himmel ist. Und die weiße Königin mußt' es geschehen lassen. Nun war der letzte Zipfel des Sonnenmantels verschwunden, weit draußen, jenseits der Erde; und die weiße Königin träumte ihm nach, und sehnte sich nach den himmlischen Höhen, die zu erreichen sie dem frohgemuteten Erdensohn als Stufe seiner Füße hatte dienen dürfen. — Schimmernde Silberpracht auf den Höhen und samtblaues Dunkel im Tal. Tiefes Schweigen unter den Sternen. Friede auf Erden. —

Im Ambergerhause, vor dem Schoß einer weinenden Mutter, kniete ein vereinsamtes Weib. Wirst schon von selber kommen, hatte Mutter Marthe zur Tochter gesagt, als sie sich mit ihrem Schmerz trotzig von ihr abwendete. Nun war sie da. Nun lag sie da auf ihren Knien und schüttete den ganzen Jammer ihres stolzen, stummen Herzens aus. „Ich kann nicht weiterleben, Mutter! Hilf mir zum Sterben!“

Mutter Marthe legte die zitternde Hand auf ihres Kindes dichten Scheitel. „So hab' ich auch gesagt und geglaubt, als sie mir Deinen Vater ins Haus brachten, mit zerbrochenen Gliedern. Und ich hab' weiterleben müssen — und lebe noch heut!“

Barbara Amberger stöhnte: „So gib mir eine Hoffnung, eine Kraft für das lange, öde Leben!“

„So hab' ich auch geschrien,“ sagte Mutter Marthe, „und hatte nichts.“

„So gib mir einen Trost, eine Linderung für das Brennen im Herzen! Eine Heilung für den Schmerz, der in mir wühlt!“

„Das kann ich Dir nicht geben, meine Tochter; ich nicht und niemand!“

„Wie willst Du denn, daß ich lebe!“ schrie die verzweifelte Frau. „Hilf mir zum Sterben, Mutter, wenn Du keine andre Hilfe hast!“

Da stand die alte Frau auf, mit zitternden Füßen. „Komm mit, mein Kind.“ Und sie führte die Tochter durch das Zimmer, in dem nur der Mondschein leuchtete. Sie führte sie an das Lager, auf dem der Tote ruhte, friedlich und lächelnd.

„Hier!“ sagte sie feierlich. „Hier knie nieder und lerne, von wannen die Hilfe kommt, die kein Mensch Dir geben kann. Hier bei diesem lerne es, der den fröhlichen Glauben gehabt hat, das feste Herz und das heilige Lachen. Hier bei diesem,

der ausgegangen ist, den Herrgott zu suchen, und auf dessen Gesicht geschrieben steht, daß er ihn gefunden hat."

Wie eine Seherin sprach die einfache Alte, in tiefem Schmerz und in glaubensstarker Erfahrung. Wie aus einer andern Welt klangen ihre Worte.

Barbara Amberger kniete nieder; sie legte die brennend heißen Augen auf die kühle Hand ihres Toten. Ihr war, als bräche in ihrem Herzen ein warmer Quell auf, in dem ihr Blut und ihr Leben dahinströmte. Für einige wohltätige, barmherzige Augenblicke umdunkelten sich ihre Sinne.

Tiefes Schweigen überall —

Der Herrgott ging über die Berge.

Stumme Musikanten

Roman

von

Luise Glatz.

I.

Frühling auf der Grünau: Pfingstfrühling. Blüten überall, an Busch und Baum, auf Rasen und Beeten, und darüber Duft, Sonne und Vogelsang.

Vor einem Frühbeet, in dem sich die Erdbeeren röteten, kniete ein kleines Mädchen. Erst sah es vergnügt seine Früchte an, dann blickte es zu dem etwas größern Knaben auf, der neben ihm stand. Dabei kam ein tiefer, zärtlicher Glanz in die Kinderaugen.

„Guck! Die drei Großen da sind für Herrn Sebastian, die zwei Allergrößten schenk' ich Deinen Eltern, Frau Radke kriegt die schiefen — es ist ihr einerlei wie sie aussehen, weißt Du, — und der dicke, volle Busch ist Dein, Hansel, — ich esse nur die ganz kleinen, die werden nie recht süß."

„Fein," antwortete der Junge mit gnädigem Männerbewußtsein; „aber Du mußt auch ganz ehrlich sein und nichts von meinem Busche stibitzen."

Ehe die kleine Nina das versichern konnte, begann das Feierabendgeläute; königlich schwang sich der breite Glockenton durch die Lüfte. Es war gerade als ob die weißen Kelchblätter der Kastanien, die auf die Kinder herabflatterten, von den Klangwellen abgestreift würden.

Von dem glatten Rotblond des Knaben fielen sie schnell zu Boden, in dem krausen Braun des Mädchenhaars blieben sie hängen und schimmerten wie Schneeflocken.

Nina vergaß das Antworten, regungslos lauschte sie; nur als der Junge mit einemmal derb in das Geläute hineinknallte, bat sie hastig: „Sei still! O sei still: die Glocken!"

Hans Kieter lachte. Das klang laut und lustig, und laut und lustig hatte er's überhaupt gern. Außerdem war die Peitsche neu und sehr schön, und er war stolz auf seine Fuhrmannskünste, wie hätte er da still sein sollen wegen eines dummen, kleinen Mädchens?

Dennoch hielt Hans Kieter inne — sein festes Näschen zog er kraus, die Stirn bekam Unmutfalten, der rote Wirbelsträhn starrte trotzig gen Himmel, aber er hielt Ruhe.

Die undankbare Nina aber faltete die schmalen Hände, drückte sie gegen die Brust, schloß die Augen und vergaß den folgsamen Gefährten. Erst als das Geläute verstummt war, tat sie einen tiefen Atemzug. „Ach, wenn ich doch eine Glocke wäre und so schön singen könnte wie unsre zu Pfingsten.“ Damit brach sie den Zauber: Hans Kieter war wieder ein wilder Junge.

„Schaf! — Dann hingest Du fest und könntest keine Erdbeeren essen und hättest keinen Spielkameraden.“

„Aber ich könnte singen, und das wäre noch besser,“ sagte Nina, mit leisem Eigensinnsklang in der spröden Kinderstimme.

„Willst Du etwa ein Zieraff werden, wie die Adele drüben über dem Zaun? Und das wäre besser? — Wenn Du mich nicht brauchst, kann ich ja gleich hinüber gehn.“

„Adele singt doch auch,“ antwortete Nina, und Pein und Sehnsucht, mit einem Unterton von Neid, klangen aus dieser Antwort.

Gewiß, Adele sang. Eben in diesem Augenblick begann drüben eine helle, hohe Kinderstimme zu schmettern und zu trillern — voller Übermut, voller Leichtigkeit, voller Lebensfreude klang es zu Nina herüber:

„So geht es in Schmützleputz Häusel,
Da singen und tanzen die Mäusel,
Da bellen die Schnecken im Häusel.
In Schmützleputz Häusel, da geht es sehr toll,
Da trinken sich Tisch und Bänke voll,
Pantoffeln unter dem Bette.“

Hans lachte hellauf und sah sich nach Nina um, ob die auch lache, — aber Nina hatte nichts von den Worten gehört, nur die Töne lagen ihr im Ohr, und ihre Augen suchten den Gefährten nicht in lustigem Einverständnis, sondern schauten verträumt in die Kastanienblüte hinauf.

Da wurde Hans zornig.

„Wenn Adele auch singt,“ rief er, „so singt sie doch lustige Sachen und lacht und ist keine Traumsuse: Ich gehe hinüber.“ — Und mit kühnem Sprung schwang er sich über den verschnittenen Schwarzdorn.

Zu spät wachte Nina Rodeck auf.

„Hans! Bleib doch, Hans!“

Umsonst — weg war er — schlimmer noch: drüben überm Zaun war er, bei Adele Folz, mit der sich Nina so schwer freuen konnte.

Als die Glocken den zweiten Puls läuteten, wurde sie von keinem lärmlustigen Spielkameraden gestört; aber die Töne trugen sie auch nicht mehr auf breiten Schwingen dort hinauf, wo die Engel tagaus tagein ihre Lieder sangen, sie klangen nicht anders wie bei jedem Stundenschlag, und plötzlich brummten sie ganz deutlich: „Hansel ist bös, Hansel ist wild, Hansel ist fort.“

Ninas Lippen zitterten; sie roch die Veilchen nicht mehr und freute sich nicht mehr auf die Feiertage. Als nun gar hinterm Zaun die Stimmen der beiden Nachbarkinder in lustigem Spielgespräch erklangen, lief sie nach der Geißblattlaube im jenseitigen Rasenfleck, kauerte sich auf dem Holzbänkchen zusammen und drückte die Hände gegen die Ohren.

Nein! Sie weinte nicht: nur zornig war sie, und nichts hören wollte sie von dem Lachen drüben in dem häßlichen Garten, mit den geradlinigen Spargelbeeten und den Zwergobstbäumen, deren Früchte von einem gestrengen Hausvater gezählt wurden.

Aber das Lachen klang zwischen den schmalen Fingerchen hindurch, das Lachen übertönte den Vogelgesang, das Lachen tat ihr bis ins Innerste weh. Es wäre am besten, wenn sie ihnen das häßliche Lachen verböte.

Entschlossen rutschte sie vom Bänkchen; als sie aber bis zu den Himbeersträuchern gekommen war, sah sie Herrn Sebastian von der Straße in den Garten treten. Da duckte sie sich wieder — der mochte vor allen Dingen erst ins Haus hineingehn.

Herr Sebastian war ein großer, hagerer Mann, dessen linker Arm in einen Stumpf ausging. Die Koringer nannten ihn den Musiknarren und rechneten ihn unter ihre Sehenswürdigkeiten, denn obgleich er nur Musiker für Menschen hielt, so ging er doch der Musik selber geflissentlich aus dem Wege. — Wo durch ein offenes Fenster Klavier- oder Geigentöne kamen, lief er noch einmal so rasch vorüber; wo er von Musik reden hörte, zog er ein essigsaures Gesicht. Die Gassenjungen pfiffen sehr laut, wenn sie seiner gewahr wurden, um seine Grimassen zu sehen, und die klugen Leute schüttelten den Kopf hinter ihm drein. Die paar Törichten aber, die es in Koringen gab, wußten noch heute so wenig wie ehedem, ob die feinen Fältchen, die sein Gesicht kreuz und quer durchzogen, vom Lachen über menschliche Torheiten da eingezeichnet waren, oder von einer Trauer, die nicht zur Ruhe kam.

Da sie ihn seit zwanzig Jahren so kannten, schien er ihnen sehr alt.

„Zwanzig Jahre immer im gleichen Schrittmaß gegangen, und immer allein gegangen, und ohne eine Arbeit fürs große Ganze — welch endlose Zeit."

Da er außerdem schon seit zwanzig Jahren grau war, galt er für einen Mann, der sein Leben hinter sich hatte, und da er an heftigen Katarrhen litt und sich nie schonte, so sollte er seit eben diesen zwanzig Jahren im nächsten Frühjahr unbedingt sterben.

Er starb aber nicht, sondern pflegte seine Eigenheiten. Gewiß, aufs Einhändige sind wir Menschenkinder nicht angelegt — aber machte man sich deswegen bei lebendigem Leibe zur Mumie? Noch dazu wenn man nach Belieben Geld ausgeben konnte, und auch noch die Rechte zur Verfügung hatte. Eine Sünde und Schande war's, wie der Mann in seinem wüsten Garten auf der Grünau hauste.

Und um das Kind, von dem die freundlich besorgten Ortsgenossen gedacht hatten, es werde ihm ein Ansporn zum Leben sein, kümmerte er sich nicht mehr, als um den Spatz, dem seine alte Wirtschafterin Winters Futter vors Fenster streute.

War auch 'ne Sünde und Schande, denn der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Das wußten die Koringer ganz genau, wenn sie drüben über der Gasse einen darben sahen, und Worte wurden genug darüber gewechselt, ohne daß dadurch etwas geändert worden wäre. Das fremde Kind, das sich seit acht Jahren als Bettelspatz von Frau Radkens Brosamen nährte, kauerte hinterm Himbeerstrauch, und Herr Sebastian stieg mit langen Schritten, abwesender Gedanken voll, dem Hause zu — so war es gewesen, und so wollte es bleiben.

Plötzlich hemmte der alte Herr seinen Schritt und horchte: Hinter dem Schwarzdorn trillerte Adele Folz, leicht und lustig wie eine Vogelkehle im Frühling.

Herr Sebastian schob den Kopf vor, sein Gesicht wurde hell, er lächelte sogar; dann zuckte es plötzlich um seine Augen, und schnellen Schritts ging er gegen das Haus zu.

„Nina! Nina!"

Nina erschrak. Hatte sie sich etwas zu Schulden kommen lassen? Sie konnte sich auf keine Unart besinnen und konnte sich auch nicht vorstellen, was er sonst von ihr wollen möge: es wurde ihr wirr und angst im Kopfe — aber gehorsam antwortete sie: „Hier, Herr Sebastian, hier bin ich."

Herr Sebastian blieb stehn, suchte das Kind erst zu hoch und dann zu tief; inzwischen kam es auf ihn zu.

Er war erregt, er strich sich wiederholt übers Kinn, ehe er Nina anredete, endlich fragte er: „Hast Du die drüben singen hören?"

Ninas Ja war ein Seufzer.

„Wie alt ist das Ding?"

„Zehn Jahr alt — wie ich."

„Zehn Jahr alt — wie Du. — Und Du? — Kannst Du das auch?" fragte er, atemlos vor Erregung.

Nina schüttelte traurig den Kopf.

„Hast Du's versucht?"

„Nein," antwortete das Kind verzagt. „Mutter Radken sagt, Sie könnten keine Musik leiden, und woher sollt' ich's denn können? Adele hat schon lange Singstunden beim Kantor Rieselmann."

„Dummes Zeug! Auch noch bei Rieselmann. Aber versuchen — das können wir uns nun schon leisten. Wie Du dazu kommen solltest? Dein Vater hatte einen Tenor, an dessen Schönheit sich Himmel und Erde freuten — und auch Deine Mutter" — Herr Sebastian hielt inne, dann fuhr er schneller fort, noch heiser von innerer Bewegung: „So etwas erbt sich."

Nina rührte sich nicht — zum erstenmal in ihrem jungen Leben hingen ihre Augen furchtlos an dem gestrengen Gesicht ihres Pflegevaters: sie sollte singen — ihre Eltern hatten es gekonnt, ihre Eltern hatten es ihr vererbt. Deshalb die Sehnsucht, die ihr keine Ruhe ließ! Deshalb das Treiben und Drängen, wenn sie Musik hörte, deshalb Wunsch und Hoffnung!

Ein Feuerstrom rann ihr durch die Glieder: sie war allein gewesen und hatte sich nach Liebhaben gesehnt; sie war unruhig gewesen und hatte keinen Schoß gehabt, in den sie ihren Kopf bergen durfte; sie war durstig gewesen, und keiner hatte sie erquickt. — Nun aber kam das Glück: der Zauberstab war schon ausgestreckt, der ihr starke Flügel und Gewalt über die Menschenherzen bescheren würde.

„Zehn Jahre," sagte Herr Sebastian, „wie die Zeit rennt. — Komm Kind, wir wollen hineingehn und wollen sehen, was aus deiner Kehle herausklingt. Gold, es muß Gold sein."

Sie gingen ins Haus; Nina war zu Mute, als flöge sie schon.

Drinnen ließ die Radken vor Verwunderung den Besen fallen, denn Herr Sebastian nahm einen rostigen Schlüssel aus dem Wandschrank und schloß die Flügeltür auf, die Nina noch nie offen gesehen hatte. Die Augen des Kindes gingen neugierig auf Kundschaft voraus, aber seine Erregung war so stark, daß ihm das alltäglichste dort drinnen hinter den dunkelgrünen Behängen geheimnisvoll und wunderbar erschien.

Und war doch nichts als ein arg vernachlässigtes Musikzimmer, in dessen Mitte ein mächtiger Flügel stand, festverschlossen und überstaubt; Staub lag auf dem umflorten Cello im Hintergrund, Staub deckte die Geigen und Bratschen an der Wand, Staub die Notenpacken, die sich auf dem Wandbrett türmten, Staub die Verzierungen des braunen Getäfels, Staub flog unter Herrn Sebastians schnellen Schritten vom Boden auf und tanzte in dem Sonnenstreifen, der sich durch das westliche Fenster schob.

Als Nina die Tür schloß, zog Herr Sebastian die grünen Vorhänge zurück; da war es dem Kinde sehr verwunderlich, daß draußen der wohlbekannte Garten lag in Frühlingsblüten und Pfingstgrün, etwas noch nie Gesehenes wäre ihr wahrscheinlicher gewesen.

Der alte Herr hatte inzwischen den Flügel geöffnet. Er griff mit seiner großen Rechten ein paar Akkorde und ließ die Hand schnell wieder von den Tasten gleiten. Aber er geriet nicht außer sich, wie ihm sonst beim Anhören von Mißtönen geschah, sondern sagte behaglich: „Wir müssen ihn für Dich stimmen lassen, Kleine; jetzt komme heran und singe mir etwas."

Nina errötete, trat gehorsam an den Flügel und schwieg.

„Nun?" wiederholte er, und seine Ungeduld regte sich. „Du wirst doch ein Liedchen wissen — irgend eins. Auf der Straße hast Du's gehört und hast's nachgezwitschert — das singe mir, wie Dir's im Sinne liegt."

„Ich hab' doch hier immer schweigen müssen," antwortete Nina leise klagend, und in der Schule hatten Sie mir die Singstunden auch verboten."

„Jadoch! Damit der Tölpel von Lehrer nicht die Stimme umbringe."

Nina lächelte; ihrem einsamen Kinderherzen war's schon ein Geschenk, daß Herr Sebastian den Schulgesang nicht aus Grausamkeit verboten hatte. Aber sie zitterte trotz des Lächelns, die grauen Augen wurden schwarz, und eine Fülle von Tönen lag ihr in den Ohren, als habe das Pfingstgeläute draußen noch einmal begonnen.

Singe, du brauchst ja nur den Mund aufzutun! Wie oft hast du in Gedanken Adelens Lieder nachgeträllert! — Wenn ihr nur nicht so glückselig bange gewesen wäre, bis zum Atemstocken.

Als ihr jetzt Herr Sebastian ermutigend zunickte, holte sie hastig Atem, öffnete den Mund und begann Webers lustige, leichte Weise, die Hansen so gut gefiel:

„So geht es in Schmützleputz Häusel."

Aber Ninas Stimmchen zitterte vor Scheu und Hoffnung, dünn und spröde waren die Töne, und die Melodie klang ganz anders, als sie ihr in den Ohren lag.

Herr Sebastian stöhnte und winkte ihr noch hastig Schweigen, als sie schon erschrocken verstummt war.

Da er nun sah, wie das Kind über seiner heftigen Gebärde erblaßte, bezwang er sich, ergriff Ninas Hand und zog die kleine, leichte Person an seine Knie. Das tröstete sie aber gar nicht, das erhöhte ihre Furcht, Tränen stiegen ihr in die Kehle.

„Wir müssen Geduld haben," sagte Herr Sebastian sehr laut zu sich selber und setzte leise hinzu — „wir haben schon sehr lange Geduld gehabt."

Dann strich er dem erregten Kinde unermüdlich gleichmäßig über die heiße Stirn, bis es ruhiger wurde und die schmale Brust nicht mehr so heftig arbeitete.

„So, nun wollen wir's noch einmal auf andre Art versuchen."

Er öffnete den Flügel wieder, schlug einen Ton an und ließ ihn unermüdlich klingen, bis Nina Mut und Atem genug hatte, ihn nachzusingen. Aber wenn auch die Kinderstimme jetzt nicht mehr rauh war vor herzbeklemmender Angst, sie blieb schwach und spröde.

„Es ist nichts," sagte Nina mit so ergreifender Betrübnis, daß Herrn Sebastians Mitleid die Enttäuschung zurückdrängte. Er wollte das arme Närrchen trösten, sie sollte turnen zur Stärkung der Brust, deren Zartheit er heute zum erstenmal bemerkte, und —

Aber da begann im Nebengarten eine Harmonika, ein Volkslied zerpflückend, ihren Abendreihn, und weg waren Milde und Geduld aus Herrn Sebastians Musikzimmer.

Kein Ton fand sich da drüben zu seinem vorbestimmten Nachbar, kein Takt blieb im Gefüge, und doch quälte sich das Ohr mit fragendem Hinhorchen.

Mit einem jähen Zornruf sprang der alte Herr auf und stürmte hinaus; seine Rockschöße flogen, seine hagern Arme durchschnitten die Luft, seine harte, helle Stimme schalt in heftigen Worten.

Betäubt blieb Nina zurück; sie kauerte sich an das plumpe Bein des Flügels, als könne sie sich und ihre Schande dort verbergen. Weinen konnte sie nicht, und doch saßen die Tränen hinter der Stirn, in der Kehle, das ganze Herz war ihr voll davon.

Nichts — sie konnte nicht singen, aber Adele Folz konnte es, Adele, die sich ihr allzeit vor die Sonne stellte. — Sie würde niemals Menschenherzen rühren und erbauen — Adele Folz würde es. — Ja, was denn nun? Wozu lebte sie denn überhaupt?

Vor fünfzig Jahren hatte es oben auf der Grünau zwischen Feldern und Grasgärten nur drei Wohnstätten gegeben: die drei Häuser, in denen jetzt Hans, Nina und Adele daheim waren.

Zwei lagen nebeneinander, das dritte sah durch einen Strauß uralter Linden über die Rollgasse herüber. Alle drei duckten sich traulich unter hohen, ziegelbraunen Dächern, ihre dicken Mauern bargen Altväterhausrat und Erinnerungen.

Des blonden Hansels Vater war der dritte Amtsrat Kieter, der unter den Linden zu Hause war; dem Kaufmann und Fabrikherrn Folz hatten schon drei Großväter auf der Grünau die Spargelbeete gepflegt. Alle diese Herren Folz waren

fleißige Leute gewesen, aber erst Adelens Großvater verschaffte seinen Strumpfwirkereien einen Weltruf. — Wenn Papa Folz seinen Blondkopf trillern hörte, nickte er behaglich dazu. „Na ja, Mamachen, sie hat schon Ursache vergnügt zu sein; noch zehn Jahre so weiter, und sie ist der reichste Goldfisch auf zehn Meilen in der Runde.

Der Jüngste in der alten Nachbarschaft war Herr Sebastian; aber da er vor zwanzig Jahren, nach dem Aussterben der dritten Grünauer Familie, das Haus kaufte, wie es stand und lag, ja sogar die Radken mit in den Kauf nahm, so ließ man ihn für eine Art Erben gelten.

Er veränderte nichts an dem Grundstück und brachte nichts mit als einen Wagen voll Instrumente und Bücher, gekrönt von einer bescheidenen Kleidertruhe. Das verschwand so schnell hinter den dicken Mauern, daß man den Zuwachs leicht vergessen konnte, und draußen im Garten durfte es weiter wachsen, wie es wollte.

Anfangs hatten die Nachbarn den Mann mit dem Handstumpf bedauert, ja als ein findiger Kopf auskundschaftete, Herr Sebastian sei in der großen Welt ein bekannter Cellovirtuose gewesen, ehe der Schuß ihm die Hand zerschmetterte, wollten ihn allerlei Leute durch ihre liebenswürdige Gesellschaft trösten.

Da er aber mit seinem Stumpf ziemlich geschickt hantierte, Frauenhilfe temperamentvoll abwies und für jede Art von Trost eine ironische Abwehr bereit hatte, so fielen die Gutmütigen bald wieder ab.

Nur Benzberg, der Dirigent der Stadt- und Hofkapelle, hielt aus und hielt fest, trotz Launen, Weltschmerz und Sonderlingswesen. Nur Benzberg versuchte immer aufs neue den Einsiedler durch geschmeidige Bänder mit dem Leben zu verknüpfen, Benzberg brachte ihm allerlei Volk der großen Künstlerrepublik: arme Schlucker, die Saiten strichen, hoffnungsvolle Jugend, die sich die Welt mit Sang und Klang erobern wollte, verbittertes Alter, bei dem die Kunst ein Leben lang vergeblich nach Brot gegangen war.

Herr Sebastian hatte einen offenen Beutel und hatte auch Geld in diesem Beutel; er war ein scharfer Kritiker und stand wie eine groteske Vogelscheuche vor dem Reiche der Kunst, aber wenn er den Rechten gefunden zu haben meinte, dann ebnete er ihm den steinigsten Weg, und der kleine Benzberg hatte im Lauf der Jahre so manchem Schützling mit Herrn Sebastians Goldfüchsen die Saiten gespannt.

Was nützte das Nina Rodeck, da sie stumm war? Heute hatte er sich zum erstenmal um sie gekümmert, sie zum erstenmal so angesehen, wie sie sich's heimlich und hoffend gewünscht — nun war das wieder vorbei — er würde sie nie mehr rufen, außer wenn er strafen wollte.

Das Kind meinte jetzt allerlei zu verstehn, was in der Schule und auf der Straße achtlos von ihm aufgefangen worden war. „Der alte Querkopf spürt, wo er geht und steht, nach Talenten, da meint er wohl, auch aus dem Kinde dieser Eltern müsse ganz was Besonderes heraufwachsen" — so ungefähr hatte es gelautet.

Deshalb also — und nun hatte sie ihn enttäuscht.

Das kleine Geschöpf unter dem Flügel kam sich wie eine große Sünderin vor. Aber da trat Mutter Radken ein mit Schaufel und Besen — eine achtlos offen gelassene Tür muß die Hausmuhme eines Sonderlings nützen.

Sie trabte auf das Cello zu und schüttelte den Flor, daß die Wolken flogen; dabei sah sie das Kind.

„Da bist Du ja. Nun? Kannst Du singen?"

Die Radken wußte also auch ganz genau, was von ihr erwartet wurde.

„Nein!" stieß Nina rauh und hastig heraus.

„Nein? Sieh mal an — also nicht! Ja ja, so geht's, wenn einer alles auf eine Nummer setzt. Übrigens hättest Du ihm immer den Gefallen tun können, ist eigentlich undankbar von Dir. Gib Dir Mühe — gib Dir Mühe."

Da war Nina fertig mit Reue und Zerknirschung. Sie fuhr unter dem Flügel vor wie eine wilde Katze. Ihre Augen sprühten.

„Nein!" rief sie. „Nein! Wenn er mich nur deshalb ins Haus genommen hat, ist es ihm recht, daß ich nichts kann, o so recht!"

Und hinaus lief sie, um sich vor aller Menschen Blicken zu verbergen. In der Haustür aber rannte sie gegen Herrn Sebastian an, der faßte sie bei den Schultern und drehte sie kurz um; sein Gesicht sah wieder friedlich aus. Die Harmonika schwieg.

„So, dem hätten wir es gesagt! Der Gärtner behauptete zwar zunächst, daß sein Gehilfe ein Recht auf diese barbarische Feierabendbelustigung habe, — ich setzte ihm aber meine Meinung deutlich auseinander — ruhestörender Lärm, öffentliches Ärgernis, Polizeihilfe. Wer coram publico Harmonika spielen will, mag 'ne Staatsprüfung ablegen. — Nun? — Wohinaus will denn das Kind?"

Nina sah ihn an und lächelte dankbar: er kam zurück, er dachte noch an sie, das machte ihr Mut, und da erwachte eine Hoffnung.

„Wenn ich," stammelte sie — „wenn ich" — o, der feige Atem! — allemal blieb er weg, wenn Herr Sebastian sie anschaute.

Seine Ungeduld wachte schon wieder auf; der Frühling bohrte in seiner toten Hand und machte ihm zwiefache Schmerzen. „Nun also! Nun vorwärts!"

Da vernahm er ihr stockendes Stimmchen: „Weil ich nicht singen kann, möcht' ich Klavierspielen lernen."

Ein Wettersturm ging über Herrn Sebastians Gesicht, das paßte gerade zu seiner Laune.

„So? Klavierspielen willst Du? Sieh mal an! Harmlosen Menschen das Leben verderben, wie Nachbar Hinz und Kunz — ja schlimmer noch, wie Fräulein Lise oder Jette? — Wärst Du ein Junge, so würde ich sagen, versuch Dein Heil — Du bist von guter Art — sieh zu, wo Du es packen kannst — euch Weibervolk aber ist eine andre Musik als Gesang versagt. Spieldosen sind die Gewandten, zu Holz wird die Frauenhand, die Mannesempfindungen wiedergeben will, rührselig arbeitet euer Adagio auf die Tränendrüsen. Wenn ihr euch mit aller Mühe die Technik erworben habt, dann seid ihr am Ende, und doch kaum da, wo die Kunst überhaupt erst anfängt. Denn euch fehlt das große Gefühl, das die Welt umfaßt, und ohne das jede Kunst eitel Spielwerk bleibt. Gesang freilich — das ist was andres. Gesang kommt aus den Quellen der Empfindung, die von Mann zu Weib drängen, das Lied will nicht ins allgemeine hinaus, schiert sich den Kuckuck um die Welt, das Lied sagt immer ich, ich! Und Ich sagen könnt ihr auch —"

Herr Sebastian stockte, ihm fiel endlich ein, zu wem er sprach. Er strich sich mit der Hand übers Kinn, sah, unbehaglichen Mitleids voll, auf das trostlose Kindergesicht hinab und sagte kurz entschlossen: „Stimmen lassen will ich Dir den Flügel, nicht zum spielen — verstanden? Aber schlage Dir von Zeit zu Zeit die Töne an und versuche Deine Stimme, vielleicht wacht sie auf, wenn Du sie lockst."

Am andern Morgen saß Nina glückselig in der Kirche, die Orgel brauste, und ihr war als wüchse ihr Stimmchen mit den gewaltigen Tönen bis zum Himmel hinan.

Das machte ihre Hoffnung so lebendig, daß sie der Radken auf dem Heimweg von Herrn Sebastians Versprechen erzählte.

Die Radken selber war freilich eine tonlose Seele, aber sie hegte eine ehrfürchtige Bewunderung für das, was sie nicht verstand, und verachtete alle Menschen, die ihr Brotherr unmusikalisch nannte.

Nina gegenüber mischte sich in diese Verachtung eine leichte Regung von Mitleid: das Kind war ja sonst so brav.

„Wenn er's nur nicht vergißt," sagte sie zweiflerisch, „denn wo Du nicht singen kannst, bist Du ihm kein Deutchen mehr wert."

Aber er vergaß es nicht; er ordnete auch die Turnstunden an und gab Nina eine faßliche Unterweisung, wie sie probieren dürfe. Dann aber schob er Hoffnung und Enttäuschung weit von sich.

Nach den Feiertagen kam der Klavierstimmer. Nina kauerte im Winkel und hörte angstvoll dem Gewimmer der Saiten zu, kaum aber war der Mann hinaus, so kroch sie aus der Ecke vor und setzte sich an den Flügel. Gerade vor ihr an der Wand ließ Carlo Dolcis heilige Cäcilie ihre schönen Hände auf den Tasten der Orgel ruhen.

Jetzt war ihr zu Mute, als sei sie auch solche Heilige, wie die da droben, die nur die Hand hinzulegen brauchte, um all die schlafenden Töne, all den schlummernden Wohllaut zu wecken. Sie hörte die Orgel brausen und die Engel singen: sie trillerten wie Nachbars Adele, nur noch viel schöner, und die Taube des heiligen Geistes schwebte vor ihren Augen und sang wie die Nachtigall im Jelängerjelieberbusch.

Nina lächelte; noch konnte sie nicht mittun in dem himmlischen Konzert, aber sie würde es dereinst, ihre Stimme würde aufwachen und wachsen und alle andern Stimmen übertönen.

Ganz leise tippte sie auf die weiße Taste, und leiser noch versuchte sie den Ton nachzusingen. Es ging nicht, sie wußte es ja schon: von gestern auf heute wächst kein Riese empor. Sie wollte sich auch nicht entmutigen lassen, und wenn es Jahre währte; aber es war doch, als ränge sich ein Schrei aus ihrem Herzen los, der laut werden mußte oder sie zu erwürgen drohte. Er drängte sich in ihr empor, bis er auf ihre Lippen kam, und dann stieg er wild auf und hallte von der kahlen Decke wieder.

Mutter Radken stürzte herein, den geballten Kartoffelkloß in der Hand.

„Gott segne Dich, Kind, wo tut's Dir so weh?"

Nina aber saß auf dem hohen Klavierstuhl und sah die leinenblaue Haushälterin verwundert an. Ihr Herz war wieder leicht, die Angst war mit dem Schrei von ihr gewichen, sie war der schönen Zukunft wieder ganz sicher.

„Ich lerne singen," sagte sie stolz und schlug eine neue Taste an, diesmal fest und mutig, als Herrin all der ganzen und halben Töne, die ihr schwarz und weiß entgegen glänzten.

„Das kann ja nett werden," brummte die Radken, drehte sich um und ging in ihre Küche zurück.

Erst als sie den letzten Kloß im Mehl gedreht hatte, wurde die finstere Stirn wieder heller, ein sanfter Zug löste die festgeschlossenen Lippen und wehmütig sagte sie: „Jetzt ist die Kleine mit zehn Jahren schon akkurat so verrückt wie der Alte. Ja ja, so was steckt an. Sieh Dich vor, Radken, daß Du mal mit gesundem Verstand in den Himmel kommst. — Armes Ding, armes kleines Hascherle."

Nachbar Folz saß mit seiner Frau beim Frühstück. Sie war eine hübsche, runde Dame; wenn sie von der Grünau hinabstieg nach Roringen, spannte sie sich in Seide und sah dann sehr wohlhabend aus. Zu Hause kleidete sie sich mit Barchent und Bequemlichkeit.

Sie nickte ihrem Gatten gemächlich zu, und er nickte zufrieden wieder. Sie paßten zusammen, und sie würden sich weiter einig, solid, nahrhaft und erwerbfroh durch die Welt schlagen, und dasselbe würden ihre Kinder tun, und deren Kinder und Kindeskinder auch. Folz sah weit in die Zukunft hinaus und sah eine ganze Reihe glücklicher, tüchtiger, fleißiger Folze daherkommen. Immer ferner, immer schattenhafter verdämmerte die Reihe, aber sie kamen, und sie wurden nicht alle.

Frau Folz hatte weniger Phantasie, sie sah keine Zukunftsgestalten, sondern die leibhaftige Wirklichkeit, und so war Herr Sebastian kaum über die Schwelle des ordentlichen Gartens geschritten, als sie verkündete: „Du, Papachen, der Narr von drüben kommt."

Das war wirklich erstaunlich. Seit zwanzig Jahren wohnten sie nebeneinander, und noch nie hatte Herr Sebastian Folzschen Grund und Boden betreten. Ein Wort über den Zaun, ein Wort auf der Gasse — soweit kannten sie einander; aber auch die Gelegenheiten dazu wurden eher gemieden als gesucht.

Übrigens war Folz gewöhnt, daß man ihn aufsuchte: einflußreichen Leuten nützen Bittsteller die Schwelle ab.

„Da bin ich doch neugierig, was der von mir will," sagte er schnell gefaßt, und knöpfte die Halsbinde fest; gerade als die Magd „den von drüben" ohne Umstände ins Zimmer ließ.

Da „der von drüben" Geld hatte, entschuldigte Folz den Frühstückstisch.

„Bitte," antwortete Herr Sebastian grämlich. „Ich mache Ihnen keine Zopfvisite — Sie erlauben." Damit zog er sich einen Stuhl bequem und setzte sich — wenn er von etwas Musikalischem reden wollte, nahm er's gründlich.

„Ich komme wegen Ihrer Tochter, ich habe sie singen hören."

Mama Folz sah von ihrer Stopfarbeit auf, als ob sie das Erstaunliche dann besser verstehn könne. Papa Folz lächelte geschmeichelt. Daß der Musiknarr sich um Adelens Stimme kümmerte, tat seiner Vatereitelkeit wohl.

„Freut mich, freut mich.“

„Hat mich auch gefreut; ist was! Aber Gaben legen Verpflichtungen auf. Sie darf keine Singstunden beim Kantor Rieselmann haben — so was Junges braucht Schonung. Lassen Sie mich das Ding noch mal hören — und dann fragen Sie Benzberg um Rat; Benzberg versteht was, und wer Gold in der Kehle hat, soll's nicht verschleudern.“

Frau Folz setzte sich wieder. „Wir haben das mit dem Singen nicht nötig, Herr Sebastian, wir sind keine Schlucker.“

Der Vater rief inzwischen nach Adelen. Ein hübsches, keckes Ding kam herein: rosig, derb, von breiter Brust und kräftiger Gestalt. Sie war gleich bereit, Herrn Sebastian etwas vorzusingen, und tat sich eine Güte mit all ihren Künsten.

Den alten Nachbar quälte der Neid. Da war nun alles, was er von Nina Rodeck erhofft hatte, und drüben überm Zaun war es emporgewachsen.

Aber seine Pflicht tat ein anständiger Mensch trotzdem, und er genügte ihr mit Diplomatenkünsten, bis Folz lüstern wurde auf das Gold in des Kindes Kehle und das Kind lüstern auf den Ruhm, den es sich wie ein Ballköniginnentum in der „Eintracht“ vorstellte.

Herr Sebastian stand auf; den Schluck Rotwein, den Folz ihm aufdrängen wollte, nahm er nicht an. Er hatte das Seine getan und war froh, wenn er nicht mehr an Adele Folz zu denken brauchte.

So ruhig er ging, so erregt blieb das Ehepaar zurück.

„Das geb' ich nicht zu!“ rief die Mama. „Mein Kind, so eine!“

„Sei nicht närrisch,“ antwortete Folz lebhaft. „Himmeldonnerwetter, wenn ich bedenke, was so'n Kerl mit Stimme oder Geige oder Klimperkasten an einem Abend für Summen zusammenmiaut — Gold ist Gold!“

„Mann, wir brauchen solches Gold nicht! Papachen, Folzens haben's doch schon!“

Aber der Mann hatte nicht umsonst seinen Erwerbsinn. „Was mal dabei herauskommt, ist ja egal,“ sagte er ablenkend, „Vorwürfe will ich mir aber nicht machen: die Stimme wird ausgebildet.“

Mama Folz fing an zu weinen. „Auch noch Musik; ach Gott, wo man schon weiß, wie die Künstler überhaupt sind, und nun gar Musikanten.“

„I was, Alte! Wer weiß, wo die herstammen, die so sind. Aus unsrer Familie —“

„Jawohl!“ — Jetzt wurde Frau Folz nachdrücklich. „Gerade, wenn's um die Musik geht! Da hört die Moral auf, und der Verstand und der Anstand dazu. Wie war denn das damals vor acht oder zehn Jahren? Als die Fremde kam, die Base aus Wien, die dem Sänger Rodeck nachreiste? — Ein gebildetes Frauenzimmer, und noch dazu einem verheirateten Mann! Man schämt sich heute noch, wenn man daran denkt — und das war eine Folz — eine aus Deiner Familie, der die Musik den Kopf verdreht hatte. Stunden nahm sie bei ihm! Du lieber Gott — nennen kann man alles so — ich habe sie nur zusammen scharmuzieren sehen, vor dem Flügel — und dann miteinander davon reiten sehen, wie's wilde Wetter, und am Abend kam sie allein wieder, wie eine Verrückte, denn er, der Verführer, hatte sich bei diesem Ritte zu Tode gestürzt. — Gottesgericht nenne ich so was — ich — die

ehrbare Frau. Und ich habe ihr meine Meinung gesagt, ich! — Sie ist abgereist mit Heulen und Zähneklappen und ist nicht wiedergekommen — und das war eine Folz — jawohl! Und so eine soll meine Tochter nicht werden."

Da seine Frau die häßliche Geschichte mit erlebt hatte, mußte sie der Hausherr wohl zugeben, seinen Entschluß aber machte sie nicht wanken.

„Schön," sagte er ärgerlich, „so sind die Folzens. Adele ist ja aber auch Deine Tochter, und da kann dergleichen gar nicht vorkommen. Ich gehe zu Benzberg."

Als Herr Sebastian übellaunig von diesem Pflichtgang in seine Wildnis trat, sah er den kleinen Kapellmeister im Fenster der Unterstube stehn. Dort erzählte er Nina Rodeck etwas, wovon die heiße Backen und glänzende Augen bekam.

Das war sonst nicht Benzbergs Art. Wenn der ein andermal auf ihn wartete, dann ging er mit kurzen Schritten, die beinah ein Trippeln waren, summend im Zimmer auf und ab, oder er wühlte sich in die neuen Notenpacken ein, oder er kritzelte ein Blatt voll, das er schlimmstenfalls aus einem Prachtwerk reißen konnte, wenn es nur eine weiße Rückseite hatte — dabei sah dann der Beherrscher des Roringer Orchesters weder rechts, noch links, noch gerade aus.

Sie sahen wirklich zu wenig um sich, seine hellen, freundlichen Augen: glatte Straßen zu nahrhaften Stellungen, bequeme Treppen zum Tagesruhm fand Benzberg schwerlich. Vielleicht wäre er sie auch nicht gegangen; für andre lief er sich die Sohlen ab, für sich selber war er etwas bequem. Gut, daß seine Frau wenigstens daheim mit offnem Blick und geschickten Händen die Alltagssteinchen aus dem Weg räumte.

Kinder beachtete er selten; er war im stande, sein eignes, das ihm auf der Straße entgegenlief, mit einem Gruß an den Herrn Papa weiterzuschicken. Und heute brachte er Nina in heiße Glückseligkeit?

Während Herr Sebastian schnellen Schrittes dem Hause zueilte, sagte drinnen der Kapellmeister zu dem Kinde: „Also Musik magst du leiden. Nun natürlich. Du heißt Rodeck und wohnst auf der Grünau. Also sollst Du ein Konzert besuchen, wo ein Bub, nicht viel größer als Du, die Saiten streicht."

Das machte Ninas Gesicht so rot; aber ehe sie ihr glückseliges Dankeschön anbringen konnte, ging die Tür auf, Herr Sebastian trat ein, und der kleine Kapellmeister kehrte ihr den Rücken.

Herr Sebastian warf mit kühnem Schwung Hut und Mantel in das Nebenzimmer, drückte Benzberg in einen Stuhl, griff nach einem Bündel Noten, legte sie wieder weg und setzte sich an den Tisch.

„Dort hab' ich was für uns und unser Quartett — aber nur schnell erst vom Herzen, was Sie Mittags hier herauf treibt, damit wir uns nachher ungestört freuen können. — Was macht die Kunst?"

Benzberg seufzte, fuhr sich in die hellen Haare und antwortete wehmütig: „Die Kunst geht nach Brot."

„Das soll sie nicht!" rief Herr Sebastian und klopfte mit seinen hagern Knöcheln heftig gegen den Tisch. „Das dürfen Sie nicht leiden, soweit Ihr Stab und Ihre Schule reichen."

„Na, dann kann sie ja auch mit dem Bettelsack gehn, wenn das hübscher klingt."

„Klingen? Klingen tut eins wie das andre; aber der Bettelsack ist immer noch besser als der Mantel, der sich vom Winde der Mode blähen läßt. Für wen haben Sie sich denn den Sack heute umgebunden, alter Freund?"

Der Kleine knurrte etwas Unverständliches in seinen gelben Schnurrbart, heute war ihm beinah zu Mute, als bettele er für sich selber, weil sein Herz außergewöhnlich lebhaft beteiligt war. Plötzlich rief er hell und froh in die Welt hinaus: „Was da! Und wenn Sie auch im allgemeinen mit Ihrem Widerpart gegen Konzertkinder recht haben — meine Ausnahme verfecht' ich bis aufs Blut, und Sie müssen das Kerlchen hören und müssen ihm helfen, oder wir verfeinden uns auf Tod und Leben."

Herr Sebastian aber fuhr ihm mit einem „Holla!" dazwischen. „Doch nicht das Wunderkind aus der Zeitung, dem sie ein Loblied gepfiffen haben, daß einem die Ohren gellen?"

Diesmal wurde Benzberg nicht verlegen, stolz war er, wenn er sich mal was Weltkluges hatte einfallen lassen.

„Natürlich. Pußtasohn, Zaubergeige, Rabenvater! Der Pfiff ist von mir. Aber nur für Dreiviertelstaube, die zum Billettkauf gereizt werden sollen. Bei Ihnen tu ich's ohne Pfiff und Allotria. Also: heute morgen kam der Donnerwetterjunge zu mir und spielte Probe; er sieht reichlich erbärmlich aus, aber den Teufel Musika hat er im Leibe. Wirklich, inwendig ward ihm genug, aber auswendig fehlt alles von dem, was ein Werdender braucht! Sein Alter hat ihm geradezu die Musikseele austreiben wollen. Das heißt, 's ist nur sein Stiefvater gewesen, aber für die Zeitung und die allgemeine Menschenliebe macht sich Vater noch was rührender. Zum guten Zweck lüg' ich ohne jeden Gewissensbiß. Kurz gesagt: das Kind steht allein. Solange die Mutter lebte, ertrug sich's; die hielt dem Söhnlein die Stange, mochte's auch mal in der Schule nicht so völlig klappen. Nach deren Tode aber ging's scharf hinter dem Bürschchen her. Kaufmann sollte er werden, nicht Zigeuner, wie's der Vater nennt, und am Ende hat ihm der die Geige auf dem Rücken zerschlagen. Da ist der Bub über Nacht fortgelaufen, nichts als die zerbrochene Fidel unterm Mäntelchen, und ist zunächst wirklich mit den Zigeunern gezogen. Nur daß es ihm da doch nicht auf die Dauer behagt hat, denn er ist von der Mutter her an saubre Wäsche und reinliches Essen gewöhnt gewesen. Also nahm er eines Tags seine nunmehr geflickte Geige wieder unter den Arm, lief abermals davon und landete bei einem musikfröhlichen Schulmeister.

Da kam er an den Rechten. Dem Vater hat der Mann, als 'n ordentlicher Staatsbürger, zunächst freilich geschrieben: so und so — und hat ihm sein Unrecht vorgehalten von wegen dem Verachten solch schöner Gottesgabe, und er solle den Jungen in Wien studieren lassen. Darauf hat dann der Vater geantwortet: der Viëtor gehe ihn nichts mehr an, wer ihm davonlaufe, der möge sich nun auch allein durchfressen ins Schlaraffenland. — Auch gut, sagt der Schulmeister, und hat ihn behalten, und hat ihn unterrichtet, wofür ihm der Bub den Rock bürsten und die Stiefeln wichsen mußte. Nu — Stiefeln putzt er vollendet, jetzt müßten andre Künste gepflegt werden, und deshalb kommen Sie heute abend ins Konzert."

Herr Sebastian machte sein Leierkastengesicht — gewiß, er wollte helfen, er wollte Talenten die Wege ebnen, er suchte und hoffte auf den einen, den Großen,

um den es lohnte — nur hatte er schon allzulange vergeblich gehofft — und Kinder — Wunderkinder? — das wurde ja doch wieder nichts.

Benzberg aber ließ sich nicht werfen, Benzberg kannte ihn doch! Noch ein paar in den höchsten Tönen vorgetragene Gründe und Lockungen, dann hatte er seinen Willen und stand auf.

Er schüttelte Herrn Sebastian die Hand und zauste Nina an den lockigen Zöpfen. „Also, heute abend kommst Du mit, kleine Maus!"

„Kinder gehören nicht ins Konzert," sagte Herr Sebastian.

Nina erschrak. Natürlich, Herr Sebastian blies ihren Zaubergarten wieder in alle Winde.

Benzberg aber lachte fröhlich. „Machen Sie mir keine Geschichten, Sebastian; ich will meine Freude an den großen Augen haben, wenn der Bub seine Zigeunerliedel runtergeigt und sich bei dem Mendelsohnschen Konzert neben unsre Graubärte stellt, als sei er auch schon ein Alter."

Der Eintrachtsaal war leidlich gefüllt, als Herr Sebastian eintrat und schnellen Schrittes durch den Mittelgang eilte.

Menschen machten Nina Rodeck angst, und da Herr Sebastian sie längst aus den Gedanken, beim Mantelablegen aber auch von der Hand verloren hatte, ging sie dicht hinter ihm drein, um nur nichts andres zu sehen als seine Rockschöße.

Vorn am Podium blieb der Einhändige stehn, sah mit scharfem, mißvergnügtem Blick auf die Roringer zurück, die ihn allesamt anstarrten, und wandte sich dann nach rechts, wo man in einen Nebensaal hinausschauen konnte, der den Solisten zum Aufenthalt zu dienen pflegte.

Als sein Auge diese Richtung hatte, ging eine tiefe Trauer über sein bewegliches Gesicht. Er sah nichts von dem, was heute dort drüben auf ihn wartete, er sah acht Jahre zurück.

Saß dort nicht scheu in sich zusammengesunken eine blasse Frau, der die Hast und Last eines kurzen Jahrzehnts den Jugendschmelz unbarmherzig abgestreift hatte? Rauschte nicht hier, den Mittelgang herauf, die üppige Schönheit, die plötzlich in der Grünau aufgetaucht war? Bei dem Onkel Folz, nach dem sie früher nie gefragt hatte? Stand nicht Tonio Rodeck auf dem Podium und sang für die braunen Augen der Schönheit, während drüben die blasse Frau vom Fieber der Einsamkeit durchschüttelt wurde?

Herr Sebastian strich sich über die Augen: da kamen die Leute von heute wieder durch die Tür, die Leute, die das Zeitungstamtam herbeigelockt hatte, die Leute, von denen keins mehr an die häßliche Geschichte von damals dachte. Gott sei Dank.

Jetzt fiel ihm auch Nina Rodeck wieder ein, und er sah sich nach ihr um — Gott sei Dank! — sie wußte nichts davon und würde nichts davon erfahren; sie stand, durch Benzbergs breiten Rücken vor den Roringern gedeckt, neben der Pedalharfe und freute sich an deren goldner Pracht.

Herr Sebastian war wieder in der Gegenwart und sah nach dem Knaben aus, um dessentwillen er den leidigen Konzertgang auf sich genommen hatte.

Der saß regungslos an der Wand, das blasse Gesicht ernsthaft auf den Geigenkasten gerichtet. Je gründlicher Herr Sebastian das Kind musterte, desto verstimmter wurde er.

Unscheinbar und steckengeblieben war die Gestalt, welk die Haut, das rehblonde Haar durch Öl und Bürste fest an die breite Stirn geklebt, in die sich mit erschreckender Tiefe zwei steile Falten eingruben, wenn ein Gedanke hinter ihr aufstieg, mit dem der junge Kopf nicht fertig zu werden vermochte.

Nur in den Augen leuchtete es, aber das hatten diese Augen mit Benzbergs überein: sie sahen selten, was sie anschauten, und als Herr Sebastian jetzt herantrat, schrak der Knabe heftig zusammen, obwohl es geschienen hatte, als schaue er erwartungsvoll nach dem Mann in der Saaltür aus.

Herr Sebastian setzte sich neben ihn und sagte: „Du bist schreckhaft, mein Kind, das ist nichts für einen, der ein Künstler werden will. Das kommt von verfrühten Konzertreisen; wenn man eine Knospe treibt, wird keine rechte Blume daraus."

Der Knabe schwieg, aber die Falten auf seiner Stirn wurden scharf und tief.

„Macht es Dir Freude, Dich hören zu lassen?" fragte Sebastian weiter, und auch seine Stirn stand voller Falten.

Statt aller Antwort fragte der Knabe: „Sind Sie der Mann, von dem man sagt, er hülfe denen, die etwas leisten?"

„Ja, wenn sich's verlohnt, helfe ich Dir."

„Dann brauch' ich ja keine Konzerte mehr zu geben. Wenn ich lernen darf, sollen Sie mich nicht eher wieder da oben sehen, als bis ich riesengroß bin."

„Wir werden ja hören."

Herr Sebastian schwieg, und der Knabe schwieg auch. Seiner Leistungen fühlte er sich sicher, der Versprechungen der Menschen weit weniger. Herr Sebastian aber war voller Sorgen, und aus diesen Sorgen heraus sagte er plötzlich: „Mein gutes Kind, werde nur nicht bloß ein Virtuos, bilde Deine Seele und Deine Kunst nach allen Richtungen aus, sonst, wenn Du die Geige zu Deinem Gott machtest, und es ginge Dir wie mir, was wolltest Du tun?"

Herr Sebastian schob den linken Rockärmel von seinem Handstumpf. Dann stand er schnell auf, unzufrieden mit sich selber, und ging dem Kapellmeister entgegen, der ihm Viktors Beschützer zuführte.

Nun stand Nina allein vor dem Wunderkind; sie starrte ihn an, und endlich, da er keinen Blick für sie hatte, tippte sie auf den Geigenkasten und fragte: „Ist da auch so ein Käfer drin, wie Onkel Benzberg es nennt?"

Unwillig wandte ihr Viktor den Kopf zu; als er aber die kleine, schmächtige Person mit den flimmernden Augen und den glühenden Bäckchen vor sich sah, nickte er gutmütig und antwortete: „Meine Geige ist drin."

‚Meine Geige' — Nina wurde es heiß und neidisch zu Mute. ‚Meine Geige' — wie stolz das klang! Wer das auch so hätte sagen können! — Sie wollte mit scheuer Zärtlichkeit den schwarzen Kasten streicheln, da kam Benzberg und holte die Kinder hinüber.

Als Nina auf ihrem Platze saß, wurde ihr wieder angst, auch um den Knaben, der ihr wie ein allernächster Freund vorkam, und der sich linkisch und gleichgültig zugleich vor den Zuhörern verbeugte.

Aber das währte nicht lange: Benzbergs Kapelle nahm es mit allen Feiertagsglocken der Welt auf, und dann redete die Geige mit ihr. Konnten Menschenhände — kleine Jungenhände so etwas zu stande bringen?

Nina preßte ihre Fingerchen heftig zusammen und seufzte tief auf vor Entzücken. Aber auch Herr Sebastian atmete anders als gewöhnlich, ein mildes Feuer erhellte die menschenfeindlichen Augen: das war etwas, das war eine große Hoffnung.

Vollendet spielte Viëtor das Mendelsohnsche Konzert nicht; es wischten Fehler durch, manches fiel einfach ab, andres arbeitete er schulmäßig herunter, aber einzelne Stellen voll Temperament und Grazie spielte er mit so persönlichem Ausdruck, daß Herrn Sebastians längst begrabene Wünsche und Hoffnungen wieder auferstanden.

Und wie er dort oben stand, Lippen und Zähne fest aufeinander gedrückt, die Stirn in Falten gekraust, sprach aus jeder Miene und Bewegung: ich will und ich muß.

Talent und Willen — was braucht es mehr, Sebastian? — Glück — Glück gehört noch dazu — Glück, die reifende Sonne, Glück, das läuternde Feuer, Glück, der Pfadfinder hinauf zum Gipfel — aber zum Glück können wir ihm ja helfen.

Als Viëtor den Bogen sinken ließ, klatschten die Zuhörer, besonders alle Mütter, deren kleine Buben zu Hause beim Abendbrot saßen, und so etwas, Gott sei Dank, nicht zu tun brauchten.

Der Knabe verbeugte sich ernsthaft und ging dann sehr schnell ins Nebenzimmer, wohin Herr Sebastian ihm folgte.

Nun saß Nina Rodeck allein und fühlte sich sehr verlegen. Solange der kleine Benzberg seinen Stab schwang, verschwanden die Menschen aus ihren Gedanken: wiegende Schwingen trugen sie in ein heimatliches Wunderland — sowie aber die Instrumente verstummten, saß sie hilflos unter Räubern und Ungeheuern und fühlte die Blicke all derer, die hinter ihr saßen, wie feurige Pfeile.

Auch hörte sie dies und das: über ihre Eltern tuschelte es, unbegreifliche, unheimliche Dinge von schlimmem Leben, jammervoller Armut und traurigem Tod. Herrn Sebastian warfen die zischelnden, huschenden Worte Ichsucht vor und Narrheit und alle Fehler, die eine Menschenseele verunzieren können — ihr selber bürdeten sie eine Erbschaft von schlechten Anlagen auf.

Heiß wallte es in dem Kinderherzen empor, das war ja gelogen — alles — alles gelogen, und sie sehnte sich danach, ihre kleine Hand dankbar in Herrn Sebastians große Rechte zu schieben. Eine große, dankbare Liebe zu ihrem wunderlichen Pflegevater erfüllte sie auf einmal und machte sie mutig — aufspringen wollte sie und den Lästernden Schweigen gebieten — da brachte ein ärgerliches Sst! die Sittenrichter zu Ruhe und Nina zur Besinnung. Benzberg hatte wieder das Wort.

Dann, als alles vorbei war, stand sie schauernd vor Erregung neben Herrn Sebastian. Der kleine Kapellmeister sah fröhlich zu ihrem langen Beschützer auf, der lebhafte Österreicher fuhr mit den Armen durch die Luft und schrie: „Was sagen Sie

nun? Bitt' schön — was? Alles ist da, Begabung, Geist, Willenskraft — bitt' schön — Genie nennt's der, der's versteht."

„Es ist viel da," antwortete Herr Sebastian bedächtig, „und es soll wachsen — wir wollen es fördern."

„Wir, wir? Maria und Joseph — ich kann nimmer, ich hab' mir schon die Söl aus dem Leib gepumpt. Bitt' schön."

„Da ich kann, ist das ja auch weiter nicht nötig," antwortete Herr Sebastian gelassen.

Darauf drückte Benzberg seine rechte Hand, und Viëtors Lehrer versuchte ihm den linken Arm auszureißen.

„Lassen Sie's gut sein," brummte der Angegriffene den Kapellmeister an. „Sie haben ja an dem Erfolg überhaupt nicht gezweifelt."

Benzberg lachte. „Wo werd' ich denn! Sie haben doch Ohren, Sie haben doch Sinne, und zu innerst haben Sie doch auch ein Herz, zu dem die Violinsaiten die allersichersten Leiter sind."

Weiter kam Benzberg nicht mit der Schilderung von Sebastians Herzen, denn der Budapester Schulmeister winkte dem Knaben, der nun gerade auf Herrn Sebastian zueilte.

„Ist es wahr," brachte er kurzatmig hervor. „Ist es wahr, was die oben auf dem Orchester sagten? Sie würden mich studieren lassen, ganz und gar? Nicht nur mit einem Brocken, der langt von heute auf übers Jahr — ganz und gar, daß ich lernen kann wie ein Königssohn?"

Über Herrn Sebastians Gesicht flog der Schein eines Lächelns, es wurde aber gleich wieder ernst. „Ja, Viëtor," sagte er und legte seine Rechte schwer auf die Schulter des Knaben, „zehn Jahre will ich Dir schenken zum Wachsen und Arbeiten. Kommt morgen alle drei zu mir, da wollen wir von der Zukunft reden."

Nina fror und glühte; sie beneidete den Knaben und kam sich beneidenswert vor, weil sie seine Hand zum Gutenachtgruß gefaßt hatte. Den ganzen nächtlichen Weg entlang sah sie seine Augen vor sich. Erst als Herr Sebastian das Gartengatter aufschloß, dachte sie: wie schade, daß Hans nicht mitgewesen ist, nun muß ich ihm morgen alles erzählen.

Aber damit wurde es nichts. Von zehn Uhr an schmiedeten die drei Männer in Herrn Sebastians Unterstube an Viëtors Zukunft; den Knaben hatten sie Nina überantwortet — wie konnte sie da an Hans Kieter denken, der mit der Peitsche knallte und alltägliche Schularbeiten machen mußte.

Nina sah ihren Gast zunächst verlegen von der Seite an; er beschaute sich die Grünau.

„Dein Garten ist hübsch," sagte er, „bunt und wild und doch fröhlich."

Sie verstand ihn nicht recht. Natürlich war ihr Garten hübsch: es wuchsen Blumen drin, die Beeren wurden süß, und man konnte sich verstecken.

„Wie heißt Du denn?" fragte sie unvermittelt.

„Viëtor," antwortete er stolz, als ob der Name schon leuchte wie ein ewiger Stern.

„Das meine ich nicht; so wie ich Nina heiße."

Er lächelte. „Nikolaus. Meine Mutter nannte mich Niki — Du darfst auch Niki zu mir sagen, wenn Du mir ein paar Erdbeeren gibst, dort aus dem Frühbeet. Ich esse sehr gern Erdbeeren; ob sie schon süß sein werden?"

„Niki," sagte Nina schnell einmal, stolz über die Erlaubnis, und dann führte sie ihn zu ihrem Erdbeerbeet und gab ihm alle, die da wuchsen: Frau Radkens, Herrn Sebastians, ihre eignen und zuletzt auch die für Hans Kieter.

„Und was tust Du nun?" fragte sie, als er sich satt genascht hatte. „Spielst Du nun den ganzen Tag Geige?"

Er lachte. „Ich lerne viel mehr — ich lerne alles — Dirigieren und Komponieren, — verstehn, was jemals ein Musiker gedacht hat, und was jemals ein Zukunftsgenie können wird; und dann auch geigen — geigen, daß die Menschen davon verzaubert werden und tun müssen, was ich will — so etwa wie bei dem Rattenfänger von Hameln. Kennst Du die Sage?"

„Ja, aber das war ein schlechter Mensch."

„Nein, das war ein Künstler, und weil die Leute gegen Künstler immer des Neides voll sind, reden sie so, als sei er ein schlechter Mensch gewesen."

Nina seufzte. „Ich möchte auch so einer werden, trotzdem! Ich beneide Dich auch."

„So lerne doch," sagte der Knabe altklug, „Du wirst ja sehen, wie weit Du kommst — ich komme natürlich weiter. — Kennst Du Beethoven?"

Nina nickte stumm und eifrig; sie kannte ihn nicht, aber sie hatte gelernt, bei seinem Namen einen heiligen Schauer zu empfinden.

„Siehst Du, so groß will ich werden, nur viel glücklicher. Dazu hilfst mir Dein Herr Sebastian, kleine Nina!"

„Und ich darf Dich Niki nennen," sagte Nina mit holdem Lächeln, „wenn ich auch nicht geigen lerne, weil es Herr Sebastian verboten hat."

Viktor sah seine kleine Gespielin verächtlich mitleidig an: als ob man's ihm nicht auch verboten gehabt hätte, mit Worten und Schlägen!

Und drüben, jenseits der Straße, hockte Hans Kieter auf dem Apfelbaum und sah verächtlich zornig auf seine kleine Freundin hinab: die dumme Person, die sich so arg mit dem albernen Geigenfritzen abgab. Na, wenn die heute nachmittag herüber kam, dann wollt' er ihr seine Meinung sagen.

Zehn Jahre sieht man der Grünau nicht an. Folzens ordentlicher Garten hat nach ihrem Verlauf noch dieselben verständigen Beete, Kieters Linden sind nur ein klein wenig höher geworden, und Herrn Sebastians Wildnis wuchert heute wie gestern.

Auch er selber lebt noch, trotz Husten und Prophezeiungen, nur die Lederkissen in der Fensternische sind fadenscheiniger geworden, und das Kind, das seine Schularbeiten in dieser Fensternische machte, ist zu einem schlanken Mädchen aufgewachsen.

„Ja ja," sagte die leinenblaue Mutter Radken, „wir Menschenkinder werden sichtbar alt, den Bäumen merkt man's schon weniger an."

Jahre laufen hin, ohne daß man an die Vergangenheit denkt, und dann kommt ein Tag, da läßt sie einen nicht los, ein Tag, an dem sie uns beherrscht, und selten ist sie eine sanfte Regentin.

Nina Rodeck war heute in ihrem Bann, Herr Sebastian dachte vergangener Zeiten, und Hans Kieter, der Student, lachte schon zum drittenmal über den Streit,

den er vor zehn Jahren mit seiner kleinen Freundin um das Wunderkind ausgefochten hatte, denn Nikolaus Viëtor gab heute abend abermals ein Konzert in der Eintracht.

Sie hatten alle drei den Knaben nicht wiedergesehen; die spärliche Aufsicht, die Herr Sebastian für nötig hielt, führte der kleine Benzberg. Regelmäßig an jedem Quartal schickte Viëtor als Quittung und Dank einen Bericht über seine Arbeit und seine Studien — diese Berichte wurden von Mal zu Mal reicher in Form und Inhalt: der Ehrgeiz und die lapidaren Antworten Sebastians hielten ihn auf der geraden Bahn zu seinem Ziel. Auch hatte er Wort gehalten und sich nicht wieder hören lassen, ehe denn er „fertig" war; nun befand sich der Dreiundzwanzigjährige seit dem Herbst auf der ersten Konzertreise, deren Beschluß Koringen machen sollte. — Sebastian konnte zufrieden sein mit den Kritiken, die ihnen diese Konzertreise einbrachte.

Nina Rodeck war es nicht; sie saß am Fenster, wartete mit dem Kaffee auf ihren alten Herrn und hantierte fleißig mit Nadel und Faden. Das sah friedlich aus, und dennoch stürmte ihr's in Kopf und Herzen.

Die schlimmen Gedanken! Die Gedanken voll Neid und Zorn, Sehnsucht und Bitterkeit. — Je heftiger sie auf Nina eindrangen, um so deutlicher wurden zwei Falten auf ihrer Stirn, die denen Viëtors glichen, jenes Viëtors, der es erreicht hatte, während sie noch immer auf dem alten Platze saß.

Die Schrankuhr hob aus und schlug schnarrend fünf. Nun würden sie wohl fertig sein mit der Probe, zu der die Hauptperson erst mittags hatte kommen können. Nina stand auf, stellte Herrn Sebastians Tasse zurecht und ging unruhig auf und ab.

Stück für Stück des Dornenwegs, den sie heimlich gewandert war, lief jetzt ihre Erinnerung dahin und verwundete sie aufs neue. Viëtor hatte ihr Mut gemacht damals: ich hab' auch nicht gesollt und hab' es doch getan! Sie wollte, mußte Künstlerin werden, trotzdem Herr Sebastian ihr die Wege dazu verschüttete. Dies wunderliche Sehnen, Wünschen und Drängen konnte nicht von ungefähr sein.

Sie lernte mit leidenschaftlichem Eifer dem Kantor Rieselmann in den Schulstunden ab, was sich ablernen ließ; was Adele Folz übte und trällerte, das versuchte auch sie, singend und am Klavier; wo ein Samenkorn flog, sie nahm es auf. Dabei lernte Nina allerlei, aber nichts Rechtes. Nie durfte sie ein Konzert besuchen; die Noten, die ihr zur Verfügung standen, waren Zufallsware; nie durfte sie mitkommen, wenn Herr Sebastian zu Benzbergs ging, dem einzigen Haus, wo er das Musizieren aushielt.

Nach dem ersten kindlichen Glücksgefühl über das, was ihr gelang, kam die Verzweiflung, denn ihr Ohr sagte ihr unbarmherzig, wie anders Adelens Lieder klangen. Dennoch erwachten Wunsch und Hoffnung jedesmal mit erneuter Kraft, sobald Nina daran dachte, es aufzugeben.

Zehn Jahre — zehn Jahre verquält, verhofft und vergeudet.

„Ich will nicht daran denken," sagte sie laut und zornig, „ich will froh bleiben, ich will Viëtors Konzert mit hellen Sinnen genießen."

Ihre Blicke glitten den Gartenweg entlang, über den leise keimenden Frühling, über die Krokus, die bunt aus der Erde drängten, über die Schneeglöckchen, die ihre weißen Lanzenspitzen emporreckten, bis an die grüne Gartentür, hinter deren Gatter jetzt Herr Sebastian mit dem kleinen Kapellmeister stand: Herr Sebastian, hager, steif und sehr gealtert, der kleine Kapellmeister unverändert in Frische und Lebhaftigkeit.

Sie standen zehn Minuten lang in eifrigem Gespräch, zwei glückliche Menschen, die sich an einem schönen Ziele finden, dann schüttelten sie sich die Hand, und Nina trat an den Tisch, um den Kaffee einzugießen.

Aber Herr Sebastian kam nicht in die Wohnstube, er ging geradewegs in das Musikzimmer, stellte sich vor das umflorte Cello und nickte ihm heiter zu.

Keiner der vielen, denen er zu helfen versuchte, hatte es bisher über den braven Schulmeister oder Durchschnittsmusikanten gebracht, Nina Rodeck war die große Enttäuschung seines Alters gewesen. Nikolaus Viëtor aber brachte ihm alles ein, alles — das gab eine schwere, köstliche Ernte.

Er sah eine Zukunft vor sich, so hell, daß keine Vergangenheit sie wieder verdunkeln konnte: Viëtor trug ins Haus, was draußen blühte und keimte — er selber öffnete Schränke und Mappen — jung konnte man dabei werden, heillos jung.

Da klang es weinerlich zur Tür herein: „Bester Herr, wenn Sie nur bloß Ihren Kaffee trinken möchten! Wann soll denn ein Christenmensch seinen Aufwasch in Ordnung kriegen."

Herr Sebastian lachte. „Schon gut, Radken, ich komme gleich."

So wie sich die Tür hinter der Wirtschafterin schloß, nahm er den Flor von seinem Cello, knüllte ihn zusammen und steckte den Knäul in das wurmstichige Pult, in dem er seine Jugendschreibereien nun seit dreißig Jahren beharrlich eingesargt hielt.

„Keine Trauer mehr — wir sind wieder lebendig geworden."

Dann legte er die Hand auf die Wohnstubenklinke, zögerte aber zu öffnen, denn da drinnen wurde gesprochen.

Herr Sebastian verstand die Worte nicht, aber auf den Ton verstand er sich. — Mit wem sprach Nina so? — Er stieß die Tür auf und suchte mit strengem Blick das Zimmer ab.

„Du bist allein?" fragte er scharf und zog Querfalten in die Stirn. „Redest die Wände an und wanderst mit verschlungenen Händen auf und ab, wie die Heldin einer Tragödie? Das laß bleiben. Deine Großmutter sagte: Ein Mädchen, das müßig geht, ist schon halb auf verbotenem Wege."

Nina wurde dunkelrot und wandte sich zum Fenster zurück. Monatelang kümmerte er sich nicht um sie, dann kam es plötzlich über ihn, und rauh und unfreundlich legte er ein Maß an sie, mit dem einst die unbekannte Großmutter gemessen hatte, die nichts von der Enkelin krankem Herzen wissen konnte.

Herr Sebastian erwartete keine Antwort, er trat an den Tisch und griff nach seiner Tasse.

„Wir haben jetzt noch zwei Stunden bis zum Konzert —"

Er brach ab, seine Gesichtszüge verschärften sich, die Brauen rückten dicht zusammen, und er lauschte gespannt auf die Töne, die seine stille Grünau in eine Jahrmarktswiese verwandelten. Einen Augenblick nur, dann eilte er mit fliegenden Rockschößen nach der Tür und rief hinaus: „Radken, ein Leierkasten! Der Kerl soll sich augenblicklich davon scheren — geben Sie ihm, was er verlangt."

Die Radken lief, so schnell ihre alten Beine sie trugen, und Herr Sebastian ging, die Lippen häßlich zusammengekniffen, bei den langgezogenen Tönen des Troubadourmiserere auf und ab.

Einen Augenblick lang verstummte die Musik, und er atmete auf; gleich danach aber begann sie von neuem, und einige Minuten später guckte Frau Radkens erhitztes Gesicht zur Tür herein.

„Er will nicht; bei Folzens wär' Kindergesellschaft, und sie hätten ihn zum Aufspielen gemietet."

„Die Menschen sind verrückt!" schrie Herr Sebastian, „vollständig verrückt; ich will ihnen meine Meinung sagen."

„Herr Sebastian," bat Nina.

„Laß mich in Ruh'," murrte er und griff nach seinem Hut.

„Der Kaffee!" schrie die Radken.

„Nun ja doch!" Er trank im Stehn den Rest.

„Das Konzert," mahnte Nina leise.

„Ins Kuckucks Namen! Deshalb erst recht. Ich will mir heute die Stimmung nicht verderben lassen."

Da verstummte der Leierkasten, man hörte das Lachen der Kinder; Herr Sebastian atmete auf und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

„Das ist ein erträglicher Lärm. Nun also!" fuhr er milder fort und setzte sich ins Fenster. „Halte keine Selbstgespräche, Nina, und sei rechtzeitig fertig, wir gehn zusammen."

Aber der gemietete Leierkasten mußte seine Pflicht tun: die Kinder wollten tanzen, seine Walze verstand sich auf den Kußwalzer, und Herr Sebastian verstand sich nie auf den Humor des Lebens.

Er sprang auf, schleuderte den Schemel zurück, rannte wie ein gefangener Tiger im Zimmer umher und sagte hastig: „Ich laufe davon, Kind, komme allein hinunter; aber pünktlich, damit mir Dein Fehlen nicht Unruhe macht. Pünktlich, Nina, verdirb nicht auch Du mir den Tag!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief er hinaus, stülpte den Hut schief auf den Kopf und rannte einen der Heckenwege entlang, die von der Grünau aus in den Stadtwald und ins Stille führten.

Nina stand regungslos im Fenster, ihre Arme hingen schlaff herab, die Stirn war qualvoll gespannt: sie litt unter Herrn Sebastians Worten ebenso wie unter der frechen Sentimentalität des Leierkastens. Aber erst als die Radken hinaus war, drückte sie die Hände gegen die Ohren.

Da ging er also wieder davon — war sie nicht immer allein im Leben?

Sie wollte an Kieters denken, an alles Liebe, was Hansens Mutter ihr seit frühen Kindertagen getan hatte, an die derbe Neigung des wilden Kameraden — aber heute schien ihr das alles matt und wenig, ihr wurde nicht warm dabei, und immer stand Adele neben oder zwischen ihnen; die glückliche Adele, die spielend erfaßte, wonach sie sich vergebens die Hände wund rang.

Gott sei Dank, daß wenigstens Adele nicht kommen konnte.

Plötzlich brach Nina in Tränen aus. Ich bin ein schlechtes, mißgünstiges Geschöpf, statt mich zu freuen, jammere ich. Ich gönne Viëtor nicht, was er erreicht hat; Adele nicht, daß sie das Konservatorium besuchen darf —

Sie sank auf den Stuhl, den sie vorhin Herrn Sebastian zurechtgerückt hatte, drückte den Kopf in die Arme und weinte sich satt.

Lange rührte sie sich nicht; erst als draußen der Kies unter schnellen Schritten knirschte, stand sie auf und strich sich über Stirn und Augen, als könne sie damit die Spuren der Erregung verwischen.

Herein brauchte Nina nicht zu rufen, nach kurzem, kräftigem Pochen wurde die Tür aufgerissen und ein junger Mann trat über die Schwelle.

„Hansel!" rief sie und ging ihm einen Schritt entgegen.

Er faßte erfreut ihre Hand. „So hast Du mich lange nicht genannt, wie traulich das klingt; wie dreizehn Jahre und eitel Kinderlust."

Er zog ihren Arm durch den seinen und führte sie tiefer ins Zimmer hinein. „Das nehm' ich als ein gutes Zeichen: Du hast Dich besonnen und kommst heute abend doch noch zu uns. Halt, halt! Nicht gleich nein sagen, Nina. Hör zu! Wir sind doch Deine nächsten Menschen. Nicht wahr? Zu uns hast Du all dein Glück und Dein Leid getragen, und wir haben Dir unsers dagegen gegeben. Für Kieters aber ist heute ein wichtiger Tag: der Hausjohn ist zum letztenmal als Student im Nest, morgen geht's in die Examenkampagne und danach ist der besagte Hans ein selbständiges Menschenkind — nicht Hausjohn mehr. Um solch wichtigen Abschnitts willen hat das Mamachen natürlich gebacken, und Papachen will den vielberühmten Familienpunsch brauen — werden auch übliche rührsame Reden geredet werden — aber ohne Nina Rodeck ist's nur die halbe Geschichte. Nicht wahr? Das weiß Nina Rodeck selber am allerbesten, und sie verdirbt uns den Abend nicht wegen dieses verwünschten Konzerts."

Nina hatte Hans Kieter ein paarmal unterbrechen wollen. Er sprach aber nachdrücklich weiter mit einem leisen Humor, aus dem man doch den Ernst und ein wenig Vorwurf heraushörte. Jetzt machte sie ihren Arm frei, schüttelte den Kopf und antwortete: „Lieber Hans, auch Du weißt ganz gut, daß dies nicht so einfach ist. Herr Sebastian würde mir's bitter verargen, wenn ich bei dem Triumph seines Lieblings fehlte, sein letztes Wort vorhin zwingt mich geradezu —"

Hans sah entmutigt aus, warf den Hut auf den Tisch, setzte sich, fuhr sich ein paarmal durchs Haar und sagte dann: „Vielleicht ist das der Grund, aber Dir geht ja doch auch die Musik über alles."

„Hans! —" Jetzt war Nina zornig. „Du dürftest Dich nicht beklagen."

„Nicht? Wirklich nicht? Auch nicht über diesen Ritter vom Kolophonium, den Bengel, der die Geige strich, statt seine Schularbeiten zu machen, und der mir schon vor zehn Jahren meine Erdbeeren stibitzte?"

Über Ninas Gesicht huschte ein Lächeln. „Wenn die Erdbeeren Ursache Deines Scheltens sind, dann ist es verdient, mir hat's immer wie eine Schuld auf dem Herzen gelegen, daß ich ihm Deine Beeren preisgab."

„Um eine Hagebuttensuppe hat mich der Schlingel auch gebracht," fiel Hans vergnügt ein. „Damals, als Du am Tag nach dem Konzert in der Schule nachbleiben mußtest und ich das Mittagessen versäumte, weil ich natürlich auf Dich wartete. Aber da Du die Erdbeerensünde bereust, sei Dir auch die Hagebuttensuppe verziehen."

Sie lachten sich beide an. Da streckte Hans die Hand aus und sagte leise: „Nina, daß Dich die bloße Erinnerung an unsre Kinderstreiche froh macht, ist das keine Mahnung? Laß die Wildnis im Stiche, komm unter die Linden! Da Du kein Wunderkind bist, gibt Dich der Alte schon frei, und meine Mutter wird Dich hegen und behüten, bis —“ er hielt inne, denn er sah, daß sie gar nicht zuhörte.

Ihre Fröhlichkeit war schon wieder erloschen, die Augen hatten einen unheimlichen Glanz, und als wisse sie das, senkte sie die Lider tief herab.

„Quäle mich nicht, Hans; Viëtors Konzert muß ich standhalten. Du weißt das auch. Wenn Du es gut mit mir meinst, dann kommst Du mit mir in die ‚Eintracht‘ — Deinen Eltern ist's reichlich recht, wenn Du um halb zehn zum Punsche daheim bist. Ich muß das durchkämpfen. Du weißt doch, wie's um mich steht, wie ich schon, als ich kaum laufen konnte, an den Kirchtüren hockte, hinter denen die Orgel klang. Seit ich Viëtor kenne, seit ich weiß, was einer erreichen kann, der heftigen Willen aufwendet, suche ich das Zauberland und finde den Weg dahin versperrt. Ach — und in jenem ersten Konzert hörte ich auch von meinen Eltern reden, schattenhafte, unverständliche Dinge — wie Gespenstergeschichten drang's aus dem Geschwätz der Leute auf mich ein und beunruhigte mich, aber niemals erfuhr ich mehr. — Herr Sebastian hat mir Gutes getan — ja, ja! — hat mich genährt und gekleidet — aber was ich sonst gelitten habe an Durst und Hunger, wie ist es damit? Und vor allem durfte er mir meine Eltern nicht ewig Schattengestalten bleiben lassen. — Meine Eltern und die Musik, das Beste und das Gewaltigste unsrer armen Erde, hat er von mir fern gehalten. Das kann ich ihm nicht vergeben. Das stößt mich von ihm fort. Das macht mich krank und bitter. Um meines Vaters Stimme willen hätte er mich aufgenommen, sagten die Leute — ich aber war stumm. — Jahr für Jahr, wenn die Pfingstglocken läuteten, holte er mich in das Musikzimmer und ließ mich singen — o, diese atembeklemmende Angst vorher — diese schamvolle Pein danach — und doch, das Schlimmste war, als er mich nicht mehr hineinrief, als es ihn keiner Probe mehr verlohnte. An jenem ersten Pfingsten, wo ich mich vergeblich geängstigt hatte, bin ich umhergegangen mit einem Gefühl, als sei ich lebendig eingemauert worden. Nun wußte ich es ja — aufgegeben — hoffnungslos. Und nun bin ich ihm nur noch eine Bürde, die böse Erinnerung an einen leidigen Irrtum!“

Blaß und verängstigt stand Nina da; die Lippen zitterten, als wollten sie sich gegen die Worte wehren, die sie doch sprechen mußte, und die Hände zitterten auch. Hans fand sich nicht mehr zurecht. Für so schlimm hatte er's doch nicht gehalten, das wuchs sich ja beinah zum Haß aus gegen den, der sie hinderte. — Er hatte Ninas Musizieren für eine Schrulle genommen, die man mit einem Kuß überwindet, wenn nur erst die Zeit da ist, wo man ehrlicherweise küssen darf. Wenn sie so heftig um etwas andres litt, dann war er ihr doch gar nichts, dann hatte er sich ja betrogen.

„Nina,“ sagte er traurig, „Nina — haben wir uns denn bisher überhaupt nicht gekannt?“

Da erschrak sie. Was hatte sie gesagt, daß er sie jetzt erst kennen wollte? — Sie schämte sich und grollte ihm, daß er gehört hatte, was nicht ans Licht sollte. Hastig trat sie ans Fenster, um ihr Gesicht seinem prüfenden Blick zu entziehen.

Hans ging hinter ihr auf und ab, einmal, zweimal — immer wieder — er litt mit ihr und um sie.

In die ‚Eintracht' ging er natürlich nicht mit; seine Eltern hätten's in all ihrer Güte wohl zugegeben, aber eben diese Güte durfte der brave Sohn nicht mißbrauchen. Nina mußte nachgeben, unbedingt, das Weib muß allemal in die Bahn des Mannes einlenken.

Hans blieb neben Nina stehn und legte seine Hand auf ihren Arm.

„Mein liebes Mädel," sagte er und machte seine Stimme frischer als ihm zu Mute war: „Überlege doch mal! Quälst Du Dich nicht eigentlich ohne Grund? Das Leben ist nicht, wie sich's Dein junges Herz in der wirklichkeitsfeindlichen Luft Eurer Wildnis zusammenträumt. Mache Dich frei, gib die Kunst auf, die nichts mit Dir zu schaffen haben will, sie ist nicht der einzige Stern in unsrer Erdennacht. Die Welt ist reich an guten Gaben und sehnt sich nach weichen Händen wie die deinen an hunderterlei Plätzen — Du brauchst nur zuzugreifen und zu wählen — weshalb denn gerade das Einzige, was sie Dir nicht geben will? Weil die um Dich her es überschätzen. Komm zu uns nüchternen Menschen, die wir meinen, unser Leben sei nutzlos verbracht, wenn wir nicht unsern Kampf- und Weggenossen durch warme Worte und herzliche Taten Weg und Kampf erleichtert haben. Verlaß Deine Wüste, denke dran, wie wohl der kleinen Nina wurde, wenn sie den Kopf in meiner Mutter Schoß betten durfte."

Als Hans von seiner Mutter sprach, wandte sich Nina hastig um; ihr Gesicht brannte, in ihren Augen war ein feuchter Schimmer, aber das Schamgefühl war doch das stärkste in ihrer Seele, und hastig sagte sie: „Es ist ja gar nicht so schlimm, Hans, es ist nur Tagesstimmung — das Konzert — daß alles so mißlich zusammen kommt — Herr Sebastian hat auch vorhin gescholten."

Hans sah sie forschend an. „Wirklich? Gewiß? Aber dann um so mehr — dann komm und mach ein Ende — heute gerade mach Dich frei — wir wollen's schon vor Herrn Sebastian verfechten. Eben jetzt ist er so froh über seinen Musikbengel, daß er gar nichts davon spürt, wenn Du gehst."

Ein Zug von Ungeduld ging über Ninas heißes Gesicht. „O Hans! Ob er's spürt oder nicht — ich stehe doch hier in Pflicht! Und ich muß auch sehen, was aus dem Knaben geworden ist — Augen hatte er — ob er noch dieselben Augen hat?"

Auch Hans Kieters Geduld war zu Ende, die Eifersucht rüttelte kräftig an ihm, und hastig sagte er: „Ich hasse Viktor."

Nina erschrak, wandte den Blick von den Engeln über Herrn Sebastians Schreibtisch und sah dem Spielgefährten verwundert ins Gesicht. Er sah zornig aus, Unmut saß zwischen seinen Brauen, und sein Blick umfaßte sie nicht mehr mild und bittend.

„Verzeih," bat sie leise. „Ich habe Dich mit den alten, dummen Geschichten geplagt, aber heute ist's übermächtig, heute würde ich auch in Deiner Mutter Friedenswinkel nichts andres denken können. Sei gut, Hans, leb wohl, Hans."

„Leb wohl, Nina, und vergiß mich nicht ganz."

„Wie könnte ich Dich vergessen," sagte sie sanft. „Recht viel werd' ich an Dich und Dein Examen denken, und Dir tüchtig den Daumen halten — aber dort kommt Dein Vater und winkt herüber. Laß ihn nicht warten."

Sie grüßte den alten Herrn und blieb so, abgewandt, im Fenster stehn, obgleich Hans noch immer zögerte; ihm war, als hinge an diesem Augenblick die ganze Zukunft. Noch einmal bat er mit gepreßter Stimme: „Komm mit!" Aber sie schwieg. Ihr Köpfchen hob sich von dem gelben Abendhimmel ab, wie auf Goldgrund gemalt, das Profil, von dem er seinen Blick nicht zu wenden vermochte, war jetzt so still, als könne es nie durch Leidenschaft verändert werden.

Hans Kieter sah jahrelang, wenn er an Nina dachte, zuerst dies Bild, so frisch, wie er's jetzt durch den wilden Garten hinaustrug, ohne sich noch einmal nach ihr umzuschauen.

Seit der Probe, wo man spüren konnte, daß Viëtor nicht nur etwas war für die lauten Kritiker, sondern auch für die stillen Kenner, lag dem kleinen Benzberg ein ganzes Frühlingskonzert in den Ohren.

Nun stand er in der Tür des Seitensaals und freute sich über die hereinströmenden Roringer; heute brachte nicht das Mitleid mühselig ein spärliches Häufchen heran, heute kam alles, um einen Stern zu bewundern.

Frau Folz rauschte in Seide daher; seit ihre Tochter auf dem Konservatorium war, verstand sie sehr viel von Musik, wenn sie auch natürlich nie zugeben würde, daß die reiche Adele Folz für Geld auf solch ein Podium stiege und in der Welt herumsänge, wie die armen Schlucker, die's nötig hatten.

Kantor Rieselmann folgte ihr würdevoll, schob die Brille hoch und rückte die Augenbrauen hinterdrein: Sein Urteil sollte unbeeinflußt durch Herrn Sebastian abgegeben werden, dessen Gold von der abhängigen Musikantenschar leider allzuoft für einen Wegweiser genommen wurde.

Da kam Peteroff, der Kritiker des ‚Morgenblatts', der sich freute, weil er seinen Bericht mit unterhaltenden Notizen spicken konnte — wer läse nicht am liebsten Persönliches.

Dort machte sich sein Gegenkritiker von der ‚Abendglocke' breit, Haßlach, der verpfuschte Tenor, der sich zum einflußreichen Tintenfisch emporgearbeitet hatte. Der „fade Bub", der sich einen stummen Musikanten nannte, um welcher Wendung willen dem kleinen Benzberg allemal die Galle ins Blut trat, wenn er ihn sah. — Stummer Musikant! Der Laff mit den Tenorgelüsten? — So nannte er in zärtlichen Gedanken seinen Alten auf der Grünau, den Mann mit dem feinen Gefühl, dem untrüglichen Gehör und den sichern Kenntnissen, den Mann, dessen ganze Seele Urteil und Empfindung war, und nun wollte ihm dieser Haßlach den schönen Namen verschimpfieren. Wild machte ihn der anmaßende Schlingel — aber doch heute nicht! — heute flog jede Wolke schattenlos über seinen Himmel, heute hatte alles leichte, rosenfarbene Schwingen.

Und da war ja auch Nina Rodeck; Nina, die er nicht ansehen konnte, ohne eine Frühlingsmelodie zu hören. Wie würde das liebe Ding sich heute freuen, wo es schon damals ganz entzückt gewesen war.

Das liebe Ding — das arme Ding — für das lieblich aussehen nicht genug war, wie für andre Blumen, das arme, klingende Seelchen, das auch stumm durchs

Leben gehn mußte. — Benzberg machte so seine Pläne. Wenn Nikolaus Viktor Augen hatte und einen Verstand, der Menschen zu schätzen wußte, die feinfühlig und feinhörig waren, ohne selber zu klimpern oder zu zirpen — je nun, wer weiß, Gelegenheit genug würde es geben oben in der verzauberten Grünau.

Während Benzberg luftige Fäden verspann, suchte sich Nina ihren Platz — einen scheuen Blick ließ sie seitwärts gleiten, wo im Nebensaal sich eine dichte Gruppe um den Stern gebildet hatte: sie suchte den Knaben, um dessentwillen sie hatte in der Schule nachbleiben müssen.

Aber dem Fremden, der dort zwischen den wohlbekannten Vorständen der ‚Eintracht' stand, war nichts mehr von dem Wunderkinde geblieben. Schlank in die Höhe gewachsen, ruhig von Angesicht, gesund von Farbe, — ein normaler junger Mann, wie ihrer hundert über Koringens Pflaster liefen, stand Nikolaus Viktor neben Herrn Sebastian.

Hans, dachte Nina unwillkürlich, wenn doch Hans mitgekommen wäre!

Sie wandte sich nach der unaufhörlich klappernden Tür — einen Augenblick lang hatte sie gemeint, der Freund müsse eintreten, gleich darauf sagte sie sich, daß ihn Kindesliebe und Eigensinn gleichermaßen daran hindern würden. Ihr wurde so bang, als wäre sie in einer menschenlosen Öde; jetzt erst meinte sie seine Bitte zu verstehn: ausgestoßen war sie von der bunten Menge, die hier ihr Vergnügen suchte, ebenso wie von den andern, deren Königreich dieser Saal war.

Endlich stieg Benzberg aufs Podium, die Gruppe im Nebensaal zerstreute sich, Viktor verschwand im Künstlerzimmer, und Herr Sebastian kam mit schnellen Schritten in den Saal, wo er sich ohne ein Wort oder einen Blick an Ninas Seite setzte.

Hans hatte tausendmal recht, gleichgültig war für Herrn Sebastian, ob sie da war, oder ob der Platz neben ihm leer blieb. Warum saß sie nicht in Frau Kieters Sofawinkel, warum starrte sie hier unter lauter Fremden auf des kleinen Kapellmeisters wunderliche Bewegungen. Warum? — Sie versuchte diese Gedanken umzubringen, sie wollte ja genießen. Genießen? Nina hätte beinah gelacht. Konnte man denn genießen mit einem Herzen voll Neid, Zorn und Bitterkeit?

Als sie so weit war, schämte sie sich und richtete sich gerade auf, als könne sie so ihren guten Willen stützen. Nun erkannte sie wenigstens, was die oben spielten: die Tannhäuser-Ouverture schickte die schweren Akkorde des Pilgerchors in den Saal; die Violinen des Venusbergs jagten Feuerströme durch ihre Adern, geheimnisvolle Horntöne lockten ins Land der Liebe, das Blech gellte, die Bässe schritten majestätisch einher, aber Nina vernahm nur einzelne Töne, die hold oder unhold ihre Nerven trafen, sie hörte keine Musik.

Endlich schwieg das Orchester, Viktor stieg aufs Podium.

Heiter sah er in den Saal hinab, auf die Menschen, die sich drängten, rückten und schoben, um ihn ordentlich zu sehen. Vor zehn Jahren hatte er mutlos hier oben gestanden: zwölf Konzerte lagen damals hinter ihm, zwölfmal Lorbeerkränze und Zeitungslob — ein Helfer war nirgends zu finden gewesen.

Nikolaus Viktor schickte einen warmen Blick zu Herrn Sebastian hinüber, lächelte und grüßte. Da hob Benzberg den Stab, mit leisen, geheimnisvollen Tönen begann Beethovens D-dur-Konzert, und die Leute im Saal kamen zur Ruhe.

Nur Nina kämpfte noch immer mit Pein und Scham; Beethoven sprach umsonst. Erst als Viëtor den Bogen ansetzte, löste sich ihre Spannung, den weichen Tönen dieser Geige vermochte sie zu folgen, jetzt hörte sie, obgleich ihre Augen den Künstler unverwandt anschauten. Seine Züge wandelten sich unter ihrem Blick wieder in das Kindergesicht, es wurde schmal und blaß, bis sie zuletzt nur noch ein Paar Augen sah, die brannten und leuchteten, und zwischen den Augen eine Falte, die eine Geschichte erzählte von Not und Unwillen und von Kraft und Willen, die Sieger blieben. Oder ist es die Musik, die diese Geschichte erzählt? Die Gewaltige, die ringt und kämpft, die mit immer gleicher Mahnung beharrlich an das Herz klopft, die aus den Tiefen der Menschenqual sich emporarbeitet zu leichten, lichten Höhen, auf denen der Siegeskranz gewunden wird.

Der Beifallsturm weckte Nina auf, aber nur zu einer andern Art Rausch, und das Largo nahm sie schnell wieder gefangen.

Mannesverzicht — ein Blick auf das zurück, was einer auf dem Wege zur Höhe drangeben und aufopfern muß — ein Blick nur — keine Klage, keine Tränen — Mannesverzicht.

Und dann tanzt das Rondo mit all seiner Grazie dahin — oben sucht's seinen Weg, wo die Lüfte leicht sind und die Farben leuchtender und die Füße beflügelt.

Ein duftiges Piano stieg himmelan, ein scharfes Forte führte mit seinem Schlußwort wieder zur Erde zurück, wohin wir gehören.

Aber diese Erde war verwandelt. Was Nina Rodeck bisher gekränkt und gefreut hatte: Nachbarschaft und Freundschaft, ihr Wollen und Nichtkönnen, ihr Hoffen und Verzagen — alles verblaßte und wurde undeutlich, wie das Nebensächliche, das unser Blick nicht greift, wenn er sich mit aller Kraft auf einen Punkt gerichtet hat.

Die ganze bunte Vergangenheit wurde zu einem Schattenbilde: abgetan und vorbei, und nun mußte die rechte Wirklichkeit kommen, *das*, was die Menschenkinder das Leben nannten.

Der Rausch wich nicht, auch als das Orchester Viëtor wieder ablöste; jetzt hörte Nina alles und hörte mit innigem Anteil. Auf kurze Zeit hatte sie das stolze Gefühl, stärker zu empfinden, besser zu hören, inniger zu verstehn, wie die Menge um sie her. Sie meinte auf einmal sicher, nach dem steilsten Gipfel zu wandern.

Als es aber vorbei war, stand sie doch wieder auf schwankenden Füßen.

Herr Sebastian hatte sich vor dem letzten Stück von Viëtor und Benzberg verabschiedet; nun drängte er heim, der Schwarm war ihm zuwider. Auch Nina eilte gern, hier wollte sie Viëtor nicht begrüßen.

Stumm und fremd, wie immer, gingen sie nebeneinander hin, und da fiel ein Stück Glanz, Kraft und Hoffnung nach dem andern wieder von ihr ab: sie war arm, bettelarm; weder sich selber noch andre konnte sie erquicken. Herr Sebastian ging an ihrer Seite, das Herz erfüllt von Triumph und Freude — ihr wußte er nichts zu sagen.

Schweigend stiegen sie auf dem vorsintflutlichen Pflaster der Rollgasse empor, schweigend gingen sie zwischen den Hecken der Grünau hin, in denen der Frühling schaffte. Von Schritt zu Schritt wurde Ninas Verlangen nach einem Wort heißer und leidenschaftlicher, aber niemand hatte dies Wort für sie.

Herr Sebastian schloß das grüne Gatter auf. Ein feiner Hyazinthenduft kam über den Rasen, der Kies knirschte unter seinen Schuhen — er hörte nichts und roch nichts.

Frau Radke schlief längst, aber sie hatte das Abendbrot zurecht gestellt. Nina nahm das Flurlicht und zündete mit zitternden Fingern die Lampe an. Als sie aufflammte, stand Herr Sebastian noch immer in der Tür und sah sich einigermaßen erstaunt um.

„Ja so," sagte er, trat schnell an den Tisch, goß sich ein Glas Rotwein ein und leerte es in einem Zuge; dann atmete er mit tiefem Behagen.

„Wenn Du gegessen hast, Nina, gehe zu Bett; ich brauche nichts weiter — gute Nacht."

Damit wollte er nach seinem Zimmer hinübergehn, aber ein seltsamer Ton zwang ihn, sich noch einmal umzusehen. Es war nicht Wort, nicht Ruf, nicht Seufzer, und kam doch von Ninas Lippen.

Als er sich fragend umschaute, sagte sie stammelnd: „Gehn Sie nicht. Lassen Sie mich nicht allein; es bringt mich um, wenn ich nicht davon reden kann."

Er blieb in der Tür stehn und lächelte nachsichtig. „Ich bin ja auch allein, Kind, und vermutlich ebenso erfüllt wie Du. Das lernt sich."

„Wir sind aber nicht im gleichen Fall. Sie bleiben in der Gesellschaft Ihrer erfüllten Hoffnungen — ich aber bleibe allein mit Sehnsucht, Kummer, Qual und Verzweiflung — wie all die Jahre daher."

„Wie all die Jahre daher?" wiederholte Herr Sebastian und starrte Nina an. Das Tuch, das sie um Kopf und Schultern gehabt hatte, war zu Boden gefallen, sie stand mit zusammengepreßten Händen vor ihm, Schauer um Schauer schüttelten ihre Schultern.

Herr Sebastian empfand zum erstenmal, daß sie kein halbwüchsiges Ding mehr war, aber in demselben Augenblick, wo ihm dies zum Bewußtsein kam, stand die Vergangenheit warm und leuchtend vor ihm, und unwillkürlich sagte er: „Wie wenig Du Deiner Mutter gleichst."

Nina schrak zusammen, dann strich sie sich das dicke, dunkle Haar aus der Stirn und sagte mit herbem Ton: „Freilich, meine Mutter war eine große Sängerin, und ich mußte deshalb notwendig auch eine werden, und als Sie sich in Ihren Erwartungen getäuscht sahen, schoben Sie das unbequeme Geschöpf, das wieder auf die Straße zu stoßen Sie zu gutmütig waren, beiseite; trotz aller Gutmütigkeit grausam genug, es an dem einzigen, nach dem es hungerte, darben zu lassen."

Herr Sebastian schwieg. Ninas Vorwürfe mischten in so hohem Grade Wahres mit Falschem, traten so plötzlich an ihn heran, in einem Augenblick, da sich seine Gedanken so ganz wo anders zu Gaste gebeten hatten, daß er das Mädchen hilflos anstarrte, als sähe er sie heute zum erstenmal.

Nina aber fuhr nach einem tiefen Atemzuge fort: „Ich habe Sie gebeten, Sie haben mir's verweigert; allein fand ich mich nicht zurecht. Wenn ich Unterweisung suchte, haben Sie mich verscheucht, nicht einmal zuhören durfte ich, wo ich etwas hätte lernen können. ‚Das verstehst Du nicht,' war das Siegel, mit dem Sie mir alles verschlossen, wonach ich mich sehnte. Sie versagten mir, was mich glücklich gemacht

hätte, und schnitten mir auch die Möglichkeit ab, mich anderswo zu erquicken. Was gibt Ihnen das Recht dazu? — Wenn ich noch Ihr Kind wäre, wenn mich noch irgend ein Band an Sie fesselte, dem ich gehorchen müßte — nichts — nichts. Ich bin Ihnen eine Fremde, täglich muß ich das spüren, und doch halten Sie mich unter der Gewalt Ihres Willens, als sei ich Ihre Sklavin. Sie haben mir Wohltaten erwiesen, ich weiß es, o ich weiß es! Die Kinder in der Schule haben davon getuschelt, daß ich ein Bettelkind sei, die Lehrer haben gesagt, ich solle mich um gute Zensuren bemühen, denn ich müsse Ihnen dadurch meine Dankbarkeit beweisen, und die Leute, denen ich vorbeiging, flüsterten sich zu: das ist das heimatlose Musikantenkind. O ja, Sie haben mich genährt und gekleidet, aber während all dieser Jahre hat das Musikantenkind gehungert nach Musik. Verbittert hat mich die Entbehrung, ich habe keine Kindheit gehabt darüber; und mit dieser ungestillten Sehnsucht im Herzen kann ich auch niemals harmlos vergnügt und harmlos tätig sein, wie die andern Mädchen, die Sie mir zum Muster aufstellen, wenn Sie gerade zufällig einmal an mich denken."

Nina schöpfte Atem, ihre Brust hob sich ungestüm; in vollem Strome waren die Worte hingeeilt, als fürchte sie eine Unterbrechung, jetzt als sie schwieg, zitterten ihre Lippen.

„Warum hast Du mir das nicht früher gesagt?" fragte Herr Sebastian mit klangloser Stimme.

„Früher gesagt? Ist mir doch die Grausamkeit, unter der ich verkümmerte, erst heute ganz deutlich geworden; es hat nur immer in mir geklagt, gequält, gedrängt und verzweifelt. Und wie hätte ich den Mut finden sollen, mit Ihnen davon zu reden, ich hab' mich ja immer gefürchtet. Sie aber mußten wissen, was mich erfüllte; und wenn es Ihnen zu mühsam war, sich um die Entwicklung eines Kindes zu kümmern, so durften Sie das Kind nicht an sich fesseln. Lieber den Leib verhungern lassen, als die Seele dem Verschmachten preisgeben."

„Nina!" rief Herr Sebastian. Er war blaß geworden, stand aber immer noch, den Havelock um die Schultern, unbeweglich in der Tür, wie in dem Augenblick, als er ihr hatte ‚gute Nacht' sagen wollen.

Sie streckte die Hand aus, als könne sie seinen beschwörenden Ruf abwehren — jetzt mußte sie zu Ende kommen, einmal mußte alles gesagt werden. Das Blut jagte ihr durch die Adern und pochte an den Schläfen: hinaus mit all den bittern Worten, die ihr Herz erfüllten, wurde dies Herz doch nach jedem freier und leichter.

„Aber ich will nicht länger leiden. Fort will ich, hinaus aus dieser stummen, erdrückenden Luft. Spielen will ich — Geige oder Klavier, oder was es sei — und singen, wie es auch klinge, und Musik hören — Tag für Tag — mein ganzes Leben lang — tönen soll es, tönen von früh bis abend — die Stille bringt mich um."

Eine hastige Bewegung des alten Herrn machte sie nun doch verstummen. Er kam mit ein paar großen Schritten zurück und warf den Mantel auf den Lehnstuhl, in dem Nina gesessen hatte, als der Kapellmeister zuerst von Nikolaus Viëtor sprach. Das fiel ihr merkwürdigerweise mitten im Aufruhr ihrer Gedanken ein, während Herr Sebastian sagte: „Du sollst Deinen Willen haben."

Nina regte sich nicht, sie vermochte weder Freude, noch Genugtuung, noch irgend etwas zu empfinden; ihr Atem ging kurz wie vorher, das Blut drängte sich so gewaltsam nach der Stirn, daß ihr die Gedanken vergingen. Herr Sebastian durchmaß unterdessen das Zimmer mit großen Schritten, er erwartete keine Antwort, er war gar nicht bei dem gegenwärtigen Augenblick.

„Also das wird es werden," sagte er vor sich hin, „das! — Wende Dich von mir, unfreundlich und grollend; verlasse auch Du mich, wie mich Deine Eltern —" er brach kurz ab.

„Ich verstehe Sie nicht," flüsterte Nina und drückte die Hände gegen das Herz, das ihr plötzlich weher tat als je vorher.

Herr Sebastian hatte sich wieder gefaßt. „Wie solltest Du mich verstehn."

„Das sagten und dachten Sie stets; versucht haben Sie es nie. Was ist's mit meinen Eltern — das ist auch so eine ungestillte Sehnsucht meines Lebens, daß ich nicht weiß —"

„Lasse die Toten ruhen," sagte er mild.

„Aber ich will von meinen Eltern wissen," fuhr Nina leidenschaftlich auf, „es ist mein Recht, daß sie mir endlich mehr werden wie Schattenbilder. Sie denken nur an sich selber, ob es Ihnen bequem ist zu reden oder zu schweigen, ob ich verschmachte nach Nachricht von den Toten, das kümmert Sie nicht. Ich will, ich muß —" sie verwirrte sich und verstummte.

Herr Sebastian blieb stehn und sah das Mädchen unwillig an. Zügellose Heftigkeit war ihm zuwider bei Mann und Weib — vor allem beim Weibe. Als er nach kurzem Besinnen antwortete, klang seine Stimme wieder hart.

„Nun wohl, Du sollst Deinen Willen haben und Dein Recht, vielleicht bringt es Dich zur Besinnung — froher wird's Dich nicht machen."

Er setzte sich schwer in den Stuhl am Ofen und strich wiederholt mit der Rechten über die Stirn.

Durch Ninas Glieder lief ein Schauer. Es war kalt im Zimmer, sie hob das Tuch vom Boden auf und legte es gedankenlos in seine Falten; dann setzte sie sich Herrn Sebastian gegenüber und sah ihn starr an.

Als sie saß, begann er langsam: „Also von Deinen Eltern willst Du wissen; aber bedenke, wenn Dich nicht erfreut, was ich zu sagen habe, daß ich nicht spreche, um mich für Deine Vorwürfe zu rächen."

Er blickte sie noch einmal an, als erwarte er, daß sie sich eines andern besänne, aber sie sagte nur, ohne sich zu rühren: „Ja, ich hab' es gefordert."

Da neigte er den Kopf und begann: „Ich muß mit mir selber den Anfang machen, ich weiß nichts von Deinen Eltern, als was ich mit ihnen erlebte. Ich war das einzige Kind eines reichen Mannes, der die Musik mehr liebte als sein Weib, das aus Kummer und Eifersucht darüber vorzeitig verblühte. — Auch mein Vater starb früh, doch erst nachdem er mit tiefer Befriedigung entdeckt hatte, daß seinem häßlichen Jungen eine geschickte Hand für jede Art Instrument gegeben sei.

„Als ich mit sieben Jahren verwaiste, fühlte ich mich weder vereinsamt noch unglücklich, mein Leben war wohl in Ordnung gebracht. Der Vormund, der mich in seiner Familie aufnahm, war ein Musiker, ebenso bescheiden als verständig, und

seine sanfte, kleine Frau, die mich liebevoll in ihr Herz schloß, erfüllte mein zweites Vaterhaus mit einem weichen Wohllaut. Sie war keine Künstlerin, aber wenn sie uns mit ihrem dunkeln Stimmchen in der Dämmerstunde Volkslieder und Balladen vorsang, dann waren wir wilden Jungen so still und aufmerksam, als gehe ein körperlicher Zauber von den unscheinbaren Klängen aus.

„Und das machte sich manchmal nötig, denn es gab immer noch drei, vier andre Kostgänger im Haus, und wir waren öfter nicht in der Laune, der kleinen Frau ohne weitere Hilfsmittel zu gehorchen."

Als Herr Sebastian von dem Gesang seiner Pflegemutter redete, preßte Nina die Hände krampfhaft zusammen, jetzt löste sich die Spannung in einem schweren Atemzug.

Ohne aufzublicken, sagte Herr Sebastian: „Gedulde Dich nur, Du wirst gleich von Deinem Vater hören."

Der Erinnerungszauber, der seine Stimme weich gemacht hatte, war verflogen; als er weitersprach, klangen seine Worte herb und grollend.

„Unter den vielfach wechselnden Altersgenossen, die mit mir die Pflege der besten Frau teilten, war einer, der wieder und wieder kam, von Klasse zu Klasse bei uns blieb, nach allen Ferien zurückkehrte, ob er schon bei ihrem Beginne für immer Abschied genommen hatte. Unser Zustand bot einem jungen Menschen, dem die Welt offen stand, wenig; wir wurden kurz und streng gehalten, das was Anton Rodeck immer wieder zurückzog, war unsre Freundschaft, denn — wie die Leute sagten — wir liebten uns sehr. Ja," wiederholte er plötzlich mit tiefem, warmem Ton, als wolle er seine vorige Bitterkeit selber Lügen strafen, „ja, wir liebten uns sehr."

Er deckte die Hand über die Augen und schwieg.

Auch Nina wagte sich nicht zu rühren, noch Herrn Sebastian, der jetzt sehr alt aussah, zu stören. Die Luft lag ihr schwer auf den Schultern, obgleich die Nacht kalt wurde und sie von Zeit zu Zeit schüttelte. Sie würde viel darum gegeben haben, wenn sie sich nicht auf ihr Recht gesteift gehabt hätte, aber sie vermochte jetzt nicht mehr zu sagen: halt ein, ich will nichts wissen! — Es lag ihr auf der Seele, sie fühlte es auf den Lippen, aber es war stumm und nicht zu beleben.

Herr Sebastian stand auf und ging mit langsamen Schritten hin und her, dabei sprach er weiter. „Wir teilten alles miteinander: Arbeiten, Verweise, Freistundenfreuden und die Musik. Rodeck hegte nicht die tiefe Liebe zu ihr wie ich, mehr eine tändelnde, nach Unterhaltung haschende Zuneigung; aber er hatte eine prächtige Stimme, ein unfehlbares Gehör und nie irrezuleitendes Taktgefühl.

„Wir verlebten gute Jahre zusammen; nachdem ich die Sekunda durchlaufen hatte, widmete ich mich durchaus dem Musikstudium, Rodeck mußte das Abgangszeugnis erwerben, kam aber nur mit Hilfe verschiedener Gutmütigkeiten von Mitschülern und Lehrern ans Ziel, denn er verbrauchte täglich längere Zeit bei mir und meinem Cello: seine Stimme war ein vielversprechender Tenor geworden.

„Nach dem Abiturium tauschten wir die Rollen. Rodeck war noch nicht zwei Wochen auf der Universität, als ich ihm nachreiste. Niemand sprach dagegen; meine Studien konnte ich jetzt dort besser fortsetzen, als in der Heimat, von der großen Stadt aus fand ich leichter Gelegenheit, hin und wieder in einem Konzert aufzutreten.

Ich kam schnell vorwärts, ich verlebte ein paar köstliche Jahre, von Freundschaft und Erfolg getragen sah ich die Höhen des Lebens und der Kunst ganz nahe vor mir — da hantierte Tonio eines Abends mit seiner Pistole und zerschoß mir die linke Hand."

Nina schrie auf: „Mein Vater?"

„Dein Vater," wiederholte Herr Sebastian ruhig. „Gräme Dich nicht darüber," fuhr er freundlich fort, als sie die Hände vors Gesicht schlug. „Das war keine Schuld, — das war ein Unglück, auch für ihn; ein widersinniges, ursachloses Mißgeschick, ein erbärmlicher, zweckloser Zufall. Und es ist so lange her, daß ich kaum noch weiß, wie mir damals zu Mute war.

„Mein Leben hatte nun freilich ein andres Gesicht bekommen. Mit dem Cello war es vorbei. Diese Erkenntnis, die wie ein Blitz auf mich hereinbrach, und ein Fieber, mehr von der Erregung als von der Wunde genährt, warfen mich nieder und hielten mich lange ohne Bewußtsein. Als ich zum erstenmal wieder meine Umgebung erkannte, saß Dein Vater an meinem Bett. Seine großen, überwachten Augen sahen aus, als habe er sie in all den Wochen nicht einmal geschlossen — er schrak zusammen vor meinem klaren Blick, als sei er der Fieberkranke. Und dann redete er in wilder Selbstanklage auf mich ein: er habe mich schlimmer getroffen als ins Herz, er wolle mir zur Sühne sein ganzes Leben geben. — In seinen Augen brannte ein unnatürliches Feuer, er reckte die Hand zum Schwure empor — aber ich litt ihn nicht; ich wußte schon damals, daß es ein Meineid geworden wäre.

„Am Schwur ließ er sich hindern, aber er sank neben mir in die Kniee und rief: Dein Glück soll mein einziger Gedanke sein bis zur Stunde meines Todes. — Der Mensch findet in der Erregung immer so schöne Worte, deshalb soll er lieber schweigen — was nützt es, wenn vor den Türen des Alltags nachher die großen Worte als Gläubiger stehn und einen unlustig zu den kleinen Taten machen, aus denen sich das Leben zusammensetzt.

„Tonio folgte mir in die Heimat, gab sein Studium auf und widmete sich mit leidenschaftlichem Eifer der Musik — um meinetwillen. Er wurde mein Schüler und meine zweite Hand; seine Stimme nahm unser früherer Hausvater in Pflege, und sie entfaltete sich glanzvoll. Was anfangs ein Opfer gewesen war, wurde bald zum Genuß: Tonio bezauberte alt und jung, er bezauberte sich selber.

„Meinen Vormund beglückten seine Fortschritte, unsre Pflegemutter sah ihn stillverklärt an; klein Anni hing an seinem Munde — freilich nur, wenn er sang; sonst fürchtete sie sich vor ihm, zu mir aber flüchtete sie mit all ihren Wünschen und Kümmernissen.

„Und bei alledem war ich unglücklich, unglücklicher als ich es jetzt bin in meiner Einsamkeit, wenn ich es auch auf Stunden vergaß, denn ich war noch zu jung zur Entsagung.

„Genug — nicht davon wollte ich reden. Dein Vater wurde ein großer Sänger. Als wir ihm nichts mehr geben konnten mit unsrer Weisheit, ging er in die Welt, wo der Ruhm ihm mit der goldnen Palme winkte, und ließ uns allein.

„Wir sehnten uns alle nach ihm, denn er war unser Licht und unsre Kraft gewesen — dann —"

Herr Sebastian stand plötzlich still. „Es ist genug für heute, ein andermal — geh zu Bette, Kind."

„Nein," sagte Nina und richtete sich auf, „geben Sie mir alles — ein Wort von meiner Mutter — einen Tropfen Erquickung —"

„Ich wüßte nicht, was Dich an dem Kommenden erquicken könnte; aber Du hast wohl recht — besser alles mit einemmal, und nie wieder.

„Deine Mutter war ein liebliches Kind — Augen wie Veilchen, blau und tief, Haare wie Sonnenstrahlen" — Herr Sebastian hielt inne — „daß einen das noch auf seine alten Tage zum Narren macht!" — Ärgerlich stieß er mit dem Fuß gegen die Diele, einmal, zweimal — dann sprach er ruhiger weiter.

„Deine Mutter war unser aller Augentrost, ein holder Spätling, für den wir jederzeit Freude, kluge Einfälle, gute Worte, helle Stimmungen hatten, ob uns dies alles auch sonst oft herzlich knapp wurde. Sie war so licht, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, das Leben könne ihr einmal nachten.

„Nachdem Tonio uns verlassen hatte, blieb sie als mein Einziges zurück, ihre Seele wurde das Instrument, dem ich die köstlichsten Melodien entlockte, sie war meine Gegenwart und meine Zukunft, ich vergaß, daß ich ein Krüppel war, und träumte von Zeiten, wo sie mir ganz gehören würde. Ich entdeckte ihre Stimme, ich schuf Lieder für diese unvergleichliche Stimme, die den Liebreiz und die Macht über die Herzen von der Mutter geerbt hatte, zugleich aber auch die Fülle, Kraft und Ausdehnung besaß, die sie würdig machte für den Dienst der Kunst.

„Und sie wurde eine Künstlerin — mein Geschöpf — ich bildete sie, und wir malten uns beide mit gleicher Lust und Hoffnung unser künftiges Leben aus — ein Leben miteinander. Als sie reif geworden war, gleich beglückend für Auge und Ohr, kam Rodeck wieder einmal unerwartet, wie er es liebte, um sich bei uns zu erfrischen. Er *sah* Anni und blieb kalt, er *hörte* sie, und Bewunderung und Ehrgeiz verbanden sich: er warb um sie, und die Kupplerin Musik, unterstützt von der sieghaften Gewalt seiner Natur, zwang auch sie. Einen Monat später folgte sie ihm als sein Weib in die Welt.

„Ich blieb zurück: die Jugend hatte mich verlassen — schnellen Laufes stürmten die Bäche ins Tal, ich war das stehende Wasser am Wege, das zu nichts mehr zu brauchen ist.

„‚Gib Musikunterricht,' sagte der Pflegevater — ich hatte kein Glück mit Sängern. Oder sollt' ich als Einhändiger Klavierstunden geben? Oder gar das Bogenführen kritisieren, ohne es besser vormachen zu können? Und überhaupt Stunden geben — ich hatte ja Geld. Durft' ich den armen Teufeln, die davon lebten, die Einnahme schmälern?

„‚Schreib über Musik', sagte der Vormund. — Als ob ich die Rederei über Kunst, besonders die gedruckte, nicht immer verachtet hätte.

„‚Nimm Deine Lieder vor, gib sie heraus und laß Dich von ihnen zu weiterer Arbeit locken.' — Das war mir nun gar zum Lachen. Die Lieder hatte ich für Annina geschrieben, und ich wich allem aus, was mich an sie erinnern wollte.

„‚Reise,' sagte Deine Großmutter. — Sie meinte es gut, ich aber hörte nur, daß sie mich fortschickte. — Mein Anblick ist ihnen ein Vorwurf, dachte ich, ging und kam nicht wieder; auch nicht zu ihren Begräbnissen, die schnell aufeinander folgten, denn dabei hätte ich Deinen Eltern begegnen müssen.

„Nun war ich nirgends mehr zu Hause; ich reiste rastlos umher. Musik konnte ich damals nicht hören, denn dabei überkam mich die Verzweiflung des Schweigenmüssens schlimmer als vorher, wo Tonio und Anni die Vermittler gewesen waren. Natur empfand ich nicht, weil ich nur an mich selber dachte, zu arbeiten braucht' ich nicht, weil ich Geld hatte, — Geld, mit dem ich nichts anzufangen wußte, bis Benzberg mir zeigte, daß es ein Zauberstab sei, der Quellen aus hartem Gestein zu schlagen vermöge.

„Auf meinen Irrfahrten kam ich nach Roringen. Der Zufall ist manchmal ein gar feiner Geselle. Mißmutig saß ich in der Gaststube des ‚Mutigen Ritters' und horchte auf das einförmige Klagelied, das ich mir täglich vorsang. Außer mir saßen noch zwei Menschen im Zimmer, sie sprachen leise, aber ihre Worte drangen doch durch meine Selbstsucht hindurch.

„Der eine war Benzberg, damals schon derselbe, wie Du ihn heute kennst; der andre ein armer Schlucker, der dem Kapellmeister sein Leid klagte, gerade wie sie noch heute alle zu ihm kommen, die eine leibliche oder geistige Not drückt. Man sah dem kleinen Mann die Pein des Nichthelfenkönnens so deutlich an, daß ich mich einmischte — ich konnte es ja. Dadurch wurde ich mit Benzberg bekannt. Er war der erste Mensch, der mir nicht weh tat, das Haus auf der Grünau stand zum Verkauf, Roringen war ein Ort wie jeder andre auch — ich blieb da. — Ich hatte dableiben müssen. Hier, wo ich nie wieder etwas von Deinen Eltern zu hören dachte, hier vollendete sich ihr Schicksal und gab mir Dich.

„Sie haben wenig Glück miteinander gehabt. Er durchstürmte das Leben, und ihr fehlte die Kraft, mit ihm gleichen Schritt zu halten, oder ihn allein ziehen zu lassen. Du warst noch nicht zwei Jahre alt, als das Ende hereinbrach.

„Man hatte Rodeck nach Roringen zu dem sogenannten Hofkonzert gebeten, und sie kamen, ohne zu wissen, daß ich hier hauste, daß ich unter den Zuhörern saß. Nur Dein Vater sang, seine Stimme war noch ebenso schön wie früher, aber er war ein Virtuose geworden, und die Leute feierten ihn nur um so lärmender deshalb.

„Deine Mutter war längst kein Stern der Kunstwelt mehr, das rastlose Leben hatte ihre Stimme noch früher verbraucht als ihren Körper. Drei Kinder waren ihr schon gestorben, von Dir, dem vierten, erzählten die Roringer, es sei auch nur ein blasses Pflänzchen, das die nächste Reise schon umbringen könne. — Sie saß während des Konzerts blaß und fiebernd im Nebensaal — ich wollte ihr die Hand drücken, aber als ihr Gesicht sich unter Tonios Gesang zu seiner ehemaligen Schönheit verklärte, da vermochte ich's nicht und ging unerkannt heim.

„Zwei Tage nach dem Konzert brach Dein Vater bei einem tollen Ritt das Genick. Dies Unglück brachte Deinen Bruder zu früh und tot auf die Welt.

„Ich erfuhr dies alles und mehr, denn in Roringen bleibt nichts Äußerliches verborgen, und diesmal horchte ich auf die Klatschbasen. Ich glaube, es freute mich, daß ich so viel Schlimmes hörte. Bis sie sagten, die Frau müsse auch sterben, da ging ich hin, und an ihrem Totenbette versanken Haß und Liebe, Zorn und Kränkung — nur das Mitleid blieb übrig. — Auf diesem Totenbette übergab sie mir Dich.

„Ich hatte keine Rechte Dir gegenüber, nein — aber eine Pflicht. Ich will Dir sagen, wie ich diese Pflicht auffaßte. Ich merkte wohl, und es war nur natür-

lich, daß Du Dich nach der Kunst Deiner Eltern sehntest. Meine Pflicht schien mir, Dich nicht in die Musik versinken zu lassen, wie ich drein versunken war, untauglich geworden zu jeder andern Hantierung. Du solltest nicht einen einzigen Weg zur Zufriedenheit haben und das Ziel unerreichbar finden, falls die Natur Dir diesen Weg versagte. Nach diesem Grundsatz hab' ich gehandelt. Du aber machst mir Vorwürfe deshalb, Du willst Dein Leben verfehlen wie ich, Du leidest eben das, was ich Dir ersparen wollte — wohl, Du sollst Deinen Willen haben. Viëtor wird für einige Zeit hier bleiben, mag er Dein Lehrer sein. Morgen wollen wir es ihm sagen — gute Nacht."

Herr Sebastian ging mit ein paar großen Schritten nach der Tür seines Schlafzimmers; hastig wehrte er Nina ab, die ihm bittend die Hände entgegenstreckte. Mitleid, Neigung und Groll empfand er gleich stark für sie, die ihn gezwungen hatte, über Zeiten zu reden, an die zu denken er sich strenge verbot. Er hatte gesprochen, aber hören konnte er jetzt nicht, was sie sagen, bitten oder klagen würde.

Die Tür schlug ins Schloß, Ninas Arme sanken schlaff nieder. — Er ging! Er ließ sie allein! — Ach — und doch nicht allein — ließ sie in einer Gesellschaft von Reue, Leid und Mitleid, die ihr schlimmer schien, als die sehnsuchtschwere Leere vorher.

Mit weit offenen, angstvollen Augen schaute sie um sich. Wie die Welt sich verändert hatte seit heute nachmittag! Die Lampe flackerte unruhig, der vertraute Hausrat sah sie fremd und vorwurfsvoll an. Hatte sie wirklich ihr Leben bisher in diesem Zimmer verbracht? Konnte es in diesem Raume jemals wieder eine friedevolle Dämmerstunde geben, wo die Radken neben dem Ofen spann, und Herr Sebastian am Fenster saß und mit ihnen plauderte? Er, dem ihr Vater seinen Beruf, ihre Mutter die Liebe genommen, er, dem sie selber mit häßlichem Undank gelohnt hatte?

Aber das Gefühl ihres Unrechts gegen Herrn Sebastian half ihr über das Grauen ob seinem Schicksal und der Schuld ihrer Eltern hinweg; Tränen stiegen ihr in die Augen und sänftigten ihren Jammer. Bitterlich weinend sank sie in die Kniee und verbarg ihr Gesicht in dem Havelock, der vergessen über dem Sessel lag.

Als Frau Radke am Morgen nach dem Konzert ins Wohnzimmer trat, fand sie ihren Pflegling eingeschlafen am Boden liegen.

Ein Schreckensruf weckte Nina — verwirrt sah sie sich um, mühsam erhob sie sich, ihre Glieder waren steif und schmerzten, auf Kopf und Nacken lag ein schwerer Druck.

Nach und nach fiel ihr ein, warum sie nicht im Bette lag, und was seit gestern abend die Welt verändert hatte. Frau Radkens Fragen und Klagen hörte sie gar nicht, sie hätte auch nicht antworten können.

Müde schlich sie in ihre Kammer und legte sich nieder, aber weder Wärme noch Ruhe kamen über sie, immer wieder schalt etwas auf sie ein und nannte sie ein undankbares Geschöpf. Dann antwortete sie hastig: Ich wußte es ja nicht — ich hab' es ja nicht gewußt.

Sie konnte nicht im Bett bleiben: sie mußte doch wachen, leben, nachholen, gutmachen. Sie sprang auf und rief in leidenschaftlichem Schmerz: „Ich will Dich nicht verlassen mein Leben lang.“ — Aber erschrocken verstummte sie wieder.

War das nicht dasselbe, was ihr Vater ihm zugerufen hatte in der Stunde der Erregung. Und war dann doch abtrünnig geworden und der Räuber seines Glücks.

Sie verschränkte die Hände und ging rastlos auf und ab. ‚Ach,‘ dachte sie, ‚auch ich bin unbedacht, unzuverlässig und undankbar, sonst hätt’ ich gestern nicht so mit ihm reden können. Wenn ich wenigstens meiner Mutter gliche, dann würde ich ihm Freude machen.‘

Ihr wurde unerträglich heiß, alles fiel ihr mit einemmal ein, was sie in ihrem jungen Leben verkehrt angefangen und versäumt hatte.

Das Wasser kühlte sie nicht, so leidenschaftlich sie sich’s über Stirn und Nacken goß. Als sie dann vor dem kleinen Spiegel stand, sah sie ängstlich aufmerksam hinein.

‚Meine Augen sind grün, nicht blau, und das Haar — ach, wie dunkel, kein goldnes Gespinst — ich gleiche gewiß auch von Angesicht meinem Vater.‘

Es klopfte an die Tür; mit der Miene eines Menschen, der auf das Schlimmste gefaßt ist, schaute die Radken ins Zimmer. Als sie Nina vor dem Spiegel sah, genau wie ein lebendiges Frauenzimmer, das sich ankleidet, verklärte sich ihr runzliges Gesicht.

„Herr Sebastian wartet mit dem Kaffee, mein Töchterchen, Herr Sebastian hat schon zweimal nach Dir gefragt.“

Nina steckte sich das Haar fest, ohne den Kopf nach der Alten zu wenden. „Ich komme gleich.“

In besinnungsloser Eile vollendete sie ihren Anzug, erst unten vor der Tür blieb sie stehn und tat einen tiefen Atemzug. Dann drückte sie die Stirn in die Hände und versuchte zu bedenken, was nun kommen werde, was sie nun tun müsse — aber alles war dunkel, nur ihre Angst fühlte sie deutlich. So trat sie hinein.

Herr Sebastian stand am Fenster und sah in den verregneten Garten hinaus. Die Wirtschafterin hatte ihm stockend und ratlos erzählt, wie sie Nina am Morgen gefunden, nun, als er das Schloß knacken hörte, wandte er sich schnell um und sah sie prüfend an.

Sie wurde dunkelrot und gleich wieder blaß, sie stand an der Schwelle und konnte sich nicht rühren, nur die Hände falteten sich unwillkürlich zu einer stummen Bitte. Herr Sebastian kam ihr mit ein paar großen Schritten entgegen, strich gütig über ihr Haar und sagte: „Ich habe mich hinreißen lassen, gestern abend, es tut mir herzlich leid, mein Kind.“

In Ninas Kehle stockten die Worte, sie wollte sehr viel sagen, oder auch wenig: wenn es nur etwas Kluges oder etwas Liebes war — aber sie brachte es nur zu hilflosem Stammeln, und die Tränen schossen ihr dabei in die Augen.

„Nein, nein — gut ist’s, daß ich es weiß. Ich habe geschlafen, nun bin ich wach — undankbar war ich, gedankenlos, alles Gute nahm ich hin, als müsse es so sein, — wo ich doch Ihren Haß und Zorn verdient hätte —“

„Sei nicht so rabbiat, Kind, steigere Dich nicht so töricht,“ unterbrach sie Herr Sebastian ruhig. „Mache Dir überhaupt keine Gedanken um vergangene Dinge. Du

bist mir gar nichts schuldig; ich war's, der an Dir eine alte Schuld abzutragen hatte, und ich habe nicht halb zu vergelten gewußt, was Deine Großmutter an mir getan hat. Hätt' es auch mit dem besten Willen nicht gekonnt, dazu müßte ich eben eine Frau sein."

Er wandte sich nach dem Kaffeetisch und fuhr in gänzlich verändertem Tone fort: „Jetzt komm her und schenke uns ein. Und dann sorge, daß das Zimmer ein festliches Ansehen erhält und daß Deine Stimmung ins Festliche kommt: Viëtor ißt heute mit uns."

Der Gedanke an die Großmutter, der Nina über Nacht und heute morgen nicht ein einziges Mal gekommen war, tat ihr gut. Sie schenkte den Kaffee ein, aber beinah wäre ihr die Kanne aus der Hand gefallen, solch ein Sturm ging ihr durch Leib und Seele, als Sebastian fortfuhr: „Heute mittag wollen wir auch über Deinen Musikunterricht reden."

Die Kanne klirrte; dann war es einen Augenblick totenstill im Zimmer, und endlich sagte Nina leise: „Nein, Herr Sebastian, Sie halten es für schädlich, wenn ich Musikunterricht habe — ich füge mich Ihrem Urteil —"

Obgleich Herr Sebastian die Ecken seines Brotes sorgfältig mit Butter überstrich, merkte er doch ganz gut, wie sie blaß wurde und Atemnot bekam, als sie ihm ihren heißesten Wunsch als Sühnopfer darbrachte.

Ein gütiges Lächeln verjüngte sein Gesicht, er strich sein Brot weiter und antwortete ohne Zögern: „Meine Vorsicht hat nichts geholfen, ich habe Dich nicht vor der törichten Sehnsucht nach dem Unerreichbaren behüten können, nun, so laufe danach, vielleicht schafft Dir das eine gesunde Müdigkeit. Außerdem denke ich, wir werden beide unsre Freude an Viëtor und seinem Unterricht haben."

Darauf trank Sebastian seinen Kaffee, und Nina versuchte dasselbe zu tun. Beide hatten den Tag mit dem Vorsatz begonnen: es soll besser werden; wir wollen nicht mehr nebeneinander hin, sondern miteinander leben. Und jetzt wußte keins, wie das anzufangen sei; schweigsamer denn sonst, da ihnen heute die kleinen Unterhaltungsbrocken des Alltags zu winzig erschienen, saßen sie einander gegenüber.

Als Herr Sebastian sein Frühstück verzehrt hatte, stand er eilig auf, froh, nun fort zu dürfen. „Also denk an heute mittag, Kind!" sagte er und ging in den Regen hinaus.

Nina starrte ihm nach, wie er den Gartenweg entlang schritt, zum Gatter hinaus, rechts um, bei Folzens vorüber in den Wald; dann drückte sie den Kopf in die Hände.

Da saß sie nun mit dem heißen Verlangen, ihm Dank und Liebe zu erweisen, einsamer und hilfloser denn je.

Was sollte sie denn tun? Sie dürstete nach einer Heldentat, und das Leben verlangte Brocken und Bröckchen. Sie grollte und zürnte mit diesem hausbackenen Leben, sie zersann sich den Kopf nach etwas Gewaltigem, das ihm ihre große Zerknirschung, ihre schüchterne Liebe beweisen sollte, aber sie fand nichts, und wie die Radken sie abermals aufscheuchte, dachte sie seufzend: nun denn, so fange mit den Brocken an.

Als Herr Sebastian gegen Mittag zurückkam, fand er die Wohnstube geschmückt, den Eßtisch mit Blumen geziert, das Musikzimmer mit jungem Laub aufgemuntert.

Nina war nicht zu sehen. Sie kam auch nicht zum Vorschein, als Viëtor eintrat, Herr Sebastian konnte eine halbe Stunde lang Dank, Bericht und Zukunftspläne allein in Empfang nehmen; erst als das Essen aufgetragen wurde, erschien auch sie, so festlich und anmutig gekleidet, so hold verlegen, daß der alte Herr ihr unwillkürlich in Dankbarkeit einen Schritt entgegenging, und Nikolaus Viëtor vor Staunen verstummte.

War dies das Kind, mit dem er damals gespielt hatte? Das linkische, törichte dienstwillige Geschöpfchen, das er so sehr verachtete, dem er selbst in seinem ersten Briefe an Herrn Sebastian keinen Gruß schickte, weil man sich nicht mit Puppen abgibt, während man Männergespräche führt.

Später, als er nicht mehr so stolz auf diese Männerzwiesprache war, hatte er das Persönchen überhaupt vergessen gehabt. Nur vorhin, beim Eintritt in den unveränderten Garten, wo ihm eine Eidechse über den Weg huschte, war sie ihm auf einmal wieder eingefallen: scheu, unscheinbar, aber die Augen sprechend und klug.

Die Augen waren noch beredter geworden; — sonst aber? — Dies Mädchen war ja schön! — von einer feinen, zarten Schönheit, die ihn an dämmernde Waldesnacht und rieselnde Quellen erinnerte.

Viëtor ging langsam auf Nina zu und bot ihr die Hand.

„Wir kennen uns doch schon, nicht wahr? Nina, nicht wahr? Und Duzfreunde waren wir auch. — Nur einem schweren Sünder darf man das Durecht wieder entziehen! Das bin ich doch nicht?“

Dabei hielt er ihre Hand fest und hielt ihre Augen im Bann, das Blut stieg ihr heiß und heißer ins Gesicht. Was sollte sie denn sagen, was tun? Sie hatte sich noch nie so hilflos gefühlt.

Aber da antwortete Herr Sebastian statt ihrer in seinem heitersten Ton: „Natürlich duzt ihr euch weiter; ihr seid alle beide meine Kinder, also versteht sich das Geschwisterrecht ganz von selber.“

Da brachte die Radken die Suppe, und Viëtor ließ Ninas Hand los.

„Weißt Du noch, wie ich heiße?“

„Deine Mutter nannte Dich Niki.“

„Weißt Du noch, daß ich all Deine Erdbeeren aufaß?“

„Freilich, Hansel hat ja deshalb noch gestern mit mir gezankt.“ —

Das war ihre erste Unterhaltung, dann setzten sie sich an den Tisch. Nina meinte, es sei die selbstverständlichste von der Welt gewesen. Viëtor ärgerte sich über den Hansel. Wer war das? Mit welchem Recht durfte er zanken? Aber der Ärger dauerte nicht lange. Schließlich nahm er's mit jedem Hansel der Welt auf, er hatte seine Rattenfängererfahrungen schon gemacht im Leben.

Sie hielten ein fröhliches Mahl, Leib und Seele trugen Feierkleider, jeder trachtete dem andern etwas zuliebe zu tun. Die Sonne schien dazu, der Regen blitzte nur noch in feinen Tropfen auf Gras und Laub, und beim letzten Glas machte Herr Sebastian Viëtor zögernd den Vorschlag, Nina zu unterrichten.

Er sagte ihm, daß sie nichts wisse und alles wissen wolle, daß sie nichts könne und den Gipfel im Sturm nehmen möchte, daß das Torheit sei, daß man aber gegen Frauentorheit manchmal nichts andres tun könne, als sie austoben lassen.

Herr Sebastian sprach, Viktor sah Nina an: dies Gesicht, in dem sich Bangen, Hoffnung, Glückseligkeit und Scham so wundervoll mischten — und er meinte, ein schöneres Geschenk als diese Schülerin sei ihm noch nie dargebracht worden.

Er streckte ihr die Hand hin und griff fest zu, als er die ihre hatte; eine Bemerkung Goethes fiel ihm ein, daß es köstlich sei, die Liebste zu lehren, und Nina schien ihm schon so sehr sein eigen, daß er beinah davon gesprochen hätte.

Als er in später Nachmittagstunde, einer Verabredung mit Benzberg zufolge, die Rollgasse hinunter stieg, fühlte er sich recht als Glückskind. Aus Dankbarkeit hatte er ein Lebensjahr hinschenken wollen, und wie er mit seinem Opfer ankam, duftete ihm eine Wunderblume entgegen, um derentwillen er selbst Dolomiten erstiegen hätte.

Nina wußte nicht so gut Bescheid, sie fühlte nur das Klopfen ihres Herzens, fühlte ein wunderliches Strömen in Puls und Schläfen, von dem sie sonst nichts spürte, und fand es sommerwarm in dem regenfeuchten Vorfrühlingsgarten.

Sie ging von Beet zu Beet und pflückte Blumen: Schneeglöckchen und Krokus, Cyllen und den roten, blattlosen Pyrus. Sie wußte nicht für wen, sie mußte pflücken.

Als sie dann am Straßenzaun stand, kam Kieters Magd von drüben aus dem Garten. Die grüßte und blieb stehn, als wolle sie gefragt werden; weil aber das Fräulein träumerisch an ihr vorbei sah, sagte sie auch ohne Aufforderung: „Der junge Herr ist nun fort."

Da wachte Nina auf.

Dies war die Grünau; drüben überm Zaun wohnten die alten Freunde; gestern hatte ihr Hans Kieter Lebewohl gesagt, heute morgen war er ins Examen gereist, übers Jahr wollte er heimkommen und nach der Assistentenstelle im Roringer Krankenhaus greifen.

Leise strich sie sich über Stirn und Augen. Wo war sie denn gewesen? Was hatte sie denn geträumt? — Gestern — heute — übers Jahr —? Gab es denn noch eine Zeit? — Lag nicht alles Vergangene endlos weit zurück, war nicht alles Künftige gleichgültig?

Gestern abend war Herrn Sebastians Erzählung über sie gekommen wie eine schwere Wolke, die ihr ganzes vergangenes Leben verhüllte, und der heutige Tag hatte auf die kahle, schwarze Wolkenwand ein strahlendes Bild gemalt voll Glanz und Farbenpracht.

Aber Wolken ziehen vorüber und Wolkenbilder verblassen — wie konnten denn diese Truggestalten beglücken, wenn man das so genau wußte?

Sie vermochte sich das nicht zu erklären; aber es war so, und sie hielt dem Glücke still. Sie ging über die Straße durch Kieters Garten, wo die Stare das Spatzengesindel aus ihren Hochburgen hinauswarfen, und trat in die helle Hausflur.

Dort packte die Frau Landrichterin eine Kiste für den einzigen Sohn. Sie nickte Nina freundlich zu, sagte aber ernsthaft: „Wir haben Dich heute morgen erwartet."

Nina begriff kaum, wie irgend ein Mensch auf der Welt etwas von ihr oder gar sie selber erwarten könne, sie begriff nur, daß sie liebe Menschen enttäuscht hatte.

Unwillkürlich drückte sie ihren Strauß in eine Lücke der Kiste.

Das machte Frau Kieters Gesicht mit einemmal hell, und ein Abglanz dieser Helligkeit strahlte auch in Ninas Augen auf: sie war nicht mehr allein froh, die andre war's auch.

„Glaubst Du, daß er erraten wird, von wem die Blumen kommen?" fragte sie fröhlich.

„Das glaub' ich wohl."

Da küßte sie Frau Kieter und ging ohne ein weiteres Wort wieder hinüber in ihre Wildnis.

Nikolaus Viëtor mietete sich in Roringen ein und hatte nichts dagegen, wenn ihn seine Wirtin, Mama Benzberg, Frau Peteroff und Benzbergs blonde Lise um die Wette verwöhnten, er merkte es kaum.

Und dann „lebten" sie. Benzberg nannte es so, und Herr Sebastian nannte es so, und sie meinten, ihre Woche habe jetzt siebenmal sieben Feiertage. Dabei waren sie sehr fleißig, aber ihr Werkeltag war kein Alltag.

Vormittags nahm Viëtor dem Kapellmeister die Proben ab, Nachmittags kümmerte er sich „um seine eignen Paradiesvögel", an konzertfreien Abenden wanderte er zur Grünau hinauf, Ninas Lehrer und Bewunderer.

Dann holte Sebastian seine Vergangenheit aus alten Kästen herauf, denn die Vergangenheit tat ihm nicht mehr weh. Der kleine Kapellmeister aber verbrauchte Notenpapier, ganz wie es seine Frau gehofft hatte, als sie von Viëtors Bleiben hörte. Drum war sie ja dem jungen Menschen so von Herzen gut.

Am fleißigsten war Nina. Viëtor fand sie wohl vorbereitet: wie Samen am trockenen Ort, lag die Frucht ihrer heimlichen Arbeit bereit, jetzt ging ein Frühlingsregen drüber hin, und alles keimte und wuchs.

Da Viëtor der Lehrer war, lachte den jungen Trieben auch die Sonne, streichelte und färbte und brachte sie zum Blühen. Vom Geigen, das sie am meisten lockte, wollte er nichts wissen — aber Klavierspielen — „so daß es klingt, als spiele eine Seele, wenn wir zwei uns zusammentun".

Eine Zeitlang ging es im Fluge vorwärts, dann kam sie nicht weiter. Sie übte und übte, ihre Wangen wurden blaß, ihre Augen wurden groß, sie fing an, ihre eigne Sprache zu stammeln, sie schälte mit Sicherheit jede Phrase aus dem verwickeltsten Tonstück heraus, kein Rhythmus irrte sie; aber die Finger gaben nicht, was sie geben mußten, und ermüdeten allzuschnell. Sie stolperte, wenn sie fliegen wollte.

„Ich lerne es nie," sagte sie traurig.

Viëtor wehrte sich gegen das Nie. Eine Bezwingerin würde sie freilich nicht werden, es fehlte ihnen beiden die Geduld für die mühselige Grundlage, aber viel höher hinauf sollte sie noch steigen.

„Das ist die Müdigkeit nach Deinem ersten tollen Fleiß, das geht allen so. Und wie kannst Du von Wochen verlangen, wozu andre Jahre brauchen. Du wirst schon noch reden lernen, liebe Stumme."

„Stammeln vielleicht.“

Ihr Kummer quälte ihn; er überlegte sich hin und her, wie er ihr helfen könne, ohne sie mit einem gebieterischen: Pause machen! zu erschrecken.

„Warum singt sie nicht?“ fragte er Herrn Sebastian eines Abends, als sie, erregt über ihr Ungeschick, davon gegangen war.

Herr Sebastian hatte über alten Noten gesessen und mußte sich erst besinnen, was denn geschehen sei. Dann seufzte er und erzählte Viëtor, was sie sich alle beide schon um Ninas Stimme gequält hatten.

„Das arme Ding — sie sollte nicht soviel musizieren — ich hab' es vorausgesagt. Wollen und nicht können, daran geht man zu Grunde.“

Das Spinnrad stand still, die Radken schlich sich hinaus; Herr Sebastian blätterte in seinen Noten, Viëtor aber schüttelte den Kopf.

„Nun, singen kann doch jeder Mensch, wenn man's danach anfängt, und wo sie es gar noch gern tut! Das ist eine treffliche Aushilfe — dabei können sich Kopf und Hände ausruhen.“

Unterdessen stand Nina am Fenster ihres Stübchens und starrte in den Garten hinunter. Dort war es dunkel und tot, kein Stern, kein Mondstrahl, jede Farbe eingeschluckt von einem fahlen Schwarzgrau.

‚Wie mein Spiel! Ich erzwinge es nie, nicht allein und nicht mit seiner Hilfe.‘ — Nicht einmal mit seiner Hilfe — nun kam zu der alten Pein noch dies brennende Schamgefühl.

Sie legte das Gesicht in die Hände — das nächtliche Grau war ihr noch viel zu hell — und drückte den Kopf gegen das Fensterkreuz. Das tat weh und tat doch gut.

Ahnte Viëtor, wie bitter schwer ihr zu Mute war?

Nein. — Herr Sebastian begriff sie, Herrn Sebastians Hand glitt jetzt manchmal so sanft und tröstend über ihre heiße Stirn, Herr Sebastian schickte sie in den Garten, wenn sie nur immer unsichrer wurde vor Übermüdung und Entmutigung. Seit Viëtors Konzert schien er ganz genau in ihrem Herzen Bescheid zu wissen.

Viëtor? — Viëtor begriff sie nicht. Der Siegreiche konnte gar nicht begreifen, was der Unterliegende litt. Und sie selber begriff nicht, daß sie trotz aller Niederlagen glücklich war, daß sie sich vor zehn Minuten hatte verkriechen mögen vor Scham, und jetzt, kaum daß sie an Viëtor dachte, wieder ein Drängen und Treiben hinunter fühlte, nach dem Raume, in dem er saß und sprach und atmete.

Auf der Treppe stand die Radken und horchte nach Ninas Tür. Als das Mädchen heraustrat, hellte sich das sorgenvolle, alte Gesicht auf, und sie humpelte schnell treppauf, als habe sie das Notwendigste von der Welt auf dem Boden zu tun.

Nina merkte das gar nicht, sie ging langsam hinab und blieb im Flur unwillkürlich stehn, denn durch die offene Tür sah sie Viëtor sitzen wie auf einem sanft erhellten Bild in dunkelm Rahmen.

Als sie sich satt gesehen hatte an seiner geschmeidigen Gestalt und dem dicken Haar, unter dem sein Gesicht, trotz der breiten Musikantenstirn, fast klein erschien, vernahm sie auf einmal Herrn Sebastians Stimme.

„Auch Dir werden Stunden kommen, in denen die Form Deine Fülle nicht zu fassen vermag."

„Wenn ich ein Künstler bin, wird die Form mit dem innern Reichtum wachsen. Was einer fühlt, kann er auch aussprechen."

„So?"

„Aber gewiß."

„Wenn dem so wäre — für wen wolltet ihr denn reden? Für die erregungsbedürftigen Händeklatscher, denen die Kunst Mode und Spielzeug ist? Für die Kunstgenossen, die euch belauern? Für die Kritiker, die euch beneiden und schulmeistern? Oder verhimmeln, damit ihr nur ganz sicher von Kräften kommt durch ihre süße Kost. — Wohl euch, daß es ihrer gibt, die mit versiegelten Lippen durchs Leben gehn müssen, und in denen doch eine Fülle lebt, die das enge Gehäuse zerbrechen würde, wenn ihr ihnen nicht eure Sprache lieh't — das sind eure besten Hörer."

Die alte Stimme klang so erregt, daß Viktor aufsprang. „Aber Sie reden doch nicht von sich selber? — Sie konnten ja reden! Etwas, außerhalb der königlichen Gerechtigkeit der Natur liegendes hat sie verstummen gemacht. — Von denen rede ich, die von dem Großen schwatzen, das in ihnen lebe, ohne daß unsereiner jemals etwas davon gewahr würde. Solchen gegenüber sage ich, wo dies Große nicht zum Ausdruck kommt, da besteht etwas Mächtigeres daneben: Trägheit, Genußsucht oder was sonst — und was derlei Beiläufer nicht zu überwinden vermag, ist überhaupt nicht wert, daß es zu Worte kommt. Das Stärkste in uns wird allemal unser Leben beherrschen."

„Und was wäre denn nun bei meinem armen Kinde das Stärkste?"

„Um Nina grämen Sie sich nicht, Nina werden wir ganz gewiß aus dem Schatten in die Sonne pflanzen. Aber auch Sie! Warum reden Sie nicht? Warum vertrauen Sie dem Papier nicht an, was die Hand nicht mehr zu sagen vermag? Ich will Ihren Weisen Leben verschaffen, will sie in die Welt hinaustragen, ich werde nichts lieber tun als das."

Herr Sebastian sank noch mehr in sich zusammen. „Zu spät. Wenn ich Dich vor dreißig Jahren gehabt hätte!"

„Nichts ist zu spät!" rief Viktor, und dann zählte er auf, was alles sein alter Freund gekonnt hatte, was er jetzt verstand und bewältigte, und zu was weiter die Quellen, die in ihm strömten, noch genützt werden müßten.

Nina hörte draußen mit klopfendem Herzen zu, Herr Sebastian drinnen, das Haupt gesenkt, die Rechte fest um den Handstumpf gelegt. Endlich sagte er: „Als ich jung und siegesgewiß war, schien mir jeder Einfall aufschreibenswert, und auch noch einmal, nach dem Schuß — es gibt Zeiten — die Liebe hat auch mein Herz zum Singvogel gemacht. Dann aber, nachdem es mich zum zweitenmal aus der Bahn geworfen hatte, dann fehlte mir eben die allesbezwingende Kraft, von der Du redest. Und selbst wenn ich mich damals nur im Verzweiflungstrotz zum Schweigen verdammt hätte — auch eingeborne Fähigkeiten verkümmern, wenn man sie nicht gebraucht."

Viktor griff seitwärts und brachte ein Blatt ins Bereich von Ninas Bildchen.

„Eingerostete Angeln macht der Gebrauch wieder geschmeidig. — Da steht: ‚Heilige Cäcilie, Auferstehungschor.‘ — Das haben Sie geschrieben, und das ist wundervoll: wer das konnte, darf nicht schweigen; und ich werde treiben und schüren, bis Ihnen die alten Flammen keine Ruhe lassen.“

Herr Sebastian nahm das Blatt, ein Lächeln ging über sein Gesicht.

„Die ‚Cäcilie‘! Die machte mir ehedem wirklich zu schaffen — Ninas Mutter sollte sie singen — und hat dann doch zwanzig Jahre lang im Pult gemodert und in meinem Hirn trocken gelegen. Das begreifst Du nicht? Nun, jetzt freu' ich mich ja wieder, wenn ich das Bild drüben hängen sehe mit den schönen Händen und dem lieben, frommen Gesicht; obwohl es mit ihrem Orgelspiel auch nicht weit her gewesen sein wird.“

Viëtor litt die Ablenkung nicht und erfuhr denn auch, daß Sebastian ein großes Orchesterwerk mit Soli und Chören geplant hatte, zur Verherrlichung der Cäcilie, die Gatten und Schwager zum Christentum bekehrte, obwohl beide in sehr heidnischer Zärtlichkeit für sie entbrannt waren.

Erst als die Radken mit einem Haustrunk kam, beendeten die Männer dies Gespräch, und Nina erschien wieder im Bereich der Lampe.

Mit zwei Schritten stand Viëtor neben ihr.

„Endlich,“ sagte er fast zornig. „Warum läßt Du uns so lange allein, pflichtvergessene Schülerin Du!“

„Ich habe euch zugehört,“ antwortete sie, beschämt über das Horchen, das ihr erst jetzt zum Bewußtsein kam; aber das freute ihn, sie sollte nichts andres denken als ihn, wenn er im Hause war.

„Komm, sing mir etwas! Heute gilt keine Ausrede und kein Weigern. Ich muß ein Stimmchen aus Dir herauslocken, es genügt, wenn es Deiner Großmutter Stimmchen ist.“

Sie wollte nicht und tat es am Ende doch, wie sie alles tat, was er ernstlich verlangte; und dann war ihr wohl, als habe sie einen geheimen Makel endlich gebeichtet. Nun wußte er ja, daß ihr gar nichts gegeben war.

Er aber kümmerte sich nun ernstlich um Ninas Gesang. Es fand sich, daß ihrer Eltern Erbe in ihr schlummerte. Ohne Mühe fand sie das Rechte, es gab weder Fehler noch Unart zu überwinden, und sie hatte wirklich ein Stimmchen: klein, weich und zart, es klang wie schüchterner Vogelruf.

Viëtor gründete große Pläne darauf; natürlich mußte es wachsen — und es würde wachsen! — Ihr Gott würde er sein, wenn er ihr diese Sehnsucht erfüllte. Und es wuchs auch ein wenig, — es entfaltete sich ein wenig unter seiner sorgsamen Pflege — ein paar goldene Töne kamen zum Vorschein — dann aber richtete sich die Natur vor ihm auf: unerbittlich und unüberwindlich. Bis hierher und nicht weiter. Ninas Stimme wollte eine Grasmücke bleiben, das Üben machte sie matt und müde.

Viëtor zürnte dem Schicksal, quälte und ärgerte sich und sie, und stieg doch immer wieder hinauf zur Grünau, um das Stimmchen, das ihn kränkte, zu hegen, zu pflegen und lieb zu haben.

Der kleine Benzberg war nicht für gesellige Musik, aber um seiner blonden Lise willen hatte er doch eingeladen.

Das verdarb Viëtor die Laune und den arbeitsstillen Nachmittag. Lisens schwärmerische Augen wurden ihm unbequem: ‚Wenn mir halt nichts für sie übrig bleibt! — Ich kann doch Benzbergs Mädel nicht zum besten haben.‘

Der Stift spazierte von G-moll nach Fis-moll, malte zwecklos Fähnchen und Köpfchen und flog endlich unter den Tisch. Viëtor konnte nicht arbeiten, immer wieder störten ihn die bettelnden blauen Augen, deren Zärtlichkeit ihm durchaus keine Freude machte.

Ärgerlich sprang er auf. ‚Das ist doch Narrheit! Die Blumen blühen doch ohne mein Zutun. Soll ich mich nur an der einen freuen, die ich in meinen Garten pflanzen will? Ich werde zum Philister.‘

Er schob die widerspenstige Arbeit durcheinander, holte ein Heftchen Lieder aus dem Schrank, rollte sie mit losen Blättern zusammen, die noch kaum trocken waren, schob das alles in die Tasche und ging nach der Grünau.

Er fand Nina im Garten beim Wäscheaufhängen, sie war heiß und ein bißchen atemlos; als Viëtor so unvermutet vor sie hintrat, schoß ihr das Blut in die Stirn.

„Laß jetzt den Krimskrams,“ sagte er verdrießlich, „komm herein, wir wollen die Stunde von heute abend voraus nehmen. Das langweilige Fest zerreißt einem die verständigste Tagesordnung.“

Unentschlossen blickte sie von ihm zu den Wäschestücken im Korb. Das sah so hilflos aus, daß er lachen mußte.

„Arme Nina, eingeklemmt zwischen Mutter Radkens Brummerei und meine schlechte Laune. Schnell, schnell, ich helfe Dir!“

Dabei griff er schon zu, zauste und schleuderte die Wäsche hin und her und half so unzweckmäßig, daß sie eine Viertelstunde später als nötig in dem Musikzimmer standen, beide atemlos, aber atemlos fröhlich.

Er legte seine Rolle auf den Flügel und blätterte in den aufgeschichteten Noten.

„Was suchst Du?“

„Etwas, was Du heute abend singen kannst.“

„Viëtor?“ Voller Entsetzen sah sie ihn an; ihr Blut jagte, ihre Stimme war heiser vor Erregung. „Das tust Du mir nicht an, das darfst Du mir nicht antun.“

„So — warum nicht? Ich will wissen, wie Du Dich vor Zuhörern benimmst — ich könnte Dir ganz andre Dinge antun. Was verlang' ich denn? Daß Du ein Liedchen herunterfingst, mir zu Gefallen, wo sich doch nichts als Dilettantismus breitmachen wird. Albernheit, Ziererei.“

Sie hörte ihn kaum, die Hände drückte sie gegen die Schläfen und sah ihn angstvoll an. „Ich kann nicht, ich tu' sonst doch alles, was Du verlangst, das — nein — das darfst Du nicht! Ich ersticke ja vor Angst! Viëtor — versprich mir! — Ich bitte Dich!“

„Nun ja doch, ja! Beruhige Dich nur.“

Er warf die Noten auf den Ständer zurück, sah aber böse aus. Ein paarmal ging er dann im Zimmer auf und ab, ohne daß Nina den Mut fand, ihn anzusprechen. Endlich legte sie die Hand zaghaft auf seinen Arm und sagte leise: „Niki.“

Sogleich blieb er stehn und sah sie finster forschend an. Aber vor ihrem flehenden Blick zerging sein Zorn; er schüttelte nur noch den Kopf.

„Ich begreife Dich nicht. Du willst und willst doch nicht; Du sehnst Dich und zuckst doch zurück; Du möchtest nach dem Ziele laufen, und es wird doch nur ein Trippeln daraus. Die dumme Angst vor allem mußt Du loswerden."

„Ich kann ja nicht!" rief sie verzweifelt; da fühlte er auf einmal wieder die volle, überströmende Zärtlichkeit für sie, die ihm allzeit Flügel gab.

Er strich ihr leise, ohne ein Wort, über die heiße Stirn, dann gab er ihr die Rolle und setzte sich vor die Tasten.

Sie wickelte die Bogen auseinander; zuerst kamen ihr die bedruckten in die Hand. Auf dem Titel stand: Liebeslieder von Nikolaus Viëtor. — Sie blätterte und las, er begann zu spielen.

„Phantasie?" fragte sie, die Augen fest auf die Lieder gerichtet.

Er antwortete nicht, sondern spielte weiter. Allmählich bekam die Stimmung Gewalt über sie, und sie summte dazu:

Meine Lieb ist sommerwarm,
Laß den Lenz, den wilden Knaben.
Flüchtig bringt er leichte Gaben —
Glühend lieg' ich Dir im Arm.
Du bist mein in Licht und Glanz,
Veilchen mußte längst verbleichen —
In des Sommers heil'gem Zeichen
Wind' ich Dir den Myrthenkranz.

Da brach Viëtor plötzlich ab, sah Nina an und antwortete: „Nein, es sind Gelegenheitsgedichte."

„Du — bist verlobt?"

„Ich war verliebt."

„Du warst?"

„Natürlich dachte ich, es werde ewig dauern, und wollte sie mir hierher holen, sobald Herr Sebastian sein Ja und Amen dazu gegeben hätte — ich dachte mir Roringen als ihre Zuflucht, wenn ich auf Reisen wäre —"

Er hielt inne, sah zur heiligen Cäcilie hinauf und lächelte.

„Und wer wurde untreu?" fragte Nina so leise, daß er die Frage eigentlich erraten mußte. Er wandte sich jäh zu ihr um und sah ihr voll in die bangen Augen.

„Doch wohl ich. Sie war eifersüchtig. Auf die Frau, die ich ansah, auf die Noten, die ich las oder schrieb, auf meine Reisen, auf meine Violine, auf das Glas Wein, das mir mundete."

„Die Arme."

„Verteidige den Wahnsinn nicht, Nini," rief er ärgerlich und sprang auf. „Begreife lieber. Jede unglückliche Miene, jede temperamentvolle Szene, jedes gereizte Wort — und sie beschenkte mich mit alledem in anregendem Wechsel — war ein kalter Wassersturz auf meine heiße Liebe, und das ging so lange, bis sie erlosch."

„Die Ärmste."

„Torheit. Ich bin nicht der einzige liebenswerte Mann."

Wie Viktor das so ärgerlich überzeugt sagte, kam der Schelm über Nina. „Also liebenswert doch?“ fragte sie, und heller Übermut blitzte aus ihren Augen.

Verdutzt sah er sie an. „Spötterin!“ rief er dann und faßte ihre beiden Hände, sie aber schob ihn nach dem Flügel zurück.

„Spiel mir Deine Lieder, auch die andern.“

„Die andern sind von heute und gestern,“ sagte er und ließ sich schieben.

Sie setzte sich in den Armstuhl im Fenster, wo sie gerade über seinem Haar die Cäcilie sehen konnte, und wollte an die Ärmste, die Törin denken. Aber statt dessen sah sie Hans Kieter vor sich und hörte Hans Kieters Stimme: ‚Leb wohl, Nina, vergiß mich nicht.‘

Als Viktor sich umwandte und sagte: „Komm, sing mir das!“ wußte sie kaum, was er eben gespielt hatte.

Es war ein sechszeiliges Ding, in dem wenig Singnoten über einer leidenschaftlich bewegten Begleitung schwebten.

„Ich liebe Dich in Glück und Not,
In Leid und Wonnen,
Wie Becherschaum, wie würzig Brot,
Wie Licht der Sonnen —
Bis an das letzte Morgenrot —
Ich liebe Dich.“

Gehorsam sang Nina, aber sie war weit ab von der Innigkeit, die das Lied verlangte; sie wußte nicht, an wen sie dabei denken sollte: zwei Gestalten standen vor ihr, verblaßten und vertieften sich abwechselnd, machten sie unruhig und unsicher.

Viktor brach plötzlich ab und sagte empfindlich: „Wenn Du die Gedanken nicht dabei haben kannst, so lassen wir's besser für heute.“

„Hab ich's so schlecht gemacht?“ fragte sie reuevoll. „Ach, es ist eben nichts und wird nichts werden.“

„Das mein' ich nicht. ‚Schlecht gemacht‘ ist das rechte Wort. Deine Stimme ist ja nie etwas, aber sonst bringst Du Stimmung und Gehalt prächtig heraus, und heute gibst Du nicht einmal den Text so, wie er dasteht.“

Nina hörte nur das eine: Deine Stimme ist ja nie etwas.

Sie preßte die Hände zusammen und sagte leise und hastig: „Du hast recht, es ist nie etwas — ich fühl's ja immer, und jetzt weiß ich's auch, und nun will ich nicht mehr, will weder andre noch mich selber mehr mit meiner Musik quälen. Ich entbinde Dich Deines Versprechens, wir hätten's nie von Dir verlangen dürfen — Unrecht war's, Anmaßung, Barbarei.“

Ihre Lippen zitterten, ihre Wangen brannten; Viktor stand langsam auf. Seine Empfindlichkeit war verflogen. Wenn sie das eben durchgekämpft hatte, dann freilich, dann konnte sie nicht bei seinem Liebesliedchen sein, und dann wollte er ihr jetzt auch Ruhe lassen, sie nicht merken lassen, wie herzlich er sich freute.

Ja, er freute sich, so weit war er jetzt. Er würde ihr seinen Rat und seine Hilfe nicht entziehen, behüte; aber das sollte freies Geschenk sein, nicht Pflicht, keine Notwendigkeit, dabei das Höchste zu verlangen, nicht Pein und Mühsal für sie beide. Eine warmherzige Dilettantin wollte er sich in ihr erziehen. Was sollte ihm eine

Liebste, die mit all ihren Kräften auf eine zweifelhafte Künstlerschaft losmarschierte? Lernen würden sie beide noch genug voneinander.

„Du bist tapfer, Nina," sagte er leise, „und ich glaube, das ist ein Berg, über den Du hinwegkommen mußt. Aber eine Entscheidung nehm' ich heute noch nicht mit fort — besinne Dich, ob Du jetzt nicht doch nur empfindlich bist. Morgen komme ich wieder herauf."

Er ging, ohne ihr die Hand zu geben, weil er seiner Fassung nicht sicher war, und eilte davon. Auch Herrn Sebastian, der eben die Rollgasse herauf kam, grüßte er nur mit Hut- und Handwinken.

Schnellen Schritts gewann der alte Herr das Haus, eine seltsame Unruhe faßte ihn. War da irgend etwas geschehen? Sah nicht Viëtor heiß und erregt aus? — Hatte er Nina gekränkt? Hatte sie ihm weh getan? Um diese beiden Menschen, seine einzigen, webte die Phantasie ihm jetzt allerlei Schleier und Falten. Er wußte noch nicht, welche er festzuhalten wünschte — nur froh sollte Nina endlich einmal werden, die arme, kleine Nina sollte nicht leiden.

Eilig ging er ins Haus, geradewegs auf das Musikzimmer zu, und stieß die Tür auf.

Nina hatte Viëtor still nachgesehen. War sie empfindlich? — Nein — und eigentlich auch nicht unglücklich, obwohl sie jetzt ganz genau wußte, daß sie nicht um äußerlicher Hindernisse willen stumm bleiben würde, sondern wegen ihrer ganz eignen Gebrechen. Es tat ihr weh, aber sie kam sich nicht mehr so bettelarm vor — er war ja reich — er hatte ja alles, was brauchte sie dann noch? Nichts, als ein Ohr, ihn zu hören, und ein Herz, ihn zu begreifen.

Als Herr Sebastian sorgenvoll ins Zimmer schaute, saß Nina am Flügel vor Viëtors Liedern. Nein, unglücklich sah sie nicht aus, sie spielte leise eine sehnsüchtige Melodie, ihre Lippen waren halbgeöffnet, die weißen Zähne schimmerten zwischen dem feuchten Rot, auch ihre Wangen glühten unter der lichten Stirn. — Da meinte er, von all seinen Phantasieschleiern würde ihm ein Brautschleier am besten für sie gefallen. Sollte Viëtor nicht sehen, wie lieblich sie war? Sollte er nicht spüren, wie reich sie war? Konnte ein junger Mensch mit gesunden Sinnen solch ein Narr sein?

Da sah Nina auf und lächelte Herrn Sebastian an. „Hier hab' ich Lieder von Viëtor — darf ich Ihnen eins vorsingen? Sie gefallen mir sehr."

Er nickte kurz und lehnte sich an den Flügel. Da spielte sie und sang, und dachte nicht wie sonst an sich und ihr Nichtkönnen, und daß sie es schön machen wolle — sie hatte es ja aufgegeben. Sie dachte nur noch an seine Lieder, und da gelang ihr das, was sie zu erreichen vermochte, ohne Rest — sogar der alte Kritiker vergaß, daß da eigentlich gar nichts zu hören war, und ließ sich packen.

„Einsam ist mein heißes Herz,
Einsam singt es seine Lieder,
Eine Lerche, himmelwärts
Steigt's mit strahlendem Gefieder.
Nach der Menge frag' ich nicht,
Dich, Geliebte, will ich freien.
Wenn Dein Arm mich fest umflicht,
Einsam sind wir dann zu zweien."

Herr Sebastian nickte Nina zu.

„Gut, sehr gut. Erst die Ruhe der Entsagung, dann das anstürmende Verlangen — die Erfüllung — der Vorhalt — und am Ende wieder die Ruhe: einsam zu zweien. Sehr gut. Das Beste, was dem Menschen beschert werden kann."

Damit ging er hinaus; Ninas Augen und Gedanken waren schon wieder beim nächsten Blatt.

„Einer Glocke bin ich gleich;
Hoch im Turme will ich hangen,
In der freien Luft Bereich,
Von des Sturmes Arm umfangen;
Wecke meiner Seele Klang,
Nord, mit deinem kühnen Schwunge,
Daß ich mit gewalt'ger Zunge
Künde meinen Überschwang."

Vor acht Tagen hatte sie ihm von ihrer kindlichen Pfingstsehnsucht erzählt — war dies Lied daraus entstanden?

‚Einer Glocke bin ich gleich', sang Nina, und das alte Zimmer verschwand vor ihren Augen. Sie war wieder ein Kind und stand unter verwehenden Kastanienblüten. Nikolaus Viëtor und Hans Kieter schmolzen zu einer Person zusammen: es gab nur noch einen Geiger, von dem sie auch alle Liebe und Herzlichkeit des Jugendgespielen erfahren zu haben meinte.

‚Einsam sind wir nun zu zweien.'

Nie vorher hatte das Glöckchen an der Ladentür der Hemdenbertha so oft geläutet, wie zu der Zeit, wo Viëtor ihr Abmieter war. Die jungen Damen überboten sich in Einkäufen.

Daß dabei allemal die Rede auf den Geiger kam, war eigentlich selbstverständlich. Etwas reden mußte man doch, und was hätte nähergelegen. Gab es doch vielerlei Hochwichtiges zu fragen.

„Ist er auch zu Hause genial? — Steht er früh oder spät auf? — Trinkt er Thee oder Kaffee? — Komponiert er Nachts oder bei Tage? — Müssen Sie dann mäuschenstill sein?"

Wer Er war, wußte Fräulein Bertha nun schon ganz genau; es kam nicht mehr vor, daß sie Herrn Nikolaus Viëtor mit dem Milchmann oder dem Sparkassenrendanten verwechselte. Sie beantwortete auch gutmütig, was sie wußte, und wußte sie nichts, so ließ sie die Fragenden durch das Lagerfenster schauen, von wo aus einer, der Glück hatte, des Geigers linke Schulter hinter der Glasscheibe seines Arbeitszimmers entdecken konnte, wobei Lise Benzberg, Käthi Rieselmann, Thilde Rotermund und Hanna Peteroff ganz das nämliche wonnige Herzklopfen spürten.

Zeitig am Morgen nach ihrer Gesellschaft trat Lise in das Lädchen.

„Ist es nicht häßlich von Nina Rodeck, daß sie gestern weggeblieben ist? Die einzige von allen Geladenen! Wo ich so gern nach der Grünau gehe! — Ob ich sie trotzdem besuchen kann?"

Bertha wurde der Antwort überhoben, denn eben jetzt rief Viëtor zur Tür herein: „Ich esse heute auf der Grünau!", und da wußte Lise ohne jeden Rat, daß sie am Nachmittag dort hinauf wandern würde.

Viëtor schlenderte kreuz und quer durch den Stadtgarten, nicht auf gebahnten Wegen, sondern durchs Dickicht, wo es verboten war. Das Verbotene reizte ihn heute, und daran war der gestrige Abend schuld, wo er so viel hübsche Larven hatte anlächeln und so viel tauben Ohren hatte Musik machen müssen.

Er verspürte eine Sehnsucht nach der Grünau, die viel zu angenehm war, als daß man dagegen hätte ankämpfen sollen.

Noch blühte es zwischen dem Laub, noch sangen die Vögel — ein Zwitschern, Schwatzen, Trillern, Flöten kam von allen Zweigen — Viëtor war sehr wohl zu Mute.

„Mir blüht des Lebens bunter Kranz," sagte er vor sich hin, empfand dabei eine Fülle von unausgesprochenem, unaussprechlichem Reichtum, warf sich ins Gras, holte Notenpapier aus der Tasche und kritzelte das voll.

Darüber kam der Mittag heran; die Sonne hatte eine Lücke in den Blättern über ihm gefunden und brannte auf seinen Scheitel. Das jagte ihn auf: er wollte ja nach der Grünau, geradezu gesehnt hatte er sich nach Nina heute morgen, nicht begriffen, warum er gestern feige davongelaufen war. Ruhig mit ihr darüber reden, das würde ihr's leichter machen. Natürlich litt sie an ihrer Erkenntnis, aber er würde ihr alles ersetzen, was Leben und Natur versagten, er würde ihr alles in den Schoß werfen, was Erdentage köstlich und lebenswert machte, — warum hatte er sie denn noch einen Tag länger darben lassen?

Wie er jetzt an sie dachte, kam die treibende Sehnsucht wieder; er knüllte sein Notenpapier in die Tasche, raffte den Hut vom Boden und sprang mit knabenhafter Schnelle den Berg hinan, wo der Stadtgarten sich nach der Grünau hinaufzog. So kam er von der Rückseite an Sebastians Grundstück, schwang sich über die Hecke und schlich unbemerkt bis zur Küche.

„Einen Bissen Mittagsbrot für einen reisenden Musikanten. Bitt scheen, Eir Gnoden."

Die Radken kicherte in die Schüssel hinein, wo sie die Kartoffeln abwusch, Nina richtete das heiße Gesicht von der Bratröhre auf und nickte ihm lächelnd zu.

„Wir sind immer gutherzig; Du sollst zu essen bekommen, armer Reisender. Aber was treibt Dich denn um die Mittagsstunde hinaus in die glühende Welt?"

„Schelten will ich."

„Was?"

„Warum kamst Du gestern abend nicht hinunter?"

„Herr Sebastian wollt' es nicht gern."

„Du! Das Häschen hat mir nicht getraut!"

Nina hörte mit Begießen auf und sah Viëtor ernsthaft an: „Ganz gewiß hab' ich Dir getraut, ich trau' Dir immer. Er brauchte mich, und ich habe mich mit Deinen Liedern getröstet."

„Wirklich? Brava! Da wird auch der Mund nicht zum Schelten, sondern zum Essen gebraucht!"

Sie nickte ihm fröhlich zu. „Geh einstweilen hinüber, sowie Herr Sebastian heimkommt, kriegt der Mund seine Arbeit."

Viëtor schüttelte den Kopf: „Was soll ich drüben im leeren Nest? Brauchst Du keinen Küchenjungen? Stell mich dreist an."

„Nein. Geh nur. Laß die Tür offen und spiel mir was."

„So?" sagte er verstimmt. „Nini, ich glaube, ich bin für Dich nur ein Musikautomat, nichts weiter."

„Freilich," antwortete sie mit schalkhaftem Ernst, „was hast Du Dir denn sonst eingebildet?"

Da lachte er nun doch wieder. Ging aber hinaus, ließ die Türen offen, rief: „So sollst Du auch nichts weiter von mir haben!" — und spielte, was ihm vorhin zwischen Blätterrauschen und Vogelsang eingefallen war.

Verwirrt sah sie ihm nach. Hatte sie ihn gekränkt? — So wie er aber zu spielen begann, fiel diese Sorge von ihr ab; sie legte den Löffel beiseite, ließ die Pfanne halb vorgeschoben auf der Platte stehn und ging bis zur Tür.

Kopfschüttelnd schaute die Radken hinter ihr drein; Nina kam nicht wieder zu ihrem Braten, sie stand und lauschte.

Einmal sah Viëtor auf, sah sie und nickte ihr zu. Da ging sie über die Schwelle, langsam und willenlos, als zöge sie sein Blick. An den Flügel gelehnt, blieb sie stehn, ohne sich zu regen. Erst als draußen Herr Sebastian die Gartenpforte zuschlug, brach er kurz ab.

Da seufzte sie tief auf, hob die Hände bis zu den Haaren empor, als wolle sie dort etwas fassen, und sagte leise: „Wie bunt ist Deines Lebens Kranz."

Viëtor sprang auf und starrte sie an; seine erste Empfindung war Schrecken, dann überkam ihn ein unsinniges Glücksgefühl. Zum erstenmal im Leben war er nicht allein, zum erstenmal spürte er einen Menschen ganz dicht an seiner Seite — Flügel an Flügel auf dem Wege zur Sonne.

„Unsres Lebens," sagte er und küßte sie auf Mund und Augen.

Sie ließ es still über sich ergehn, dann machte sie sich sanft von ihm los — Herr Sebastian öffnete gerade die Haustür.

„Das Essen," sagte sie leise, „ich habe alles versäumt."

Während sie aber an den Herd zurückeilte und vor der brummelnden Radken zwecklos mit Töpfen und Pfanne hantierte, dachte sie: „O Du, mein bunter Kranz."

Herr Sebastian sah Nina in die Küche schlüpfen, sah Viëtor heiß und rot am Flügel stehn, und nickte zufrieden vor sich hin.

Da war's ja im guten Gleis, da hatte der Junge ja Augen gehabt.

Er ging ins Wohnzimmer hinüber und verlor kein Wort über das verspätete Mittagessen. Viëtor setzte sich wieder an den Flügel und hatte Zeit, sich zu Ruhe zu spielen. Als sie dann bei Tische saßen, war Herrn Sebastian zu Mute, als habe er ein Weihnachtsgeschenk vor der Bescherung gesehen: er freute sich darauf, aber wollte sich nicht merken lassen, daß er Bescheid wisse. Dann erzählte er allerlei, womit er sich und den andern in die Alltagsstimmung hineinhalf.

Nach Tisch setzte er sich an den Schreibtisch; Viëtor sah seinen Gewohnheitsplatz im Fenster an und sah dann hinaus ins Grüne.

„Wollen wir in den Garten gehn, Nina?" Sie nickte ihm zu. Das war gut, das große Zimmer kam ihr so eng vor.

„Geh voraus; ich bringe den Kaffee mit."

Als sie dann mit dem Tassenbrett kam, saß er in der kleinen Laube, an der das Geißblatt blühte; sie schlüpfte hinein, schob ihm seine Tasse hin und setzte sich ihm gegenüber.

Sie sprachen dabei kein Wort, sie sahen sich an und freuten sich aneinander. Er neigte den Kopf ein wenig vor, stützte ihn auf die Hand, und seine Augen leuchteten aus der grünen Dämmerung tiefer und feuriger noch als im Konzertsaal.

Der Blick nahm Nina den Atem; sie lehnte sich zurück, drückte den Kopf in die Blätter und faltete die Hände. Ich hab' Dich lieb, sagte sie sich immer wieder vor, ich hab' Dich lieb; aber aussprechen konnte sie das nicht.

Mein, dachte er, all dieser Liebreiz mein, und kein Menschenkind, das mir etwas von ihr streitig machen könnte.

Erst als draußen das schläfrige Rollen eines Handwagens erklang, wachten sie aus ihrer Verzauberung auf. Viktor griff nach seiner Tasse, und Nina fiel auf einmal ein, wie sie hier an derselben Stelle geweint hatte, weil Adele sang und Hans in den Nachbargarten sprang.

„Meine weiße Rose," sagte Viktor zärtlich.

Nina lächelte. „Ich weiß, daß ich keine Rose bin, aber sag's nur, ich hör' es doch gern."

Da beugte er sich vor und fing ihre Hand.

„Nicht doch! Ich will meinen Kaffee trinken, dazu brauch' ich sie."

Er lachte, schob ihr den Tassenhenkel zwischen die Finger und sagte: „So trink nur schnell!" Zugleich stand er auf, kam um das Brettertischchen herum und versuchte sich neben sie zu setzen. Das Bänkchen war aber viel zu schmal, selbst für Verliebte mit dem allerbesten Willen; da blieb er stehn, legte sich Ninas Kopf an die Brust und küßte sie.

Die Tasse fiel um, der Kaffee rann in den Sand, Nina kam um Atem und Besinnung.

Mit der freien Hand drängte sie ihn sanft von sich und stammelte: „Nein, nein! Laß mich los — sei gut — ich ersticke."

Da sah er ihr in die Augen: zärtlich, bittend, übermütig.

„Nina, kannst Du nicht küssen?"

Sie antwortete ganz ernsthaft: „Nein, woher sollt' ich's können? Es hat mich noch niemand geküßt."

„Niemand?"

„Wer hätte mich küssen sollen? Keine Mutter, kein Vater, kein Bruder, keine Schwester — aber hab nur Geduld, ich lerne es schon."

„Arme, kleine Nina." Viktor faßte ihren Kopf mit beiden Händen — sie machte sich sanft los.

„Sei gut, setz Dich dort hin, ich möchte Dich so vieles fragen."

Unschlüssig stand er neben ihr, ihre schlanken, kühlen Hände hatte er schon wieder gefangen, aber dann kam ihm ihre Einsamkeit zum Bewußtsein und wie anders sie aufgewachsen war als die Frauen und Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt hatte. Das Mitleid war plötzlich stärker als das Zärtlichkeitsverlangen, er ließ die

Hände los, trat von ihr zurück und sagte nur ein wenig unwirsch: „Aber dann darfst Du mich nicht mit Gabriel-Max-Augen anschauen, das halte ein andrer aus."

Sie sah ihn so verdutzt an, daß er lachen mußte. Das machte ihn froh und frei; er setzte sich wieder auf seinen alten Platz und nickte ihr heiter zu: „Nun frag los."

Nina bückte sich erst noch und hob die Tasse auf.

„O weh, mein armer Schatz, hab' ich Dir Deinen Kaffee verschüttet?"

„Bewahre — ich selbst."

„Du! Das sind ja prachtvolle Aussichten! Willst Du jede Dummheit, die ich begehe, auf Deine Rechnung nehmen?"

Jetzt lachte auch sie. „Jede? Aber Du kannst ja gar keine Dummheiten begehn."

„So? Also nach verflossnen Dummheiten willst Du mich nicht fragen?"

„Nein. — Aber brenn Dir erst eine Cigarette an; Du bist viel behaglicher, wenn du rauchst."

„Du mußt doch ein heikles Thema vorhaben, daß Du mich in Stimmung bringen willst."

Er nahm das Etui aus der Tasche, wickelte die Cigarette und strich ein Streichholz an; Nina griff nach einem blühenden Zweig, der ihr neckend ins Gesicht hing, brach ihn ab und zerpflückte ihn gedankenlos in langsam gleichmäßiger Bewegung.

„Das seh' ich so gern."

„Was?"

„Wenn sich Deine lieben, schönen Hände so sacht hin und her bewegen; dabei fällt mir allemal eine Melodie ein."

Nina ließ die Hände sinken.

„O Du! — Sag mal, bist Du schon sehr oft verliebt gewesen?"

„Soll das eine Gewissensfrage sein?"

Er hatte die Cigarette hingelegt und sah Nina ernsthaft an, so daß sie erschrocken rief: „Nein, nein! Du brauchst gar nicht zu antworten."

Sein Blick wanderte nachdenklich ins Laubengrün hinauf, in dem die Bienen summten, und dann wieder zu dem lieben Gesicht, das ihn schuldbewußt anschaute.

„Nicht doch, Nini; ich kann Dir ganz gut antworten, ich antworte Dir sogar ganz gern. Mir fiel nur eben ein, ob Du eifersüchtig seist. Das ist eine so leidige Angewohnheit. Bist Du's?"

„Ich weiß es nicht," stammelte sie.

Viktor sah, daß sie's wirklich nicht wußte. Unsinn, dachte er, so klug, so lieb, so aufopferungsfähig: wo so viel gute Engel zu Hause sind, hat ja der dicke Teufel gar keinen Raum.

Er strich ein zweites Streichholz an, lehnte sich behaglich zurück und sagte: „Also, ob ich schon oft verliebt gewesen bin? Nun, so wie man sich im Frühling an den Blumen freut — aller vier Wochen an andern — ja! Aber so, daß ich's selber für ewig hielt, nur das einzige Mal, von dem Du schon weißt."

Ninas Pupillen wurden groß, die Augen schienen tiefschwarz. „Und wie — wie war sie?"

„Helene war blond und rosig, und siebzehn Jahre; war übermütig und neckisch, und Herrscherin, wo sie sich sehen ließ, ein reizender Sprühteufel. Sie hatte mir richtig den Kopf verdreht."

„Und?"

„Und? Nun, dann saß er mit einemmal wieder auf der gehörigen Stelle."

„Weil Dir eine andre gefiel?" fragte Nina kurzatmig.

„Nein. Sagt' ich Dir das nicht schon? Es lag mir eine Arbeit im Sinne, das konnte sie nicht vertragen, das machte sie übellaunig. Die üble Laune stand ihr nicht; dazu kam die lächerliche Eifersucht, sowie ich mit einem Frauenzimmer zwei Worte mehr als guten Tag und guten Weg wechselte — kurz — plötzlich fühlte ich mich frei, als sei ich einer Tyrannei entlaufen. Und das war ja zu meinem Heil."

Er streckte Nina wieder die Hände über den Tisch hinüber, und diesmal legte sie ihre beiden hinein, ohne sich zu besinnen.

Als die Hände ein paar Minuten ineinander geruht hatten, stieg ihr wieder das heiße, erstickende Gefühl in die Kehle, hastig stand sie auf und sagte: „Ich will Herrn Sebastian rufen, es ist seine Zeit."

Viktor ließ ihre Hände los, schüttelte aber den Kopf. „Laß ihn nur, stör ihn nicht — er hat seine alten Schätze vorgesucht, er arbeitet."

„Du hast ihn dazu veranlaßt."

„Es wird ihm gut tun."

„Und wenn's ihm mißglückt?"

„Mißglückt? Was heißt das überhaupt? Er hat seine Freude dran, es verjüngt ihn, er fühlt dabei, daß er lebt, während er sich all diese Jahre hindurch für einen Toten gehalten hat. Ist er nicht schon ein ganz andrer?"

„Weil er Dich hat."

Für dieses Wort küßte Viktor ihre Hände; dann aber sagte er doch: „Herr Sebastian ist kein liebendes Mädchen; Männer wollen schon kräftigere Ursachen zur Freude als die Gegenwart eines guten Freundes: schaffen und eine Zukunft vor sich sehen —"

„Und wenn die andern an dem Geschaffnen herumzupfen?"

„Bah — das hält man schon aus, das ist dem Größten nicht erspart geblieben. Einer verkennt's, der andre versteht's. Laß ihn in Ruhe."

Nina ergab sich. „Wie Du willst, immer wie Du willst. Aber Kaffee laß mich doch holen, ich verdurste."

Er lachte und ließ sie vorbei; dann sah er ihr nach, während sie anmutig, ohne Hast und ohne Rast nach dem Hause ging.

Wie er ihr so nachschaute, kam ihm die Melodie wieder in den Sinn, die ihm der Morgen beschert hatte. Dabei dachte er an die Zukunft. Er sah ein großes Zimmer mit schweren, dunkeln Vorhängen, alles harmonisch, ruhig, von tiefem Frieden umfaßt; an dem Flügel saß Nina, das Gesicht verschleierte die Dämmerung ein wenig, aber die Hände leuchteten ihm weiß und deutlich in die Augen. Er stand dicht neben ihr und hatte die Geige am Kinn, sie spielten die Melodie, an die er dachte, und aus der Schale vom Fenster herüber duftete ein bunter Kranz.

Als Nina in Begleitung der Radken mit Kanne, Spirituswärmer und Kuchenkörbchen zurückkam, stand Lise Benzberg, verlegen und strahlend, in der Laubentür.

Blond, rosig, sechzehn Jahre, dachte Nina, und dann lächelte sie, weil sie das so gar nicht bange machte.

Viktor sah ihren prüfenden Blick, sah ihr Lächeln und freute sich, als hätte sie ihm ihre Gedanken ausführlich anvertraut: wenn man sich versteht, ist das viele Reden gar nicht nötig — o Du mein bunter Kranz.

Nina stellte das Brett in die große Pfeifenkrautlaube nahe dem Hause, und ging dann Lisen entgegen, die noch immer gebannt neben dem Geißblatt stand, hinter dessen duftenden Ranken Viktors Neckereien erklangen.

Für Ninas freundlichen Willkomm war sie überschwenglich dankbar, und als sie mit den beiden unter dem Pfeifenkraut saß, meinte sie mitten in einem wonnigen Traume zu stecken. Blauer Himmel, über den leichte Sommerwolken flogen, Amselschlag vom Hausfirst herunter, Grün und Blüten, so dicht wie sonst nirgends auf der Welt: die Kulissen zu einem Zauberstück, dahinter Folzens flatternde Wäsche wie ein Wort aus dem fernen Alltag, einzig gesprochen, um einem zum Bewußtsein zu bringen, daß der wundervolle Zustand doch Wirklichkeit sei.

Sie sah Viktor an, dessen lachende Augen gutmütig an ihr hinglitten, sie sah Nina an, die verträumt über die Blüten schaute und ab und zu mit scheuem, unverständlichem Blick aus dem Garten zum Kaffeetisch zurückkehrte, worauf sie Lise Benzberg allemal ein Stück Kuchen anbot, aber niemals Nikolaus Viktor. Sie sprach ihn auch nie an und er sprach nicht mit ihr — hatten sich die beiden gezankt?

Arme Nina Rodeck!

Die arme Nina machte es sehr glücklich, so still zu sitzen, den Liebsten anzuschauen, den Duft der Blumen zu spüren, die für ihn blühten, und zuzuhören, wie er mit dem fremden Kinde plauderte; lauter Dinge, die sie nichts anzugehn schienen, und die doch nur für sie gesprochen waren, die alle mit einer geheimen, süßen Bedeutung an ihr Herz klopften.

Nur einmal schrak sie zusammen, als sei sie über schwerer Schuld betroffen. Das war, als drüben die Gartenglocke klang und Hansens Vater zu seinem Abendschoppen in die Stadt hinunterstieg.

Da sprach auch Viktor sie zum erstenmal an: „Ich glaube, Du solltest ihn nun doch aufstöbern."

Sie sprang sogleich auf, füllte die vierte Tasse und machte sie zurecht; als sie so dicht vor seinen Augen hantierte, packte ihn ein heftiges Verlangen, ihre Hände einzufangen; er war ärgerlich auf das glückselige, blonde Geschöpf, das ihm gegenüber saß, und meinte, blondes Haar müsse ihm von heute an für ewige Zeiten widerwärtig sein. Er mußte ernstlich an den kleinen Kapellmeister denken, um nicht unfreundlich mit Lisen umzugehn.

Nina trat leise in die Unterstube, ihre Augen liefen auf Kundschaft voraus: Herr Sebastian saß am Schreibtisch, hatte auf der Platte Notenpapier, das links mit einem Stein beschwert war, und schrieb. Er sah froh aus und bemerkte Nina erst, als sie dicht bei ihm stand. Die Stirn zog sich kraus; kurz und rauh, wie nur je in ihren Kindertagen, fuhr er sie an: „Was willst Du?"

Sie hielt ihm die Tasse hin. „Viëtor schickt mich."

Die Stirn glättete sich. „Braucht Ihr mich? Soll ich kommen?"

„Nein nein! Nur trinken müßten Sie, meint er. 's ist auch Besuch draußen."

Sebastian nahm seine Tasse, weil Viëtor sie schickte, aß und trank gedankenlos und stellte das Geschirr wieder auf das Brett, das Nina noch immer hielt.

„So! nun hab' ich Euch den Willen getan, nun laßt mich in Ruhe."

Sie war noch nicht draußen, da saß er schon wieder vor seinem Blatt und summte vor sich hin.

Nina huschte lautlos hinaus, da stand in der Tür des Musikzimmers Viëtor, die Geige unterm Arm, und wartete auf sie.

„Ist sie fort?" fragte sie fröhlich.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, die werden wir nicht los. Aber ich will gehn. Ich will mich mit einem Csardas freikaufen und Dir dann das Närrchen auf dem Halse lassen. Ich halt's nicht mehr aus."

Der Glanz in ihren Augen erlosch. Sie hätte so ausgehalten bis ans Ende der Welt, wenn sie ihn nur ansehn und seine Stimme hören durfte.

Er sah's und fügte schnell hinzu: „Ich komme Abend wieder, wir wollen's doch Herrn Sebastian sagen."

Da blickte sie hastig nach der Tür und legte den Finger auf den Mund. „Nein. Er ist ganz versunken in die andre Welt. Wir wollen ihm jetzt nichts sagen, was ihn beunruhigen könnte. Wie soll es denn werden? Die Radken kann der Wirtschaft nicht mehr allein vorstehn, verträgt sich aber auch mit keiner jungen Magd —"

Viëtor schüttelte den Kopf. „Das ist alles kleiner Kram, der sich vor etwas so Wichtigem, wie unsrer Liebe, bescheiden ducken wird."

Aber Nina redete weiter, leise, hastig, flehend: „Es ist nicht nur dies, es ist da noch viel Schweres wegzuräumen — ich kann Dir das nicht zwischen Tür und Angel sagen — ich müßte von meinen Eltern reden — ein andermal — wenn ich spüre, daß Du mir ganz allein gehörst — ach glaube mir bis dahin — ich bitte Dich — glaube und schweige."

Viëtor sah Nina zweifelnd an, der Ton ihrer Stimme, das feuchte Schimmern ihrer Augen ergriff ihn, aber er versprach nichts.

Da legte sie ihm die Hände auf die Schultern und sagte ganz leise: „Wenn es ihn nun doch beunruhigte, doch wieder hinabzöge? Vielleicht wird er mich doch ein wenig vermissen, wenn ich von ihm gehe, und die Sorge davor könnte seine Arbeit hindern."

Damit hatte sie Viëtor bezwungen.

„Vielleicht? Du bescheidene Törin! Wie soll Dich nicht missen, wer Dich einmal gekannt hat."

Er nahm ihr das Brett aus der Hand, setzte es auf den Bettelmannstisch neben die Geige, und umfaßte sie.

„Jetzt hältst Du still! Wenn ich so brav bin und Dir allen Willen tue, dann darf ich mich wenigstens einmal sattküssen."

Ein Sperling flog durch die Haustür aufs Tassenbrett, machte sich an die Kuchenkrümeln und dachte: die Lippen müssen noch süßer sein als meine Mahlzeit.

Lise Benzberg spürte Unruhe draußen in ihrer Einsamkeit. Die Radken machte die Küchentür auf und machte sie schnell wieder zu.

Nein, so was! Das ging noch über Sodom und Gomorrha. Küssen im offenen Hausflur: — und Hans, Hans Kieter? Der würde schön Kreuz- und Querfalten über die Stirn ziehen, wenn er heimkam. — Und draußen der kleine Aff'? Wenn der hereintrat und die Bescherung sah, was trug der wohl unter die Leute hinunter nach Roringen? — Frau Radke warf den großen Blechkübel auf die Küchenfließe; mochte er eine Beule kriegen, wenn es sie nur zur Besinnung brachte.

Es schreckte sie auch voneinander. Einen Augenblick stand Nina schwindlig neben dem Bettelmannstisch; dann sagte sie hastig: „Ich bitte Dich — geh hinaus — ich — mein Haar — ich komme gleich nach."

Er faßte gehorsam nach der Geige, Nina ging auf die Treppe los; vor der ersten Stufe wandte sie sich noch einmal um und sagte ernsthaft: „So darfst Du mich nie wieder küssen."

Da stand er mit zwei Schritten neben ihr; es blitzte übermütig in seinen Augen. „Ich denke, Du hast mich lieb?"

„Sehr lieb," antwortete sie ernsthaft wie vorher, „aber ich will bei Vernunft bleiben und fest auf meinen Füßen stehn."

Er lachte nur und streckte seine Arme wieder nach ihr aus, sie aber flog die Treppe hinauf, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Als Nina mit ordentlichem Haar und wieder bei Atem in die Laube kam, tanzte Viëtors Bogen übermütig über die Saiten. Lise Benzbergs Gesicht brannte vor Entzücken, sie streckte Nina die Hand entgegen, zog sie neben sich und drückte ihr zärtlich die Finger zusammen.

Sowie die beiden Mädchen nebeneinander saßen, änderte sich das Spiel; es wurde ruhig und innig, und endete mit einem weichen Doppelgriff. Danach stand Viëtor schnell auf, schüttelte Lise Benzberg die Hand wie einem Schulmädel, küßte Ninas Fingerspitzen, ließ die Geige auf der Bank liegen und lief davon.

„Ach Gott," sagte Lise, als nichts mehr von ihm zu sehen war, „wie himmlisch schön ist es auf der Grünau."

Trotzdem ging sie schon nach einer Viertelstunde, und dann setzte sich Nina wieder in die Jelängerjelieberlaube, schloß die Augen, sog den Duft ein und lauschte auf das Summen der Bienen. Aber das war nur die Begleitung, die ihr den heißen Nachmittag zurückrief, und endlich wandelte sich das Summen in die Melodie vom bunten Kranz des Lebens.

Herr Sebastian kam den Gartenweg entlang und sah suchend nach rechts und links; er hatte den Hut in der Hand, und sein Kopf brannte. Endlich entdeckte er Nina.

„Allein? Ich will auch gehn. Es liegt mir allerlei in Gedanken, da hilft das Laufen."

Jetzt sagt er mir doch, wenn er geht, jetzt läuft er doch nicht ins Blaue hinaus, als gäbe es keinen Menschen, der um ihn sorgt — gewiß, er würde mich vermissen, dachte sie dankbar, und sah ihm liebevoll nach.

Dann fiel ihr Blick auf den zerpflückten Zweig, der noch neben Viëtors Tasse lag. Unwillkürlich betrachtete sie ihre Hände, und das Blut stieg ihr heiß in die Stirn.

Sie stand auf; nein, so ging das nicht, so mit müßigen Händen und träumenden Augen konnte sie nicht durch den Tag kommen. — Sie holte sich Hut und Hacke und begann zu gärtnern, aber sie traf die Kulturpflanzen wie das Unkraut. Erschrocken hielt sie inne. Die Sonne war ja auch hinter den Bäumen — sie warf den Hut fort, lehnte die Hacke beiseite und füllte die Gießkanne.

Unermüdlich ging sie hin und her, der sanfte Strahl aus der Brause rieselte über Gras und Blumen, der feine Duft der nassen Erde umgab sie. Als kein Pflänzchen mehr dürstete, war die Abendbrotzeit gekommen. Sie deckte in der Pfeifenkrautlaube, den dritten Teller schob sie wieder beiseite: er sollte nicht denken, daß er hätte kommen müssen, aber er kam natürlich. Sie stellte sein Gedeck auf den Flurtisch, da war es gleich bei der Hand; dann setzte sie sich, die Augen auf das grüne Gatter gerichtet, und nahm eine Häkelei zur Hand. Jetzt flog die Nadel, die Spitze wurde länger und länger, die Dämmerung stieg von Osten herauf: es war die helle Dämmerung der Juninächte, aber sie mahnte doch an die Nacht, und keiner kam.

Nina wurde hungrig und merkte es nicht, nur ungeduldig meinte sie zu sein. Endlich stand sie auf und ging nach der Pforte, wo man den Weg nach der Stadt entlang sehen konnte. Leer — kein Mensch unterwegs, kein Schritt zu hören. Da packte sie die Angst, als sei ein großes Unglück geschehen; sie hätte am liebsten geweint und schämte sich doch, um nichts zu weinen.

„Nini," sagte eine Stimme vom Nachbarzaun herüber. „Ich soll Dich grüßen, Hans hat geschrieben."

Sie mußte sich besinnen, wer Hans sei. Dann stieg ihr das Rot der Beschämung ins Gesicht, und sie ging über die Straße an Kieters Zaun. Das war ja eine Erlösung von dem quälenden Warten: reden, an etwas andres denken müssen!

Ganz automatenhaft kam die Antwort. „Ich danke schön, Mama Kieter."

„Die Prüfung ist glänzend ausgefallen; wir zwei Alten freuten uns schon auf ein kleines Familienfest, aber sie haben ihm eine Assistentenstelle dort im Krankenhaus gegeben, die gleich angetreten werden muß, und weil das eine Ehre ist, stehn wir natürlich gern zurück."

Nina nickte dazu und bemühte sich zu fassen, was ihr erzählt wurde.

„Auch Adele Folz kommt noch nicht heim. Ihre Mutter war vorhin hüben bei mir und erzählte mir von dem Lob, das die Tochter bei den Prüfungen geerntet hat. Nun reisen sie zusammen nach Bayreuth. Der Vater schilt und die Mutter stöhnt, aber Adele setzt jetzt alles durch, weil die Eltern sie nicht an die Öffentlichkeit lassen. Weil sie in dem einen nachgeben muß, zwingt sie ihnen in allem andern ihren Willen auf. Von Bayreuth geht's noch nach Ostende."

Nina nickte wieder. — Hans und Adele — vergangene Tage stiegen auf, die Pfingstglocke läutete — es lachte und trillerte — aber alles nur wie in weiter Ferne, und als ginge es sie nichts an. Viëtors Geige klang lauter als die Glocken ihrer Kindheit.

„An was denkst Du?" fragte Frau Kieter bekümmert; aber die Antwort wurde Nina erspart, eben gewann Herr Sebastian schnellen Schritts die Höhe und winkte

den beiden schon von weitem zu. Da drückte sie Frau Kieter die Hand. „Den Spiritus anbrennen," sagte sie hastig. „Schlaf wohl und grüß Hansen wieder, den guten Hans!"

Sie war ihm eben jetzt sehr gut, weil er nicht heimkam.

In der Laube erwartete sie Herrn Sebastian. Der sah fröhlich aus und setzte sich gleich. „Ich hab' tüchtigen Hunger. Erst bin ich draußen herumgelaufen, und dann hab' ich bei Viëtor gesessen. Das schickt er Dir — wart mal, wo steckt's denn?"

Er faßte in alle Taschen und brachte aus der letzten ein mit Noten bekritzeltes Blatt — die Melodie vom Stadtgarten. Darunter stand in winzigen Buchstaben:

Meines Lebens bunter Kranz
Steht in vollen Blüten;
Auf daß keine Knospe dorrt,
Sollst ihn Du mir hüten.

Sowie Nina das gelesen hatte, war die bange Wartestimmung verflogen; sie versorgte den alten Herrn und aß tapfer mit. Auf einmal lachte sie.

„Daß man so glücklich sein und dabei so unmenschlichen Hunger haben kann!"

„Richtig," sagte Herr Sebastian, „genau so geht es mir, und ich hab' mich nicht einmal drüber gewundert."

Am andern Morgen hatte Nikolaus Viëtor eine Probe zu halten, und merkte staunend, daß neben seinem Kampf mit eigenwilligen Instrumenten der gestrige Tag stand, wie ein klares, unverrückbares Bild. Das war ihm noch nie geschehen, und es störte ihn nicht einmal, im Gegenteil, all seine Kräfte schienen gesteigert.

Das Behagen verflog erst, als der Primgeiger ihn beim Hinausgehn fragte: „Die Kleine auf der Grünau soll ja phänomenale Fortschritte machen? Hat sich der Alte da wirklich noch ein Genie gezüchtet?"

Viëtor erschrak. Das hatte er gestern über der Liebe und den bunten Kränzen richtig vergessen. Er wollte ja noch einmal mit ihr reden, wollte ihr's leicht machen, nun erst recht wollte er jede Last des Lebens für sie tragen.

Egoist schalt er sich, und dachte doch, während er die Rollgasse hinauflief: Sie hat ja jetzt mich, was braucht sie weiter.

Als er ins Musikzimmer trat, saß Nina am Flügel vor seinen Liedern. Sie wollte weiter spielen, aber ihre Hände zitterten so stark, daß sie den rechten Weg verfehlten. Sie wollte aufstehn, aber da war er schon neben ihr, küßte erst die bebenden Hände und dann den Mund.

„Liebling."

Dann, ehe sie noch ein Wort geredet hatte, ließ er sie plötzlich los. „Nicht doch, wir sind gewissenhafte Leute — heute wird nicht nur getändelt, wie gestern, heute wird zuerst geschulmeistert."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Willst Du singen oder spielen?"

Viëtor merkte, daß Nina ihn gar nicht begriff; da sagte er weich: „Nini, soll ich für Ernst nehmen, was Du vorgestern in der Erregung gesprochen hast — wird Dir's nicht bitter leid tun?"

„Nein," sagte sie langsam, um ihrer Stimme sicher zu sein.

Eine übermütige Freude stieg in ihm auf, aber er beherrschte sich.

„Bist Du träge geworden, oder macht Dich die Liebe so satt?"

„Was es auch sei — ich weiß jetzt ganz genau, daß meine Sehnsucht Größenwahn gewesen ist — ich weiß — seit Du bei uns bist, weiß ich so vieles —"

Sie sprach ganz ernsthaft, er aber lachte leise und zog sie an sich. — Er hätte sie nur immer anschauen mögen, umhalsen mögen, das weiche, krause Haar fühlen mögen, ihr etwas Liebes sagen, damit ihr das Blut in die blasse Stirn schösse, sie necken, damit sie ihn fragend und verwirrt anschaue: wie meinst Du das?

Und so sagte er denn jetzt: „Also meine Lieder sind nun begraben."

Da gab sie ihm schon den verwirrt erschrockenen Blick; gleich darauf schüttelte sie kräftig den Kopf. „Aber freuen will ich mich doch nach wie vor an allem Schönen. Deine Lieder hab' ich vorhin Herrn Sebastian vorgesungen, und die ‚vier Jahreszeiten' kann ich schon auswendig."

„So?"

„Ja, und das vom ‚Jelängerjelieber' auch."

Da nahm er sie wieder in die Arme. „Je länger, je lieber," sagte er, nichts weiter.

Nachher saß er vor den Tasten und sie drüben am Fenster im Lehnstuhl. Er spielte und sprach dabei; er hatte eine Oper in Gedanken, ein feuriges, romantisches Ding, einen Bertran de Born, der mit seinen Liedern des Königs Sohn zum Aufruhr und des Königs Tochter zur Liebe verführt.

„Glaubst Du das?"

„Ja, ich glaube es," antwortete sie ernsthaft und sah ihm in die Augen.

„Willst Du mir helfen? Ich schlage mich mit dem Texte herum. Die Leute, die nichts von Musik verstehn, schreiben unglaublichen Blödsinn zusammen; mir gehorcht das Wort nicht so, wie ich's brauche; vielleicht glückt es Dir. Willst Du lesen, was ich aufgeschrieben habe? Nicht wie ein liebendes Mädchen, sondern wie ein verständiger Beurteiler?"

„Ob ich das kann? Aber ich glaube, wer liebt, will am allerstolzesten auf den Liebsten sein. Du bist meine Krone, meine Krone soll strahlen."

„So? Und wenn dann die andern Deiner Krone den Glanz absprechen?"

„Das geschieht dem Größten, hast Du mir gestern gesagt; ich kann warten, bis die Leute hellhörig werden — ich habe Geduld. Du weißt noch gar nicht, was für einen abgrundtiefen Brunnen voll Geduld ich im Herzen trage."

„Also mißbrauchen wir diesen Abgrund. Da, setz Dich her und höre zu."

Er schob ihr den zweiten Sessel heran, gab dem seinen eine Drehung, so daß er sich mit dem Rücken gegen die Tasten lehnte, und fragte: „Du kennst doch das Uhlandsche Gedicht von Bertran, ‚dem zuliebe Königskinder trugen ihres Vaters Zorn'?"

„Ja."

„Das ist's!"

Drauf wurde er ausführlich; seine Augen blitzten, und seine Stimme bekam einen metallischen Ton, als er endete: „Wie das singen und klingen, stürmen und wettern darf, wie man da ein Recht hat zum Liede, auch bei aller sorgsamen Achtung vor dem Natürlichen und Wahrscheinlichen."

„Du, ich glaube, verliebten Leuten ist das Leben in Liedern überhaupt ganz natürlich."

„Du! Bist Du seit gestern so klug geworden?"

„Ja Du! — man muß doch Erfahrungen sammeln."

Er griff nach ihren Händen, sie drückte sie aber fest gegen die Brust. „Nein, Niki, wir wollen von Bertran reden und seinen Liedern."

Nun sprach sie. Mit Staunen vernahm er, wie sicher sie ihn verstanden hatte; anfangs zerstreute ihn das Anschauen, aber auch das verging schnell — er wußte gar nicht mehr wer sprach — nur daß diese Sprechende Worte fand für das, was ihn bisher als unfaßbar gequält hatte, das empfand er mit unbewußtem Entzücken.

Beim Essen war er ebenso zerstreut wie Sebastian, in dessen Ohren die Orgel der heiligen Cäcilie klang, und gleich nach dem letzten Bissen verabschiedete er sich.

„Festhalten."

Draußen an der Haustür, wohin Nina ihm das Geleite gab, sagte er weich: „Also nicht meine Schülerin mehr, aber etwas Bessres: mein Gewissen. Wir werden noch zusammen bis über die Wolken fliegen, dessen bin ich ganz gewiß."

Sie lächelte ihn dankbar an und dachte hinter ihm drein: Wie leicht das alles auf einmal ist, wie wankelmütig ich bin — ob alle Frauen das mit Tränen Ersehnte so leicht wieder fallen lassen, wenn ihnen die Liebe die Hände füllt? Aber dann hatte Herr Sebastian ja recht gehabt, tausendmal recht.

Eine Stunde später brachte ein kleines Mädchen ein verschnürtes Päckchen: den Textentwurf zum Bertran. Nina sah das Kind zärtlich an. Es war ein zerzaustes Persönchen, die Schürze hing schief, das Haar war in einer Rauferei gewesen, die Hände hatten mit Sand und Erde zu tun gehabt, dennoch schien es Nina sehr lieblich; sie gab ihm das größte Stück Kuchen aus der Schale und die Schürze voll Kirschen zum Botenlohn.

„Sag ihm — nein, sag ihm nichts, aber warte. Setz Dich dort auf das Bänkchen, ich geb' Dir etwas mit."

Sie lief hinters Haus, wo die Winterlinden blühten, pflückte zwei schlanke Zweige, dazu Geißblatt und Rosen, Goldlack und Jasmin, und schlang das mit einem grünseidenen Band zum Kranze zusammen: bunt, leuchtend, duftend. Den verschnürte sie in eine Pappschachtel und gab die dem Kinde.

„Gleich läufst Du hin! Keine Rauferei unterwegs, keinen Unfug dazwischen treiben! Und gibst ihm die Schachtel und sagst: das wäre der Dank."

Die kleine Wilde rannte bergein, in der fröhlichen Erwartung einer neuen Spende; Nina setzte sich mit seinen Blättern in die Geißblattlaube, las und sann und reimte, und spürte mit allen Sinnen den gestrigen Nachmittag.

Als Viëtor am andern Tage kam, hatte sie eine Menge für ihn bereit — Einfälle, Fragen, Zweifel und Zustimmung.

Sie saßen beisammen, aber Bertran, der Zauberer, nahm all ihre Gedanken fest, selbst das Küssen vergaßen sie darüber. Viëtor war so erfüllt davon, daß er auch gegen Sebastian nicht mehr schweigen konnte, und der Alte hörte mit freundlicher Geduld zu. Beinah im Unrecht schien er sich, weil die heilige Cäcilie dabei doch nicht ganz aus seinen Gedanken wich.

Plötzlich dachte auch Viëtor an die Cäcilie und fühlte sich ebenso als Selbstsüchtiger.

„Wir wollen um die Wette arbeiten," sagte er lebhaft, „wer wird am ersten fertig werden? Doch wohl Sie — Sie sind schon viel weiter, und Ihnen quirlt nichts dazwischen. Für den Sommer hab' ich freilich freie Hand, den Winter aber kann ich doch nicht so brach liegen, wie ich es mir anfangs dachte. Künftiges Jahr, wenn Benzberg im September sein Musikfest durchsetzt, bringen wir Ihre Cäcilie heraus, im Winter drauf mach' ich meine Oper fertig, und für Ostern such' ich mir eine Stelle, wo ich der gleich ans Licht verhelfen kann. Ich hab' Lust zum Theater — aber, Nina — noch anderthalb Jahr — schauderhafte, zwecklose Ewigkeit. Wozu —" Er wollte losbrechen, sie aber legte bittend die Hände zusammen und ließ ihre Blicke über Herrn Sebastian gleiten.

Viëtors Augen folgten, und er verstummte. Herr Sebastian sah wirklich übel aus. Eine krankhafte Röte brannte auf seinen hagern Backen, die Stirn war tief gefurcht und bis zu den Schläfen hinab in feine Knitterfältchen gebrochen. Hatten sie das früher nicht so gesehen, oder war es in den letzten Wochen so viel schlimmer geworden?

„Im Herbst übers Jahr?" sagte er kurzatmig. „O, bis dahin bin ich fertig, und dann nur schnell hinaus damit. Ich habe so viel Zeit vergeudet, so viel Kraft verrosten lassen, so viel gute Stunden versäumt, so viel Einfälle verjagt —" er stand unruhig auf.

„Ihr Tee, Herr Sebastian!"

„Ja so."

Er wollte trinken, setzte aber gleich wieder ab. „Ach was, tyrannisiert mich nicht, junges Volk, ich mag Euern schwindsüchtigen Tee nicht. Die Radken soll mir eine Flasche Johannisberger heraufholen; trinkt ihr zwei, wozu ihr Lust habt, mich laßt in Ruhe."

Damit ging er hinein und ließ die beiden in der lauen Sommerabendluft allein.

Die Radken wurde in Trab gesetzt, sie mußte Bier für den jungen Herrn aus der Volkshalle holen, die stadtab neben Roschers Gärtnerei lag, dann bestellte Nina noch ein Windlicht heraus.

„Wozu? Die Johanniswürmchen leuchten."

„Für die Nachbarn."

„Damit sie ganz genau sehen, daß wir uns küssen?"

„Damit sie sehen, daß wir uns nicht küssen."

„Vorige Woche hast Du sehr brav mit mir hier im Dunkeln gesessen. Weißt Du noch? Drüben spielte einer die Ziehharmonika, und Vater Kieter sang den Bierwalzer dazu."

„Ja, ich weiß noch, denn es hat mich beinah gerührt."

„Nina."

„Was?"

„Warum hast Du damals im Dunkeln mit mir gesessen?"

„Ich habe ja damals gar nicht daran gedacht, daß es dunkel war."

„Nina."

„Was?"

„Ich glaube, Du hast mich gar nicht lieb."

„O Du!" Die Tränen schossen ihr in die Augen. „Das darfst Du nie wieder sagen. Ich hab' Dich viel lieber als Du mich, ich denke immer an Dich, mir ist alles in Dir untergegangen; ich träume nur noch Deine Lieder; wenn ich die Augen schließe, hör' ich Dich reden, rieche das Geißblatt aus der kleinen Laube und fühle Deine Lippen auf meinem Mund und Deine Hand an meinen Händen. Nein! — bleib dort — sei gut! Erzähl' mir von dem, was Du träumst, wenn Du zu Hause bist, erzähl' mir von Deiner Arbeit, damit Du ganz, ganz mein bist, und ich Dir und Deinen Gedanken überall hin folgen kann."

Als sie von ihrer Liebe sprach, hatte er aufspringen wollen, aber sie saßen so grell beleuchtet inmitten der mondlosen Nacht, nur Bier und Butterbrot war noch zu sehen außer ihnen; drüben bei Kieters standen die Fenster offen, und in Folzens Garten lachten und huschten die Mägde, deren Frau verreist war.

Er strich sich unmutig über die Stirn, dann sprach er von seinem Bertran, widerwillig zuerst, nur ihrem Wunsche gehorsam, dann mit steigender Freude an ihrem Zuhören.

Die Radken mußte ihm die Geige bringen, die dolmetschte, wo ihm die Worte fehlten.

In den Nachbarhäusern war das letzte Licht verlöscht, Ninas Glocke schlug Mitternacht; da erst dachte Viëtor ans Heimgehn, und nun war er so tief drin in seiner Arbeit und dem friedlichen Besitzbewußtsein, daß es ihm genügte, Ninas Hand ritterlich zu küssen. „Gute Nacht, mein Liebling."

„Gute Nacht."

Die Radken, die in der offenen Haustür gesponnen hatte, wollte schelten und fand doch das Wort nicht, da Nina träumerisch an ihr vorbei ging.

Als käme sie geradewegs vom Himmel herunter, dachte die Alte, und fände sich auf der Erde nicht mehr zurecht. —

So lief ihnen der Sommer hin. Herr Sebastian sah nichts davon, er merkte kaum, wie Frucht um Frucht reifte und seinen Tisch zierte. Viëtor beachtete es auch nicht. Er war sehr fleißig; kein Abend aber verging, an dem er nicht die Rollgasse hinaufgestiegen wäre. Hatte ihn Benzberg gebraucht, so öffnete er noch in der zehnten Stunde das grüne Gatter.

Manchmal musizierten sie zusammen; nicht wie vorher — jetzt freuten sich beide an dem, was Nina gelang, und ärgerten sich nicht mehr an dem, was ihr versagt blieb. War da doch ein andres, in dem sie das Höchste gab, was überhaupt gegeben werden konnte.

Öfter noch war Bertran de Born als dritter bei ihnen, und Viëtor vergaß über diesem Bertran den heutigen Tag, der nie wiederkam.

Nina hütete Herrn Sebastians Arbeitsruhe, hütete die schöpferische Stimmung ihres Liebsten, wenn er bei ihr war, und dachte an ihn, wenn er sie allein ließ. Er schuf ihr Schmerz und Freude, Sehnsucht und Genügen.

Sie gab ihm jede leise Regung zurück, wie nur je das Instrument seinem Künstler, sie erriet mit visionärer Sicherheit, was er für seine Arbeit bedurfte, weil sie überhaupt nur noch mit ihm und durch ihn dachte.

Viëtor nahm das mit Entzücken hin, aber ohne Staunen, als müsse es so sein — als habe sie zwanzig Jahre gelebt, nur um auf den Tag zu warten, wo er vor ihr stehn würde und sagen: nun wache auf und gib.

Das Korn reifte, das scharfe Sausen der Sense klang durch die Luft; die Ernte ging vorbei, das Grummet duftete über die Gärten hin, es war noch nie so still gewesen auf der Grünau und noch nie so wunderbar schön.

Dann kam eine Zeit der Unruhe. Leibliche Unruhe für Viëtor, Sehnsuchtsunruhe für Nina.

Der Hof bezog sein Stadtschloß am Brunnenplatz. Er kam alljährlich einmal auf ein paar Wochen, denn Roringen führte den Titel Residenz, und Benzbergs Orchester hieß Hofkapelle.

Der kleine Kapellmeister mußte in diesen Wochen mit seiner Armee allzeit des Winkes gewärtig sein. Sonst seufzte er gewaltig, wenn das Hofmarschallamt schrieb, diesmal freute er sich, denn er wollte mit Viëtor prunken.

Das gelang ihm nach Wunsch.

„Aber der Jung' ist ja ein Hofmann!" rief der kleine Herr fröhlich, als er in der zweiten Woche nach Ankunft der Herrschaften endlich mal wieder die Grünau erklommen hatte. „Und ein guter Kerl ist er auch, er nimmt mir mehr ab, als eigentlich recht ist. Für das Musikfest übers Jahr hat er auch schon die allerhöchste Gönnerschaft gekapert, auf meine Sinfonie, die bis dahin hoffentlich aus dem Kaulquappenzustand heraus ist, hat er Prinzeß Sophie toll gemacht. Er geigt ihnen früh und abends vor und kriegt nicht mal schlechte Laune, wenn sie zu den verdrehtesten Stunden nach ihm schicken, sondern lacht und spricht: die Stunde flieht auch an dem rauhsten Tag. Jawohl, wenn er aber gar so liebenswürdig ist, so verlängert er uns den hochfürstlichen Tag. Der Adjutant hat mir schon anvertraut, heuer würden es sechs Wochen werden. ‚O weh!' sagen meine Lackstiefel."

Kopfschüttelnd sah Benzberg Herrn Sebastian an. Der saß dort mit einem abwesenden Gesicht, den Blick auf den Pflaumenbaum vorm Fenster gerichtet, dessen blauen Segen er doch nicht sah.

Hier redete man also heute wieder einmal in die Luft. — Er lenkte zu Nina um — die hatte zugehört: die Arbeit lag ihr im Schoß, ein sanftes Rot färbte ihr Gesicht, die Augen glänzten.

„Bravo! Da freut sich doch eins mit, wenn's dem andern gut geht. Denn gut geht's ihm, sie heben ihn in alle Himmel. Am Ende stellen sie ihn auch an — das nächste Konzert muß er statt meiner dirigieren. Und daß es eine Stellung werde, die freie Hand, wenig zu tun und ein tüchtiges Auskommen bietet, dafür will ich schon sorgen. Unsre Hauptstadt ist gar nicht so übel und braucht einen ordentlichen Kerl. — Freut Sie das, Nina?"

Nina lächelte, ihre Lippen hoben sich ein wenig, so daß man die Zähne drunter vorschimmern sah, und ihre Augen blickten in die Zukunft hinein: in ein großes, stilles Zimmer, in dessen Dämmerung eine neckende Stimme sagte: Woran denkt mein Schatz?

„Ich glaube, Sie machen's doch auch wie Ihr Alter und hören nicht auf den, der mit Ihnen redet," rief Benzberg ärgerlich, als keine Antwort kam.

Da schrak sie zusammen. „Doch, doch! Ich höre und freu' mich von Herzen, wenn er in unsrer Nähe bleibt."

„So ist's recht; da will ich Ihnen auch den Gruß ausrichten, den Viëtor mir aufgetragen hat: er kann heute nicht kommen und morgen nicht, und Sie sollten nicht den ganzen Tag im Grünen sitzen wie ein Genußmensch, während andre ins Graue gebannt wären, sondern sich mal was in Staub und Hitze zu tun machen, damit Sie doch auch spürten, wie's armen Schächern zu Mute sei."

Sie lachte leise auf. „Wie schön Sie die lange Botschaft gemerkt haben, lieber Herr Kapellmeister. Nun bestellen Sie ihm nur wieder einen Gruß, und es gäbe auch auf der Grünau arme Schächer."

Dennoch stieg Nina am Nachmittag hinunter in Staub und Lärm, wanderte kreuz und quer durch die Stadt, kaufte dies und das und traf endlich den Liebsten auf dem Brunnenplatz.

Seine Augen leuchteten auf, sie wurde rot wie ein auf bösen Wegen Ertappter.

„Das ist lieb von Dir," sagte er, „verstehst Du jede Hieroglyphenbotschaft so sicher?"

Die Verlegenheit war überwunden. „Hoffentlich," antwortete sie in fröhlichem Übermut, und dann standen sie eine Viertelstunde lang auf dem Brunnenplatz, schwatzten die wichtigsten Unwichtigkeiten und versetzten die Roringer Klatschbasen in Aufregung.

Prinzeß Sophie fragte abends, wer das schöne Mädchen gewesen sei, was Viëtor zu einem Bericht von Herrn Sebastians ‚Cäcilie' benützte. Und die Hemdenbertha drückte die Hand aufs Herz und sagte ganz laut vor sich hin: „Welch ein herrliches Paar."

Die Schwestern Rieselmann empfingen Adele Folz am Bahnhof. Sie konnten gar nicht früh genug von Bayreuth und Ostende hören, gar nicht früh genug vom Hofe, von Lise Benzberg, von Viëtor und Nina berichten.

„Zu schade, daß Du nicht früher gekommen bist. Sechs Wochen lang ist der Hof diesmal geblieben; Viëtor hat sie solange gehalten. Wenn alles für ihn schwärmt, warum nicht auch eine Prinzessin."

Adele horchte auf. Von Viëtor hatte nichts in den Briefen aus der Heimat gestanden, die redeten von Franzens Talent fürs Stiefelzerreißen und von der Obsternte auf der Grünau.

Sie ließ sich erzählen, und der Stoff reichte bis an ihre Gartentür. Sie wußte nun, daß das Wunderkind ein Genie geworden war, daß Benzberg seinen Narren mit ihm hatte, daß alle Damen Roringens lichterloh brannten, daß er jeder

in die Augen schaue und keiner den kleinen Finger gäbe, daß er etwas Unsterbliches komponiere, daß er sich vergeblich bemüht habe, Sebastians Nina zur Sängerin zu machen, daß aber auch diese spröde Nina sich mit ihm zum Spektakel auf den Brunnenplatz stelle.

Adele lachte glockenhell und schüttelte den Basen Rieselmann die Hände, denn sie waren an Folzens Pförtchen angelangt.

Übermütigen Blickes schaute sie auf die Nachbarschaft; Herrn Sebastians dunkles Dach mit den hellen Flickziegeln grüßte durch die Bäume, die Birken am Zaun ließen gelbe Blätter herabregnen, aus dem Buschwerk lugten Schneebeeren und Berberizen, ein feines Herbstlicht lag über dem stillen Eck.

Sie sah Nina vor sich und Hans Kieter: die Spielgefährten und Streitgenossen. Die wunderliche Nina, die der Hans viel lieber gehabt hatte als sie, und der sie den Kameraden doch jedesmal abspenstig zu machen verstand, sobald sie nur wollte. Und dann dachte sie an Viëtor, den wirklichen, lebendigen Künstler aus der großen Welt, den Virtuosen, dem der Ruhm willfährig entgegen flog und der nach Roringen gekommen war, wie der König im Sagenbuch zu den Schäfern geht.

Der mußte ihr den Weg erkämpfen, hinaus ins Leben, ins Land der Freiheit und der Lorbeerhaine.

Eine Geige klang durch die Abendstille herüber. „Das ist er," flüsterte Käthe, und Grete drückte schweigend die Hände auf die Brust.

Adele lachte wieder lustig auf. Sie war plötzlich gar nicht mehr ärgerlich darüber, daß die Eltern sie in die langweilige Heimat zurückgeholt hatten; aber sie sagte: „Habt euch nicht, Kinder, ich mußte mehr Geigen hören in den letzten Jahren, als mir Freude gemacht hat, und euer Viëtor wird auch nur mit Wasser kochen."

Am andern Tag aber, sowie es zu dämmern begann, knüpfte sie einen Schleier übers Haar, ordnete seine Falten zierlich vorm Spiegel und rief der Mutter durch die Türspalte zu: „Ich will Nina Rodeck guten Tag sagen."

Sie ging sehr schnell — ‚der Zukunft entgegen', nannte sie es — bis das alte Haus vor ihr lag, da hemmte sie den Schritt.

‚Unverändert — der Atem bleibt einem stocken vor Angst.'

Durch das erleuchtete Fenster sah man die spinnende Radken, wie man sie seit einem Menschenalter gesehen hatte, nur noch ein wenig mehr zusammengedrückt von der Last der Jahre.

‚Ich will nicht auch auf der Grünau alt und runzelig werden,' sagte Adele zornig und ging schnell in den Flur, der der Abendluft offen stand.

Aus dem Musikzimmer kamen abgerissene Töne, ein alter Tenor krächzte dazu, in der Unterstube wurde leise und lebhaft gesprochen.

Ohne zu klopfen öffnete Adele die Tür.

Auch dies Zimmer hatte sich nicht verändert, nur der Papierberg auf Herrn Sebastians Schreibtisch war etwas höher geworden, und den grünen Krug auf dem Tisch, in dem sich bunte Herbstzweige in zwangloser Schönheit neigten, hatte es früher nicht gegeben. Sonst aber — o diese erstickende Grünau.

Und aus dieser Grünau war Nina Rodeck nie herausgekommen, und so war sie geworden?

Mit kühler Neugier betrachtete Adele die Altersgenossin: sie hatte ein Notenblatt in der Hand, sah aber zu dem Manne auf, der ihr gegenüber saß — sie sprach, und er hörte zu.

Mit Sinn und Seele — wie kann ein Mensch so auf einen andern hören — als ob der andre nicht immer langweilig wäre!

Da wandte Viëtor den Kopf und sah die Fremde im Türrahmen.

Unwillkürlich stand er auf.

War die schön! Weiß und rot, voll und weich, schlank und geschmeidig, königlich und hingebend. Dergleichen hatte er doch noch gar nicht hier gesehen.

Als Viëtor aufstand, kam auch Nina von Schloß Autofort nach der Grünau zurück, und fand Adele Folz auf ihrer Schwelle.

Der Glanz in ihren Augen erlosch, sie legte das Blatt behutsam auf den Tisch und ging der Nachbarin entgegen. Tapfer überwand sie das Unbehagen über die Störung, nahm dem Gast höflich das Tuch ab, stellte die beiden einander vor und schob einen Stuhl zurecht.

Bald saßen sie in lebhaftem Gespräch beisammen; Viëtor kannte allerlei Leute, die Adelen nicht fremd waren, sie hatten dieselben Künstler gehört, hatten zu verschiedenen Zeiten bei demselben Lehrer Kenntnisse eingeheimst. Mit Vergnügen hörte Nina zu, weil die leichte Unterhaltung ihr einen Blick in die Welt draußen — in Viëtors Welt — gewährte.

Nur als Adele vom Singen sprach, wurde ihr bange. Der schlimme Pfingstsonnabend stieg in ihrer Erinnerung auf, der helle Sopran trillerte hinter dem Zaun und Herr Sebastian rief: „Nina, Nina!"

Aber sie fürchtete sich ohne Not. Als die schöne Nachbarin zu Viëtor sagte: „Mir liegt viel an Ihrem Urteil, ich möchte Ihnen etwas vorsingen," da wehrte er ab, „weil es den alten Herrn stören würde".

Das verstimmte Adelen sichtlich; so viel Mühe sie sich auch gab, es zu verbergen, man merkte es doch, und Viëtor tat's leid. Als sie aufbrach, ging er mit.

„Ich muß Sie doch sicher von Tor zu Tor bringen." Zu Nina sagte er: „Vergiß meinen Bertran nicht," dabei machte er ihr ein paar Augen, die Adelen erst recht verstimmten. Auf dem Weg durch den Garten, den das Unterstubenlicht erhellte, sprach sie kein Wort. Sie hätte gern von Nina geredet, aber die naturangeborne Schlauheit, die ihr den Verstand ersetzte, warnte sie davor: was du auch sagst, du wirst ihn verletzen.

Als das Gatter ins Schloß schnappte, begann er: „Wenn Ihnen soviel an meinem Urteil liegt, so kommen Sie doch einmal herüber, während Herr Sebastian ausgegangen ist. Am Nachmittag wandert er —"

„Morgen?" fragte sie schnell.

„Nein, morgen esse ich bei Benzberg. Vielleicht übermorgen —"

Sie gab ihm fröhlich zu Dank und Abschied die Hand und ärgerte sich gleich wieder. Nina hatte er sie geküßt, ihre faßte er sehr flüchtig und ließ sie gleichgültig wieder sinken. Wenn er sie doch Nina küßte!

Aber er hatte sie ja noch nicht singen hören. Übermorgen — übermorgen! Und sie sagte noch einmal laut über den Zaun zurück: „Also übermorgen."

Viëtor dachte schon wieder an etwas andres; er hatte den Hut noch zum Gruß in der Hand und dachte schon nicht mehr an Adele Folz, die so an Bewunderung und Anbetung gewöhnt war, daß ihr die Alltagskost des Lebens bedenklich schal schmeckte.

Sie bemerkte seine Zerstreutheit und redete sich ein: er habe ihr nachgesehen, wie der Mond über die Bäume gekommen sei, habe ihn ihr Anblick verwirrt. Und sie freute sich darüber, obwohl sie eigentlich wußte, daß sie sich etwas vorlog.

Wie sie den Garten entlang ging, trillerte sie vor sich hin, in der Hoffnung, Viëtor höre zu; der hatte aber eine ganz andre Musik in den Ohren, wanderte bergab wie im Traum, und dieser Traum war weder bei Nina noch bei Adele, sondern bei Bertran de Borns feurigen Gesängen.

Die Verabredung wäre ihm überhaupt nicht wieder eingefallen, wenn nicht Bertha Haßlach mittags gesagt hätte: „Fräulein Folz war im Laden, Herr Viëtor, und trug mir auf, ich möchte Sie an das Singen heute Nachmittag erinnern."

Also stieg er beizeiten zur Grünau hinauf und setzte sich mißmutig und mit Seufzen in die Musikstube. Es regnete draußen, Herr Sebastian hielt seinen Mittagsschlaf, von Nina war nichts zu sehen.

‚Jetzt ist Nina aus, der Alte bleibt da, und ich soll einem hübschen Starmatz vorreden, er sei eine Nachtigall.'

Im vollen Ärger fing er zu spielen an, so zornig und wild, daß es ihm eine helle Freude machte und er wieder guter Dinge wurde. Damit lockte er auch Nina aus dem Apfelkeller herauf.

Sie sah so glücklich aus, daß er aufsprang und ihr entgegenlief.

‚Jetzt hab' ich ihn wieder,' dachte sie, ‚kein Hof mehr, keine Konzerte, und nichts als Bertran de Born und ich in seinen Gedanken.'

Da begann er: „Ich bin unglaublich verdrießlich!" und gestand, was er sich eingebrockt hatte.

„Wenn Dich's verdrießlich macht, werden wir's leicht überstehn," sagte Nina heiter.

Er stutzte. War das Eifersucht, war das ein erster kleiner — gefährlicher Keim? — Unsinn, wo ihn das Mädel so kühl gelassen hatte. Aber sie war schön und blond, und — Nein! Er tat Nina wirklich Unrecht; frivol war sein Einfall, zu versuchen, ob sie wetterfest gegen die Eifersucht sei. Nicht ein Hauch von Unruhe war ihr anzumerken; sie empfing auch Adelen aufs beste, die kam, sowie sie Herrn Sebastian hatte durch die Rollgasse gehn sehen; sie schob der Schönen gefällig die Stirnlöckchen zurecht und reichte dem Liebsten die Noten, die sie mitbrachte.

Adele aber sah mit kindlicher Freude zu Viëtor auf, ganz wie eine Schülerin zu dem großen Meister, von dem ihre Zukunft abhängt. Sie preßte die Hände gegen ihr heißes Gesicht und rief: „Aufgeregt bin ich, ganz aufgeregt, wie vor der Schlacht! — Ich will Ihnen etwas abbetteln. Ja ja, schauen's mich nicht gleich so abweisend an; Sie müssen mir helfen — soll ich, wo ich doch kaum etwas gelernt habe, gleich wieder auf Abwege geraten, weil meine Eltern mich in Goldpapier und Watte packen wollen? Sie müssen mir Stunden geben!"

„Ich gebe überhaupt keine Stunden," antwortete Viëtor verdrießlich.

„Ich weiß — Sie arbeiten. Das ist natürlich viel wichtiger — aber ein bißchen guten Rat, ein bißchen Lehre und Aufmuntrung — ganz zwanglos — wann's Ihnen gerade paßt — mich sollen Sie stets als gehorsame Sklavin bereit finden."

Sie sagte das alles sehr heiter, so daß es nicht übertrieben klang, nur die Augen unterstrichen jedes Wort: das ist wahr, ich meine es wirklich so!

Er aber unterbrach sie unwirsch: „Vor allen Dingen muß ich hören, ob sich das Raterteilen überhaupt lohnt."

Adele war gleich bereit. „Natürlich, wer wird seine Ohren mutwillig einer Gefahr aussetzen." Und dann: „Sie begleiten mich doch, nicht wahr?" Wieder baten die Augen, Viëtor aber wehrte fischblütig ab.

„Nina wird das tun."

„O, das kann Nina gar nicht."

„Nina kann viel mehr, als Sie denken," antwortete er lachend, und die Aushilfsklugheit raunte Adelen zu: Schweig still.

Er schlug indessen die Noten auf.

„Was haben Sie denn da? Nun meinethalben." — Er legte Nina die Noten aufs Pult, schob ihr den Sessel zurecht und nickte ihr ermutigend zu, denn er sah, daß sie sich ängstigte. Dann trat er zurück, und sowie er am Ende des Zimmers angelangt war, klopfte Adele Nina auf die Schulter: „Fang an!"

Während des Vorspiels wichen Adelens Augen nicht von Viëtor; als sie sang, hütete sie sich zunächst vor Zerstreuung. Er aber hörte nicht nur, er sah auch: neben Ninas blassem, ernstem Gesicht, das einen gespannten Ausdruck hatte, weil sich ihre Gewissenhaftigkeit für das Gelingen verantwortlich fühlte, trug Adele den lichten Kopf frei und siegesbewußt. Sie wußte, daß sie die Rosinenarie tadellos inne hatte bis auf die kleinste Verzierung; sie genoß den Wohlklang der eignen Stimme mit Entzücken, und dies Entzücken machte ihre Schönheit noch strahlender. Ihre Augen lachten jetzt wieder in die regendämmerige Ecke hinein, in der Viëtor lehnte, jetzt triumphierte sie über Nina, jetzt war sie die helle, strahlende Sonne, und da unten saß ein Schattenpflänzchen.

„Bühnenerscheinung," sagte Viëtor, als Nina den letzten Dreiklang gegriffen hatte.

Adele ging ihm entgegen. Hatte sie Flügel? Oder Tanzfüße? Oder schwang die alte Diele unter ihr in leichtem, lustigem Rhythmus?

„Das müssen Sie meinem Vater sagen. Bitte, bitte! Das möchte ich ja so unsäglich gern, das riet mein Lehrer ja auch, und sie wollen mich nicht lassen — ich soll zu Hause sitzen an Folzens Nähtisch und allenfalls ein Feierabendliedchen trällern — ich, ich! Sagen Sie's meinem Vater!"

„Was denn?" fragte er und lächelte ein wenig boshaft.

Sie sah ihn verwirrt an. „Ja so — die Stimme — Sie haben mir noch gar nicht gesagt, ob Ihnen mein Gesang gefällt."

Da wurde er ernsthaft. „Ihr Gesang ist vollkommen bis auf eins: die Empfindung fehlt. — Wenn ich nicht mehr so viel zu tun habe wie jetzt, will ich versuchen, ob ich Ihnen davon etwas beibringen kann."

Adele errötete vor Freude und schlug die vollen, rosigen Hände zusammen wie ein vergnügtes Kind: da war es ja erreicht!

Nina stand langsam auf. Viëtor hatte recht, genau dasselbe hatte sie während des Gesanges gedacht. Warum tat ihr weh, daß er's sagte?

Ehe acht Tage ins Land gekommen waren, überzeugte Adele ihren Vater davon, daß er den fremden Geiger einladen müsse. Der junge Mann hatte auf des Fabrikanten Anfragen am Konzertabend ein paar Bücher und Zeitschriften im Kaufmannshaus auf der Grünau abgegeben, aus denen der praktische Herr allerlei Geschäftliches über das Künstlerleben lernen wollte. Weil Folz aber die andern Dinge des Lebens wichtiger nahm, verstaubten die Blätter; und das Dankeschön war auch in Vergessenheit geraten.

Sogar die Mama sah ein, daß man die Versäumnis mit einer Einladung wettmachen mußte; von einem, der für Geld geigte, durfte man nichts unerwidert annehmen, und man konnte dabei gleich ein paar „halbschürige" Verpflichtungen abmachen.

Herr Sebastian geriet in heftigen Zorn, als die Einladung kam.

„Keckheit! Anmaßung! Himmelstürmende Arroganz! Ich werde so abschreiben, daß ihnen künftig das Einladen vergeht."

Er wollte sich an den Schreibtisch setzen, da sagte Nina zaghaft: „Ich möchte gern hinübergehn."

„Was? Du? Warst bei Benzbergs vernünftig und willst unter schwatzende Enten und kannegießernde Gänseriche? Das hast Du bei mir gelernt?"

Nina dachte, er möge sich erst seinen Zorn verrennen, da er sich aber scheltend nur immer mehr erhitzte, stellte sie sich ihm in den Weg. Zuerst zankte er mit lauter Stimme über ihr leises Bitten hin, endlich verstand er doch einmal, was sie sagte: „Ich bin gewiß, Viëtor ist auch eingeladen".

„Dann wird Viëtor auch abschreiben", lautete die unwirsche Antwort. „Was soll er bei den Banausen."

Jung und froh sein, dachte Nina, aber sie sagte nur: „Warten Sie mit dem Abschreiben, bis er kommt, und wenn er hinüber geht — nicht wahr — dann darf ich auch."

Das ließ sich Herr Sebastian abgewinnen, und als Viëtor kam und „natürlich hinüberging, schon Benzbergs wegen", war der Zorn soweit verflogen, daß Nina schreiben durfte, ein Ja für sich selber, ein artiges Nein für den grimmigen Hausherrn.

Und dann kam eine übermütige Freude über sie. Mit ihm in Gesellschaft gehn — als höfliche Freunde beieinander stehn im bunten Gemenge, Gleichgültiges reden und dabei heimlich etwas sehr Wichtiges wissen, dabei sich mit einem kurzen Blick so viel sagen, vor all den sehenden Augen, die doch dafür blind waren.

„Warum freust Du Dich eigentlich so?" fragte Viëtor verwundert, als sie hinübergingen.

„Weil ich zum ersten Male mit Dir in die Welt hinausgehe."

Ein starkes Gefühl von Rührung überkam ihn. Er hätte sie am liebsten zwischen den herbstbunten Grünauer Hecken an sich gedrückt, aber unten um die Ecke bogen Rieselmanns, und zugleich kamen ihm leidige Erinnerungen an Feste, die er in Helenens Gesellschaft verlebt hatte — unbehagliche, eifersuchtgetrübte Feste. Er sah Nina prüfend von der Seite an: ob dieser Glücksschein bleiben würde, wenn er sich um die andern kümmerte?

Versuch's, flüsterte ihm ein Kobold zu, und gleich darauf küßte er Adele Folz die Hand.

„Die ist ja spitzbübisch hübsch geworden", vertraute ein Referendar dem andern an.

„Donnerwetter ja! Aber der verflixte Geiger läßt einen nicht 'ran — und auch die andern kleinen Mädel umkreisen ihn wie Planeten ihre Sonne."

„Sag wie Fliegen den Zucker."

„Fräulein Rodeck ist die einzige Vernünftige, sitzt brav neben Frau Kieter."

„Vernünftig? Ei wo denn! Ihre Augen laufen dem Rattenfänger oft genug über den Weg. Da steht sie auf. Ich stell' sie mir, ehe auch sie an dem geigenden Magneten festhängt. Der Teufel hole die Musikanten."

So war Nina gefesselt, bis Adele das junge Volk in den Garten trieb.

Der kleidete sich schon in den buntesten Herbst. Neben dem schwarzgrünen Efeu brannte der wilde Wein, Spinnweb flimmerte an Hecken und Lauben, Hagebutten und Schlehen reiften an unverschnittenen Zäunen, der Spargelwald wiegte seine roten Beeren, und über die Farbenpracht rieselte es in hundert gelben Tönen herab: Blatt um Blatt, Freude um Freude.

Nina sah in Herrn Sebastians Garten hinüber. Die Blätter, die dort fielen, hatten ihr Glück beschattet, der schönste Sommer war vergangen.

Da rührte eine Hand an ihren Arm, und als sie sich umwandte, blitzten sie Adelens übermütige Augen an.

„Viëtor sagt, Du habest Lieder von ihm drüben, es sei ein Herbstlied dabei — hole sie doch, wir wollen sie kennen lernen."

Das Blut stieg Nina ins Gesicht, sie sah Viëtor an, der Adelen langsam nachkam, und schüttelte den Kopf. Diese Blätter sollte keines Menschen Auge sehen: Viëtor hatte sie sich noch einmal von ihr geben lassen zum Abschreiben; als sie dann die Lieder zurückerhielt, stand auf dem Umschlag:

Ein wilder Gast,
Der die Heimat mied,
Von Sturm und Last
Fand bei dir Fried.
Von Tand und Schein
Er nun sich schied,
Für Dich allein
Singt er sein Lied.

Das sollte sie herüber holen und neugieriger Gleichgültigkeit preisgeben?

Als er neben ihr stand, schüttelte sie noch einmal den Kopf. Sie will mit Dir trotzen, fuhr's ihm durch den Sinn, aber da sagte sie leise: „Besinn Dich doch,

daß es nicht geht. Würdest Du es so drucken lassen wollen, wie es in meinem Pult liegt?"

Da fiel ihm ein, was er auf das Blatt geschrieben hatte. — „Du hast recht. Wenigstens heute noch nicht. Schade, der Weg zu meiner Wohnung ist zu weit."

Damit hatte er's aufgegeben, aber Adelens Verlangen nach diesen Liedern nur noch gestachelt: Nina bestand auf ihrem Willen, und Viëtor gab nach, sowie sie nur den Kopf schüttelte — woher kam ihr denn solche Macht?

Der Garten, in dem sie sich so recht nach Gelüsten mit Viëtor zu vereinzeln gedacht hatte, reizte sie nicht mehr. Sie trieb die Gäste in den Saal zu ebner Erde, in dem der Flügel stand, und bettelte um Musik.

„Ich bin ganz verhungert danach!" rief sie mit reizendem Eifer. „Denkt doch: seit vierzehn Tagen daheim unter tauben Seelen und stummen Herzen. Herzallerliebster Herr Kapellmeister, bitte, bitte! Setzen Sie sich ans Klavier. Eine Geige hab' ich mir schon herüber holen lassen —" Sie nahm das Instrument aus dem Kasten und trug es Viëtor hin: bezaubernd war sie, jede Bewegung, jeder Blick, jedes Wort ein Meisterstück der Anmut. Ninas Herz klopfte plötzlich in rasenden Schlägen: Was würde er tun? — Aber da gab es ja nur eins — ein Scherzwort, ein bewundernder Blick, dann nahm er ihr die Geige aus der Hand und tat ihr den Willen.

Anfangs war er zerstreut, das dauerte aber nicht lange; sowie seine Augen Nina faßten, hatten sie einen Ruhepunkt und wichen nicht wieder von ihr. Sein Spiel ebnete sich, die gewaltsamen Akzente, mit denen er begonnen hatte, wurden milder, — Benzbergs Gesicht verklärte ein Freudenschein; so hatte sich Beethoven die Romanze gedacht und keinen Hauch anders.

Nina saß regungslos in ihrem Sessel und ließ sich von seinen Augen umfassen.

„Die hat er wahrhaftig auch," sagte der Referendar ärgerlich. „Dabei ist der Kerl nicht einmal hübsch."

Die atembeklemmende Angst verließ Nina wieder. Auch daß er nach dem Spiel nicht zu ihr kam, sondern mit den andern schwatzte, tat ihr nicht weh. Das mußte wohl so sein und würde immer so bleiben, und sie konnte es auch ertragen, so lange seine Augen bei ihr daheim waren, wie vorhin.

Adele sang nun.

„Phänomenal," sagte der Referendar, und die andern jungen Leute stimmten bei.

Lise Benzberg und die Schwestern Rieselmann wurden auch bewundert mit den Terzetten, die ihnen Vater Benzberg nach Volksliedern eingerichtet hatte.

„Kinder, das habt ihr brav und sauber gesungen und mit ganz herziger Einfalt."

Inzwischen hatte Adele den Kapellmeister warm gemacht: sie wollte die versagten Lieder unbedingt herüber haben, dahinter stak etwas. — Benzberg strich sich seinen gelben Schnauzbart kräftig zur Seite und hielt Viëtor eine drollige Strafpredigt, hinter der aber doch der Ernst lauerte.

Nina sah, daß ihr Liebster unruhig und verdrießlich wurde. Da stand sie auf, ging tapfer durch die plaudernden, lachenden, bettelnden Menschen hindurch und sagte ihm: „Wenn Dir's lieb ist, will ich die Lieder singen. Ich brauche die Noten nicht dazu."

Er wandte sich jäh um und starrte sie an: „Nina, Du?"

„Nicht als Sängerin natürlich, aber die Neugier wird doch gestillt, und sie müssen Dich in Ruhe lassen."

Er wußte ganz genau, welch großes Opfer sie seinen Liedern brachte, darüber vergaß er alles, nahm ihre beiden Hände und küßte sie, zwei, dreimal.

„Das nenn' ich überschwenglich! O Komponisteneitelkeit!" sagte der Referendar.

Benzberg aber nahm Nina einfach beim Kopf, sowie ihre Hände frei waren, und küßte sie auf den Mund. „Sie sind ja ein liebes Frauenzimmerchen! So ist's brav — na, und nun los, Kinder; sie sieht aus wie ein Häschen, dem im nächsten Augenblick die Reue ankommen will, daß sich's unter die Hunde gewagt hat, und das schon den Haken überlegt, den es schlagen muß, um außer Gefahr zu kommen."

Viëtor saß schon. „Bist Du sehr bang?" fragte er leise, als Nina neben ihn trat.

„Ich will nur an Dich denken und gar nicht daran, wie es klingen wird."

„So ist's recht. — Meine Herrschaften," setzte er laut im Tone eines Jahrmarktsausrufers hinzu, „auf höchsten Befehl, vier Witterungslieder von mir."

Dann griff er einen harten Dreiklang, von dem er langsam in das Vorspiel des ersten Liedes überleitete.

Nina sang:

„Frühling schaukelt auf den Zweigen,
Busch und Wiese küßt sein Hauch,
Finken flöten, Mücken geigen,
Mir im Herzen klingt es auch!"

Bei den ersten Worten zitterte ihr Stimmchen, dann hielt sein Lied sie fest in den Armen, so daß sie sich ganz sicher fühlte. Sie vergaß die neugierigen Ohren, sah nichts als das leere Notenpult und sang, wie sie in der Einsamkeit ihres braunen Musikzimmers tat: mit ganzer Seele.

Eine Sängerin wurde sie trotzdem nicht, aber das Lied kam so heraus, wie sich's Viëtor gedacht hatte; eine frohe, wiegende Lenzstimmung ging durch den herbstlichen Gartensaal, und als sie endete:

„Liebe klingt's in Lustgesängen,
Lieben ist des Frühlings Brauch,
Liebe blüht auf allen Hängen,
Mir im Herzen blüht sie auch"

seufzte Lise Benzberg aus tiefster Brust.

„Brava," sagte Viëtor leise; dabei spielte er aber weiter und ließ den Zuhörern keine Zeit, sich auf Redensarten zu besinnen. Leidenschaftlich setzte das zweite Lied ein:

„O glutdurchwehte Sommerluft,
Mein Lieb, mein Lieb, an meiner Brust,
Mit tausendfältigen Küssen
Sollst Du die Wonne büßen.

Der Tag ist heiß und heiß die Nacht.
Der Sonne königliche Macht
Durchglüht mir Herz und Sinnen
Zu wonnevollem Minnen."

„Das möchte ich singen!“ rief Adele und eilte zum Klavier, aber Viëtor spielte weiter ohne Wort und Blick für das schöne, erregte Mädchen.

Die Stimmung wandelte sich, es wurde Herbst. Nina sah nicht mehr auf das leere Notenpult, sie sah durchs Fenster auf das gelbe Laub und den Nebelschleier, der sich über die müden Bäume legte.

„Der Herbst ist da, der Herbst ist bunt,
Es fällt das Laub auf den moosigen Grund,
Es klagt das Reh, die Schwalbe zog,
Die Rose welkte, der Sommer log,
Der Winter dräut, die Liebe schied,
Vorbei die Lust, zu End' das Lied.“

Diesmal schwiegen alle, einigen war's geradezu unbehaglich zu Mute; aber da wandelten sich die Mollklänge in ein hartes, kräftiges C-dur, und Nina sang:

„So komm, du wilder Winter,
Mit deiner kalten Lust;
Stähl mir die matten Glieder,
Härt mir die weiche Brust;
Was soll mir kosende Liebeszeit:
Die Welt ist groß, die Welt ist weit.

Die Welt ist voller Klingen,
Auch wo sie kahl und weiß,
Ich zieh' hinaus mit Singen,
Starrt auch mein Bart von Eis.
Zu wandern bin ich, zu kämpfen bereit:
Der Himmel ist hoch, und mein Ziel ist weit.“

„Brav, Ninachen, brav! Das macht Ihnen nicht gleich einer nach. Ich hab's ja gesagt, sie hat in Kopf und Herzen mehr Musik, als mancher ehrliche Sänger und Pianist im ganzen Korpus: Kehle und Finger mit eingerechnet.“

Nina wollte Benzberg entschlüpfen; nun es vorbei war, sehnte sich der tapfere Hase nach einem Winkelchen, aber Viëtor erhaschte ihre Hand.

„Ich danke Dir, Nina. Darf ich Dich nicht beim Kopf nehmen, Nina, und ihnen sagen: Laßt uns in Ruhe, wir sind Liebesleute, so singt nur eine Braut?“

„Um Gottes willen — Herr Sebastian!“

Natürlich, es ging ja nicht; er, der es zuerst erfahren mußte, war nicht da. Verstimmt ließ Viëtor ihre Hand fahren — und da stand zum Überfluß auch noch die schöne Adele.

„Reizend,“ rief sie, „reizend, Nina. Aber nun laß ich Sie nicht wieder los, Herr Viëtor. Wenn man so bei Ihnen singen lernt, ohne Stimme, mein Gott, dann werd' ich die Welt erobern als Ihre Schülerin.“

Trotz seines Ärgers mußte Viëtor lachen; dies naive Selbstbewußtsein gefiel ihm doch auch wieder. Prüfend sah er sie an. Ob sie es würde lernen können? Zu schön — vollkommene Schönheit ist glatt und kalt. — ‚Ich wollte, sie ließe mich in Ruhe,‘ dachte er, war aber bei Tische, wo er neben der Haustochter saß, ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß Adele goldne Hoffnungsfäden spann.

Leider zerriß sie Viëtor gleich wieder. Nina wollte Herrn Sebastians wegen um zehn nach Hause, Viëtor verabschiedete sich mit ihr: er müsse sie heim bringen.

Adele geriet in Zorn. Das könnte ein Mädchen tun oder der Referendar; die drei Schritt weit sei's überhaupt unnötig; Viëtor müsse wenigstens wiederkommen. — Nichts war ihm abzubetteln, obwohl es alle Damen versuchten. Nur Mama Folz, die den ganzen Tag zwischen der Base Rieselmann und Frau Kieter gesessen hatte, als brauche sie einen Schutz gegen die ungesunde, geniale Luft, fand, daß es höchste Zeit für den Abgang des Rattenfängers sei. Der sollte ihr nicht sobald wieder ins Haus kommen.

Draußen, sowie die zuschlagende Flurtür den Lichtstreifen auf dem Gartenwege auslöschte, nahm Viëtor Ninas Arm in den seinen und sagte: „Heute bist Du sehr lieb gewesen."

„Ich?"

Das Staunen klang so deutlich aus dem einen Wort, daß er stehn blieb und sie umarmen wollte.

Angstvoll fast, rief sie: „Nicht hier! Nicht in diesem Garten, den ich hasse."

„Nun also drüben! Du lieber Sonderling."

Sie gingen plötzlich sehr schnell den weiten Gartenweg entlang. Der Herbst war um sie her, in der Luft, in dem Spinnweb, das sich ihnen um die Schläfe schmiegte, in dem Nebel, der sie umspann; unwillkürlich summte Nina: ‚Der Herbst ist da, der Herbst ist bunt.'

Da blieb er doch wieder stehn.

„Das Publikum stand Dir gut, Grasmücke, Du."

„Das Publikum? Was kümmerte mich das. Für Dich sang ich und war sehr glücklich bei aller Angst."

„Trotzdem ich der Schönheit den Hof gemacht habe?"

„O Niki, das! — Während Du spieltest, hast Du sie kein einziges Mal angesehen."

„Du Schlaukopf." — Er lachte. „Nun will ich Dir auch gestehn, daß ich diese Adele nur ganz äußerlich schön finde, und daß meine Kurschneiderei eine hinterlistige Probe war. Helene hätte an mir verzweifelt, wenn ich in ihrer Gegenwart so stark mit allen vieren in einer andern Richtung gefahren wäre."

„Helene war jung, Helene war voller Illusionen."

„So? Und Du machst Dir keine Illusionen?"

„Nein," antwortete Nina schelmisch.

Er wurde ärgerlich. „Ernsthaft! Was soll das heißen?"

„Ich bilde mir nicht ein, daß Du um meinetwillen auf der Welt seist."

„Tun das andre Bräute? Woher weißt Du denn das?"

„Vom Hören und Lesen."

Da lachte er, hob sie vom Boden auf und trug sie aus Folzens Garten hinaus. Draußen auf der Straße setzte er sie wieder nieder; der Nebel war jetzt so dicht, daß sie keinen Baum, kein Haus, kein nachbarlich Licht sehen konnten, aber der Mond war herauf und durchleuchtete ihn mit schimmerndem Glanz. In diesem Nebelkreis nahm Viëtor seine Liebste in den Arm und küßte sie wie am ersten Tag.

„Wenn ich Dich je verlernen, Dich je vergessen könnte, ein Bettler würd' ich werden," flüsterte er ihr ins Ohr. Dann küßte er sie wieder.

Und doch wachte Nina in dieser Nacht zweimal auf, weil der Herbst draußen vor ihrem Fenster sang:

Vorbei die Luft, zu End' das Lied.

Der Novembersturm jagte über die flachgehügelte Ebene und warf einzelne Schneeflocken gegen die Coupéfenster, hinter denen Viëtor seine Zigarette rauchte. Eigentlich war er ein Reisekünstler, diesmal aber ärgerte ihn die geschlossene Tür.

Daß er nicht jeden Augenblick aufspringen und nach der Grünau hinauf laufen konnte, gab ihm ein quälendes Gefühl von Unfreiheit und Gefangenschaft.

Außerdem ging er nicht gern nach Leipzig. Das Konzert, das er dort geben würde, freute ihn ja, aber daß Hans Kieter dort war, und daß ihm Nina an diesen Hans ein Briefchen mitgegeben hatte, war unbequem.

„Geh hin, ich bitte Dich, ihr müßt euch kennen lernen, er ist ein so treuer Freund, der einzige Mensch, der es von klein auf gut mit mir gemeint hat."

Gleich diese Worte hatten Viëtor gegen den jungen Doktor eingenommen. — ‚Freund' — Mädchen brauchen nur ein einziges Mal im Leben einen Freund zu haben, und für Bräute sind Freunde das Überflüssigste unter Gottes Sonne. Dennoch nahm er Ninas Briefchen und versprach, was sie wollte.

Nun verdarb's ihm die Freude an seinem Leipziger Konzert und den Spaß an der Reise.

Hans Kieter, Doktor Hans Kieter, der Jugendfreund — Adele Folz nannte ihn noch ganz anders. Wie einem giftigen Reptil hätte er diesem Manne aus dem Wege gehn mögen und sollte ihm nachlaufen? Als er daher am bayrischen Bahnhof ausstieg und sich klar machte, wie nahe hier das Krankenhaus sei, dachte er sich den leidigen Besuch gleich vom Halse zu schaffen, schickte sein Gepäck in das nächste Gasthaus und schlenderte nach der Liebigstraße.

Wind und Flocken störten ihn nicht. Wenn er sie überhaupt bemerkt hätte, würden sie ihn behaglich an vergangene Wintertage erinnert haben, wo ihm unter tollen Wettern Erfolg, Freundschaft und Anregung beschert wurde; er dachte aber nur an die Unbequemlichkeit von heute, sah einen plumpen, phantasiearmen Burschen neben Nina stehn und ärgerte sich auch wieder, daß es irgend einem fremden Menschen gegeben sei, ihn so um alle Stimmung zu bringen.

‚Das macht das Leben in der kleinen Stadt, das bauscht Winzigkeiten auf, lügt Rinnsteine zu reißenden Wassern und erniedrigt freie Menschen zu Kleinigkeitskrämern.'

Unwirsch drückte Viëtor die Klingel neben Hans Kieters Visitenkarte nieder, und da die Wirtin ihn einfach nach des jungen Arztes Tür wies, sagte er grobtönig: „Man meldet an."

Achselzuckend trug die Frau Karte und Brief davon; Viëtor sah zornig in die Dämmerung des kleinen Vorflurs hinein.

Drinnen aber starrte Hans Kieter Karte und Brief an, und mußte eine Reihe widriger Gefühle überwinden, ehe er sich zum Öffnen entschloß. Da stand:

„Lieber Hans!

Nikolaus Viëtor, unser Zankapfel, geigt in Leipzig, und ich schicke ihn Dir mit den Grüßen der ganzen Grünau, damit Du Deine schlechte Meinung verbessern kannst. Er ist uns allen ein lieber Freund geworden und hat Herrn Sebastian wieder jung gemacht.

Guten Willen, Hans! Und dann auf fröhliches Wiedersehn.

Nina."

‚Ein lieber Freund?' dachte Hans. ‚Als ob ein junges Mädchen Freunde brauche!' Dann aber fuhr er die Vermieterin an: „Was stehn Sie noch da? Lassen Sie den Herrn herein."

Viëtor trat auf die Schwelle, und die beiden sahen sich an. Ihr Blick war wie ein fester Griff: was ist an Dir, an Ninas Freund? dachte der eine wie der andre, und wollte fassen und ergründen.

Dann fühlten sich beide in derselben Minute angenehm enttäuscht, streckten einander die Hand entgegen und schüttelten sie kräftig, was hier wie dort eine Art Abbitte sein sollte.

‚Ist ja gar kein Poseur,' dachte Hans dem ernsthaften, blonden Gesicht gegenüber. — ‚Ist ja gar kein anmaßender Philister,' dachte Viëtor und sah sich den festen, etwas viereckigen Kopf unter dem rötlichen Haar wohlwollend an. ‚Nein, kein Philister, aber auch kein Jüngling, für den man schwärmt, für den eine Nina schwärmt — wie könnte sie da all ihre phantastischen Vögel zu Neste schicken.'

Und weiter dachte Hans: ‚Der sieht ja aus wie ein Mensch, der gearbeitet hat, und auch in Feierstunden an seine Arbeit denkt; der hat mehr zu tun, als den Mädchen die Köpfe zu verdrehen. Damit ich das sehe, schickt sie ihn ja her zu mir!'

Nach kurzen Einleitungsworten saßen die beiden einander gutwillig gegenüber. Hans ließ sich erzählen.

„Wie geht's Herrn Sebastian?"

Herr Sebastian sei lebendiger geworden, der Geist verjünge sich zusehends, der Leib altere.

„Und die Radken?"

„Bleibt sich ewig gleich, wie die hundertjährige Kröte im Brunnenloch."

„Und Folzens?"

„Werden täglich fatter und runder."

„Adele?"

„Sehr schön geworden und ein Talent."

„So?"

Das zweifelnde So machte Viëtor warm. „Ein großes Talent. Kein Genie; sie findet nicht und steht dem Neuen hilflos — nein, nicht mal hilflos, sondern gedankenlos gegenüber; aber ihre Stimme gehört unter die Naturwunder, und das innere Leben wird schon noch erwachen. Die alten Leute sind Frevler, wenn sie das der Öffentlichkeit vorenthalten."

Hans Kieter sah so vergnügt aus über Viëtors Feuer, daß der dachte: ‚warum freut ihn das so?' Aber beruhigte Eifersucht auf Nina mit dieser Freude in Verbindung zu bringen, fiel ihm nicht ein.

Daß der junge Arzt Nina nicht erwähnte, das allein war Viëtor unlieb. Aber da kam ja auch diese vermißte Frage; kaum daß er noch ein wenig von dem Genuß geredet hatte, den Adelens Stimme ihrem Lehrer bereite, sagte Hans: „Meine Mutter schrieb mir, Sie gäben auch Nina Rodek Unterricht?"

Nina Rodek. Hans sprach den Namen aus wie etwas, dem man sehr viel Schonung schulde, und ebenso behutsam antwortete Viëtor.

„Nicht mehr. Sie hat viel gelernt in kurzer Zeit, aber nicht das, wonach sie sich sehnte. Sie weiß nun, daß sie keine Künstlerin werden wird."

„Weiß sie das?" rief Hans fröhlich.

„Ja; aber sie hat es auch wirklich nicht nötig!"

„Nein, ganz und gar nicht."

In lebhafter Übereinstimmung schüttelten sich die beiden jungen Männer die Hände.

Gleich darauf sahen sie einander mißtrauisch verlegen an: warum fand der andre unnötig, daß Nina eine Künstlerin werde? Unwillkürlich standen beide auf, nun wieder ganz eingefroren.

Viëtor empfahl sich, Hans sagte etwas von Wiedersehn und blieb in zweifelhafter Stimmung zurück.

Der Geiger war doch ein Geck — schon waren sie fertig miteinander gewesen. Mit so einem konnte man eben nichts reden als Tonarten, Tempi und Virtuosenklingklang. Aber wenn er nicht ganz grob sein wollte und die kleine, dumme Nina bitterböse machen, mußte er in Viëtors Konzert gehn. Danach wollte er ihr dann schreiben, ohne Milderung und Schonung, und sie sollte zu hören bekommen, was er von dergleichen musikalischen Windbeuteln dachte. Das würde ihnen beiden gut tun.

Vier Tage später stand Nina in der offenen Haustür und streckte dem Briefträger, der in Sturm und Schnee die Grünau erstiegen hatte, die Hand entgegen: das kam von Viëtor — eine strahlende Fröhlichkeit leuchtete in ihren Augen auf, und erlosch wieder, sowie sie die Aufschrift sah. Der Brief war von Hans.

Sie nickte dem Briefträger gedankenlos zu und trat ins Haus zurück.

Von Hans. — Der gute Hans. Gleich zu antworten auf ihre spärlichen Zeilen. — Aber schöner wär's doch gewesen, wenn statt Hansens festen, großen Buchstaben Viëtors spitzige Krikelkrakel zu ihr gesprochen hätten.

Langsam ging sie ins Zimmer zurück und setzte sich auf das Lederkissen in der Fensternische, zögernd hielt sie den geschlossenen Brief in der Hand. Ihr war bange vorm Öffnen, sie dachte lieber nicht an Hans Kieter.

Und dann riß sie ihn plötzlich hastig auf. Sie hatte doch Viëtor zu ihm geschickt mit der unausgesprochenen, sichern Hoffnung, er werde Hansen sagen, wie es mit ihnen beiden stand. Sie sehnte sich so danach, daß es jemand wisse. Nicht Herr Sebastian, den es beunruhigen könnte, nicht die guten Bekannten, die ein endloses Gerede darüber anheben würden. Aber Hans, dann hoffte sie das wunderliche Schuldgefühl loszuwerden, daß sie quälte, sowie sie an den Gespielen dachte.

Nun war es geschehen, Viëtor hatte geredet, deshalb kam dieser Brief so schnell — er brachte Glückwünsche, Vorwürfe, Mahnungen — irgend etwas auf ihre Brautschaft Bezügliches, sie würde ja gleich wissen, was.

Ihre Augen glitten hastig über die Seiten, — nichts — weder Glückwunsch noch Vorwurf; sie kehrte zum Anfang zurück und las langsam noch einmal.

„Liebe Nina!

Dein Briefchen liegt vor mir, das Briefchen, das ich nach unserm Abschied täglich und dann überhaupt nicht mehr erwartet hatte. Ich danke Dir dafür, und ich danke Dir auch, daß Du mir unsern Zankapfel geschickt hast. — Weil ich Dir eine ganze Menge abbitten muß, schreibe ich Dir gleich. Gestern war ich im Konzert, und seitdem begreife ich Dich ganz und gar. Dort ist Viëtor wirklich ein Herrscher von Gottes Gnaden. Alle Zuhörer wurden toll, und ich mit ihnen; sie klatschten, daß einem die Ohren weh taten, und ich tat mit; ich dachte bei jedem Beifallsschlag an Dich und sagte dazu: vergib! Ich blieb auch warm, als es vorüber war, suchte Viëtor auf und setzte mich mit ihm beim Rheinwein fest. Wir haben uns Kindergeschichten erzählt, und ich bewundere den zwiefach, der nach solch irrer, wirrer, wunderlicher Jugend ein fester Mann wird. — Meine Kindergeschichten handelten alle von Dir, und wie gern verklärt ich Dich jetzt, wo Du den besten Entschluß gefaßt, wo Du den tapfersten Sieg über Dich selbst errungen, wo Du Deine Künstlerträume aufgegeben hast.

Mir geht es gut; ich habe zu tun, das heißt: ich lebe! Und wenn ich einmal ausruhen will, mach' ich mir liebe Zukunftsgedanken.

Weihnachten komm' ich heim, und wenn mich unser Krankenhausdirektor brauchen kann, erscheine ich Ostern mit Sack und Pack. Dann hat mich die Heimat und mag mich in Gottes Namen verbrauchen, wenn sie auch nur ein Nest ist. Weiß ich doch, daß die Grünau die ganze Welt in nuce enthält: tapfere, tiefe, bequeme, alltägliche, zärtliche, oberflächliche, nüchterne und phantastische Menschenkinder in bunter Wechselwirkung.

Auf Weihnachten in der weißen Grünau!

Dein Hans."

Der Brief sank in Ninas Schoß, sie griff angstvoll nach der Kehle und sah starr in das Flockengewimmel hinaus.

Nein, er wußte es nicht, er wußte es weniger als vorher. Übles hatte sie mit ihrem Briefe angerichtet, statt Gutes. — Aber auch Viëtor. War ihm denn gar nichts anzumerken gewesen?

Ihre Lippen bebten, vor den Augen flimmerte ihr's; dennoch sahen diese Augen, wie die Gattertür sich öffnete und Adele Folz den Weg daher flog.

Jeder ihrer Schritte sprach Freude, ihre Wangen glühten, der Mund lachte purpurrot, die Augen blitzten vor Übermut.

Nina steckte ihren Brief in den Umschlag, stand auf und ging nach der Tür.

Auch Adele hatte einen Brief in der Hand; sowie sie auf die Schwelle trat, schwenkte sie ihn Nina entgegen. „Nachricht!" rief sie mit ausgelassener Fröhlichkeit, „Nachricht von Viëtor, von Viëtors Konzert — Du auch?" unterbrach sie sich, sichtlich herabgestimmt, als sie den Brief im Fenster liegen sah.

Nina war blaß geworden, aber sie konnte doch antworten: „Nein, von Hans."

Da wurde Adele gleich wieder vergnügt. „Sieh mal an, Du von Deinem alten Schatz, ich von Deinem neuen Verehrer. Horch, was er schreibt! — ‚Schönste aller Schülerinnen!‘ — Ist das nicht wundervoll? Aber lies nur selber.“

Sie warf Nina den Brief in den Schoß und ging durchs Zimmer, still sitzen konnte sie nicht, auch ihr Gehen war ein Tanzen und Schweben; sie war glückselig über ihren Brief, und Nina nicht, gar nicht — endlich hatte sie die Grasmücke wieder überflogen, wie sich's für einen Paradiesvogel schickte.

Nina las sich inzwischen zur Ruhe. Das war kein Liebesbrief, nicht einmal ein Bewunderungsbrief; eigentlich handelte er nur von Geschäften, von Leuten, die er auf Adelens Stimme aufmerksam gemacht hatte, von Musikern, die zum Roringer Musikfest kommen wollten, und um die dann Adele persönlich ihr Netz spinnen müsse.

Einzig daß er schrieb, wo Adele dies alles zeitig genug bei seiner Heimkehr erfahren hätte, und daß er der Fremden früher schrieb als ihr, das tat weh, und Nina mußte doch all ihre guten Vorsätze und all ihre Tapferkeit auf Vorposten schicken, um gegen Adelens Übermut gewappnet zu bleiben.

Als am Nachmittag ein Brief Viëtors kam, war sie so kampfmüde, daß sie sich kaum zu freuen vermochte, und hielt das Blatt lange zaghaft in der Hand. Dann schlich sie in ihr kaltes Stübchen hinauf, wo ihr niemand beim Lesen ins Angesicht sehen konnte.

Da wurde ihr nun freilich warm. Denn dies war ein Liebesbrief, und der Brief an einen Menschen, dem man seine ganze Seele aufschließt, war es auch. Sie allein erfuhr, daß der berauschende Trank des Erfolgs seinen bittern Beigeschmack hatte; daß der Beifall am tollsten gewesen sei, wo er ihn am wenigsten verdient habe, und am lautesten, wo er sein Bestes gegeben. Und daß ihm in solchen Augenblicken ein Ekel komme, der ihn noch einmal aus dem Konzertsaal hinausscheuchen werde. — Und dann sprach er von Bertran und der Zukunft, und zwischendurch spürte sie immer wieder einen Hauch seiner Liebe, wie man um Johanni auf der Grünau den Duft der Lindenblüte spürte, was man auch trieb. — Von Hans stand wenig darin, das wenige aber klang gut und freundschaftlich.

Nina drückte das Gesicht in den Brief, hatte dabei das Gefühl, Viëtor ganz nahe zu sein, und genoß alle schönen Stunden des Sommers und Herbstes noch einmal. Endlich fühlte sie die Kälte doch, da steckte sie die Blätter ein und ging hinunter. Sie war ganz ruhig und froh; nur ob sie den Brief Herrn Sebastian mitteilen müsse oder dürfe, das war ihr noch nicht klar.

Der kam ihr aber gleich mit einem eignen entgegen, in dem Viëtor so viel gab, wie dem alten Herrn nur irgend Freude machen konnte. Er rief Nina an seine Seite und ließ sie lesen: vom Konzert, von dem, was er für Adelen geredet, vom Musikfest, von der heiligen Cäcilie, seine nächste Adresse und einen Gruß an Nina.

Da stieg ihr das Blut ins Gesicht, weil der Gruß ihr sagte: Dein Brief ist für Dich allein.

Herr Sebastian beobachtete sie scharf während des Lesens, jetzt sagte er ein wenig unsicher: „Bist Du zufrieden?“

Sie lächelte ihn an. „Sehr.“ Dann stand sie auf, und während sie den Kaffee besorgte, summte sie vor sich hin:

„Je länger je lieber ich Dich umfaßt,
Je länger je lieber halt' ich Rast
In Deiner holdseligen Nähe;
Und treibt mich das Schicksal von Deiner Brust,
Ist mir in Leid, ist mir in Lust,
Als ob ich Dich vor mir sähe.“

Also mit einem Gruße war Nina zufrieden? Herr Sebastian sah ihr nachdenklich zu. Er hatte mehr gewünscht und mehr erwartet vor Viëtors Abreise. Der stille Sommerzauber war vorbei, das Leben hatte den bunten Vogel wieder, sie würden ihn diesen Winter nicht oft zu sehen bekommen, und brachte ihn das Frühjahr dauernd zurück, so brachte es den beiden doch nicht mehr das erste Erstaunen übereinander; sie waren sich dann schon etwas Altbekanntes geworden. Schade — aber wenn Nina zufrieden war.

Und sie war's; sie sah sogar glücklich aus in ihrer Fensternische, an der die Flocken so dicht vorüber wirbelten, daß sie kaum zu ihrer zierlichen Arbeit sehen konnte, die irgend wie mit Viëtor verknüpft war.

Diesen Ausdruck behielt sie auch. Ob der Liebste oft schrieb oder selten, der Glücksschein blieb in ihren Augen, denn soviel hörte sie immer von ihm, daß ihre Gedanken ihm folgen konnten. Benzberg trug wieder Zeitungsausschnitte zu, sogar die Hemdenbertha kam durch den Schnee auf die Grünau gepilgert, wenn ihr ein Zettel mit einer Bestellung von Herrn Nikolaus Viëtor ins Haus flog.

Nur Adele Folz grollte und schmollte, denn es geschah ihr von ihm, was ihr noch von keinem geschehen war — er vergaß sie.

Sie bekam keine Zeile wieder, obgleich sie noch am nächsten Tage geantwortet hatte. Anfangs lief sie dem Briefträger mit sichrer Erwartung entgegen, dann mit nervöser Ungeduld, endlich ging sie dem bunten Rock zornig aus dem Wege.

Das ihr, ihr! Und er hatte Zeit. Seit sie dazugekommen war, wie Nina einen Brief las, dessen vier Seiten eng mit Viëtors kleinen Buchstaben vollgekritzelt waren, wollte sie gar keinen mehr, wollte keine Hilfe mehr von ihm, ihm nichts danken, nichts gönnen — nur beschämen wollte sie ihn noch, nur ihm zeigen: das kann ich ohne Dich! Und das hast Du verschmäht!

Sie ging nun sehr viel aus und brachte Verwirrung in die ältesten Roringer Liebesverhältnisse, sie verdrehte dem Kritiker und Musikreferenten Haßlach den Kopf, bis er von einer Heirat mit dem schönsten Geldmädel der Welt träumte und von ihrer Stimme so oft kleine Berichte in die Zeitung brachte, daß Mutter Folz ihn für den unverschämtesten Bengel der Welt erklärte.

Die arme Mutter Folz, die es geradezu für eine Schande hielt, wenn von einem Mädchen etwas in der Zeitung stand, es sei denn eine vorteilhafte Verlobungsanzeige.

II.

Ein Hauch von Frische, Jugend und Studentenübermut drang in das alte Haus unter den Linden, als Hans Kieter sich selber zum heiligen Abend bescherte.

Zunächst geriet er in eine Doppelumarmung und dann in einen Wirbel von Fragen und Freudenrufen. Als er aber der Mutter ins Auge sah, schien ihm nicht alles in Ordnung zu sein, durch ihre Freude schimmerte Unruhe.

Zeigte sich der Medizinalrat nicht ganz so glücklich über die Aussicht mit ihrem Jungen zu arbeiten, wie es das Mutterherz verlangte?

Nachher, bei Kaffee und Stollen, ließ er sich erzählen: lachte über die wichtigen Dinge Roringens und wunderte sich am Ende nur, daß die Mutter so gar nichts von den Nachbarn berichtete.

Endlich fragte er nach ihnen.

„Ja, die Nachbarn, Hans, das sag' ich Dir gleich: Hier oben hat sich viel verändert. Adele ist wieder da — so was von Übermut, Schönheit und Singerei! — Einer alten Frau steht der Verstand still, geschweige denn dem jungen Volk."

„Hast wohl Angst, Dein Nestjunge könne sich in das Wunder verlieben?" fragte er neckend; sie aber antwortete ernsthaft: „Je nun, eigentlich wünschte ich mir die Schwiegertochter wohl anders, aber wenn es so kommen sollte — in Gottes Namen, so Dir's zum Glück gereicht."

Das machte ihn nun doch unruhig. Gerade als ob Nina gestorben sei, dachte er, und es wurde ihm kalt neben dem Kachelofen. Endlich faßte er Mut zu der Frage: „Und in der Wildnis drüben?"

Die Mutter mußte erst einmal schlucken, ehe sie antworten konnte, denn all die Bitterkeit, Kränkung und Mißbilligung, die dieser Sommer in ihr angesammelt hatte, drängte sich auf ihre Lippen. Sie hätte gern ihrem Herzen Luft gemacht über das Getu und Gehabe am Klavier und im Garten, unterm Pfeifenkraut und beim Reineclaudenpflücken, aber sie wollte ihrem Jungen doch nicht weh tun, also deckte sie all das fest mit ihrer Mutterliebe zu und sagte nur: „Auch da drüben ist's anders geworden. Herr Sebastian und Nina laufen nicht mehr fremd nebeneinander hin; seit Viëtors Konzert sind sie sich ganz nahe gekommen — lieb gehabt haben sie sich ja immer, aber jetzt wissen sie es und zeigen's einander."

„Das ist ja gut!" rief Hans fröhlich. „Da hat unserm einsamen Vögelchen doch endlich einmal die Sonne geschienen."

„Ja — nur — der Sonnenschein hat sie verändert. Ich kenn' mich nicht mehr mit ihr aus."

„Natürlich, Mutter, Sonnenschein verändert, gibt den Blumen Farbe, den Vögeln Liebesgedanken und den Menschen ein fröhliches Herz. Ich werd' mich schon auskennen bei ihr."

Er sprang auf, als müsse er gleich hinüberlaufen, blieb in der Tür wieder stehn und fragte: „Ist Viëtor da?"

„Nein, der geigt gerade in Petersburg."

„Nun, siehst Du!" rief Hans, als wisse er ganz genau, welch unausgesprochenes Bedenken der Mutter er abwehren müsse. „Weihnachten und in Petersburg. Übrigens ist er ein prächtiger Mensch, ein Ganzer, einer der kann, was er will, dem seine Sache ernst ist und sein Beruf ein Heiligtum. Wir sind beinah Freunde geworden in Leipzig."

Als Hans Herrn Sebastians Garten betrat, dämmerte es schon stark, die Zweige, die nicht verschnitten wurden, reckten nackte Finger nach ihm aus, eine Dohle flog krächzend auf, und ein rauher Julwind, von dem er in dem tiefergelegenen Lindengarten nichts gespürt hatte, pfiff ihm um die Ohren. Sonst war nichts zu hören in der Wildnis, auch brannte kein Licht hinter irgend einem Fenster.

Der Wind riß ihm die Haustür aus der Hand und warf sie ungestüm ins Schloß, ohne daß der Lärm jemand auf den Flur rief; er trat in die Unterstube, auch die war leer. Aber jetzt hörte er etwas. Aus dem Musikzimmer nebenan kamen leise Töne, und nun sah er auch, daß die sonst stets verschlossene Tür dort hinüber nur angelehnt war.

Er schlich sich hin, verbreiterte den Spalt ein wenig und spähte hindurch. Oben zwischen den Fenstern, vor dem Cello, stand eine Tanne im vollen Weihnachtsschmuck, am Flügel saß Nina, spielte und sang — sang und spielte also doch noch — und es waren keine Weihnachtslieder — kein ‚Stille Nacht, heilige Nacht' — was Hans in der Wartestimmung des Christabends begriffen hätte, sondern ein wildes Winterlied, ein trotziges, lebensmutiges, herbes Ding, mit dem man gegen Weichheit, Sehnsucht und Kummer ankämpfen mochte, wenn — nun ja, wenn man ein Mann war.

Er sah ihr Profil; hatte sie früher so ausgesehen? Deutlich trat ein Bild vor seine Erinnerung: Das dunkle, schwermütig gesenkte Köpfchen, das sich von dem lichtsprühenden Abendhimmel abhob. Damals war alles an ihr Unruhe, Zweifel, Schwanken gewesen, jetzt sah sie nach Ruhe und Sicherheit aus und nach Kraft, die auch mit der Sehnsucht fertig wurde, ohne seine Hilfe.

Oder war das, weil sie ihn erwartete? War das die Stimmung, mit der sie ihn begrüßte, die alles Trennende zu Boden warf, was sich beim Abschied zwischen sie gedrängt hatte?

Das trotzige Winterlied verklang, Nina glitt mit ein paar Griffen in ein leidenschaftliches G-moll über und sang dann:

„Ich liebe Dich in Glück und Not,
In Leid und Wonnen,
Wie Becherschaum, wie würzig Brot —"

War das nicht eine Antwort auf seine Frage! Hans ließ sie nicht enden.

„Nina!" rief er und stieß die Türe auf.

Sie verstummte und rührte sich nicht; aber sie war schneeweiß geworden, und als er mit ausgestreckten Händen auf sie zueilte, lagen ihre Finger wie erstarrt auf den Tasten.

Hans stutzte. Konnte das Freude sein? War's Schrecken? Aber sie wußte doch, daß er kam. — Langsam sanken seine Arme herab.

Da hatte Nina Sprache und Bewegung zurückerlangt. „Guten Abend, Hans," sagte sie, stand auf, nahm seine Hand, ließ sie nach kurzem Druck los und setzte sich wieder, wie von schwerer Arbeit erschöpft.

„Ja, was ist denn los?" fragte er und wußte nicht aus noch ein. „Bist Du krank?"

„Erschreckt hast Du mich," antwortete sie leise.

„Erschreckt? Wo Du wußtest, daß ich heute heimkomme."

„Ich wußte mich allein im Haus — wie es so plötzlich Nina rief — ich dachte, es käme aus der andern Welt."

„Laut genug hab' ich die Tür zugeknallt!" rief Hans, in dem ein knabenhafter Zorn aufkochte.

„An den Gespensterlärm, den der Wind macht, sind wir hier oben gewöhnt."

„So — aber an den Willkommgruß alter Freunde nicht mehr. Schon gut, ich komme ein andermal wieder, wenn Du Dich sachte auch an meine furchtbare Gegenwart gewöhnt hast."

Damit stürmte er hinaus, wie ein Sechzehnjähriger, kam aber nur bis an die Hausschwelle. Der Sturm, der ihm den Atem versetzte, brachte ihn zur Besinnung. — ‚Hans, Hans! Bist du ein Mann? Ein Arzt, dessen ruhiger Hand und besonnenem Kopf die Leute ihr Leben anvertrauen sollen? Ein Mensch, der heiraten will; das heißt einen Hausstand gründen, der fest gebaut ist gegen Sturm, Wetter, Erdbeben und das Minierwerk aller übeln Launen und Alltagsnöte?'

Nina rief ihn nicht zurück; als er davonlief, drückte sie den Kopf in die Hände, Herz und Hals taten ihr weh. Aber es war ja doch gut so — was sollte er hier in Viëtors Königreich, was konnte sie ihm sagen? War nicht jedes herzliche Wort Diebstahl an dem einen und Betrug an dem andern?

Sie hörte ihn die Tür aufreißen und darauf den Lärm, den der Wind in dem offenen Hause vollführte.

Eine Weile lauschte sie der wilden Melodie, die sie beruhigte, weil sie noch ungestümer war als der eigne Schmerz; dann raffte sie sich auf, um die Tür zu schließen, die Hans in seinem Zorn vergessen hatte.

Wie sie aber den Flur betrat, stand er noch auf der Schwelle. Das Haar flog ihm um den Kopf, und er sah bekümmert aus, aber er sagte sanft: „Liebe Nina, ich bin wirklich kein Unhold. Es war nur ganz unvernünftige Enttäuschung, die mich vorhin so wild machte. Mutter ist schuld daran, sie sagte mir, Du seist verändert, und da bildete ich mir ein, das hieße, Du seist leichtfüßig und schnellbeweglich geworden. Du bist ja aber noch ganz die alte, liebe, langsame, scheue Nina. Vergiß mein Ungestüm, ich werde mich mit Geduld und allen Hausvatertugenden wappnen."

Er wartete nicht auf Antwort, schüttelte ihr kräftig die Hand und ging nun schnell durch den Garten und die Rollgasse hinab, um den Vater unten abzuholen.

Nina aber drückte die Hände gegen das Gesicht und weinte fassungslos.

‚Niki, Niki! Komm doch! Hilf mir doch! Warum muß ich ihm so weh tun? Was soll denn werden? Hilf mir, komm! Niki, Niki!' —

Viëtor kam nicht; am ersten Feiertag brachte der gelbe Wagen einen Karton voll Blumen: eine bunte, duftige Pracht, die der Geiger von Berlin aus schicken ließ,

und der Briefträger brachte ein Lied. Viëtor ging von Petersburg noch nach Moskau, Wien und Mailand, für die Osterzeit hatte er sich nach Amerika versprochen.

Der Brief war hastig geschrieben und galt beiden. Nur beim Schluß konnte Nina etwas für sich allein zwischen den Zeilen lesen: „Damit mach' ich denn gleich die ganze Hatz für ein paar Jahre ab, um dann desto friedlicher hausen zu können."

Auch stand noch eine Nachschrift da, die Nina besonders verstand: „Ich verdiene viel und spare beinah unanständig."

Sie wußte, daß er von Herrn Sebastians Unterstützung frei zu sein wünschte, ehe er „ihm nun auch noch das Beste wegnahm". Hatte er doch deshalb den stillen Winter in Roringen aufgegeben. — ‚Es macht mich unruhig,' sagte er Nina am letzten Tag, ‚hier zu sitzen und sein Geld zu verzehren; keinmal in all den Jahren hab' ich das gespürt, jetzt scheucht mich's immer wieder von der Arbeit. Ich muß auf eignen Füßen stehn, und ich kann's auch, ich brauche nur das zu nehmen, was sie mir für diesen Winter anbieten, das langt dann auf Jahre für uns bescheidene Leute.'

Daran dachte sie, Herr Sebastian aber sagte: „Da fliegt er aus, Nina, und wir sitzen allein im Nest — gerade so war's mit Deinem Vater. Erfolg ist das gefährlichste Rauschmittel der Erde. Wer sich daran gewöhnt hat, dem kommt das Leben schal vor ohne Händeklatschen und Bravoruf."

Nina lächelte dazu und antwortete gelassen: „Er wird schon wieder kommen, er hat ja auch bei uns Erfolg." Aber die Gelassenheit wurde ihr schwer. Dasselbe hatte sie an seinem Reisetag gesagt, damals war die Gelassenheit echt gewesen und sie hatte gemeint, so würde sie ihn in ruhiger Glückssicherheit erwarten können, er möge nun Ostern kommen oder erst im Sommer.

Nun war kaum Weihnachtszeit, und die Sehnsucht füllte und zerstörte ihre Tage. —

In den Zwölfnächten hielt die ‚Eintracht' alljährlich ein Fest ab: Bescherung, mit einer zwanglosen Abendunterhaltung verknüpft. Als Nina Viëtor noch zu Weihnachten erwartete, wollte sie dabei sein und sprach das aus. Jetzt wurde sie beim Wort gehalten und fand nicht den Mut wegzubleiben, weil Adele sagte: „Ach so! Du kannst Eintrachtfeste nur mit Geigenbegleitung aushalten."

Herr Sebastian staunte erst, dann dachte er: sie will vergessen, und redete ihr sogar zu.

Sie sollte mit Kieters gehn, das machte es ihr noch schwerer. — Wenn ich nur krank werden könnte, dachte sie; oder wenn der Eintrachtsaal einstürzte.

Am Vormittag kam Hans, um ihr zu bestellen, wann seine Mutter gehe. Sie sah ihn kommen und schlüpfte ins Wohnzimmer zu Herrn Sebastian.

Da sahen sie sich wieder. Hans Kieter war ganz ruhig und ganz hoffnungsvoll — sie ging mit ihnen, und der Geiger rannte durch die Welt. Auch wurde er seiner Sache immer sicherer, da Nina, im Schutz des alten Herrn, den Kinderton und die Kinderwärme fand.

Adele Folz sah den jungen Doktor mit heiterm Angesicht aus der Wildnis kommen, lachte und faßte boshafte Entschlüsse.

Es war ja so langweilig in Roringen seit „der Stern wanderte", und da es ihr früher oft genug geglückt war, den Nachbarsjungen von Nina wegzulocken, warum sollte es jetzt nicht gelingen.

‚Zumal ich meiner Mama damit eine besondere Freude bereite.‘

Als der Referendar sich an diesem Abend eine Stunde lang in der ‚Eintracht‘ umgetrieben hatte, sagte er zu Lise Benzberg: „So rasend hübsch hab' ich die Folz aber noch nie gesehen. Wie sie mit dem jungen Doktor kokettiert! Noch viel toller als damals auf der Grünau mit dem Geiger. Und dabei bleibt dieses Seziermesser auch noch ganz gelassen.“

„Natürlich, der wird ja Nina Rodeck heiraten,“ flüsterte Lise eifrig.

„Wen? Ach so, die Schlanke mit den Haaren. Na, das ist Geschmacksache; aber Glück hat der Mensch: die apartesten Frauenzimmer im Saal sind diese beiden unbedingt. Entschuldigen Sie, Fräulein Benzberg, es ist nicht jeder fürs Aparte — ich würde ein rosiges Tausendschön der verrücktesten Orchis vorziehen.“

Tausendschön heißt soviel wie Gänseblümchen, dachte Lise empört, aber wenn Viëtor nicht da ist, kann ich ebensogut mit einem Grobian zu Tisch sitzen. —

Hans Kieter war aber weitaus nicht so gelassen. ‚Die Schlanke mit den Haaren,‘ wie nicht nur der Referendar Herrn Sebastians Pflegetochter nannte, hatte sich zu den Müttern gesetzt. Als Hans nachkam, suchte er sie vergebens bei der lachenden Jugend, trat hinter Adelens Stuhl und fragte, wie er vor zehn Jahren gefragt haben würde, ohne Gruß und Einleitung: „Wo steckt denn Nina?“

Adele lachte, dann stand sie auf und sah dem Nachbarssohn übermütig in die Augen: „So also sieht der wohlbestallte Doktor der Grünau aus? Gezeigt hat er sich noch nicht beim Handelsstand. So also lebt man in der Großen Welt? Guten Abend sagen ist abgeschafft. So also schmeichelt man sich heutzutage bei jungen Mädchen ein? Man fragt sie stürmisch nach einer andern.“

Hans Kieter mußte auch lachen, Adele war wirklich reizend und so heiter — er hatte vergnügte Menschen gern. Gutwillig holte er mit Wort und Handschlag die versäumte Begrüßung nach und versprach auch für die nächste Frist den schuldigen Nachbarschaftsbesuch.

„Zur Belohnung für soviel Willfährigkeit werde ich Ihnen Nina holen, die natürlich als der bekannte Sonderling neben Ihrer Mutter sitzt.“

Ehe sie ihre Absicht ausführen konnte, begann ein neues Stück des zwanglosen Konzerts: Litolf ließ Tartinis Teufelstriller hören.

Adele Folz und Hans Kieter standen wartend nebeneinander; Hans dachte an Nina, und Adele wünschte ihre Eltern hinaus in die Welt, in eine andre Art Konzert, wo die Künstler Könige waren, denen die Menge zu Füßen lag, und nicht wie hier durch ein paar matte Schläge mit der Hand ein Dankalmosen hingeworfen bekamen.

‚Heiliger Bimbam, was plagt sich so'n armer Kerl bis er's kann, und was ist's nachher? Nichts; man hört's und vergißt's wieder und bleibt keine Spur davon übrig. Wenn unsereiner urteilt, so spüren's noch künftige Generationen,‘ dachte der jüngste Amtsrichter.

Adele aber flüsterte Hans Kieter zu: „Größenwahn, uns jetzt etwas vorzugeigen, wo wir an Nikolaus Viëtors sammtenen Strich gewöhnt sind.“

Hans, der statt zuzuhören, zu Nina hinübergeschaut hatte, lachte hell auf. „Sie also auch? Ich sag' Ihnen ganz ehrlich, heute wäre ich nicht mal in der Stimmung, Viëtor zu hören, heute möcht' ich schwatzen und tanzen.“

„O weh, und ich möchte singen — aber so war es ja allemal. Verändern wir uns denn gar nicht?"

„Nein, wir vergröbern oder verfeinern uns nur."

„Das ist mir zu hoch!" rief Adele fröhlich und sah dabei so klug, übermütig und wissend aus, daß Hans beinah hinter ihr drein gewandert wäre, als sie zu Nina hinüberlief.

Aber er besann sich noch schnell. Nina sollte herüberkommen, zu ihm kommen, sollte nicht im Schmollwinkel sitzen, sollte nicht immer anders sein wie alle; Nina sollte zwar die Nina bleiben, die er liebte, aber doch auch ein junges Mädchen werden, wie die andern Roringerinnen zwischen sechzehn und sechsundzwanzig.

Sie kam, ein wenig mühsam und im Innersten bang, das sah er wohl, aber sie kam. So war's recht, und nun wollte er es ihr auch behaglich machen. Er schüttelte ihr die Hand zum Willkomm und hatte schon ein Plätzchen für sie erspäht, wo ihr kein andrer Nachbar nahen konnte als er selber. Da trippelte Benzberg heran und bat Adelen um ein Lied.

Mit strahlender Freude willigte sie ein. „'s ist mir ja einfach, als läg' ich in Ketten und Banden, wenn ich Musik höre und nicht mittun darf."

„Gerade so geht es Mutters Kanarienvogel," begann Hans zu necken, aber Adele hörte gar nicht mehr auf ihn. „Was denn nur, was denn?"

„Irgend ein Liedchen — wir sind für alles dankbar."

Daran lag Adelen nichts, sie wollte glänzen. Die guten Roringer sollten sich wundern und sagen, das sei mindestens so gut wie Viëtors Geige. Noten hatte sie nicht mitnehmen dürfen, durchaus nicht, und wenn sie nicht schnell begann, kam wahrscheinlich ihre Mutter dazwischen. Was denn nur, was denn?

Da fiel es ihr ein. „Komm, Nina! Die Rosinenarie. Du kannst sie auswendig, ich hab' sie Dich seither wer weiß wie oft klimpern hören."

Das Blut stieg Nina ins Gesicht; ja, sie hatte sich daran versucht, hatte gehorcht, ob sie einen von Adelens klaren Tönen nachzuahmen vermöge, hatte gesonnen, wie man hinter dem heitern Feuerwerk eine stetige Flamme ahnen lassen könne.

Aber je mehr sie sich getroffen fühlte, desto schroffer antwortete sie nun: „Ich denke nicht daran, hier sind andre Leute genug."

Adelens Augen blitzten. Nina sollte es sein, ihrer Mutter wegen sollte es Nina sein, und deshalb sagte sie mit aufreizendem Spott: „Ach so, Du spielst nur, wenn Dich Viëtor bewundern kann."

Mit einer gelassenen Handbewegung schob Nina das beiseite, als aber Hans nun auch mit Zureden dazwischen fuhr, wurde sie unruhig. Hans? Weshalb Hans? Um Adelens willen?

Und Hans dachte: ‚Sie soll spielen, sie wird sich verwirren in ihrer Ängstlichkeit, sie wird alles verderben und aus Scham und Zorn darüber nie wieder eine Taste anrühren. Dann ist sie's wirklich los.'

Sie sah ihn zweifelnd an. „Du, Hans, redest mir zu?"

Es ärgerte ihn, daß sie nicht einfach tat, was er verlangte. „Nun ja, ich hab' immer gemeint, daß man zuspringe, wo man helfen kann, und nun gar unter

Nachbarskindern. Bist Du eifersüchtig auf ihre Stimme, auf ihre Schönheit? Eifersucht ist allemal Neid, und Neid ist —"

„Die Quelle alles Übels, sagte unser Konfirmationslehrer. Du brauchst nicht bitter zu werden, Hans, wenn Dir soviel an der Arie liegt, kann ich's ja tun."

Nun ärgerte er sich wieder über sich selber. Was focht ihn denn an? War das seine Geduld? Er faßte gute Vorsätze und geriet doch gleich wieder in Zorn, als Nina sich ganz ruhig an den Flügel setzte und gleichgültig, als sei es ihre tägliche Beschäftigung, das Vorspiel begann.

Es war ihr ja auch so gleichgültig, wie es klang. Viëtor hörte nicht zu, und Herr Sebastian hörte nicht zu, Benzberg pflegte zu sagen: ‚Was nicht Künstler sein will, kann mich weder empören noch stören' — so weit war sie ja nun — und die Eintrachtleute? Die einen hatten überhaupt keine Ohren, und die andern kümmerten sie nicht.

Adele sang; das eine, was damals fehlte, hatte sie noch nicht hinzugelernt, aber die ‚Eintracht' vermißte das nicht, und es war ihr kaum vorzuwerfen: noch nie hatten sie soviel Silbertöne und Elfenglöckchenklänge umschwirrt.

Hansens Ärger verflog. Das war ja wirklich reizend, und dieser Vogel war neben ihm auf der Grünau aufgewachsen. Hatte dies Mädchen denn noch einen Zug von dem unartigen Unband von ehedem? Hingebend, neckisch, zärtlich sah sie aus und immer schön. Dabei umspielten ihre Glockentöne ihm Ohr und Sinn. Er vergaß völlig, weshalb er Nina zum Flügel gedrängt hatte, vergaß, daß sie dort saß.

Frau Kieter stand plötzlich auf, ihr war, als müsse sie zu ihrem Sohne eilen und ihm die Hand vor die Augen halten, recht fest und dicht; um die Ohren ängstigte sie sich weniger, ihr lieber Junge war ja ein Barbar. Aber da sie die Rieselmann kräftig am Rock hielt, kam sie zur Besinnung und setzte sich wieder.

„farò giacar!" schmetterte Adele durch den Saal, und Mutter Folz reckte sich unwillkürlich ein Endchen höher. Es war doch schön, so etwas zur Tochter zu haben, und hier konnte sich wenigstens ihr Schuster kein Zuhörerrecht erkaufen. Adele aber neigte sich zu Nina, während die noch die Schlußtakte herunterspielte, und flüsterte: „Schön Dank, besser gemacht als voriges Mal."

„Weil ich's wie eine Spieldose abgearbeitet habe?"

„Natürlich. Zum Begleiter brauch' ich keine geistreiche Individualität, die kannst Du Dir für Viëtors Lieder aufsparen."

Sie standen sich jetzt gegenüber, und ihre Augen blitzten sich an. Eine Sekunde nur, dann drängte sich Roringen herzu, schob sie auseinander und erging sich in Begeisterung. Sowie Adele sie nicht mehr ansah, fühlte Nina, daß etwas Häßliches aus ihren Augen gegeneinander gesprungen war, und strich sich mit der Hand übers Gesicht: Wegwischen.

Sie konnte schon wieder lächeln und sich über den Jubel freuen. Lise Benzberg, die Schwärmerin, umarmte Adelen dreimal; der Referendar citierte: „Furchtbare Gunst dem Backfisch." Rieselmann warf sich in die Brust: „meine Anfangsgründe," und dann stand Hans lange vor Adelen, sagte ihr viel schöne Dinge in neckendem Gewand und ließ sich von ihrer übermütigen, siegesbewußten Gefallsucht festhalten.

Zweimal sah er dabei zu Nina hinüber, jedesmal fand er ihren Blick, nickte ihr zu und bekam einen ernsthaften Gegengruß.

Dabei hatte sie das Gefühl, als sei ihm das eine Art Pflichtleistung, und obgleich sie sich sagte, daß es gut so sei, sehr gut, und sie sich freuen müsse, lag es ihr doch schwer auf der Brust. — Nein! — Es mußte sie auch nicht freuen, gar nicht! Lieb gewinnen sollte er eine andre, heiraten sollte er, je eher je besser, aber nicht diese! Nicht Adelen, die ihn weder verstand noch verstehn wollte, die nicht für andre zu leben gelernt hatte, sondern nur für ihre eigne Schönheit — nein, nein, nicht Adelen!

Und als Hans endlich zu ihr trat und ihr heiter, angeregt entgegenrief: „Adele ist wirklich prächtig geworden und eine große Künstlerin obendrein!“ da antwortete sie: „Nein, dazu ist sie viel zu glücklich, oberflächlich und selbstzufrieden.“

Einen Augenblick lang starrte Hans Nina fassungslos an, dann stieg der Zorn wieder über ihn hinaus, leise und scharf sagte er: „Also wirklich neidisch. Du bist die alte Nina nicht mehr.“

Zur Antwort ließ er ihr nicht Zeit, sondern ging zu Adelen zurück. Die sah den roten Kopf und das Sprühen in seinen Augen, irgend etwas hatte es da gegeben, irgend etwas! — Was nur? Was nur? Die Neugier brannte ihr in den Adern, und laut sagte die brennende Neugier: „Die arme Nina, nicht wahr, sie ist verändert. Das macht, sie hat kein Glück; sie sehnt sich nach Viëtor, der nach Künstlerart davonflog, als sie ihn am festesten zu halten meinte. Womit denn? — Nun hat sie keine Stimme und hat keinen Geiger. Sie tun ein gutes Werk, Hans, wenn Sie Nina trösten.“

Hans Kieter lachte, aber Adelens Worte hatten Widerhäkchen, er wurde sie nicht los.

An diesem Eintrachtabend sprach er Nina nicht wieder; er ging an Adelens Seite nach Haus. Abschied nahm er in der Wildnis, als er Herrn Sebastian allein wußte.

Nina sagte sich jedesmal, wenn sie an ihn dachte, nun sei alles gut, aber sie trug schwer an seiner Entfremdung. Nur als Viëtor vor der Reise nach Amerika auf acht Tage heimkam, vergaß sie den verlorenen Jugendfreund.

Acht Tage voller Arbeit, Frische, Leben und Glückseligkeit, und dann wieder atembeklemmende Stille und die Frage: ‚Was ist nun Traum — das Heute oder das Gestern?‘

Kantor Rieselmann behauptete, Roringen stehe auf dem Kopf, es sei Unsinn, man werde den Schaden hinterdrein wohl spüren an Schulden, heisern Kehlen, überhitztem Selbstbewußtsein und moralischen Flecken; aber Benzberg leide nun einmal an Größenwahn, und verständige Leute könnten nicht dagegen aufkommen. —

In Wahrheit war Kantor Rieselmann der einzige, der dagegen aufzukommen versuchte; die es etwas anging, brannten lichterloh für ihr Musikfest, und die es nichts anging, kümmerten sich nicht darum.

Benzberg saß halbe Tage lang auf der Grünau. Erst entwarfen sie den Spielplan, dann schickten sie Einladungen in die Welt, jetzt nahmen sie die ausgeschriebenen Stimmen zur Cäcilie durch.

Nina stand in der offenen Hausflur und dachte an das, was nach dieser Cäcilie für sie kommen sollte — sie sah den Frühling wieder einziehen auf der Grünau — würde es das letzte Mal sein?

Da kam Viëtor heraus zu ihr. „Gib mir Deinen Arm, Nina."

Sie tat es, obwohl sie dachte, damit könnten sie nun eigentlich auch noch bis zum September warten, und lenkte seine Schritte hinter das Haus, wo das junge Laub schon wieder etwas Dickicht geschaffen hatte. Dort sah sie die junge Nestwirtschaft der Vögel. Viëtor aber sah nur ihre Hand, die auf seinem Arm lag, und die er gedankenlos streichelte.

Auf einmal sagte er: „Die Heilige macht uns Sorgen, allzuviel Geld können wir nicht aufwenden, umsonst wird sich kein Stern die Mühe aufs Ungewisse machen, und einen Stern brauchen wir. Herr Sebastian verlangt etwas viel von der Stimme und verlangt auch viel von der Seele. Deine Mutter muß eine große Künstlerin gewesen sein, Nina. Ein Jammer, daß Du es nicht kannst."

Es würgte sie an der Kehle. „Ich bitte Dich, Nikolaus!"

„Was? — Wie heiß' ich?"

Sie antwortete nicht. Er beugte sich zu ihr. „Liebling, hab' ich Dir weh getan?"

Hastig, zärtlich antwortete sie: „Nein, nie! Und wenn auch, wenn Du mir weh tust, tut es immer noch wohl."

„Es ist nur, weil kein Mensch auf der Welt es so singen würde wie Du, wenn Du könntest."

Sie schüttelte den Kopf. „Adele," sagte sie.

Er blieb stehn.

„Ich hab' auch schon daran gedacht, aber ob die andern —"

„Wir müssen sie Herrn Sebastian einmal vorsingen lassen, etwas, was sie recht gut macht."

„Ja, aber ob sie dann auch die Cäcilie recht gut machen wird?"

„Du mußt es ihr einstudieren."

Er seufzte. „Das würd' ich wohl müssen, es wird aber eine Qual werden."

Sie lächelte. „Nein, dazu ist die Stimme doch gar zu schön."

Viëtor sah sie an, ein heißer Strom lief ihm bis ins Herz hinab, als sie das so überzeugt und dringlich sagte. Glücksicherheit erfüllte ihn. Er ließ ihren Arm los, versenkte seine Hände in ihr Haar und sagte bittend: „Wie heiß' ich?"

„Niki," antwortete sie schelmisch mit dem Tone eines artigen Kindes, das bitte sagt, weil es verlangt wird, und danach noch einmal mit all ihrer Zärtlichkeit: „Lieber Niki."

Nina vergaß, daß im Frühling das Blätterdach Lücken hat, Viëtor kümmerte sich nicht darum; Adele Folz aber saß am Fenster und sah zwischen Lindenästen und Kirschbaumblüten hindurch zwei, die sich küßten.

Ein Zornruf kam ihr in die Kehle, und dann lief sie hinunter in den dunkeln Gartensaal — das wollte sie nicht sehen — nein, nein, nein! Das ertrug sie nicht.

„Noch vier Monate," sagte Viëtor drüben, als die beiden ins Haus zurückgingen, „überfüllte Monate. Ich werde die Cäcilie einstudieren und dirigieren; Du singst mit, Nina."

Sie wehrte sich. „Das nicht!" Sie hatte tausend Gründe.

„Wir werden in dieser Zeit so im Rummel stecken, daß Du daneben stehst wie auf einer wüsten Insel, wenn Du nicht mittust."

„An das Danebenstehn kann ich mich gar nicht zeitig genug gewöhnen."

Dabei blieb sie, obwohl er ihr auseinanderzusetzen suchte, wie ganz anders es „nachher" sein würde, wenn sie ihn als sein guter Geist daheim empfinge.

Zum erstenmal glaubte er Eigensinn zu spüren und kam nicht über das Mißtrauen hinaus, daß Empfindelei dahinter stecke.

Sie freilich dachte nur an Herrn Sebastian; je näher die Trennungszeit rückte, desto verschuldeter fühlte sie sich ihm und quälte sich und sorgte: was soll nur werden?

Viëtor begriff nicht, was sie beunruhigte; sie wollte ihn in dieser heißen Arbeitszeit nicht mit ihren Sorgen stören. Er spürte sie aber doch und nannte ihr Schweigen geizige Zurückhaltung, die sich selber mit all ihren Heimlichkeiten behielt, während der andre sich ganz und gar verschenkte mit seinen Plänen, Hoffnungen, Wünschen und Vergangenheiten.

Die Kränkung, die er darüber spürte, ließ ihn nicht los, machte ihn ungleich in seinem Wesen und ungeduldig gegen Roringer Schwächen und gegen die kleinen Zwischenfälle des Lebens, die er sonst mit Humor überwand.

So saß er unruhig in seinem kühlen Zimmer, und Nina kniete unruhig vor ihrem Erdbeerbeet.

Hans Kieter war auch wieder da, Hans Kieter, dem Viëtor die Erdbeeren weggenascht hatte. Seinen Besuch machte er in Herrn Sebastians Unterstube, nachdem er das ganze Quartett hatte einrücken sehen; an demselben Tag ging er auch zu Folzens, und da Folzens ihn häufig einluden, sah ihn Nina manch liebes Mal den ordentlichen Garten entlang gehn.

Nun ja doch, es war gut so — wenn nur Adele besser zu ertragen gewesen wäre, wenn sie nur nicht so übermütig gelacht hätte, mit einem Lachen, das alle Kindheitsschmerzen aufscheuchte.

Da lachte es wieder über den Zaun.

„Nina!"

Nina rührte sich nicht.

„Nina, so komm doch! Ich bin ja glückselig."

Nina stand schwerfällig auf.

Hans, dachte sie. Als sie aber am Zaun stand, sagte Adele: „Dein Herr Sebastian war bei uns, Dein Herr Sebastian hat es durchgesetzt, ich darf seine Cäcilie zum Musikfest singen! Was bin ich ihm dankbar, was bin ich glückselig! — Es war doch hübsch von Dir, daß Du ihn so schlau gezwungen hast, meine Oberonarien zu hören."

„So gut gefällt Dir, was Du singen sollst?" fragte Nina voll atemloser Freude.

Adele aber antwortete lachend: „Das kenne ich ja noch gar nicht; daß ich überhaupt singen darf, daß ich ihnen zeigen kann, was ich leiste, das ist das Wonnige, und Dein Herr Sebastian hat's durchgesetzt gegen meiner Mutter siebenfach gesalzne Gründe — was kann ich ihm dafür zu Gefallen tun?"

Nina lächelte. „Seine Cäcilie in alle Herzen hinein singen, so daß sie ihn nie mehr vergessen können."

„Aber natürlich, natürlich!"

„Mit ganzer Seele singen, Adele."

„Schickt nur die Noten, damit ich studieren kann."

Die Noten erhielt sie noch an demselben Tag.

Eine Woche darauf kam Viëtor verdrießlich in die Wildnis, warf Nina einen Brief Adelens in den Schoß und fragte: „Muß ich gehn?"

Nina las:

„Hochverehrter Meister!

Ich bin beim Studieren der Cäcilie; damit ich mich aber nicht gleich zu Anfang verwirre, bitte ich Sie inständig, kommen Sie heute nachmittag einmal zu uns, hören Sie, was ich bis jetzt gelernt habe, und sagen Sie mir, ob ich auf dem rechten Wege bin.

Die hilfsbedürftige Kunstnovize."

„Um Herrn Sebastians willen," sagte Nina eifrig, „sie wird Dich brauchen."

Nun setzte sich Viëtor aber erst zu ihr, holte sein Arbeitskalenderchen heraus und las ihr vor: „Heute abend Chorprobe, morgen früh Besprechung bei Benzberg, nachmittag Nina Rodeck, abends Abreise zum Baden-Badener Konzert. Wo soll ich die Zeit abknipsen?"

Nina unterdrückte einen Seufzer und sagte tapfer: „Bei Nina Rodeck."

„Das scheint Dir nicht schwer zu werden."

„Für Herrn Sebastian! Und ist's nicht das Fegefeuer, das zum Himmelreich führt? Geh, Liebster, sie braucht Dich."

„Heut oder morgen?"

„Heut und morgen."

„Oho!"

„Wenn Du ihr helfen willst, langt einmal gewiß nicht."

„Du bist arrogant, Nina."

„Weil ich Adelen nicht für genial halte?"

„Weil Du ganz genau weißt, daß Du es ohne Hilfe könntest."

Nina schossen die Tränen in die Augen.

Er war aufgestanden und sah liebevoll auf sie hinab, endlich sagte er: „Werde hart, werde hart! Wie willst Du so durchs Leben kommen? Ich kann nicht bei jedem Wort daran denken."

Schnell stand auch sie auf und drückte ihm die Hand auf den Mund. Sie lächelte schon wieder, als sie antwortete: „Das sollst Du auch nicht. Ich glaube, ich bin nur so töricht, weil Du morgen schon wieder fortgehst. Jetzt lauf zu Adelen und laß Dir die Laune nicht verderben."

Adele verdarb ihm die Laune aber gründlich.

So viel Glanz, Gaben und Gewandtheit und dabei solch erschreckende Leere!

Er ließ sich ein paar wichtige Rezitative und die Bekehrungsarie vorsingen. Die Stimme klang wunderschön, Adele schwelgte im Selbstgenuß und sah Viëtor erwartungsvoll an.

Der aber ließ die Hand von den Tasten gleiten und sagte: „So geht das nicht, das ist alles viel zu flach und hell. So bekehrt man keinen verliebten Römer zu Entsagung und Christentum."

Und ehe Adele Zeit hatte, sich von ihrer Enttäuschung zu erholen, begann er ihr auseinanderzusetzen, worauf es ankomme. Erster Zustand: kindliche, innige Fröhlichkeit; zweiter: erwachen für die Tiefen des Lebens; dritter: Angst vor der Welt und des Gatten Liebe, die sich in Mitleid und Neigung wandelt; vierter: Bekehrung des Stürmischen.

Zunächst hörte Adele gar nicht zu. Zorn und Ehrgeiz lärmten in ihr, aber sie bezwang sich; die Kraft, die sie in so hohem Maße zur Schauspielerin befähigte, hielt auch jetzt ihre Empfindlichkeit im Zaum, und als Viëtor bis zum vierten Punkte gediehen war, fragte sie plötzlich mit weichem, zärtlichem Ton: „Halten Sie das für möglich? Sie hat ihn lieb und beantwortet sein Werben mit Bekehrungsversuchen?"

Dabei sah sie so schön aus und sah Viëtor so seltsam an, daß ihm das Blut in die Stirn stieg. Darüber ärgerte er sich erst recht und antwortete trocken: „Wenn Sie es auch nicht für möglich halten, so müssen Sie es uns doch glaubhaft machen. Sie wollen Künstlerin sein. Und nun zum Schluß: Jubel- und Märtyrerstimmung. Wenn Ihnen das *auch* unfaßbar ist, so stellen Sie sich vor, daß Cäcilie den Liebsten nun gewonnen hat."

Himmel! Was erklärte er ihr denn das alles, warum sollte sie den Schmarren erst merken und verarbeiten und in Vortrag umsetzen. Er mochte ihr doch einfach vorsingen, dann machte sie es ihm ganz genau so nach, wie er es haben wollte, ganz genau so, das hatte ja ihren Lehrer immer so an ihr entzückt.

„Machen Sie es mir vor, wie ich's singen soll," bat sie schmeichelnd.

Er stand kurz auf. „Jetzt hab' ich Probe."

„Sie bleiben nicht bei uns?"

„Unmöglich. Ich will aber morgen noch einmal hören, was Sie inzwischen herausgebracht, hineingefühlt haben."

Unterwegs war er sehr verdrießlich, immer sah er das schöne, enttäuschte Gesicht vor sich, und dann hörte er wieder die seelenlose Singerei: Spieldose. — Am meisten verdroß ihn, daß er weder Ton noch Bild los wurde, und er war in der Probe nach Grete Rieselmanns Aussage von einer geradezu empörenden, hinreißenden, genialen Grobheit.

Adele aber war wieder froh. Wenn er doch morgen kam! Und dann übermorgen und so lange bis sie die Cäcilie inne hatte, zu Herrn Sebastians Freude! Dann war es ja gut, dann hatte sie ja Zeit, dann mußte er ihr ja standhalten — und dann würde sie es doch noch erreichen.

Sie übte den ganzen Abend und übte den folgenden Morgen. Am Nachmittag stand sie im Fenster des Gartensaals und wartete auf Viëtor. Vor einer Stunde

schon war er drüben ins Haus gegangen — ob sie sich wieder küßten? — Die abscheuliche Nina! -- Aber da kam er ja endlich.

Langsam schlenderte er den Gartenweg entlang, zögernd blieb er an den Büschen stehn und betrachtete den Beerenansatz. Adeles fiebernde Ungeduld ertrug es nicht länger. Mit zwei Schritten war sie in der Tür und stieß sie auf.

Nun stand sie lächelnd, rosig, tief atmend vor dem Gartensaal und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen!"

Er nahm die Hand und ließ sie gleich wieder sinken; ihre Schönheit störte ihn, sie war ihm zu aufdringlich — ‚laut' nannte er sie, wenn er sie mit Ninas verglich, und doch mußte er seit gestern immer an diese laute Schönheit denken.

Er ging gleich auf den Flügel los, der schon offen stand, sagte: „Nummer fünf!" setzte sich und präludierte zu der Arie, die der Heiligen Angst vor des Gatten Liebe in heftigen Rhythmen und schwärmerischen Klagen zum Ausdruck brachte.

Als Adele zögerte, sah Viëtor sie fragend an. Sie stand noch in der Tür und wartete auf irgend etwas, das ihr zeigen sollte, ob sie ihm mehr sei als das Mädchen mit der schönen Stimme. Aber aus seinen Augen sprach so viel Ungeduld, daß sie das Warten aufgab und nach den Noten griff. Nun denn, wenn er wollte: nur Sängerin. Die Sängerin würde ihn schon noch zu ihren Füßen sehen.

Sie meinte es sehr gut zu machen, sie verbrauchte all ihr Gefühl, aber sein Gesicht wurde nicht heller. Er ging gleich in das nachfolgende Mitleidsrezitativ über, mit dem sie gar nichts anzufangen wußte.

Da brach er mitten drin ab und sprang auf. „Um Gotteswillen, das geht doch nicht! Das ist ja Blödsinn!"

Sie war so enttäuscht, daß sie weinerlich wie ein gescholtenes Kind sagte: „Sie müssen mir's eben vormachen, das hat mein Lehrer allemal getan."

„Ja, anfangs. Wollen Sie sich denn aber ihr Lebenlang alles vormachen lassen?"

Weil das gar so verächtlich klang, wurde sie trotzig. „Warum denn nicht? Wenn ich's nur nachmachen kann."

„Haben Sie die Oberon-Arien, die Sie Herrn Sebastian vorsangen, auch von Ihrem Lehrer?"

„Arabiens einsam Kind? Nein. Die hab' ich von der Herzog gehört."

Er lachte sich selber aus. Mit dieser Arie hatte sie seine große Bewunderung — erschlichen — nannte er's jetzt.

„Dann können Sie freilich die Cäcilie nicht singen."

Sie schrie auf. „Viëtor!"

Er klappte den Flügel zu.

„Sie sollen mich's lehren."

„Ich kann Ihnen nicht Phrase für Phrase einstudieren, ich habe keine Zeit für so etwas, wenn Sie nicht Andeutungen begreifen."

„Aber ich will, ich muß!"

„Herrgott, dann lassen Sie sich's von Nina vorsingen, die weiß, worauf's ankommt."

Diesmal schrie Adele nicht auf, der Zorn saß ihr in der Kehle fest und ließ keinen Ton heraus.

Viëtor suchte nach seinem Hut, und dann sagte er, den Grad seiner Unfreundlichkeit an ihrer Schönheit abmessend: „Ich reise jetzt ab. Wenn ich wieder komme, will ich noch einmal hören, ob Sie's gepackt haben, sonst muß ich eine andre Cäcilie finden — ruinieren dürfen Sie uns die Heilige nicht. — Gehen Sie zu Nina Rodeck. Guten Abend."

Adele erwiderte seinen Gruß nicht. Sie war blaß geworden vor Erregung und starrte dem Geiger nach, bis sie nichts mehr von ihm sah.

Zu Nina gehn! Nina sollte können, was ihr versagt war, Nina, die Bettlerin, sollte reich sein, wo Adele Folz Almosen bedurfte.

Das Notenblatt knisterte in ihrer Hand. Plötzlich kamen gekränkte Eitelkeit, getäuschte Hoffnung und eifersüchtiger Zorn in einem jähen Sturm über sie, sie zerriß das Blatt in hundert Fetzchen, warf sie zu Boden und trat darauf.

Sie wollte nichts mehr von dieser Heiligen wissen, sie wollte nicht singen, sie würde niemals Ninas Hilfe erbitten, sie warf ihnen ihre Noten vor die Füße — da, da!

Gleich darauf sank sie vor dem Klavierstessel zusammen, schluchzte und flüsterte: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich — und Du sollst mich wieder lieben."

Am dritten Tage nach Viëtors Abreise ging Adele doch zu Nina, der Wunsch zu singen besiegte Zorn, Eitelkeit und Kränkung. Die zerrissene Arie hatte sie sich von Benzberg wieder verschafft.

Sie hatte sich ganz genau vorher überlegt, wie sie Nina bezwingen und bezaubern wollte; aber als sie die Nachbarin nun über Viëtors Noten fand, da schoß ihr das Blut heiß und verwirrend in die Stirn. Sie wußte nichts Freundliches mehr, sie wußte kaum noch, was sie hier wollte.

Das war aber nur ein Augenblick, dann fiel ihr ein: wenn sie doch nur Musik zusammen treiben, ist es ja gut. Der Kuß? — wer küßt nicht einmal unterm blühenden Flieder. Und nun sagte sie sehr freundlich: „Du sollst mir die Cäcilienpartie vorsingen."

„Ich? — Wie könnt' ich!"

„Ach was, Viëtor sagt, Du kennteſt sie ganz genau, wüßteſt Bescheid und würdeſt mir's vorsingen. Ich kenne mich als moderner Mensch in den altväterischen Gefühlen nicht aus."

Und als Nina nicht gleich am Flügel saß, sondern Adelen mit ungemindertem Staunen ansah, fuhr sie heftig fort: „Weshalb willst Du Dich zieren? Wenn es doch Viëtor sagt und es für Deinen Herrn Sebastian ist!"

„Ich ziere mich nicht, ich wundre mich bloß."

Ohne weiteres klappte Nina nun den Flügel auf, nahm die Cäcilien-Arien, zu denen Viëtor eine leichte Begleitung für Adele ausgezogen hatte, und begann. Ihr Stimmchen war belegt und matt, trotzdem begriff Adele schon während des ersten

Rezitativs, wie Viëtor dazu kam, sie hierher zu schicken. Natürlich, so mußte man das vortragen! Warum war ihr das nicht selber eingefallen? — Zorn und Neid schrien so auf sie ein, daß sie von der nächsten Arie gar nichts hörte; dann nahm sie sich zusammen und gab acht.

Die Mädchen sprachen kein Wort, die eine sang, die andre hörte zu. Als sie fertig war, tat Nina der Hals weh, unwillkürlich griff sie danach und zog die Stirn in leichte Falten.

Adele blätterte ihre Stimme durch, um sich zu vergegenwärtigen, ob sie alles gemerkt habe. Als sie an die erste Arie kam, sagte sie: „Die mußt Du mir noch einmal singen."

„Ich kann nicht mehr."

„Du mußt!"

„Komme morgen wieder."

„Ich komme nicht wieder, ich will mich nicht noch einmal von Dir schulmeistern lassen!" rief Adele zornig.

Da sang Nina leise die erste Arie noch einmal.

Wie ein sterbender Hänfling, dachte Adele und beneidete sie doch.

Dann sagte sie kurz: „Ich danke Dir," und ging. Zorn und Neid hatten all ihre Vorsätze über den Haufen geworfen. In der Tür wandte sie sich noch einmal um: „Du kannst ja nun in Roringen ausklingeln lassen, ich müsse Dich um Rat fragen, wenn ich drei Sätze singen wolle." Wandte sich wieder und ging hastig davon.

Erst als sie in ihres Vaters ordentlichen Garten trat, erzwang sie den ruhigen, anmutigen Schritt wieder, von dem ihr Gesanglehrer zu sagen pflegte: Schon um dieses Ganges willen müsse sie auf die Bühne.

Nina aber stand noch immer gesenkten Kopfs neben dem Flügel. Adelens Unart kränkte sie nicht, sie wußte ganz genau, wie ihr zu Mute war: wollen und nicht können — und sich nun gar bei der Verachteten Rat holen müssen. Das war grausam von Viëtor gewesen.

Sie fühlte sich übermüdet, schlucken und reden machte ihr Beschwerde. Aber sie war glücklich, und als ihr Blick über Folzens Dach schweifte, dachte sie: wer ist nun die Reichere?"

In dem Gefühl, als handle sich's um ein Gebrechen ihres Nebenmenschen, erzählte sie niemandem von Adelens Besuch. Bei Viëtors Rückkehr dachte sie kaum noch daran, sie hatten andre Sachen zu bereden als die schöne Nachbarin.

Zunächst dachte Viëtor überhaupt nicht an die Cäcilie, denn unterwegs hatte der Bertran ihn wieder gepackt, und Adele, die in fieberhafter Spannung auf seinen Besuch wartete, mußte erst wieder Bertha Haßlach in Nahrung setzen und ihn erinnern lassen.

Lächelnd richtete Bertha ihre Botschaft aus. „Fräulein Folz läßt Ihnen sagen, sie wäre so weit, ob Sie vielleicht heute nachmittag prüfen wollten."

Viëtor seufzte. „Ja so, das lebt auch noch. Gutes Fräulein Bertha, unser einer ist wirklich ein geplagter Gegenstand. Alle Leute bilden sich ein, sie hätten

ein Recht an den öffentlichen Musikanten; daß ich außerdem auch noch ein Mensch mit persönlichen Neigungen und Abneigungen bin, das läßt keiner gelten."

Bertha lachte. „Mir ist nicht bange um Sie. Sie wehren sich schon Ihrer Haut."

„Tu' ich das? Behüte! Ich laufe heute nachmittag nach der Grünau und ärgre mich über Adele Folz."

Nun, dachte Bertha mitleidslos, auf die Grünau läuft er so wie so, und neben dem Ärger wird wohl auch die Freude liegen.

Die Junisonne stand noch hoch, als Viëtor die Rollgasse hinaufstieg und dabei den absteigenden Doktor Kieter traf. Die jungen Männer schüttelten sich die Hand, nicht ganz so bereitwillig wie nach Viëtors Leipziger Konzert, aber ganz ehrlich.

„Seit wann sind Sie da?"

„Seit vierzehn Tagen sitz' ich im alten Nest und bemühe mich, Ihnen oder vielmehr Ihrer alles ausschließenden Musik jemand abspenstig zu machen."

„Wen denn?" fragte Viëtor erstaunt.

„Herrn Sebastians Nina. Das ist immer so gewesen: was drüben überm Weg Weltentfremdendes auf sie einstürmte, das suchten wir nüchternen Leute hüben etwas abzuschwächen. Deshalb hab ich, oder richtiger, meine Mutter hat Nina als heilige Elisabeth bei meiner Armenkundschaft angestellt."

„Aber das ist ja schön," antwortete Viëtor langsam. „Sie sehen sich da wohl öfter?"

Hans Kieter lächelte, halb wehmütig, halb spöttisch, sagte aber, als verstünde sich's so von selber: „Nein, wir sehen uns nie, wir finden nur unsre Spuren — eben jetzt läuft sie vor mir her, eine Stunde Abstand. Sie treffen sie nicht mehr zu Hause."

„Ich muß zu Folzens."

„Ach so. Also auch da."

„Die Grünau ist so ineinander verwachsen —"

„Daß Sie sehr bald auch zu uns Leuten jenseits der Gasse kommen müssen."

„Aber gewiß."

Sie schüttelten sich wieder die Hand und gingen sehr schnell weiter. Als aber hinter der nächsten Biegung Herr Sebastian auftauchte, ging Viëtor schon wieder langsam. — Heilige Elisabeth? Hm. Ich möchte wissen, ob sie es gern tut, oder nur, um die alten Bekannten nicht zu kränken; und — warum sie mir's nicht erzählt hat? Nun, es ist nicht mehr lange hin und wird ihr gut tun, wenn uns der Strudel erst hat.

Herrn Sebastian mußte er die Hand entgegenstrecken, um gesehen zu werden. Den umbrauste der Strudel schon. Erst schrak er zusammen wie vor einem Überfall, dann, als er „seinen Jungen" erkannte, wurde sein Gesicht hell und glücklich. Er besann sich sogar darauf, daß niemand zu Hause war.

„Geh mit mir," schlug er großmütig vor, „Du darfst doch nicht vor dem leeren Neste umkehren."

Viëtor wußte, daß ihm da ein Opfer angeboten wurde, und war dankbar. „Ich will Ihre Cäcilie prüfen. War sie während meiner Abwesenheit einmal bei Euch um Rat und Hilfe?“

Nein, das war sie nicht gewesen. Viëtor seufzte. „Nun denn, in Gottes Namen, hinein ins Unglück.“

Herr Sebastian wurde bedenklich — er erbot sich zum Einstudieren, erbot sich zu allem Möglichen.

Aber da wurde Viëtor warm. Mitten in der Rollgasse, zur Freude zweier Gassenbuben, faßte er Herrn Sebastian bei den Schultern. „Das müssen Sie mir jetzt gleich versprechen: das Einstudieren bleibt uns — Benzberg und ich, wir wissen Bescheid und stehn vor dem Riß. Ihnen nimmt das Probendurcheinander alle Genußfähigkeit; Sie sind das nicht mehr gewöhnt. Nicht eher dürfen Sie kommen, als bis wir fertig sind — versprechen Sie mir's!“

Der Alte war unschlüssig; eigentlich drängte es ihn, nun auch die letzte Hand anzulegen; aber wenn man fünfunddreißig Jahre im Schneckenhaus gesteckt hat, kann man seine Haut nicht mehr an die kantige Welt wagen. Grauen schüttelte ihn bei dem Gedanken an das Drum und Dran — sein Junge hatte recht. Er gab ihm die Hand drauf und ging merklich leichtern Herzens weiter.

‚So,‘ dachte Viëtor, ‚nun liegt die Verantwortung auf mir, und nun muß ich ja auch für die Cäcilie stehn. Prr! mir graut vor der seelenlosen Schönheit. So eine Stimme und so dumm sein! Gott besser's!‘

Adele wartete gerade so ungeduldig auf Viëtor wie vor seiner Abreise, aber sie stand nicht empfangsfreudig in der Tür, sie kniete an ihrem Schlafzimmerfenster, sah ihn mit Herrn Sebastian in der Rollgasse stehn, und blieb doch oben bis das Mädchen sie hinunter rief.

Das Blut rannte ihr durch die Adern, klopfte, zitterte und glühte, sie trat aber ganz ruhig in den Gartensaal, dessen halb geschlossene Jalousien einen feinen, grünen Hauch über ihr glühendes Gesicht legten, und sagte ganz ruhig: „Da sind Sie ja wieder.“

Viëtor war auf Empfindelei gefaßt gewesen, die gelassene Ansprache hob seine Stimmung.

„Da bin ich, nun wollen wir fleißig sein.“

„Ich bin schon fleißig gewesen und muß nun von Ihnen erfahren, ob ich jetzt auf dem rechten Wege bin.“

Atemlos wartete sie auf seine Antwort. Würde er sagen: Sie waren ja bei Nina, oder: die Nachbarn haben Ihnen natürlich Bescheid gesagt?

Nein, er antwortete: „Ich habe leider wenig Hoffnung, daß Sie ihn noch gefunden haben könnten.“

Da war der Atem wieder, tief und voll strömte es aus und ein: Er wußte es nicht! — In diesem Augenblick liebte sie Nina Rodek, in diesem Augenblick bereute sie allen Schabernack, den sie ihr seit den Kindheitstagen angetan hatte, in diesem Augenblick wünschte sie Hans Kieter zu sagen: es ist ja alles Unsinn, Viëtor ist ihr ja gar nicht davongeflogen, sie hat ja immer nur an Dich gedacht, heirate sie Hans und mache sie sehr glücklich.

Während sie das dachte, sah sie strahlend schön aus. Viëtors üble Laune verflog, er setzte sich geduldig an den Flügel.

„Na und nun los, und so daß ich Sie anschauen kann, dabei hält man schon eine ganze Menge Dummheiten aus."

Sie begann, und er ließ sie bis zu Ende singen ohne ein Wort der Unterbrechung; erst als sie fertig war, sagte er: „Aber da haben wir's ja! So wird es ja prächtig."

Adele legte die Arme auf den Flügel, neigte sich ein wenig vor und sah Viëtor glückselig in die Augen, dazu sagte sie: „Es fehlt noch viel, das weiß ich ganz gut — helfen Sie mir drauf, Sie dürfen sehr grob sein."

Sie sah so schön aus in ihrer Freude, daß er zunächst überm Anschauen das Antworten vergaß, und sie störte ihn nicht. Erst die Amsel, die in langen, schmetternden Tönen drüben vom Hausfirst rief, weckte ihn auf.

„Gewiß, es fehlt noch, aber die Hauptsache ist da: die Cäcilie. Ja, warum haben Sie sich denn eigentlich letzthin so grausam dumm gestellt?"

Da stieg das Blut heiß in das schöne Gesicht. „Ich fasse nicht so schnell," sagte sie hastig, „nach und nach heißt es bei langsamen Leuten." Und dann lachte sie fröhlich auf: „Was waren Sie ungeduldig! Aber heute verzweifeln Sie nicht mehr?"

„Nein, heute bewundre ich," antwortete er; auch er lachte, aber sie wußte, daß es ihm Ernst damit war, und als er dann die Partie mit ihr durchnahm, waren all' ihre Sinne lebendig und all' ihre Fähigkeiten gesteigert. Es ging Viëtor wie ihren Lehrern, die Sicherheit, mit der sie ausführte, was er ihr vormachte, versetzte ihn in Erstaunen; und sie blieb unermüdlich, die Stimme schien immer voller und klingender zu werden.

Als Viëtor aus dem grünen Gartensaal ins Tageslicht hinaustrat, überkam ihn ein Gefühl von Schwindel.

Dies Geschöpf, dies Wunder der Natur! Schönheit, Wohllaut und Auffassungsgabe in höchstem Maß — welch ein Raub, wenn das in der Grünau verblühte, welch ein Frevel, wenn man dies in unrechte Hände kommen ließ.

Ihm war heiß und verantwortungsvoll zu Mute, er hatte Adelens Gestalt vor Augen und ihre Stimme in den Ohren, er machte Pläne, wie sie für die Kunst gerettet werden könnte und fand keinen ausführbar.

So war er halbwegs die Rollgasse hinunter gerannt, als er plötzlich umkehrte und schneller noch wieder hinauf lief. Hastig stieß er die grüne Gattertür auf, mit suchendem Blick überflog er Gänge und Lauben, sah Ninas Kleid durch das Pfeifenkraut schimmern und eilte darauf zu.

Dort stand sie und deckte den Tisch.

„Ist Herr Sebastian da?" fragte Viëtor ohne jeden Gruß.

„Noch nicht."

Er hatte ihre Hand genommen und an die Lippen geführt, sie hörte sein schnelles Atmen. So ist er gelaufen, dachte sie, was hat er nur?

„Brauchst Du Herrn Sebastian so eilig?"

„Ja — ich will ihm sagen, daß wir Brautleute sind. Dies Schweigen ist Narrheit."

Nina erschrak. „O Viëtor! Jetzt — gerade jetzt" —

„Ich hab' es satt."

Die Tränen stiegen ihr in die Augen. „Du hast mir Geduld versprochen. — Jetzt! Ich bitte Dich: sieh ihn doch an! Beobachte ihn doch! So war er noch nie, so leicht verletzlich, so im Fieber von früh bis spät."

„Vielleicht bringt ihn das gerade auf andre gute Gedanken."

„Auf gute gewiß nicht — ein schlimmes Vorzeichen würd's ihm sein, wenn auch ich — ach, Liebster, Du weißt ja nicht — meine Eltern — es ist nicht nur der Schuß — nicht nur was ich Dir erzählt habe — ich kann so schwer davon reden — meine Mutter wurde ihm untreu — ich glaube immer, daß er mich doch nur um dieser Mutter willen gern hat — soll auch ich —? Sieh, ich denke, wenn die Cäcilie gefällt, ist er überhaupt mit der bösen Vergangenheit fertig — und gefällt sie nicht, dann geht er wohl gern mit uns irgendwohin, wo es keine Grünau gibt und keine Roringer. Habe Geduld, laß uns für meine Mutter sühnen."

Sie hatte ihre Arme auf seine Schultern gelegt und sah ihn flehend an. Er rührte sich nicht, er gab sich ihrem Blick hin — nichts denken, nur in diese Augen sehen! — Erst als sie wieder von Tränen verdunkelt waren, küßte er die beiden Tropfen fort, die sich aus den Wimpern lösten, und dann sagte er leise: „Nun also — danach. Aber Nina, dann komme mit hinunter zum Probieren. Du sollst ja die Aufführung anhören, so still, feierlich, seitab und verkapselt, wie Du willst, Liebling — aber die Proben — ich will mit Dir davon reden können, ich will Dich dabei haben, ich brauche Dich!"

Zuletzt sprach er wieder mit so leidenschaftlicher Steigerung, daß sie ohne viel überlegen Ja sagte, wie man einem Kranken Ja sagt, so weit man nur irgend kann.

Adele Folz saß in Frau Kieters Wohnstubenwinkel, von dem die Sage ging, er verhelfe bedrängten Herzen zum Frieden. Sie verzweifelte an der Welt, am Glück, an der Zukunft, nur mochte sie die Gründe für diese Verzweiflung weder beichten, noch vor sich selber genauer betrachten. Einzig, daß ihr Leben auf der Grünau nicht mehr zu ertragen war, das wußte Adele ganz gewiß. Irgendwie mußte sie hinaus, und dem, der sie hinausführte, wollte sie das Dasein vergolden.

Denn Nikolaus Viëtor war ein Barbar, der den ordentlichen Garten nicht betrat, er sei denn in Sachen der Cäcilie befohlen worden.

Adelens Hoffnung war zu Zorn, ihr Zorn zu Trotz, ihr Trotz zu Verzweiflung geworden; jetzt haßte sie den Hochmütigen, der sie erst für dumm hielt und dann ihre Leistungen hinnahm wie etwas Selbstverständliches; aber sie würde ihm zeigen, daß sie auch ohne seine Hilfe hinaus und hinauf kam. —

Hans Kieter ging im Krankenhaus von Bett zu Bett und zwang seine Gedanken mühsam zu seiner Pflicht. Schon nach dem ersten Vierteljahr fand er Roringen eng, seine Luft schwer, seine Menschen ungenießbar. Über die Grünau

fühlte er sich hinausgewachsen, Nina Rodeck verletzte und erbitterte ihn, die Eltern verstanden ihn nicht, lobten das liebe Nest und das stille, arbeitsfrohe Leben der Heimat und verschärften damit seine Ungeduld, die aus Ehrerbietung nicht zu Worte kommen durfte.

Adele Folz war die Einzige, die ihn begriff, aber sie schürte auch. Sie half ihm allerlei Zukunftspläne ein, die nicht seines Geistes waren, ihm aber doch alle besser gefielen wie die Gegenwart, weil er eben jetzt schlecht bei sich Bescheid wußte.

Das Eine nur wußte er ganz genau: er mußte fort, der Widerwille stand auf der Höhe, nicht einmal sein Beruf freute ihn noch — das war ja Selbstmord. — Sowie er seinen Rundgang beendet hatte, machte er sich auf den Weg zum Medizinalrat, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Dabei kam er an der Eintracht vorüber, in die der Roringer Gesangverein zur Probe strömte: lachende, fröhliche, eifrige Menschen, die ihn abermals ärgerten. ‚Zeitvergeudung, Kraftverschwendung, Dilettiererei.‘

Oben am Weg sah er Viktor und Nina. Natürlich, Nina mußte dabei sein und an Viktors Seite, damit nur recht gründlich über sie geklatscht werden konnte.

Hans Kieter machte einen Umweg, um die beiden nicht zu treffen; dabei lief er dem Vater Folz in die Arme.

„Guten Abend, Herr Kommerzienrat.“

Folz blieb stehn und schüttelte dem Nachbarsohn die Hand: Folz war neuerdings auch nicht recht zufrieden mit der Welt. Seine Frau malte ihm allabendlich so viel Schreckgespenster an die Schlafzimmerwand, von wegen der Cäciliensingerei, daß ihm nachgerade graulich zu werden begann. Er sehnte sich danach, die Verantwortung auf andre Schultern zu schieben, und die einzigen, die eben jetzt für ihn bereit standen, waren Hans Kieters feste, stattliche Männerschultern.

„Vergnügt sehen Sie nicht gerade aus,“ antwortete der bedrängte Kommerzienrat auf des jungen Doktors Gruß.

„Warum sollte ich besonders vergnügt aussehen, wenn ich aus dem Krankenhaus komme?“

„Ja, warum soll überhaupt 'n Mensch in Roringen vergnügt aussehen. 'n Hering in der Tonne — gepreßt; 'ne Forelle auf dem Sand — kein Lebenselement; 'n Hund an der Kette — keine Bewegungsfreiheit.“

„Hübsche Vergleiche,“ sagte Hans Kieter.

„Also ohne Vergleiche. Sie müssen in die Wissenschaft hinaus, ins Leben, wo was für Ihren Beruf zu holen ist: Verdienst und Ruhm — an die Universität müssen Sie. Nehmen Sie sich 'ne reiche Frau, sehen Sie sich die Welt von oben an, werden Sie 'ne Zelebrität. Die Grünau kann sich das leisten; ist 'n guter Boden, aber man muß sie nicht für was andres halten als für die Baumschule, aus der die Stämme hinauskommen, so wie sie bei Kräften sind. Nur Mütter wollen ihre Kinder nicht weiter fortlassen, als das Gängelband reicht. Mein Mädel leidet auch an der Mutter.“

Er schüttelte dem jungen Manne die Hand und lief davon. „Guten Abend, Herr Kommerzienrat,“ sagte Hans noch einmal gedankenlos.

Dann ging er zum Medizinalrat, setzte dem auseinander, daß er für Roringen noch zu jung sei, und bat ihn sich einen andern zu suchen, lieber heute als morgen.

Als er auf die Grünau kam, wollte Adele eben heimgehn, der Friedenswinkel hatte ihr nicht geholfen. Die beiden Mißvergnügten trafen sich unter den Linden, gaben sich die Hand und sahen sich an wie zwei Menschen, die einander die verborgensten Gedanken ablauern möchten.

Endlich sagte Hans: „Sie gehn gerade, schade, oder gut, denn da ich meiner Mutter sagen will, daß auch ich gehn werde, und weiter fort als Sie, so wird nicht viel Freude drinnen zu holen sein."

„Sie gehn?"

Hans Kieter lehnte sich an den Lindenstamm, sah an Adelen vorbei nach dem ordentlichen Garten und seinem wildbuschigen Nachbar und erzählte so, was er heute Entscheidendes getan hatte.

„Sie Glücklicher," sagte sie leise.

Da sah er sie an. Alle guten Stunden fielen ihm ein, die sie zusammen verlebt hatten, aller leichtherzige Übermut der Kinderjahre, bei dem sie allemal voran gewesen war, alles Lachen, dem er nachgelaufen war, wenn Nina den Kopf hing.

„Und ich bleibe hier," fügte das schöne Mädchen hinzu.

Da sagte er sehr schnell: „Willst Du mitkommen, Adele? Weg von der Grünau, in der es zu sehr nach Jasmin und Rosen riecht für gesunde Nasen, weg aus Roringen, das in Staub und Dunst verkommt. Ins Freie, Frische, wo auch nüchterne Menschen das Leben verständig anpacken und ausnützen können — ich denke an Leipzig —"

Adele atmete tief und langsam, ihre Wangen wurden rot, und ihre Augen glänzten — wie ein Blitzbild sah sie ihre Zukunft: Leipzig, und die Frau Professorin mit der noch nie dagewesenen Stimme, ihr Haus der Mittelpunkt aller Künstler und aller Kunstliebhaber.

„Ja," sagte sie leidenschaftlich. „Ja! Ich komme mit. Wir gehn dorthin, wo es lebendig und hell ist, und haben uns sehr lieb und werden sehr glücklich, der ganzen Grünau zum Trotz, die uns mit ihren blättrigen Ranken einspinnen will, bis wir keinen Atem mehr kriegen."

Sie schmiegte sich an ihn, und als Hans die schöne Gestalt in seinen Armen spürte, erfaßte ihn ein Glücksrausch, mit dem er sich fremd und beneidenswert vorkam.

Nach dem Küssen redeten sie zusammen wie verständige Leute: die Eltern sollten es gleich erfahren, morgen vormittag mochte Hans seinen Besuch drüben machen, — bekannt aber durfte es erst nach dem Musikfest werden, denn Herrn Sebastian konnte man keinesfalls im Stiche lassen, und als Braut singen war unbequem.

Hans hoffte auch, daß sich bis dahin ein Ersatz für ihn gefunden haben werde, dann ginge er gleich nach der Verlobungsanzeige auf und davon und käme nur zur Hochzeit wieder.

Diese Aussichten machten ihm das Herz mit einemmal leicht; er konnte wieder ruhig nach seinen Büchern greifen, kein Spuk lenkte ihn ab, und er saß schon mit voller Achtsamkeit über der neusten „Klinischen", ehe Adele drüben ihre Mutter gefunden hatte.

Frau Folz stand im Gartenhäuschen, wo die Hacken und Rechen aufbewahrt wurden, vor ihrem Mann und rief in klagenden Tönen: „Hier ist sie auch nicht! Es wird dunkel, und ich weiß nicht wo sie steckt! Noten liegen im Haus, wo einer geht und steht, Benzberg schickt Komplimente, als ob wir seinesgleichen wären, der Geiger kommt und fragt gar nicht erst um Erlaubnis. Du bist der Vater, Du hast die Verantwortung: wo ist mein Kind?“

„Da bin ich ja,“ sagte Adele lachend, „ich bin bei Kieters gewesen, und mit dem Hans hab' ich mich verlobt, damit nur mal wieder Ruhe im Hause wird.“

„Gott sei Dank,“ sagte der Kommerzienrat, „der Junge gefällt mir: prompt und praktisch. Dem will ich's Leben leicht machen.“

Frau Kieter erfuhr die Verlobung erst am andern Morgen.

„Hans!“ rief sie erschrocken. „Adele? —“ dann aber brach sie schnell ab, streichelte ihm die Hand, strich ihm über die Stirn und setzte leise hinzu: „Werde nur glücklich, mein liebes Kind.“

„Freilich, Mutterle,“ sagte er freundlich, „das werd' ich — ich kann schon wieder arbeiten.“

Das tat er denn auch eifrig; kurze Besuche im ordentlichen Garten, lange Sitzungen am Schreibtisch, peinlich genauer Krankenhausdienst erfüllten und erfreuten ihn.

Bei einem Armenbesuch, wo durch irgend einen Zufall die Stunde Abstand zwischen Arzt und Samariterin verloren gegangen war, traf er Nina Rodeck zum erstenmal nach seiner Verlobung.

Da erschien sie ihm so fremd, als hätten sie sich nie die Hand gegeben; er machte ihr eine höfliche Verbeugung und wunderte sich nicht einmal über seine Gemütsruhe.

Nina aber war's, als sie von der Kranken ging, als hätten sie da drinnen einen Schatz, der ihnen beiden gehörte, ins Wasser versenkt.

Verloren, ganz verloren. Wie kann denn nur Freundschaft so völlig verschwinden?

Sie vergaß das kranke Kind, das sie noch hatte aufsuchen wollen, und ging nach der Eintracht, wo heute Orchesterprobe zur Cäcilie sein sollte. Nun kam sie zu früh, setzte sich still in einen Winkel und wartete auf Viëtor.

Eigentlich war dieser ganze Sommer ein Warten auf ihn gewesen, er hatte wieder reisen müssen, die Wochen zerflatterten in einem rastlosen Hin und Her. Sie sahen sich allein kaum auf fünf Minuten. Nun war seit acht Tagen der Hof wieder in der Stadt und machte seine Ansprüche.

‚Ich wollte, es wäre vorbei.‘

Auch Herr Sebastian litt unter Viëtors Unruhe. Er bezog dies alles auf sich und seine Cäcilie: Viëtor ist enttäuscht und vermeidet mir Rede zu stehn. — Der alte Herr lief mehr denn je durch Sonne und Regen. Seit er nicht mehr feilen konnte, war er in seine alte Weise zurückgefallen: mißtrauischer, nervöser und empfindlicher denn je.

Nina umsorgte ihn, aber er durfte nichts davon merken, sonst brauste der Zorn gegen sie auf, wie' gegen den bösartigsten Leierkasten. Kein Ton wurde in der

Wildnis laut, und wenn Adele drüben im offnen Gartensaal sang, suchten Ninas Augen und Gedanken ängstlich den alten Herrn, ob er das wohl vertragen könne.

‚Ich wollte, es wäre vorbei.‘

Die Saaltür klappte immer häufiger, das junge Volk fand sich zuerst ein: glänzende Augen, bauschiges Haar, blond, schwarz und braun, alle im naiven Vollgenuß ihrer Jugend. Die Veteraninnen des Chors kamen später und ersetzten durch Würde und Selbstbewußtsein, was ihnen die Jahre gestohlen hatten. Bässe und Tenöre schoben sich erst heran, als das Orchester schon eifrig stimmte.

Endlich öffnete auch Viëtor die Tür, er geleitete Frau Folz und Adelen, die erklärt hatte, zum erstenmal in der Hauptprobe mit dem Orchester zu singen, das sei ihr zu ängstlich. Außer Nina glaubten ihr's alle, Nina wußte ganz genau, daß sie sich nur einmal öfter hören lassen wollte, aber Nina dachte: wer weiß, was ich täte, wenn ich so königlich begabt wäre.

Als die drei eintraten, suchte sie vergebens Viëtors Blick; er sah verdrießlich aus, wies Adele ihren Platz auf dem Podium an, Frau Folz einen unten im Saal und ging dann zu Peteroff, der mit Blatt und Stift in der Tür des Seitensaals lehnte.

‚Er vergißt mich noch ganz und gar,‘ dachte Nina, ‚nicht mit einem Blick hat er den Platz gestreift, auf dem ich sonst sitze. Ich will hier bleiben und zuhören — was soll ich dort oben, wenn er mich nicht vermißt.‘

‚Ich wollte, es wäre vorbei.‘

Benzberg, der sonst überpünktliche, fehlte noch; Viëtor fragte Litolf: „Kommt er ganz sicher, oder fangen wir an?“ — Da ging die Tür auf, und der Kapellmeister lotste Prinzeß Sophie mit Hofdame und Kavalier in den dämmrigen Saal.

Viëtors Laune wurde immer schlechter. Im ersten Augenblick wollte er ohne Rücksicht auf die Eindringlinge anfangen, dann zuckte er mit den Schultern, machte sein undurchdringliches Gesicht und stieg herunter, um die Prinzessin zu begrüßen.

Im Chor wisperte, rauschte und raunte es, brauste auf und wieder ab. Adele sah so glücklich aus, daß ihre Schönheit Nina unheimlich wurde. Sie fühlte plötzlich das leidenschaftliche Verlangen, in Viëtors Augen zu sehen, stand auf, schlüpfte seitwärts aufs Podium und glitt zu ihrem Platz, den ihr Lise Benzberg und Grete Rieselmann bereitwillig freimachten. Als sie aufschaute, griff Viëtor gerade nach dem Stab, ihre Augen trafen sich, und sie erhielt den halb verstohlenen Gruß, nach dem sie sich gesehnt hatte. Aber sein Gesicht erhellte sich nur auf den einen Augenblick, gerade wie vorhin, wo er die Prinzessin begrüßte. Dann sah er unter zusammengezogenen Brauen ins Orchester hinein, hob den Stab und senkte ihn wieder. Die Einleitung begann.

„Wie grimmig Er heute aussieht,“ flüsterte Lise.

„Natürlich; weil Adele Folz Primadonnenansprüche macht,“ tuschelte Käte.

„Wer weiß, vielleicht ärgert er sich bloß, daß sie Braut ist.“

„Behüte, gar nicht ausstehn kann er sie, das merkt man doch. Aber begreifst Du Hans Kieter? Ich nicht — der nette Mensch!“

Nina, die sich vergebens bemüht hatte, neben dem Geplauder Herrn Sebastians Musik zu folgen, wandte sich bei diesen Worten jäh zur Seite, legte die Hand auf Lises Arm und flüsterte: „Wessen Braut ist Adele?“

„Hans Kieters, weißt Du das nicht?“ fuhren alle drei auf sie ein.

Ein kurzes, scharfes ‚Bst‘ machte die Eifrigen verstummen.

„Hu,“ sagte Lise nur noch und duckte sich wie ein Spatz im Regen.

Auch Nina sah bange zu Viëtor auf. Hatte er verstanden? Unmöglich. Verstimmte ihn das Schwatzen allein so arg? Er hatte doch sonst so viel Geduld. Oder was war denn mit ihm?

Wenn sie nur wieder hinuntergekonnt hätte. Sie hörte schlecht, sie hörte eigentlich gar nicht — jetzt brachen sie ab und fingen noch einmal an, — sie kam sich vollständig taub vor.

Unwillkürlich hob sie die Hände nach den Schläfen: Taub ist ja viel schlimmer als stumm, dachte sie, aber nur obenhin. Der Gedanke blieb nicht haften, denn sie sah.

Sie sah Viëtors grimmiges Gesicht, sah Adelens leuchtendes Blondhaar und an ihm vorüber Prinzeß Sophie, die bald den Dirigenten, bald das schöne Mädchen beobachtete und dazwischen auf Benzberg einsprach. Dort unten wurde von keinem auch nur zu hören versucht.

Lohnt es dafür sein Herzblut, seine Kraft, seine Glut, seine Liebe hinzugeben — dafür, daß die Leute lachen und schwatzen und schauen, statt aufzumerken?

‚Ich wollte, es wäre vorbei.‘

Der Eingangschor begann. Nina meinte, er sei noch in keiner Probe so chaotisch auf sie eingedrungen; die Bässe donnerten hinter ihr vor, die Violinen schwirrten ihr in den Ohren, alles andere verschwamm und verhallte. Es benahm ihr die Luft und nahm ihr das Vertrauen.

Das Erstickungsgefühl ließ erst wieder nach, als Adele zu singen begann. Das war schön — die Hände gefaltet, den dunkeln Kopf gesenkt, saß sie da und lauschte. Gott sei Dank, sie hörte wieder, und was sie hörte ergriff — ein friedliches Vertrauen kam mit diesem Gesang über sie, und sie meinte, auch Viëtors Verstimmung müsse vor diesen Tönen schwinden, wie die Nacht vor der Sonne.

Sie sah auf. — Nein, nicht besser, schlimmer war's mit ihm geworden — er sah starr ins Orchester, wenn aber von Zeit zu Zeit sein Blick die Sängerin streifte, dann wurde die Falte zwischen seinen Brauen noch schärfer.

Nach der ersten Arie kam Benzberg seelenvergnügt heran und holte Adelen, weil die Prinzeß wünschte, daß sie ihr vorgestellt würde.

Langsam wandte sich Viëtor und sah ihr nach. Er schien alles andre vergessen zu haben, erst als er an Adelens Verbeugung sah, daß sie wieder entlassen wurde, wandte er sich zurück und ließ weiter singen.

Vergebens wartete Nina auf einen zweiten Blick von ihm; sonst hatten sie seine Augen nach jedem Abschnitt gesucht, heute hatten sie andre Geschäfte. Nicht im ersten, nicht im zweiten Teil, nicht während der kurzen Pause fanden sie sich, obwohl ihre Augen, wie durch Zauber gezwungen, unverwandt an seinem Gesicht hafteten — nicht ein einzigesmal streifte er den Platz, auf dem er sie wußte.

‚Ich wollte, es wäre vorbei.‘

Endlich war wenigstens die Probe zu Ende; in dem Durcheinander des Aufbruchs kam ihr der Liebste aus dem Gesicht. Sie schlüpfte seitwärts vom Podium

nach dem Fenster hinunter, wo sie Schirm und Hut abgelegt hatte. Als sie den aufsetzte, stand er plötzlich neben ihr.

„Da bist Du ja — und ich kann Dich nicht einmal heim bringen. Die Prinzessin befiehlt, ich muß mit aufs Schloß."

Seine Stimme klang nervös, gereizt und unglücklich. Nina sah ihn liebevoll an. „Ich komme ja ganz gut allein hinauf," sagte sie leise.

„Und morgen befiehlt die Prinzessin mich und die Folz zum Thee. Wir sollen musizieren — jetzt, in dem Wirrwarr, wo schon Fremde angemeldet sind, die Proben sich jagen. Und die alte Folz, die Gans, sieht noch nicht ein, daß ihre Tochter hinaus gehört! — taub und stumpfsinnig muß die Frau sein, sie macht mich noch verrückt. — Ich kann morgen den ganzen Tag nicht hinaufkommen, Ninni; komm Du abends zur Probe — halb sechs — ein Pianist spielt Beethovens Es-dur-Konzert, ich dirigiere, außerdem wird durchgenommen, was irgend beisammen ist — willst Du?"

„Gern — wenn mich Herr Sebastian nicht festhält — er macht mir Sorge."

Ungeduldig klopfte Viëtors Fuß die Diele. Da war sie doch empfindlich! Doch! Doch! Die Sorge um Herrn Sebastian war Ausrede.

„Gute Nacht," sagte er kurz.

„Gute Nacht," antwortete sie traurig.

Ich wollte, es wäre vorbei.

Noch zwei Probentage, dann drei Konzerttage: am letzten die Cäcilie — man wird doch fünfmal vierundzwanzig Stunden überstehn können. Und dann war es ja gut, dann lebten sie wieder miteinander, dann war Herr Sebastian von seiner Unrast erlöst, und Bertran de Born trat seine beglückende Herrschaft wieder an.

Von den Proben erlebte Nina nichts mehr. Herr Sebastian hustete heftiger, als sie's gewohnt war, und sie schickte heimlich nach dem Arzt, demselben, der ihrer Mutter auf dem Sterbebette beigestanden hatte, und der deshalb nicht von Herrn Sebastian aus dem Haus hinaus gewettert wurde.

Die drei sahen einander an, als dächten sie: wir kennen uns ganz genau, es ist uns aber soviel Zeit dazwischen über den Weg gelaufen, daß man meinen könnte, die Bekanntschaft sei aus einem andern Leben.

Meist gab Doktor Brand Herrn Sebastians Wünschen nach, diesmal ließ er sich auf keinerlei Unterhandlungen ein, sondern steckte seinen Patienten ins Bett.

„Wenn Sie Ihre Cäcilie überhaupt hören wollen, dann schwitzen Sie ein paar Tage, sonst liegen Sie am Montag fest."

Mit dieser Drohung erzwang er sich Gehorsam; Herr Sebastian legte sich nieder und war, da er in dem Einen seinen Willen geopfert hatte, gegen alles andre um so ungeduldiger. Die Radken wollte schon gar nicht mehr über die Schwelle. Nina brachte ihm seine Medizin, Nina rückte ihm die Kissen, Nina las ihm vor, Nina erzählte ihm von Adelens Gesang, Nina entschuldigte Viëtors Fernbleiben, wie er's ihr gestern erklärt hatte.

„Ja, ja; aber er müßte mir doch melden, wie die Orchesterprobe ausgefallen ist."

Gegen Fünf packte Nina die Sehnsucht nach der Eintracht. Ganz still im Winkel sitzen, ausruhen, ihn sehen und hören, seine Gegenwart spüren, — wie gut mußte das tun.

Wissen lassen wollte sie ihn das wenigstens.

Als sie dann aber am Schreibtisch saß, legte sie die Feder doch wieder hin. Wen sollte sie denn hinunter schicken? — Und da rief ja auch Herr Sebastian schon voll gereizter Ungeduld. Sie sprang auf, stand noch einen Augenblick unschlüssig, dann klappte sie die Mappe zu und ging hinüber.

‚Niki merkt es ja gar nicht, daß ich fehle.‘

Er merkte es aber doch und glaubte nicht daran, daß Herr Sebastian sie brauche. Sie schmollt und grollt, dachte er zornig — muß sie denn gerade jetzt so klein sein!

Erst am Sonnabend, der, zum Beginn des Festes, die Aufführung eines auswärtigen Chorvereins brachte, wurde er unruhig, denn diesmal fehlten beide auch im Konzert, ihre Plätze waren die einzigen leeren im ganzen Saal.

„Wo ist Herr Sebastian?“ fragte er Adele Folz in der Pause.

Sie erschrak fast vor Freude, ihre Augen blitzten in hellem Übermut, dann senkte sie die Lider und antwortete leise: „Wissen Sie nicht, daß der alte Herr krank ist?“

„Nein. Wann soll ich jetzt hinaufkommen. Und wirklich krank?“

„Sie haben den Arzt; seit drei Tagen liegt er im Bett.“

‚Und mir schreibt sie das nicht!‘ schalt es zornig in seinem Herzen.

Adele wartete, sie wollte so gern wissen, was er dachte; vorhin hatte seine Stimme hart und heiser geklungen. Sie wartete, aber er schwieg. Endlich sagte sie leise, versuchend, ob das die rechte Tonart sei: „Er verdirbt der armen Nina das ganze Fest.“

Doch schien Viëtor sie gar nicht zu hören, er schien überhaupt schon wieder an ganz andre Dinge zu denken; gelassen strich er sich das Haar aus der Stirn, bot dann Adelen den Arm und führte sie in den Saal zurück. Dabei sagte er hart und deutlich: „Nun also.“

Adele sprach nicht noch einmal von ‚der armen Nina‘.

Das Sonntagskonzert sollte mit Benzbergs Sinfonie beginnen.

„Heute müssen wir hinunter,“ lautete Herrn Sebastians Morgengruß, und „Heute bleiben wir unten,“ sagte er, als sie die Rollgasse hinabstiegen. „Wir schlagen dem Doktor ein Schnippchen“.

Nina ging still neben ihm hin. Doktor Brand wußte um ihren Weg. „Was er heute und morgen versuchen will, das geben Sie nur zu. Das Fieber ist überwunden.“

Nun hoffte sie, es werde alles gut gehn und gut werden, aber zur Freude war sie zu matt. Sie hatte die drei Tage in fieberhafter Sehnsucht verbracht, geschrieben hatte sie nicht, sie wollte Viëtor nicht mit der Krankheitsbotschaft heraufjagen, wo er doch kommen würde, wenn er's nur irgend vermochte. Und nun zweifelte sie doch, wollte ihm nicht zürnen und fand alle Entschuldigungen matt und ungenügend.

Daß er sie für eifersüchtig hielt, weil sie Ursache dazu hatte, darauf verfiel sie nicht und hätte es auch gar nicht begriffen.

Die beiden kamen spät hinunter, sie mußten durch den Seitensaal, um überhaupt noch zu ihren Vorderplätzen zu gelangen, so drängte sich's an den Türen. Von diesem Seitensaal aus hatte man eine Art Loge in den Hauptsaal eingebaut, für den Hof, der gerade vor ihnen gekommen war.

Nina entdeckte Viëtor neben Prinzeß Sophie. — So wie sie sich setzt, wird er sich umdrehen und uns sehen, dachte sie; aber da hörte sie im Vorbeigehn die Prinzeß sagen: „Bleiben Sie hier und erklären Sie mir unsres guten Benzbergs Absichten."

Herr Sebastian hatte Viëtor gar nicht bemerkt, er drängte vorwärts, um vor dem Beginn an seinen Platz zu kommen. Die Herren, die auch hier die Türen füllten, machten Platz, aber Nina las in jedem bekannten Gesicht Schrecken über das Aussehen ihres Begleiters.

Benzberg stand schon am Pult, als sie sich setzten. Herr Sebastian lehnte sich mit einem tiefen Seufzer in den unbequemen Stuhl zurück und schloß die Augen. Wie ihn jetzt Nina prüfend anschaute, erschrak auch sie über die fahle Bläße und die schlaffen Züge. Würde er die nächsten Stunden aushalten? Sie vergaß in dieser Sorge ganz die Betrübnis darüber, daß Viëtor hinter ihr saß, und sie sich nicht mit ihm in Verbindung setzen konnte.

Aber die Musik schien den alten Herrn zu beleben; seine Züge strafften sich, sein Gesicht bekam Farbe, er öffnete die Augen und sah freundlich zu Benzberg hinauf.

Eine feine Seele und ein heitres Gemüt kamen da oben zu Worte. Keine Titanengelüste, die den Himmel stürmen wollen und mit zerbrochenen Gliedern in den Abgrund stürzen; kein Aufwühlen der Tiefe, kein Adlerflug zu ungeahnten Höhen; nichts von dem, was den kleinsten Hörer wachsen läßt und dem Ärmsten Reichtum vortäuscht, aber Schalkhaftigkeit und Manneskraft und ein frischer Mut, der die Welt überwindet. Und alles so klar, fest und sicher ausgesprochen, daß denen im Saale wohl und dankbar zu Mute ward.

Herr Sebastian wurde heiter, er grüßte und winkte dem guten Freunde zu, aber zum Aufstehn fehlte ihm die Kraft, und als danach ein berühmter Klavierspieler zu Worte kam, spürte Nina an der Stärke seines Unmuts, wie schwach er sich fühlte.

„Komm, Kind," sagte er ganz laut nach dem ersten Satz. „Das halte der Teufel aus. Effekt und Kinkerlitzchen, jede Phrase zerhackt, Endsilben betont und Hauptwörter verschluckt — davon kann ein Gesunder krank werden."

„Ich möchte auf Viëtor warten," bat Nina leise.

Verdrießlich betrachtete Herr Sebastian das Programm. „Als ob Du den nicht oft genug hören könntest. Die Grünau-Idylle kennst Du doch auswendig."

„Ich möchte sie so gern hören."

Da gab er nach, und sie hörten, wie sich die Grünau, die als Idylle auf dem Programm stand, im Eintrachtsaale ausnahm. Es war ein Liebeslied voll Übermut, Zärtlichkeit und Frohlocken. Viëtor hatte es im vorigen Jahr, an einem Sommertag,

oben aus dem Stegreif gespielt und nachher, auf der Fahrt nach Amerika, ausgearbeitet. Benzberg zog es all den andern kleinen Sachen, die Viëtor ihm zur Wahl gestellt hatte, vor, und Nina liebte es sehr.

Aber das war heute nicht die alte Grünau, Viëtor hatte sie sonst besser gespielt, es schien beinah, als stecke ihn der Pianist an, so scharfe Accente setzte er auf, so oft zerriß er, wenn es dem Hörer eben wohl werden wollte, die Melodie und gab dem Frohlocken einen schmerzenden Zweifel bei.

Ninas Herz wurde immer schwerer, und sie hatte gehofft, die Idylle werde es leicht machen.

Als Herr Sebastian noch während des stürmischen Beifalls aufstand, wagte sie ihn nicht noch einmal um Dableiben zu bitten. Sie zögerte aber so lange als möglich und sah unverwandt dorthin, wo sich Viëtor verbeugte, ob sie nicht doch einen Abschiedsblick erhaschen könnte.

Jetzt! — jetzt sah er sie stehn. Sein Gesicht wurde finster, nichts rührte sich um Mund und Augen, was sie hätte für einen Gruß nehmen können. Aber nun glitt sein Blick weiter zu Herrn Sebastian — da erschrak er und wandte sich forschend zu Nina zurück.

Ihre Augen sprachen mit rührender Trauer auf ihn ein, unwillkürlich legte er die Hand aufs Herz und verneigte sich tief vor ihr.

Ob er aber ihr dankbares Lächeln gesehen hatte, wußte Nina nicht, denn er wandte sich sofort nach der andern Seite, und nun drängte Herr Sebastian so heftig nach Hause, daß sie nur noch Lise Benzberg bitten konnte: „Sag Deinem Vater und Viëtor, Herr Sebastian sei am Ende seiner Kraft; wir müssen heim."

Lise versprach das und vergaß es. Erst am andern Morgen in der Cäcilien-Hauptprobe fiel es ihr ein, und nun bereitete es ihr ein besonderes Vergnügen, daß sie etwas an Viëtor zu bestellen hatte.

Das Dankeschön für die Botschaft wollte sie gern entbehren, obwohl man eigentlich einem Gefälligkeitsboten ein anderes Gesicht machte.

Für Viëtor verschärfte diese Nachricht noch das Mißbehagen, das ihm jetzt jeder Gedanke an die Wildnis bereitete.

Du mußt hinauf! — Damit schob er sich fürs erste alles beiseite, was ihn zerstreuen wollte; aber die Hauptprobe dauerte lange, und er war schon von den vergangenen Tagen übermüdet. Als er endlich frei gewesen wäre, fand er es ganz unmöglich, jetzt die Rollgasse hinaufzusteigen. Er schickte Botschaft auf die Grünau: alles gehe gut, machte sich von den Auswärtigen frei und lief nach Hause: er mußte ruhen.

Nun er aber in seiner leeren Stube auf dem Sofa lag, empfand er nichts weniger als Ruhe.

‚Ich müßte oben sein.'

‚Ich wollte, es wäre vorbei.'

Er sah Sebastians schlaffes Gesicht, Ninas traurige Augen, Adelens strahlendes Selbstgenügen vor sich, und von diesen drei Bildern immer gerade das, dem er entweichen wollte.

Dazu hörte er den Gesang, der heute morgen hinreißender auf ihn gewirkt hatte als am Mittwoch, und dann drang die Cäcilienmusik auf ihn ein, die ihm heute in ihrer Gesamtheit matter erschienen war als sonst.

Das Alte war gut, aber unter dem Neuen stak allerlei Gequältes. — Warum hatte er das nicht früher gemerkt? Warum hatte er so tief in seinen eignen Torheiten gesteckt? Er war ein schlechter Freund gewesen; manches hätte sich ändern lassen, es waren ja so viele Prachtstücke darunter. —

„Der Auferstehungschor müßte den zweiten Teil abschließen, anstatt den ersten," sagte er auf einmal ganz laut.

Nun aber kam die Erkenntnis zu spät, nun mußte die Cäcilie mit den Waffen, die ihr gegeben waren, siegen, und er war der verantwortliche Feldherr.

Dieses Bewußtsein vertrieb die unruhig wechselnden Bilder: die beiden Längsfalten auf seiner Stirn vertieften sich, der Wille sammelte sich; aber im Grunde seiner Seele klang wie eine leise Klage zwischen kräftigen Tönen hindurch der Wunsch: ‚Ich wollte, es wäre vorbei.'

Am Schluß der Hauptprobe wurde die Kommerzienrätin Folz bange vor all den auf sie einstürmenden Zukunftsplänen. Da schob sie Hans Kieter vor als Schild und Kämpen: „Meine Tochter ist Braut."

Das flog durch die Stadt, nur Viëtor, der am Morgen schon fort gewesen war, wußte auch am Abend noch nichts davon, als er kurz vor Beginn der Aufführung in den Saal trat, um nach Herrn Sebastian auszuschauen.

Nina saß allein auf dem Platz, der Stuhl neben ihr war leer.

„Wo ist er?" fragte Viëtor leise und setzte sich neben sie.

Nina hatte ihn nicht kommen sehen und erschrak so, als sie seine Stimme hörte, daß sie nicht gleich antworten konnte. Das hielt er für Trotz und wartete schweigend, ob sie sich besänne.

Sie sah ihn an und fühlte lebhaften Schmerz, weil sie ihn nicht mehr verstand. Sein finsteres Gesicht, der nervöse Zug um den Mund, der zornige Blick, nichts begriff sie, wo sie sonst den leisesten Wechsel seiner Stimmung erfaßt und beeinflußt hatte.

Sie hörte plötzlich ganz deutlich das Wort Vorbei, obgleich es niemand gesagt hatte. Da raffte sie sich zum Antworten auf.

„Herr Sebastian sitzt hinter der Galerie in der kleinen Loge; er will allein sein und fühlt sich auch nicht sicher wegen seines Hustens."

„Ist der sehr schlimm?"

„Die Nacht war erträglich — er scheint mir viel wohler zu sein, aber — ich wollte doch, es wäre vorbei. — Ich meine, wenn es vorbei ist, wird er wieder gesund werden."

Als sie schwieg, sagte Viëtor gegen seinen Wunsch und Willen: „Er wird viel Freude an Adelens Gesang haben."

Nina rührte sich nicht.

Da fuhr er gereizt fort: „Und uns wird man es einstmals als Verdienst anrechnen, daß wir diesen Stern entschleiert haben. Nach dem heutigen Abend kann selbst Frau Folz ihre Tochter nicht mehr als Hauslämpchen verbrauchen wollen."

Nina sah Viëtor an, sah hinüber zu Frau Folz, sah wieder zu Viëtor zurück und sagte dann: „Hoffentlich ist sie nicht ganz zur Hauslampe verdorben — sie ist Hans Kieters Braut, morgen schicken sie die Anzeigen herum."

Viëtor stand auf.

„Unsinn — Klatsch."

Nina schüttelte nur leise den Kopf.

Nun sah auch Viëtor zu Frau Folz hinüber und sah den jungen Arzt zu vertrauter Begrüßung herantreten.

„Törichte Absicht vielleicht, die der Impresario hintertreiben wird."

Aber da kamen die Solisten. Adele trug einen Strauß von Frau Kieters Rosen an der Brust, streichelte mit leiser Hand die Blüten und grüßte und nickte zu Hans hinunter.

„Frevel," sagte Viëtor, „unsühnbarer Frevel. Das hättest Du mir längst sagen müssen."

Wann denn, dachte sie, und warum denn? Antworten konnte sie nicht mehr; er wandte sich jäh zum Gehn; ihr leises, bittendes: „Niki!" verklang ungehört, einer der fremden Musiker setzte sich auf Herrn Sebastians Platz an ihre Seite.

Gleich darauf stand Viëtor oben, neben Adele, neigte sich zu ihr und sagte: „Sie werden Hans Kieter nicht heiraten."

In dem Augenblick war es Nina, als sei das Band zwischen ihnen wieder geknüpft, und er reiße schroff und unerbittlich an dem zarten Gewebe, um sich davon zu befreien.

Sie wollte nichts mehr sehen und mußte doch hinschauen. Die Rosen an Adelens Brust taten ihr weh, der heiße Blick, mit dem Hansens Braut ihrem Liebsten antwortete, tat ihr weh. Erst als sich Viëtor abwandte, senkte sie den Kopf, bis sie nur noch ihre Hände sah.

„Deine lieben Hände," hörte sie ganz leise, ganz fern eine zärtliche Stimme

dann schrak sie zusammen: mit festem Ton begann Herrn Sebastians Ein-

tor war ganz bei der Sache; wenn seine Seele voll Unruhe war, die Cäcilie
ht entgelten. Die Musiker gaben ihr bestes, sie freuten sich, dem wun-
n, den sie gern hatten, einmal etwas zuliebe zu tun; die Chöre klangen
die Solisten waren tüchtig, und Adele Folz sang mit hinreißendem

chön und gut — warum saß Nina denn so bedrückt da und
nmelanstrebenden Seligkeit, die ihr sonst die Musik bescherte?
war sie so klein und eigensüchtig, daß sie nicht aus der eignen Sorge heraus-
kam? Was war's denn, das ihr das Herz zu schwer machte zum Fluge ins Land der Schönheit, in dem selbst Kampf und Schmerz zu Freudenbringern werden?

Oder lag die Schuld in Herrn Sebastians Musik?

Ängstlich schaute Nina umher.

Achtungsvolle Aufmerksamkeit überall; da und dort gähnte einer — das hatten die Roringer auch Beethoven schon zugefügt. Die fremden Musiker waren ganz bei der Sache, jede Nummer fand einen festtäglichen Beifall, der jedesmal nach Adelens Gesang kräftig anschwoll, nach dem Auferstehungschor gab es ein feuriges da capo.

Weshalb blieb ihr denn so bange?

Die Pause zwischen den beiden Teilen war zu kurz, als daß Nina hätte nach Herrn Sebastian sehen können, aber sie dachte auch gar nicht daran. Unverwandt sah sie Viëtor an, der die ganze Dauer dieser Pause auf Adele Folz einsprach.

Er kehrte Nina den Rücken zu und stand so ruhig da wie immer, aber sie sah Adelens Gesicht, sah den Wechsel von Zorn, Bitte, Vorwurf und Zärtlichkeit in diesem Gesicht und dachte plötzlich: ‚Sie liebt ihn ja, und er liebt sie wieder.'

Sowie sie das in bestimmten Worten dachte, kam ein tiefes Schamgefühl über sie. Sie hätte das Gesicht in den Händen verbergen mögen oder an seiner Schulter und ihn um Verzeihung bitten. Nicht mit einem flüchtigen Gedanken durfte sie ihm mißtrauen; seine Unruhe, sein Eifer kamen ja hier aus einer ganz andern Quelle; nichts, nichts auf der Welt durfte sie auf solchen Verdacht bringen.

Sie deckte ihr Gesicht nicht mit den Händen, sie ging nicht zu ihm hin, aber sie wurde mit allen Kreuz- und Quergedanken fertig, und als der zweite Teil begann, war sie der aufmerksamste und liebevollste Zuhörer im Saal.

Nur daß ihr dabei nicht wohler wurde. Matter und matter schienen ihr die Weisen, wieder sah sie sich angstvoll forschend um: die fremden Musiker zeigten noch immer achtungsvolle Aufmerksamkeit, aber die Müdigkeit der Roringer wurde kaum durch die Neugier gemildert. Noch einmal entflammte die Jubelarie der Heiligen den Beifall, dann schlief er ein, bis er sich am Ende, nach kurzem Besinnen kraftvoll erhob, so daß sich Viëtor für Herrn Sebastian bedanken mußte.

Danach wurde es mit einem Schlag ruhig; ganz deutlich war's zu hören, daß hier kein inneres Muß zum Beifall gezwungen hatte, nur dankbar wollten sie sein.

Dennoch saß Nina noch immer wie gelähmt auf ihrem Platz, als die andern schon alle standen und schwatzten. Sie sah den Impresario auf die Eltern Folz einsprechen, sah das triumphierende, runde Gesicht der zufriedenen Mama, sah des Kommerzienrats Achselzucken und Lächeln, dem sich doch etwas Bedauern beimischte, sah Hans seiner Mutter und Schwiegermutter die Tücher um die Schultern legen, sah Adele noch immer obenstehn und Viëtor vor ihr, wie in der Pause — er sprach, sie wurde bald blaß, bald rot.

Noch immer rührte sich Nina nicht, sie sah das bunte Bild als säße sie im Theater, und hörte das allmählich schwächer werdende Brausen der Menge.

Da hob sich plötzlich scharf und bestimmt eine Stimme von diesem Gebrause ab: „Redet gar nicht erst groß darüber; gewiß, wir haben geklatscht: die Hälfte davon galt dem Dirigenten und die andre Hälfte diesem berückenden Sopran."

Ein mattes Lob klang dazwischen.

Darauf antwortete der fremde Kapellmeister, auf dessen Urteil Viëtor und Benzberg den meisten Wert legten: „Aber gewiß, gewiß, das ist eine recht anständige Musik."

Daran erwachte Nina: Anständig — anständige Musik — das war ein Todesurteil.

Einen Augenblick lang nahm's ihr die Fassung; dann wußte sie, wohin sie jetzt gehörte, stand auf, drängte sich nach der Garderobe und suchte von dort aus rückwärts gegen den Strom Herrn Sebastians kleine Loge zu gewinnen.

Der war nicht so lange im Unklaren geblieben, sein schärfster Kritiker saß hinter seiner eignen gefurchten Stirn.

Was er in der Freude des Schaffens, während der Korrektur, in der Zeit der Erwartung nicht empfunden hatte, das sprach hart und deutlich zu ihm, als er seine Musik wie etwas Fremdes in die stille Loge hereinklingen hörte.

Nichts — nichts! — er ist nur ein eitler, alter Narr, der gewagt hat, wozu ihm die Kräfte fehlen, ein Marsyas, der geschunden zu werden verdient, ein Geck, dem das Gelächter der Menschheit gebührt.

Er lauschte — nein, es lachte niemand.

Herr Sebastian stand auf und ging lautlos hin und her.

Wenn es ihnen doch gefiele? Nicht, daß ich's deshalb für besser hielte — aber sie haben manch liebes Mal Dingen zugejubelt, von denen ich auch sagen mußte: Nichts! — Vielleicht? — Ich brauchte mich dann wenigstens nicht vor den Narren zu verkriechen.

Er lauschte weiter — immer gequälter, immer fieberhafter. Den Beifall nach Adelens Gesang wußte er haarscharf abzuschätzen: ein schönes Weib hört der Taubste gern singen.

Den Schluß fand er erbärmlich — und nun war's ja zu Ende. Die Leute gingen gesittet nach Hause, gelacht hatte niemand, aber es hatte auch keinem der Atem gestockt.

Herr Sebastian eilte nach der Tür, er wollte weder Benzberg noch Viëtor sehen, noch die Musiker, die sich an seinem Nichts abgearbeitet hatten, geschweige denn die Fremden, Halbbekannten zu Redensarten nötigen. Spießruten laufe, wer muß.

Als er auf einem Seitentreppchen den Weg durch den Hof gewinnen wollte, drangen Stimmen von den Garderoben zu ihm herüber. Unwillkürlich blieb er stehn und horchte.

„Es war recht nett," brummte ein starker Baß, „für das Erstlingswerk eines alten Mannes alles Mögliche. Was werden Sie darüber schreiben?"

„Achtungserfolg," antwortete eine hellere Stimme.

„Natürlich, ein Achtungserfolg," wiederholte der Erste. Dann waren die beiden vorüber, und die nächsten redeten von ihrem Winterstaat, mit dem es nun Eile habe.

Herr Sebastian stand so regungslos hinter der Bretterwand, die den schlimmen Worten den Weg zu ihm freigegeben hatte, als müsse ihn jede Bewegung einer höhnenden Menge preisgeben — nur die Zähne gruben sich in die Unterlippe, und die Nägel seiner Rechten gruben sich in den Ballen.

Ein Achtungserfolg — das Erbärmlichste, soweit es eine Kunst gab auf Erden.

So stand er, bis sich das Haus geleert hatte.

Erst als er die Schritte der lichterlöschenden Saaldiener hörte, schrak er zusammen und eilte hinaus.

Der Abend war rauh, ein scharfer Wind riß an den Bäumen, die Sterne standen klar in der mondlosen Nacht, auf die Glut der letzten Tage war die erste Herbstmahnung gekommen.

Nina schauerte zusammen, als sie aus der Eintracht trat, atemlos lief sie die Stadt entlang und die Rollgasse hinauf. Die kleine Loge hatte sie leer gefunden, da konnte er ja schon oben sein.

Aber kein Fenster leuchtete, kein freundlicher Lichtstreifen erhellte den Garten; als sie die Haustür öffnete, kam die Radken mühselig mit ihrer Öllampe aus der Küche

„Nun, Gott sei Dank, und ich gratuliere auch schön," sagte sie, „wo ist er denn? Einen Kranz haben wir schon gekriegt."

Sie war halb im Schlaf und sehr müde.

Die muß fort, dachte Nina und log.

„Sie sollen zu Bett gehn, Mutter Radken; er ist nicht mit und kommt noch lange nicht, wegen der auswärtigen Musiker — und ich gehe auch wieder, ich bin nur gekommen, um Sie schlafen zu schicken."

„So so so — ich bin schon müde — nun denn — nun also —" sie murmelte noch allerlei vor sich hin, aber sie zündete ihre Laterne an, setzte das Öllämpchen in den Flur und stieg die Treppe hinauf. Es kam ihr nicht einmal zum Bewußtsein, daß ihr Fräulein doch sonst nicht nächtens allein die Rollgasse auf- und ablief.

Nina blieb stehn, bis oben das Schloß einschnappte, dann nahm sie das Licht und eilte in die Stube. Hell machen! Die große Lampe anzünden! — So spukhaft durfte das alte Haus ihn heute nicht empfangen.

Als sie das Streichholz anstrich, sah sie den Kranz. Sie erschrak so, daß es ihr aus der Hand fiel; unbeachtet glimmte es am Boden fort, bis ihr Fuß es ebenso achtlos wieder austrat.

Ein Kranz? — Sollte sie den liegen lassen? Wegnehmen? — Würde er ihm weh- oder wohltun? Sie wußte es nicht und konnte sich auch nicht zum Überlegen zwingen — deshalb ließ sie ihn, wo er war, brannte die große Lampe an, eine zweite im Schlafzimmer, stellte die kleine wieder ins Haus und eilte dann zurück an das Gartentor.

Die Wildnis sah jetzt freundlicher aus; vier helle Fensteraugen leuchteten Willkommen in die Herbstnacht hinaus, und die Liebe stand am Tor und wartete auf Herrn Sebastian.

Jetzt spürte Nina auch keine Kälte mehr. Der Wind tat ihr wohl; ringsum blühten die Septemberrosen, von denen brachte er Duft mit, soviel er tragen konnte, und wenn er die Bäume schüttelte, war es doch wenigstens nicht still.

Sie sah die Gasse hinunter. Was dort im Schein seines eignen Laternchens daherkam, war der Nachbar Gärtner.

Ob der sich auch die anständige Musik mit angehört hatte?

Nina schluchzte auf, nur einen Augenblick lang, dann schwieg und lauschte sie wieder.

Schritte — aber vielfältige: schwere Männerstiefel, behäbige Frauenfüße und leichte, geschmeidige Jugend.

Nun sah sie auch, wer da kam. Ihrer sechs waren's: das Ehepaar Folz und Frau Kieter voraus; zwanzig Schritt hinterdrein Adele mit Hans und Viëtor.

Adele ging lachend und schwatzend zwischen den beiden Männern; Viëtor schwieg, Hans warf ab und zu gemächlich ein Wort zwischen Adelens Schnurren.

Nina drückte sich tief in den Schatten des Pfeilers. Die drei kamen so nahe an ihr vorbei, daß sie Adelens flackernde Augen sah, aber keins bemerkte die Wartende hinter dem Tor.

Eben sagte Hans lachend und doch mit unverkennbarem Ernst: „Es ist gut, daß die Singerei vorbei ist, Du bist ganz fiebrig, das wollen wir uns sicher nicht noch einmal antun," da rief Frau Kieter nach dem Hausschlüssel, und der Sohn eilte voraus.

Die beiden andern blieben unwillkürlich stehn. Adelens übermütiges Gesicht wurde traurig, das war ein so seltner Anblick, daß Nina meinte, schöner habe sie die Schöne nie gesehen; und nun faßte Viëtor heftig ihre Hand, neigte sich dicht an das glühende Gesicht und flüsterte: „Du hörst es, Mädchen, es ist vorbei, er schiebt Dir den Riegel vor! Rette Deine Seele — Du gehst ja zu Grunde, wenn Du schweigen mußt. — Komm! — Ich helfe Dir auf die Höhe des Lebens — mach Dich frei — in einer Stunde — komm, — mach Dich frei — komm!"

„Adele!" rief eine Stimme von der Türe her. „Komm," sagte Viëtor noch einmal, dann hörte Nina nichts mehr, sie taumelte und sank zu Boden.

Als sie sich wieder aufraffte — sie meinte, es sei in demselben Augenblick geschehen —, war sie allein und wußte nicht, ob sie die letzte Viertelstunde geträumt oder erlebt hatte — still und leer war's oben auf der Grünau, nur der Herbstwind riß an den Bäumen.

Es blieb ihr auch keine Zeit zum Besinnen, denn plötzlich stand Herr Sebastian am Gatter, ohne Mantel, den Hut in der Hand, fiebernd, hustend, liebes- und hilfsbedürftig. Sie hatte ihn nicht kommen sehen, weil er durch die Heckenwege geirrt war, aber er stand vor ihr, sie schlang ihren Arm um seine Schultern und küßte ihn zum erstenmal, sie führte ihn, der schwach und folgsam war wie ein Kind, ins Haus und brachte ihn zu Bett. Sie lief zum Gärtner nebenan, daß er ihr den Arzt hole. Sie dachte an alles, sie sorgte für alles, sie hatte Liebesworte und zärtliche Hände für ihn, aber wenn er ihrer einen Augenblick nicht bedurfte, sah sie wieder Viëtors flehendes Gesicht, sah Adelens flackernde Augen, und hörte ihn flüstern: Komm!

Die Nacht verging, grau und fahl brach der Morgen an. Nina fror und taumelte vor Müdigkeit; sie machte sich starken Kaffee und trank bis sie wieder Wärme und Kräfte in den Adern fühlte. Herr Sebastian brauchte sie jetzt noch mehr als in der Nacht, er war bei Besinnung und wollte nicht allein sein.

Nur als der Arzt kam, schickte er sie fort, und als der später mit zwei Herren vom Gericht zurückkehrte, noch einmal.

Die Radken weinte unaufhörlich. „Der Herr macht sein Testament, nun muß er sterben; vor mir sterben, wo ich doch schon auf die Neunzig marschiere — ach Gott, wie schwer ist's, wenn die Jugend vor einem weggemäht wird wie grünes Gras."

„Rückfall," sagte der Arzt, „heftige Lungenentzündung, ernsthafte Sache." Als aber das Testament gemacht war, wurde Herr Sebastian ruhiger. Nina begann wieder Hoffnung zu fassen und für morgen und übermorgen zu sorgen.

Am Nachmittag war's, der Kranke saß aufrecht im Bett, zankte über den Arzt, der das Aufstehn verboten hatte, zankte über das stürmische Wetter, das dem Arzt ein Recht dazu zu geben schien, zankte über die Fliege an der Wand und das Stäubchen in der Sonne.

Da fiel ihm der Lorbeerkranz ein, den er gestern abend im Vorbeischwanken gesehen und nicht beachtet hatte. Nina mußte ihn bringen, er zupfte an den Zweigen, er zerrte an dem Bande.

„Ein Lorbeerkranz — weißt Du, was das heißt, Nina? Dem Unterliegenden die Siegeskrone! — Spott müßte polizeilich verboten sein — aber wir leben im Zeitalter der Witzblätter. Lorbeer, mir Lorbeer! — Eine ganz hübsche Ironie, Nina — verstehst Du das, Nina? Ein unbekannter Narr schickt mir einen Lorbeerkranz, und von den Menschen, mit denen wir verwachsen sind, kommt keiner."

Als aber Benzberg kam, ließ er ihn nicht herein. Ein Blutstrom schoß ihm in die Stirn, der Husten würgte ihn und dazwischen schrie er Nina an: „Siehst Du nicht, daß ich todkrank bin? Soll ich über Kunst schwatzen und über meine schlechte Musik, wenn ich das letzte Wort mit dem Leben zu reden habe? Laßt mich in Ruhe!"

Und sein Mißtrauen litt auch nicht, daß Nina mit dem alten Freund Wort und Handschlag tauschte.

„Wollt Ihr über mich lachen oder mich bedauern? — Ich leid' es nicht, so lange ich lebe, leid' ich's nicht."

Eine halbe Stunde später verlangte ihn wieder heftig nach einem Menschen und er horchte auf jeden Schritt.

„Viëtor könnte nun endlich kommen — Viëtor müßte mir doch etwas zu sagen haben."

Nina wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus. — Wo war Viëtor? — Wie stand es draußen auf der Grünau? — Wovon redeten sie in Roringen? — Was hatte sie gestern geträumt, was erlebt?

Sie saß gefangen, konnte sich nicht rühren, durfte nicht klagen, wollte nicht fragen. Nein, sie durfte es nicht. Heute gab's nur eine einzige schmerzhafte Pflicht; aber in stürmischen Tagen ist die schmerzhafte Pflicht ein Anker gegen vernichtende Wellen.

Gegen Abend verlangte Herr Sebastian nach der Zeitung. „Lies mir den Festbericht vor — nein — gib her — ich will selber sehen."

Nina zögerte. „Was die Abendglocke druckt," sagte sie mit tapferm Achselzucken; er ließ sich's aber nicht ausreden, er wollte den Achtungserfolg gedruckt sehen. Das Blut stieg ihm wieder jäh in die Stirn, der Zorn verglaste seine Augen —

da tat sie ihm den Willen, und er nahm das Blatt mit der festen Überzeugung, daß ihm alles gleichgültig sei.

Aber es wurde ihm doch heiß und kalt bei dem, was Leo Haßlach ihn schlucken ließ. Leo Haßlach, dem das Schicksal endlich einmal den Mann überlieferte, der weder an seinen Tenor, noch an seine Lehr- und Urteilsfähigkeit glaubte.

Herr Sebastian sagte nichts darüber, gab jedoch das Papier nicht wieder aus der Hand und zerknitterte es mit leiser, zittriger Bewegung.

Nina saß still am Bett, ängstigte sich und lauschte. Endlich! — Das waren Schritte — junge, schnelle, leidenschaftliche Schritte; die Haustür wurde aufgerissen, wie am letzten stürmischen Weihnachtsabend, und sie sprang auf beide Füße um hinauszueilen: das war die Nachricht!

Aber Herr Sebastian hielt sie mit seiner heißen Hand fest und verlangte, daß Hans Kieter, den er draußen mit lauter Stimme nach Nina fragen hörte, zu ihm ins Schlafzimmer komme.

Er erblaßte vor Ärger, als sie zu widersprechen wagte, so daß sie gegen ihre bessere Überzeugung rief: „Hier herein! Hier sind wir, Hans!"

Hans riß die Tür auf und stürmte ins Zimmer, er sah rot aus von hastigem Lauf, aber unter seinen Augen standen dunkle Schatten.

„Nina! Herr Sebastian!" rief er. „Adele ist fort! In dieser Nacht, mit Viëtor auf und davon. Sie haben mir's verheimlicht bis jetzt, aber ich merkte Unheil an ihren Blicken und ihrem Flüstern. Die Elende! Auf und davon mit dem Musikanten — als wär ich ein Hampelmann! Vor der ganzen Stadt macht sie mich erst zum Narren und dann zum Kinderspott —"

Ninas Füße schwankten, sie mußte sich auf den nächsten Stuhl setzen — da stürzte Hans vor ihr nieder, drückte den Kopf gegen ihre Knie und weinte in leidenschaftlichem Zorn. — In diesem Augenblick war aller eigne Schmerz aus ihrem Herzen verschwunden, sie wußte gar nicht mehr, daß ihr das gleiche Leid widerfahren war, sanft, wie eine Mutter, strich sie über das Haar des alten Freundes und sagte immer wieder leise, beruhigend: „Mein armer Hans."

Herr Sebastian aber hatte sich aufgerichtet und starrte die beiden fassungslos an. „Viëtor," keuchte er, „Viëtor ist fort?"

Nina sah einen kurzen Blick lang auf und neigte bestätigend den Kopf.

Die Frage erinnerte Hans an etwas; er stand auf, tastete an seinen Taschen, strich sich das Haar aus der Stirn und sagte: „Ich war unten in seiner Wohnung, ich wollte es nicht glauben, aber das Nest ist leer. Mitternacht ist er fort, mit Handgepäck, sagte die Bertha, so leicht, daß es ein Kind tragen könne, und nichts hat er hinterlassen als diesen Brief da — an Dich, Nina."

Hans hatte den Brief gefunden und warf ihn Nina in den Schoß.

Sie sah das Blatt angstvoll an; jetzt fühlte sie ihr eignes Weh nur allzu heftig. Die lieben, krausen, knittrigen Buchstaben, die so oft Freudenbringer gewesen waren, trugen ihr noch einmal ihren Namen entgegen — zum letztenmal. Das Wasser stieg ihr in die Augen, die Aufschrift wurde undeutlich, verschwamm, verschwand.

„Lies!" sagte Hans heftig. „Ich muß wissen, wo sie sind, ich will ihnen nach, über den Haufen will ich ihn schießen! Lies!"

Da konnte sie wieder sehen. Vorsichtig schob sie eine Nadel in den Umschlag, schlitzte ihn glatt und sauber auf, zog das Briefblatt hervor und schlug es voneinander.

„Vergib," stand darauf, nichts weiter.

„Nina!" rief Hans, der ihr über die Schulter gesehen hatte. „Nina — Du auch —?"

Er hielt inne. Sie sah mit einem so stillen, traurigen Blick zu ihm auf, daß sein Zorn kein Wort mehr fand.

Nun wußte er's ja.

Müde stand sie auf; matt legte sie ihm die Hand auf den Arm. „Du wirst ihm nichts zuleide tun, Hans," sagte sie leise, und ebenso leise antwortete er nach kurzem Kampf: „Nein. — Gute Nacht, Herr Sebastian."

Hans war noch nicht draußen, da sank sie auf den Stuhl zurück, der Brief lag vor ihr am Boden, und sie hörte ganz deutlich Viëtors Stimme, die sagte: Vergib.

Was denn? — Daß die Liebe ausgewesen war, erloschen und verweht — wie bei der andern auch? War er daran schuld? — Sie hatte die Flamme nicht zu hüten verstanden, nun saß sie im Kalten. — Vorbei die Lust.

„Nina," sagte eine heisre, zitternde Stimme. „Nina, was schreibt Dir Viëtor?"

Sie nahm sich gewaltsam zusammen, ruhig konnte sie antworten: „Nichts, Herr Sebastian." Als ihn darauf aber wieder die schlimme Ungeduld anfiel, hob sie das Blatt auf und schob es ihm aufs Bett.

„Er ist fort?"

„Ja "

„Mit Adele Folz?"

„Ja."

„Und Du, Nina?"

Da sank sie stumm neben seinem Bett in die Knie und verbarg ihr Gesicht in dem Kissen.

„Mein armes Kind," sagte er leise, „ach nur allzusehr mein Kind." — Seine Hand lag still und schwer auf ihrem Nacken.

„Mein armes Kind!"

Und dann fragte er nach einer langen Stille: „Warum sagtet ihr mir nichts?"

„Heute wollten wir's sagen."

Da wußte er alles; wußte, daß sie seinetwegen geschwiegen hatte, wußte, daß sie, um ihm die Treue zu halten, ihr Glück hatte davonfliegen lassen.

„Mein tapfres Kind."

Und nun hatte sie den alten Mann dafür eingetauscht, der sie über kurz oder lang verlassen würde, und draußen lachte und liebte die Jugend, die sich mit gesundem Egoismus nahm, was sie fassen konnte.

„Du hast mir sehr viel Liebes getan, Nina."

Solange Sebastians Hand auf des Mädchens Nacken lag, ging sein Atem ruhig, aber die Radken kam mit einer Anfrage, Nina stand auf, und nun blieb der

alte Mann mit seiner bittern Scham allein. Nun dachte er an sein andres treuloses Kind.

Viëtor war fort; gleich nach der Cäcilie fort, nach keiner Probe war er gekommen, und nun fort — seinen fragenden Augen aus dem Weg gegangen. Hatte nichts für ihn gehabt, kein Wort, keinen Händedruck, keine Hoffnung, keine Kritik — nur Schweigen oder Flucht. So erbärmlich war es gewesen.

Fieber und Atemnot kamen wieder, und jetzt wollte er krank sein, jetzt stemmte er sich nicht mehr dagegen: Viëtor war fort, Nina brachte er Unglück, mit dem Schaffen war es vorbei — altes und neues Leid scheuchte in wilder Hast und Hetze Schlaf und Genesung von seinem Lager.

Ehe die Woche zu Ende war, lag Herr Sebastian auf der Bahre, und der einsame Sonderling, der die Menschen im Leben so erfolgreich von sich scheuchte, hatte viele Gäste, nun er sich ihrer nicht mehr erwehren konnte.

Der Gartenweg wurde nicht leer, flüsternd und ernsthaft kamen die Nachbarn, um sich das Wahrzeichen der Grünau noch einmal zu betrachten, kamen fremde und einheimische Kunstgenossen, solche, denen er geholfen und solche, die auf seine Hilfe gehofft hatten. Sie brachten Palmen, Blumenpracht, Seufzer und herbduftenden Lorbeer, und waren alle seines Lobes voll.

Frau Kieter kam und umarmte Nina mit scheuer Zärtlichkeit; die wußte kaum, wer sie umarmte, und merkte nicht, daß der Totenkranz von drüben aus denselben Rosen gewunden war, die am Montag Adelens Brust geschmückt hatten. Sie wachte erst aus ihrer Betäubung auf, als die Mutter begann: „Hans läßt Dir sagen, er reise nicht nach London, weil Du es nicht willst. Ach, Nina, ich bin Dir so dankbar dafür, daß Du ihm das ausgeredet hast: rasend war er, aber als er von Dir heimkam, hatte er seine Vernunft wieder. Er bleibt noch, um Herrn Sebastian die letzte Ehre zu geben, dann geht er zu Schiff. Wenn er ohne Zorn und Herzklopfen an sie denken könne, wolle er wiederkommen. Mein armer, verblendeter Junge! Frau Folz rechnet es ihm zum Unrecht an, daß er die treulose Braut nicht zurückholt; der Vater aber hat sich gegeben, hat Geld und Papiere nachgeschickt, und in kurzem werden sie in London getraut. Viëtor wollte das Geld nicht, aber da hat der Alte aufbegehrt: seine Tochter sei das gewöhnt, und wer seine Tochter nehme, müsse sie schon nehmen wie er sie ausstatte. Ach, Nina, — jetzt ist's ein Schmerz, und doch — wenn ich still in meinem Bette liege und an die Zukunft denke, dann kommt mir jedesmal ein Dankgebet auf die Lippen."

Hatte Nina zugehört? Blaß und still stand sie da, ihre Hände hingen schlaff herab, und ihr Blick ging in weite Fernen.

„Liebe Nina, Du darfst nicht so betrübt sein."

Da antwortete sie: „Ich danke Dir, Mama Kieter. Du bist immer so gut mit mir gewesen, auch wenn ich's nicht um Dich verdiente. Ich verdiene es auch jetzt nicht — ich höre kaum, was Du mir sagst — ich höre immer nur seine Stimme — verzeih mir — er ist nicht mehr lange da —" mit ein paar hastigen Schritten stand sie drüben im Musikzimmer, wo Herr Sebastian aufgebahrt lag, ihm zu Häupten das Cello, das sie mit einem neuen Flor verhüllt hatten.

Frau Kieter ging ihr nicht nach; traurig schlich sie wieder nach Hause, den Blick seitwärts abgewandt, so lange sie an dem ordentlichen Garten vorüber mußte.

Am häufigsten kam der kleine Kapellmeister. Kaum daß der Tag graute, schob er sich durch die Tür des Musikzimmers; um die Mittagszeit, wenn die andern Leute durch ihr wichtigstes Lebensgeschäft am häuslichen Tisch fest gehalten wurden, rückte er an den Kränzen und rollte die seidenen Bänder um seine ruhelosen Finger; abends kam er noch einmal, wenn die eisernen Leuchter mit ihren Kerzen feierlich den stillen Raum erhellten.

Er redete nicht viel und blieb nicht lange, er sah den toten Mann an und sah das blasse Mädchen an, das unermüdlich im Hause schaffte.

„Ja, ja, um dies Finale kommen wir nicht herum."

Am Abend vor dem Begräbnis kam er wieder. Nina saß in dem alten Lehnstuhl, den sich Herr Sebastian in seinem Arbeitsjahr ins Musikzimmer gesetzt hatte, saß in sich zusammengesunken und hörte nicht, wie er hereintrat.

„Du mußt Dich aufraffen, kleines Mädchen. Du warst doch sonst immer klug und tapfer, nun mußt Du's doch noch viel mehr sein, als seine Erbin — die Erbin eines guten Mannes, eine reiche Erbin, kleines Mädchen, eines Reichtums Erbin, mit dem viel Gutes getan worden ist."

Anfangs hatte Nina kaum zugehört, nun sah sie ihn traurig und müde an. Sie hatte noch nicht an das Erbe gedacht und nicht an ihre Zukunft, an der sich die Roringer mit tausenderlei Vermutungen müde redeten, aber sie begriff ihn gleich, denn er sah sorgenvoll aus. Die Sorge aller derer, die ihn seit drei Tagen gefragt hatten: wie wird es nun mit uns? — und aller derer, die ihn nicht gefragt hatten, stand auf seinem Gesicht geschrieben.

Das verstand Nina.

„Lieber Herr Kapellmeister," sagte sie leise, „wenn ich die Erbin seines Reichtums bin, so bin ich auch die Erbin seiner Verpflichtungen. Beruhigen Sie die, denen sein Tod Sorgen macht."

Wie fortgeweht war der gequälte Ausdruck von Benzbergs Gesicht. „Gutes, kleines Mädchen," sagte er, und dann sah er sich seinen Toten wieder an voll Neigung und Kummer.

Lange stand er so, Nina sank wieder in sich zusammen; der Wind fuhr über die Grünau hin und verdeckte die Schritte, die draußen den Gartenweg entlang kamen.

„Kleines Mädchen?"

„Ja," antwortete eine matte Stimme.

„Nun paßt erst so eigentlich auf ihn, was er von sich selber zu sagen liebte: nun ist er ein stummer Musikant, und nun kann er auch nicht mehr das Große, das in ihm lebte, aus sich herausarbeiten, wozu er heute noch nicht Fingerfertigkeit genug hatte."

Nina würgte es in der Kehle. „Wenn Sie ihm das hätten sagen können — was nützt es ihm jetzt!"

Und wie eine Antwort auf ihre Frage klang Herrn Sebastians Auferstehungschor durch die Fenster herein.

Stumm und atemlos lauschten die beiden im Zimmer. Als der Gesang draußen zu Ende war, antwortete ihr auch der Kapellmeister. „Kleines Mädchen, was nützt einem der Nachruhm, und doch wird er heiß ersehnt, und mit tausendfältiger Entbehrung wird um ihn gerungen."

Was er weiter sagen wollte, kam nicht mehr glatt über die Lippen, er brauchte sein rotseidenes Tuch und redete sich zu, ein Mann zu sein.

Nina aber sank neben dem florverhangenen Cello in die Knie; jetzt endlich konnte sie weinen. Still und sanft kamen die Tränen als Tröster und Helfer.

III.

Eine halbe Stunde vor Beginn des Parsifal hatte sich so ziemlich alles eingefunden, was ihn hören wollte. Das schob durcheinander, schaute und schwatzte, begrüßte sich und bekrittelte sich mit dem vollen Behagen an festlichen Stunden und festfreudigen Mitmenschen.

Die Verkünderinnen der letzten Mode mischten sich mit eigenwilligen Gestalten, die es nötig fanden, ihre Künstlerschaft durch äußerliches Andersein zu beweisen; Touristen, die „es mitnehmen wollten", trabten an denen vorbei, die mit Herzklopfen und Sonntagsgefühlen des Kommenden warteten.

In diesem Menschenstrom standen sich plötzlich zwei Männer gegenüber, die unwillkürlich die Hand nacheinander ausstreckten, sie dann ebenso unwillkürlich wieder zurückzogen, und endlich doch den trennenden Kiesstreifen überschritten, um sich zu begrüßen.

„Auch in Bayreuth, Herr Kapellmeister," sagte der Jüngere in einem Ton, dem es sehr gleichgültig schien, wo der kleine Benzberg sich eben aufhielt.

Der aber freute sich der Begegnung, und sein Gegenüber sah das auch, weshalb er plötzlich die rundliche Rechte noch einmal faßte, kräftiger als vorher schüttelte, und dabei fragte: „Wie steht es in Roringen?"

Statt zu antworten, sah sich der Kapellmeister um. „Ja, wo stecken sie denn? Sind wahrscheinlich einer verdrehten Kunstseele nachgelaufen, die ihren Beruf für höhere Sphären durch ihre Kleidung beweist — mein Mädel ist zwar kein Backfisch mehr, aber trotz ihrer Zwanzig noch sehr schwärmlustig. Unbegreiflich bei diesem nüchternen Vater."

Er lachte gutmütig, und der andre fragte sehr gelassen: „Sie haben Ihr Fräulein Tochter mitgebracht?"

„Nein, nicht gerade. Aber sie ist da. Die verwunschene Prinzessin hat uns alle beide mitgenommen. Mich als Schutz und Regenschirm, oder wie sie sagt: Führer durch den Parsifal, und mein Kleines als Anhängsel."

„Die verwunschene Prinzessin?"

„Ja, so, das wissen Sie nicht. So nennt Roringen unsre Nina, weil sich so viel edle Prinzen und unedle Abenteurer vergeblich bemühen, sie aus der Wildnis und Einsamkeit ihrer Grünau zu erlösen."

„So?"

„Freilich. Was wunder, da sie alles geerbt hat. Reich, ohne Anhang und dabei sehr lieblich. — Sie wissen das ja, Sie waren ja gute Freunde — damals."

„Ja."

„Und ein Gottessegen, daß gerade die unsern alten Freund beerbt hat, denn sie behält seinen offnen Beutel treulich in Gebrauch; nur vielleicht, daß sie ihn auch für sogenannte gewöhnliche Sterbliche nicht zumacht. Aber das hat sogar im Testamente gestanden: sie solle nicht so einseitig werden, wie er es gewesen sei. Na, und dafür sorgen wir paar alte Bekannte, daß auch mal was Herzerfrischendes unterläuft — heuer unterstützen wir Bayreuth."

„Das ist ja sehr löblich."

Der Runde lachte; der Schmächtige schaute suchend unter der Menge umher.

„Und Sie, was treiben Sie hier?" fragte Benzberg. „Genußmensch?"

„Meine Frau singt."

„Weiß ich; werde nachher das Vergnügen haben als Kundry. Sie halten also nebenher Sommerfrische."

„Ich wollte arbeiten."

Der Zusatz: kann's aber nicht, klang deutlich aus dem Ton heraus; aber ehe der kleine Kapellmeister sich auf eine tröstende Antwort besann, fühlte er seine Rechte zum Abschied geschüttelt.

Ein Lüften des Hutes, ein knappes: „Wir treffen uns noch!" und weg war Viëtor.

Kopfschüttelnd sah Benzberg dem Davoneilenden nach, bis die Menge sich hinter ihm zusammenschob.

‚Sieh mal an — ist die Arbeit Dein wunder Punkt? Schade, schade.' Ehe er sich aber in sein Bedauern verbeißen konnte, kamen die beiden Mädchen zurück, und ohne sich um Lises Lachen und Ninas Lächeln zu kümmern, rief er ihnen entgegen: „Viëtor ist hier, ihr Krabben, ich hab' ihn eben gesprochen."

Nina wurde blaß, Lise Benzberg errötete vor Vergnügen, eine Antwort gab keine; und da sich der Vater eben verdrießlich klar machte, daß der Schlingel ihm eigentlich gar nichts mitgeteilt habe und er das Erratene den jungen Dingern, die nichts von Künstlerschmerzen verstanden, ganz gewiß nicht preisgeben wollte, so schwieg auch er, bis sich die Posaunenbläser auf die Rampe stellten und mit ihrem Morgenweckruf feierlich den Beginn des Festspiels verkündeten.

Da rief er vergnügt: „Vorwärts, Kinder! Nun laßt uns den Krempel da außen vergessen!" nahm seinen Hut ab und eilte den Mädchen voran in das Haus.

Dämmerung, und in der Dämmerung ein Rauschen, Raunen und Klappen, bis sich auch das endlich legte, und Auge und Ohr gleichmäßig Feiertag hatten.

Dann kam ein klarer, ferner Ton, der Nina wehtat in seiner fremdartigen Schönheit, und im Geleite derer, die ihm folgten, stieg vor ihren unbeschäftigten Augen die Vergangenheit auf.

Viëtor war da. — Hier im Haus? Draußen im Buschwald, der sich hinter dem Wagnertheater hügelan streckte? Hinter den Coulissen? An der Seite seiner Frau?

Sie hörte nichts mehr; sie versuchte sich umzuschauen, aber sah nur Schatten: grau in grau, als warteten sie am stygischen Strom. Und nun wurde es noch finsterer, die Menge versank, der Vorhang teilte sich, Nina sah ein farbenschönes Bild und sah es nicht, sie hörte den Weckruf der Posaunen von der Gralsburg herabklingen und hörte ihn nicht: Viëtor ist hier.

Würde sie ihn wiedersehen? Wie würden sie einander begegnen?

Erst als Kundry in hastigem Lauf die Bühne betrat, faßte Nina eine starke Spannung. Zunächst meinte sie die Nachbarin gar nicht zu erkennen: schwarzhaarig, braun und wild, das lebhafte Auge starr und scheu stand sie da drüben. So wie sie aber sang, war Nina nicht mehr im Zweifel, an der Stimme erkannte sie die Siegerin, die Unwiderstehliche.

Und nun war die Unruhe vorbei, keine Bewegung, kein Ton entging ihr, keine Wandlung des ausdrucksvollen Gesichts, das auch in dieser Verstellung zum Grauenhaften schön war — unheimlich schön — erschütternd in Wort und Blick — eine große Künstlerin.

Mitten in der Erschütterung erwachte auf einmal Ninas Zweifel und verscheuchte die Täuschung. Irgend ein bekannter Ton hatte sie geweckt: das war ja Adele! Sie kannte Adelen gar zu genau, kannte das oberflächliche Kind und das übermütige Mädchen, das den Weg zu den Tiefen des Menschenherzens gar nicht finden wollte. Sie sah sie vor sich in ihrer ratlosen Verlegenheit ob der Cäcilienpartie — und doch — konnte diese Fülle von Leidenschaft, Verzweiflung, Hingabe und Reue äußerlich angelernt sein? Oder hatten Liebe und Bühne sie so verändert?

Das Grübeln über Adelens Entwicklung hielt Nina gefangen. Die feierliche Schönheit der Gralsburg, das Abendmahlswunder, Titurels Grabesstimme, Amfortas Verzweiflung vermochten sie nicht zu befreien.

Viëtor ist da! — Und Adele ist sein Weib — ihr war, als habe sie das eben jetzt erst wirklich begriffen.

Todmüde stand sie auf und folgte dem schweigenden Benzberg hinaus. Lises Wangen glühten, sie nahm des Vaters Arm, schmiegte verstohlen ihr Köpfchen an seine Schulter und sagte: „Himmlisch schön war's, Papa, wie aus der andern, bessern Welt! Jetzt mußt Du aber Herrn Viëtor suchen, damit die lange Pause bis zum nächsten Akt überhaupt nur auszuhalten ist."

Benzberg lachte gutmütig, obgleich ihn die Tochter aus einer Stimmung weckte, die er gern festgehalten hätte.

Nina aber blieb stehn, damit die beiden allein weiter schlendern möchten. Viëtor war da, und sie würde dem Wiedersehen kaum entgehn, aber ihn jetzt mit Lise Benzberg zu suchen und in Gegenwart der guten Freunde als alten Bekannten zu begrüßen — das vermochte sie nicht.

Sie irrte über den Platz, der sich wieder mit der bunten Menge füllte, und kam nach der Rückseite des Hauses; hier war es ruhiger als vorn bei den Erfrischungs-

Baracken, wo sich zwei Drittel der Bayreuthfahrer gebärdete, als seien sie mühsam einer Hungersnot entronnen.

Nach unfreundlichen Wochen umschmeichelte sie heute der erste weiche Sommertag. Regenfrisch leuchtete das Grün im Tal, durchstreift von dem Gelb der reifenden Gerste; der schmächtige Main glänzte im Grunde, von links herauf schimmerte das Städtchen, ein feiner, flimmernder Sonnenduft lag über der Landschaft, und Nina sah so unverwandt hinunter ins Tal, daß die Eingebornen, die an ihr vorbeikamen, sehr zufrieden mit dem fesselnden Eindruck ihrer Heimat waren.

Als aber jetzt eine leise Stimme neben ihr sagte: „Guten Abend, Nina," wurde sie nicht von einem Anblick des Maintals aufgeschreckt, sie hatte in eine Gaisblattlaube hineingeschaut, und daß diese Stimme aus dieser Gaisblattlaube sprach, war nicht verwunderlich.

Der neben ihr stand, sagte nichts weiter, rührte sich auch nicht von der Stelle, sondern wartete, ob er eine Antwort bekommen würde.

Nina sah immer noch geradeaus. Jetzt sah sie den Main und das Grün und den Sonnenschein, aber es war ein nüchternes Bild, und sie hätte ihre Augen ganz gern seitwärts gewendet, wenn sie sich nur hätte rühren können.

Da das aber nicht ging, sagte sie endlich, den Blick immer noch geradeaus gerichtet: „Guten Abend, Viëtor."

So wie sie ihre eigne, ruhige Stimme hörte und von dieser Stimme seinen Namen, den sie vier Jahre lang nicht genannt hatte, schien er ihr auf einmal ganz fremd. Sie konnte sich wieder bewegen, wandte sich zur Linken und sah ihn an.

Er hatte den Hut in der Hand, die Sonne holte matten Glanz aus dem dicken, rehblonden Haar wie damals, die Gestalt war noch ebenso geschmeidig, nur der Mund schien verändert, und vor den Augen lag's wie ein Schleier: sie konnte nicht mehr durch diese Augen in seine Gedanken hineinsehen.

Angeschaut hatte er sie schon geraume Zeit, unverwandt und begierig; wie ihn aber jetzt ihre Augen trafen, glitten seine ab, und er sagte ein wenig hastig: „Wir haben diesen Winter Stücke aus der Cäcilie aufgeführt. Sie gefielen sehr."

„Ich weiß es; Benzberg hat mir die ‚Signale' gegeben."

Dann schwiegen beide wieder still.

Sie war es auch innerlich; sie wunderte sich, wie still es in ihr blieb — still und leer. Viëtor aber konnte diese Stille nicht ertragen.

„Sei gut," sagte er hastig, „sprich mit mir, erzähl mir, wie es Dir geht, wie er starb, wie Du lebst —"

Nina sah ihn verwundert an. Unruhig, bekümmert, nervös sah er aus. — Sie hörte plötzlich die Idylle, wie er sie im Konzert gegeigt hatte, und die Leere in ihrem Herzen füllte sich mit Mitleid.

Ruhig erzählte sie ihm von Herrn Sebastians Krankheit, von dem Auferstehungschor an seinem Totenbette, von seinem Testament, von Benzbergs, von den Allerleileuten in Roringen.

Dabei war ihre Stimme so gleichmäßig freundlich, daß sie auch in ihm den Sturm zur Ruhe sprach.

„Und Du selber, Nina?" fragte er endlich.

„Ich? — ich bin Herrn Sebastians Erbe."

„Nina!" rief er erschüttert, und dann fuhr er hastig fort: „O, nur das nicht! Nicht das! Jeder Mensch ist um seiner selbst willen da und soll mit eignen Füßen nach selber gewähltem Ziele laufen, nicht hinter einem andern drein, der Ziel und Weg und Lauf nach seiner Verfassung zuschnitt."

„Der Zuschnitt muß doch zu meiner Verfassung gepaßt haben," sagte sie mit leisem Lächeln. „Es hilft nichts, wenn ich mich dagegen wehre, ich bin und bleibe in jeder Art ein stummer Musikant."

„Nein, Nina, nein! das ist Wahnsinn, mehr noch: Frevel ist's — wie darfst Du! Du, die Du auch ohne Herrn Sebastians praktischen Reichtum Schätze zu verschenken hast —"

Sie sah ihn so seltsam an, daß er innehielt, und dann sagte sie leichthin: „Wen kann man auf einer wüsten Insel mit seinen Schätzen beglücken?"

„Du mußt von Benzbergs fort und von Roringen, irgendwo hinaus ins Lebendige, ins Bunte. Die Grünau ist jetzt wirklich eine wüste Insel für Dich. Die gute Radken —"

„Mutter Radke ist tot. — Und der zweite Akt beginnt. Bring mich nach meiner Tür — ich weiß nicht, wie ich sie wiederfinden soll."

Er sah ihre Nummer an und führte sie dann; seinen Arm wagte er ihr nicht anzubieten, aber er schritt so dicht neben ihr hin, als könne ein zwischen ihnen hindurchgleitendes Menschenkind sie für immer trennen.

Am Eingang erwarteten Benzbergs Nina voller Unruhe.

„Verzeiht," sagte sie, „ich fand einen alten Freund."

Da ging ein helles Licht in Viëtors Augen auf. Er faßte schnell Benzbergs Hand und sagte: „Heute abend in der Sonne. Sie finden die ganze Banda dort, und Ihre Damen können dabei sein. Jetzt aber rasch hinein, sonst bleiben Sie draußen."

„Heute abend," dachte Nina und fühlte etwas wie Freude, bis ihr einfiel, daß natürlich auch Adele dort sein würde: Adele, die Übermütige — aber sie wußte ja nichts, Nina war ganz sicher, daß Adele nichts wußte.

Und nun stieg Adele aus der Tiefe des Zauberturms empor, immer noch die Unholdin. Nina graute vor dem Dämon, wie vor etwas Wirklichem — gern hätte sie Ohr und Seele ihrem wilden Gelächter verschlossen. War das Adele? War's Viëtor? Oder war es die Tradition, die Kundry zu dieser unheimlichen Größe erhob?

Tief atmete Nina auf, als der Zauberturm versank und Klingsohrs Blumengarten die Bühne füllte — Blumen und Schönheit und Liebesspiel.

„Komm, komm, holder Knabe —"

Sie lehnte sich zurück und sah mit lächelnder, gedankenloser Freude zu — bis Adele wieder erschien. Jetzt war sie schön — von einer sinnverwirrenden Schönheit, in Ruhe, Liebeslockung und Fluch gleich hinreißend. Ninas Kopf sank in die Hände, das war die Räuberin, die sie arm gemacht hatte — wer hätte ihr widerstehn können?

Vielleicht ein reiner Tor — sie zweifelte auch daran — ein schönheitsdurstiger Künstler gewiß nicht.

Stumpf und dumpf, taub und blind saß sie da und haderte mit ihren Erinnerungen.

Sofort nach dem Aktschluß drängte sie hinaus.

Sie will wieder mit Viëtor allein sein, dachte Lise Benzberg ärgerlich; aber Nina wollte Viëtor entfliehen und es gelang ihr auch, gedeckt durch einen starken Herrn, an seinen suchenden Augen vorbeizuschlüpfen.

Sie eilte nach dem Buschwald hinter dem Festspielhaus, fand dort einen schattigen Weg, lief, als werde sie irgendwo erwartet, und hielt erst beim Anblick einer kleinen Gastwirtschaft inne.

Sie blieb stehn und prüfte die wenigen Leute, die dort saßen: ein paar Musiker, vereinzelte Reisende, die nach einem schmalen Geldbeutel aussahen: harmlose Gesellschaft.

Eben wollte sie einen Platz auswählen und sich ein Abendbrot bestellen, als aus einer Bohnenlaube ein Mann auf sie zueilte. Nina wurde blaß und rot und war ihrer Sache kaum sicher. Noch als er vor ihr stand und ihr die Hand bot, sagte sie zaghaft: „Bist Du's denn wirklich, Hans?"

Er lachte leise.

„Macht Dich der Matrosenbart so irre? Ich werde ihn abnehmen lassen, da ich nun im Lande bleibe. — Aber wo steckt denn Deine Gesellschaft? Ich bin während des ganzen vorigen Zwischenaktes um Dich herumgestrichen, weil Du niemals allein warst. Sind wir hier sicher vor dem Musikantenvolk?"

Sie lächelte, denn der Ton, mit dem er das sagte, war nicht allzuschlimm.

„Ich denke, wir sind sicher — ich bin heimlich auf und davon. Hunger hab' ich auch."

Er führte sie zu seinem Platz, bestellte Abendbrot, sorgte für sie und sah sie während alledem forschend an.

„Kein bißchen verändert." Damit schloß er die Prüfung und begann von Wind und Wellen, Glut und Krankheit zu erzählen. „Ich habe genug davon."

„Kommst Du heim? Deine Mutter sehnt sich sehr."

Der erste Satz machte ihn froh, der zweite dämpfte die Freude wieder.

„Die Mutter schrieb mir, daß Du hierher kämst und daß auch — Adele hier sei, da macht' ich mich auf."

„Und? —"

„Ich war schon vorgestern im Theater. Gestern hab' ich mich suchend in dem verzauberten Nest herumgetrieben, heute genieß' ich den Trubel als Zaungast."

„Und? —"

„Was meinst Du?"

„Adele —"

„Ich hab' sie gesehen, ganz fremd und kalt."

„Mich hat sie aus allen Fugen gerüttelt."

„Ich bitte Dich! Ein Weib, das sich so — da oben — gewiß, ich seh' mir das an, ich klatsche sogar mit, wenn andre Leute mir's vormachen, was hier ver-

ständigerweise keiner tut, denn das Klatschen ist nur dazu da, den Zuschauer vollends ins Delirium zu bringen. Aber ich klatsche mit — nur für die Frau, die sich so darstellt, noch etwas empfinden —"

Ihm fiel ein, daß Nina andrer Meinung sein würde, er brach also ab und schüttelte mitleidig den Kopf.

„Wohl Dir, Hans," sagte sie sanft.

Er lachte. „Nun also! — Aber Nina, es liegt ein Vorbehalt in Deinem: wohl Dir."

„Ich dachte noch eben über ihre Unwiderstehlichkeit nach, und wie sie es gemacht habe, eine große Künstlerin zu werden."

„Das ist sie ja gar nicht, sie spielt nur Theater: phantasiereiche Menschen, wie Nina Rodeck, tun ihr eignes Feuer hinzu und bilden sich dann ein, die Komödiantin sei göttlichen Ursprungs. Ihre Stimme, ja, die ist so schön, daß es selbst mir Barbaren Freude macht zuzuhören, aber was sonst zur Künstlerin gehört — das große Herz — das fehlt ihr ganz und gar, hat ihr gefehlt und wird ihr ewig fehlen."

Nina sah Hans Kieter erstaunt an und schüttelte den Kopf. „Aber Du siehst doch was sie leistet und wie sie wirkt."

„Ich sehe; wo es was taugt, singt sie mit Viëtors Seele, und das ist ja gut: er hat ja etwas zustande gebracht mit diesem schönen Instrument — und das mag ihn entschuldigen."

„Wenn Du so verständig bist, kannst Du ihnen jetzt auch begegnen. Wir haben versprochen, sie nach der Aufführung in der Sonne zu treffen. Komm mit."

Hans machte sein altes, zorniges Knabengesicht. „Natürlich, es ist immer dasselbe — ich brauche Dich, und dem andern hast Du Dich versprochen."

Die Leute ringsum riefen: zahlen! Ferne Trompetentöne mahnten zum Aufbruch.

„Da blasen sie schon," sagte Hans ärgerlich.

„Nun, das kann ich aufopfern," antwortete Nina. „Laß uns hier bleiben."

„Wir könnten überhaupt beisammen bleiben."

Nina sah ihn nachdenklich an. — „Das find' ich auch, Du brauchtest nur mit in die Sonne zu kommen."

Diesmal antwortete er gar nicht, trank sein Bier mit einem tiefen Zuge aus und rief lauter als nötig nach einem zweiten Glas.

„Deine Mutter hätte Dich nicht hierher schicken sollen," sagte Nina traurig.

Er drehte sich schnell nach ihr um. „Behüte, Nina, Bayreuth hat damit gar nichts zu tun, und Adele noch weniger. Bayreuth hat mir gut getan. Du bist es, die mich ärgert — Du — kannst Du denn nicht endlich einmal vernünftig werden?"

Nina sah an ihm vorbei, den Davongehenden nach. Als die letzten verschwanden und nichts mehr als das Gackeln zudringlicher Hühner zu hören war, sagte sie bittend: „So, Hans, nun darfst Du nicht mehr schelten: Du hast mich ja. Ich gebe Richard Wagner preis und setze mich dem gerechten Schelten der Freunde aus — willst Du noch mehr Vernunft? Sei damit zufrieden, sei gut! Erzähl mir — rede, was Du vom Herzen haben mußt — und dann komm mit in die Sonne, sprich

Viëtor und Adele, um ganz Herr darüber zu werden, oder — reise noch einmal, wenn Du das nicht vermagst."

Als sie das sagte, wurde sie sich plötzlich bewußt, wie sehr sie wünschte, er möge dableiben und mit Adele und Viëtor reden können, wie mit oberflächlichen Bekannten, die man nach zerstreuenden Jahren mit leiser Neugierde, aber ohne Bewegung wiedersieht.

Hans antwortete nicht auf ihren Vorschlag, aber sie plauderten etwa eine Stunde lang behaglich zusammen; er erzählte von seinem Leben und fragte nach dem ihren, dann brachte er sie zur rechten Zeit zum Festspielhaus zurück.

Als sie dort an der Tür standen, die Benzbergs herauslassen mußte, sagte er noch einmal: „Schenk mir den Abend, Nina."

Und sie antwortete: „Komm mit in die Sonne."

In demselben Augenblick sah er Viëtor, der langsam, wartend, drüben am Buschrand auf- und abschritt; da schoß ihm das Blut in die Stirn. „Wozu brauchst Du mich dort? Da ist ja die Ablösung schon. Gute Nacht, Nina."

„Gute Nacht," sagte sie traurig, aber sie ließ ihn gehn. Wenn er das nicht konnte, wenn er nicht ruhig mit Adele reden, sie selber nicht ruhig mit Viëtor sprechen sehen konnte, dann war es besser, er ließ sich noch einmal Wind und Wellen über die Stirne gehn.

Im Strome der Heimkehrenden suchten sich die Roringer ihren Weg nach Bayreuth zurück. Pechpfannen brannten die Landstraße entlang und warfen ein flackerndes Licht über Bäume und Menschen, und jedesmal, wenn Ninas Gesicht in solchen blendenden Streifen rückte, sah Viëtor auf sie hinab.

Adele ging vor ihnen her, zwischen Vater und Tochter Benzberg; ihr munteres Lachen klang ihnen ins Ohr. Sie hatte sich wirklich gefreut, die alten Bekannten zu treffen, sie waren Erinnerungen an die Kinderzeit und waren zugleich Träger ihres Ruhms, den sie vor allem gern in der Heimat verkündet wußte. Daß Nina Rodeck dabei war, die allzeit ihre Nebenbuhlerin und ihr Widerpart gewesen, das gab dieser Begegnung noch einen feinen Reiz obendrein.

Verändert hatte sie weder die große Welt noch die große Kunst.

Lise Benzberg dachte es mit Entzücken, als die Bewunderte ihren Wagen fortschickte und liebenswürdigen Eifers voll darauf bestand, mit ihren lieben Roringern zu Fuß nach der Sonne zu gehn.

Nina dachte es mit Staunen, als sie ihr nach dem ersten Gruß zurief: „Dich sah ich schon vorhin von der Bürgerreut kommen. Du hast Dich mit Deinem alten Schatz hier getroffen — Rendezvous mit Musikbegleitung. Nun — aus euch beiden wird ganz gewiß noch ein Paar."

Um dieser Rede willen schwieg Viëtor so anhaltend und versuchte aus Ninas Gesicht zu lesen, wie ihr zu Mute sei, sobald eine Wegfackel ihm das erlaubte.

Ihr hätte er freilich mit ein paar gleichgültigen Worten etwas Besseres angetan. Sein Schweigen beunruhigte sie, an Adelens Neckerei dachte sie längst nicht

mehr, sie wußte nur, daß Viëtor neben ihr hinging und daß Adele dieselbe, ganz dieselbe geblieben war. Wie sehr mußte er sich verändert haben, um mit ihr glücklich zu sein.

Sie gingen schon an den ersten Häusern der Stadt vorbei, da ertrug sie das Schweigen nicht länger, und in der Verwirrung, mit der sie nach einem unpersönlichen Thema suchte, griff sie das Bitterste auf.

„Wie steht es mit Bertran de Born?"

Ihr Puls schlug wohl ein Dutzend mal, ehe die Antwort kam, und dann war's eigentlich gar keine Antwort:

„Du hattest es sehr eilig, mir meine Schreibereien wiederzuschicken, Nina."

Hastig, als werfe er ihr ein Unrecht vor, verteidigte sie sich.

„Du brauchtest sie doch. In den ersten Tagen vergaß ich sie freilich, als ich aber anfing, Ordnung zu machen und mir eins Deiner Blätter in die Hände geriet, da kam die Versäumnis wie ein schwerer Vorwurf über mich. Ich schickte zu Bertha und war froh, daß die eben eine Adresse erhalten hatte, wohin Deine Sachen zu senden seien."

„Du hast Dich leicht davon getrennt."

Sie sah ihn erstaunt an. Leicht? dachte sie, und er hörte das, obwohl sie antwortete: „Was mir gehörte, behielt ich ja. Übrigens weiß ich das andre alles auswendig; Du aber brauchtest Deine Notizen zur Weiterarbeit."

„Ich habe nicht weitergearbeitet."

„Viëtor!" rief sie in hellem Schrecken; er aber blieb stehn, deutete auf einen scharfbeleuchteten Garten und sagte: „Wir sind da; dort sitzen sie schon."

Nina rührte sich nicht, sie stand halb zu ihm gewendet und starrte ihn an. „Du hast nicht weitergearbeitet," sagte sie tonlos.

„Nein. Im Winter jag' ich von Konzert zu Konzert, von Oper zu Oper, im Sommer studier' ich meiner Frau Rollen ein und treibe mich auf Musikfesten herum. Jetzt, hier, dacht' ich mich ein paar Monate in Stille zu sammeln — nichts. — Du weißt, wie der Dichter sagte, als die Leute ihn fragten, woher er die schönen Geschichten nehme: Das fällt mir so ein — sagte er. Nun — mir fällt nichts mehr ein."

„Das ist nicht wahr," rief Nina voll Zorn und Eifer. „Du verleumdest Dich, Du hast Dich eine Zeitlang lässig umtreiben lassen und kannst Dich nun nicht gleich aus dem Strudel herausreißen — aber nur ein wenig Willenskraft am rechten Ort, und es geht — bist Du erst wieder draußen im vorwärtsgleitenden Wasser, wirst Du nicht mehr begreifen, wie Du kleinmütig werden konntest — Du bist doch kein toter Span, den die Wellen drehen, Du bist doch ein starker Schwimmer — ach, könnt' ich nur —"

Sie erschrak und hielt inne.

In demselben Augenblick sah Viëtor ein großes, dämmriges Zimmer, in dessen Mitte Nina am Flügel saß, das Gesicht wurde nicht deutlich, aber ihre schönen Hände leuchteten aus der Dämmerung hervor, und ihr weiches Stimmchen sang ihm das Liebeslied aus dem Bertran, so wie er's im Schaffensrausch gehört hatte, das

Lied, das Adele langweilig fand, ganz unglaublich langweilig: „Gar nichts, mein Freund, aber auch gar nichts zum Gefallen."

„Grasmücke," sagte er, und da er mit dem Sprechen das Zauberbild zerstörte, seufzte er tief auf.

Nina sah weder sein Phantasiebild, noch begriff sie, was er mit der Grasmücke meinte, sie sah Herrn Sebastians Musikzimmer vor sich, Viëtor saß an dem alten Flügel und spielte eine jubelnde, lebensfrohe Weise, und sie wand ihm einen Kranz von Jasmin, Rosen, Goldlack und Jelängerjelieber — war sein Kranz schon verwelkt?

„Wir wollen hineingehn," sagte sie hastig. „Sie schauen nach uns aus."

Viëtor wehrte sich nicht.

Drinnen war's lustig. Benzberg hatte sofort Bekannte gefunden. Sein Primgeiger spielte im Wagnerorchester, einer der Sänger hatte im letzten Winter die Roringer bezaubert, ein Komponist war da, dem er zuerst zum Worte verholfen hatte; dazu gesellten sich Gasthofsfreunde Viëtors, und Bewunderer Kundrys gingen ab und zu.

Sie waren übermütig und nur Musikanten, alle andern Stände und Künste taugten höchstens zum Untergrund, aus dem ihre Wunderblume emporwuchs.

Ein Maler strich beobachtend durch die Menge. — „Was tut so'n Pinsel auf der Welt? Wenn die Sonne untergegangen ist, hat er sich für die Katz geschunden."

Ein bekannter Poet saß gegenüber und wurde gezeigt. — „Dichter? Dichter? — was will der unter den Göttern? Sowas ist schon ganz gut, wenn man gerade ein Lied vertonen will oder einen Operntext braucht, sonst aber? — Unsereiner hat sie nicht nötig, und 'n rechter Kerl schreibt sich auch seine Texte selber."

Und als sich der Unnötige doch heranwagte, um Frau Viëtor etwas Schönes zu sagen, knurrte der Komponist anzüglich: „Kinder, red't net so viel und laßt net so viel drucken — sobald einer red't, wird er dumm."

Adele war in glänzender Laune; daß ihr Mann sichtlich verstimmt daherkam und den ganzen Abend lang keiner satirischen Anwandlung erlag, gefiel ihr besonders. Seiner Satire vor den Leuten war sie nicht gewachsen, und wenn sie daheim gar zu böse mit Launen und Unvernunft gewirtschaftet hatte, dann rächte er sich draußen, wo sie keine Waffe führte, die sie nicht mit Grazie und Sicherheit zu handhaben vermochte; denn unter allen Umständen wollte sie die bezaubernde Frau bleiben.

Heute war er auch „ein bezaubernder Mann": höflich und unterhaltend, aber verstimmt war er doch, und Nina Rodeck trug die Schuld an beidem. Wenn er sich vor der alten Freundin so prächtig zusammennahm, dann wünschte sie, Nina säße immer als Dritte, als Dämpfer, als Stimmungsmacher daneben.

Kaum dachte sie's, so wollte sie's auch.

Sie stand auf, setzte sich neben Nina und nahm ihre Hand.

„Wohin gehst Du, wenn Du genug vom Parsifal hast?"

„Nach Hause."

„Und was treibst Du in Deiner grünen Wildnis? Schneidest Du Bäume aus?"

„Nein; ich lasse sie wachsen."

„Hu! Da müßtest Du eigentlich lange schon Dornröschen sein. Wartest Du auf den Prinzen Kußlieb?"

Nina schwieg.

Da fragte Adele mit sehr liebenswürdigem Ton: „Bist Du mir böse? — Du kennst mich doch! Ich meine es niemals schlimm, ich bin nur noch die alte Adele. Und von Dir will ich eben etwas herausbetteln, also doch ganz gewiß nett sein. — Da Du Deine Bäume doch wachsen läßt — bleib bei uns, solange wir in Bayreuth sind."

Viëtor wandte sich langsam von Benzberg ab und starrte seine Frau an, die aber setzte Nina behaglich auseinander, daß es ihnen beiden Freude machen würde, daß ein Zimmer neben ihrer Wohnung zu haben sei, daß Nina noch keine Ahnung von dem Zauber Bayreuths haben könne, daß es ihr gut tun werde, sich einmal die Luft der Fremde um die Nase wehen zu lassen, — und so, erfinderisch wie stets, wo es ihren Willen galt — einen Grund um den andern.

Nina sah auf ihre gefalteten Hände und schwieg.

„Sag bloß jetzt nicht gleich Nein! Überleg es bloß," bettelte Adele und fügte flüsternd hinzu: „Er bringt mich um mit seinen Launen, vor Dir aber wird er sich schämen."

Jetzt sah Nina mit großen Augen Adelen ins Gesicht. Die wurde ein wenig rot, lachte, nickte eifrig zu ihrer eignen Behauptung, stand aber dann auf und ging an einen Nachbartisch, wo sie mit Freudenrufen begrüßt wurde.

Nina sah ihr nach und sah dann zu Viëtor hinüber. Als ihr Blick ihn traf, stand er auf, kam heran, stellte sich hinter ihren Platz und sagte leise: „Bleib da. Vielleicht weckst Du den Bertran aus dem Todesschlaf — — — zum Zeichen, daß Du vergeben hast, bleib da. Willst Du?"

Ein Sturmwind ging über sie hin, der sie taub machte gegen jede andre Stimme. Wecke den Bertran — zum Zeichen, daß Du vergeben hast —

„Ja," antwortete sie, einem Zwang gehorchend, der ihr weh tat.

Sie fühlte seine Hand zu leisem Dankesdruck auf ihrer Schulter, dann setzte sich Viëtor neben Lise Benzberg und nickte Nina von dort aus zu.

Als Adele auf dem Nachhauseweg noch einmal davon begann, sagte Nina: „Ich will es versuchen," worauf ihr die schöne Frau um den Hals fiel und sie herzhaft abküßte.

Da am nächsten Tag keine Aufführung war, sollte ein Ausflug in die Umgegend gemacht werden. Viëtor wollte mit, Adele erklärte, sie müsse erst zu einer albernen Probe in die Turnhalle, danach müsse sie ausruhen, und zum Naturkneipen sei sie überhaupt zu faul. — Da blieb auch er zu Hause.

„Das ist ja ein exemplarischer Ehemann," sagte Benzberg, Litolf aber, der sich als Vierter zu seinem Kapellmeister gefunden hatte, zuckte die Achseln und machte ein zweideutiges Gesicht.

Lise war sehr enttäuscht; den guten Litolf konnte sie alle Tage haben. Fuhr man deshalb nach Bayreuth?

„Warum sehen Sie denn auf einmal aus wie der leibhaftige Mephisto?" fragte sie ärgerlich. Litolf half ihr aber nur stumm in den Wagen und flüsterte dann

Benzberg zu: „Das ist so eine Idee von Viëtor, seine Frau kokettiert etwas mehr als nötig, und er traut sich deshalb nicht sie allein zu lassen. Als ob er nicht eigentlich heilfroh sein könnte, wenn sie ihm davon liefe."

„Na, na, Litolf," sagte Benzberg, „schreiben's doch lieber gleich eine Sensationsnotiz fürs kleine Journal." Und Nina sah den Geiger mit so vorwurfsvollem Blick an, daß der lachend die Schwurfinger emporhob und versprach, das Ehepaar Viëtor für Turteltauben zu erklären.

Da kam Hans Kieter um die nächste Ecke, winkte und trat an den Wagen. — „Darf ich mit? Das Abreisen war mir doch zu dumm; ich hab' ausgeschlafen und bin klüger aufgewacht."

Er sah fröhlich aus, und Nina wurde es auch. Wenn Hans sich von Zeit zu Zeit auf seinem Bock umwandte und ihr zunickte, fühlte sie sich so jung, als habe das Leben sie noch nie mit rauhem Finger berührt.

An der Rollwenzelei stiegen sie aus; dem Liebling Schumanns mußte Benzberg seinen Besuch abstatten.

Die Wirtin pries ihre Jean Paul-Erinnerungen die kurze, hölzerne Stiege lang, aber das kahle Zimmer, der unscheinbare Tisch, das Büchelchen mit des Dichters Krikelkrakelbuchstaben und Tintenklecksen, das von gestern liegen geblieben schien, enttäuschte den kleinen Herrn.

„Spürt ihr hier was von dem lieben, närrischen Menschen mit dem großen Herzen? — Ich sag's ja immer — 's ist nichts mit der Wallfahrt nach heiligen Stätten — versenkt euch zu Hause in den Geist, dann habt ihr ihn."

Lise legte ihren Rosenstrauß vor die Büste, und Litolf hielt eine hübsche, kleine Rede an den Mann mit dem lachenden und dem weinenden Auge, aber in eine so recht Jean Paulsche Stimmung kamen sie nicht. „Weil das der Richard Wagner, der Riese des Pathos, schon gar nicht zuläßt," sagte Hans, der überhaupt nur mit halben Gedanken dabei war.

Nina freute sich an dem einfachen Zustand des Aufenthalts — so leben müssen, nichts haben als das Notwendigste und alles andre erkämpfen dürfen, wäre man nicht dann erst ein ganzer, ein freier Mensch?

Sie hob die Arme empor, wie jemand, der seine Ketten prüft, ob sie wohl abfallen möchten.

Hans fragte, was das solle, und halb verlegen, halb lachend sagte sie's ihm. Er lachte fröhlich mit, schüttelte aber den Kopf.

„Es ist doch anders, Nina. Würde Dich Armut ganz und frei machen? Und was wolltest Du denn mit dieser Freiheit anfangen? Nicht frei und dadurch ganz, klingt schon besser. Überleg Dir mal wie ich's meine, und ob Du das nicht eigentlich auch meinen könntest."

Dabei sah Hans seine Kindheitsfreundin mit demselben freundlichen Übermut an, mit der er ihr ehemals eine Arbeit aus den Händen genommen hatte, die sie doch nicht fertig kriegen würde, und die er deshalb lieber gleich selber tun wollte.

Sie fühlte sich ganz die kleine Nina, die in ihrem einsamen Garten auf den wilden Nachbarsjungen angewiesen war. Ehe sie sich aber irgend etwas überlegen konnte, drängte Benzberg weiter: er wollte sein Teil von der bunten Welt genießen

und der Wagen sollte seine Räder tüchtig abfahren. Wenn Hans Kieter gar so viel auf dem Herzen habe, wolle er mit Vergnügen zu dem Rosselenker in ein freundnachbarliches Verhältnis treten.

Lachend wehrte sich Hans. „Ich denke, wir haben noch lange Zeit, miteinander zu schwatzen — wir sind ja Nachbarkinder."

Lise Benzberg kam auf einmal ein wunderschöner Gedanke: wenn die zwei sich verlobten! Vielleicht gar in ihrer Gegenwart! Sie machte ein sehr liebes, glückliches Gesicht und streichelte Ninas Hand, während sich Hans Kieter wieder auf seinen Bock schwang.

Aber Lise Benzberg sah sich enttäuscht. Sie verlebten einen goldenen Tag miteinander, einen Tag voll der rechten Mischung törichter und kluger Reden und glänzender Stimmung.

Nur daß die Stimmung doch nicht bis zu Ende vorhielt.

Sie redeten schon vom Heimfahren und schlenderten noch einmal durch den Park der Eremitage, da blieb Nina vor einer Tuffsteingrotte stehn und sah dem Huschen einer Maus zu, die sich verlaufen hatte und nun keinen Ausweg aus dem Steingänglein fand, in das sie geraten war. Steckte sie das Schnäuzchen rechts heraus, so scheuchten sie Ninas glänzende Augen zurück, wollte sie links ins Freie, so stand Hans Kieter in grauenhafter Größe vor ihr.

Als Hans sah, was Nina beobachtete, lachte er, sie aber sagte: „Das kleine Ding — wie sich's ängstigt und abjagt, und noch dazu um eine ganz eingebildete Gefahr."

„Wie oft machen wir armen Schlucker es ebenso und werden nicht halb so liebreich bedauert, wie diese Maus, die wir jetzt gleich befreien wollen."

Er nahm Ninas Arm und zog sie auf seine Seite herüber. Husch! war das Mäuschen drüben hinaus.

„Die wäre erlöst."

„Du willst doch nicht sagen, daß Du jemals solch' hilflose Maus gewesen seist!"

„Nicht gerade hilflos — aber um eingebildeter Torheiten willen bin ich unbedingt drei Jahre zu lange draußen geblieben."

Nina schwieg; während sie sprach, hatte sie ihn schelmisch angeschaut, jetzt hing ihr Blick fest am Boden. Das störte ihn nicht, lebhaft sprach er weiter: „Nun wollen wir aber heim und wirklich in Roringen bleiben. Ich hab' allerlei zugelernt, nicht bloß in meinem Beruf, sondern auch, daß ein großes Wasser nur aus etwas mehr Tropfen besteht, als unser heimischer, plätschernder Bach — der Tropf Mensch nun gar bleibt sich überall gleich. Wann reist ihr, Nina? Ich schließe mich an, die Mutter wird überrascht — gib acht, wenn sie dem verlornen Sohn auch nicht gerade ein Kalb schlachtet, Waffeln bäckt sie ihm gewiß."

Dabei neigte er sich zu Nina, und da sie noch immer nicht aufsah, hob er sacht ihr Gesicht in die Höhe — ein ängstlicher, erschreckter Blick traf ihn, er ließ ihren Arm los und stand ihr mit einer jähen Wendung gegenüber, als müsse er sie am Davonlaufen hindern.

„Soll ich nicht heimkommen?" fragte er kurz und hart.

Sie wurde nur noch verwirrter durch seine Heftigkeit. „Gewiß," stammelte sie, „Du sollst, wir sehnen uns alle danach, nur — ich — eben jetzt — ich fahre nicht mit Benzbergs nach Hause."

„Du fährst nicht mit Benzbergs nach Hause? — Das heißt, die reisen noch anders wohin. Deshalb können wir doch zusammenreisen, wir sind doch keine Narren der Prüderie."

Ninas Farbe ging und kam; Hans sah so zornig aus, als wisse er schon, was sie ihm zu sagen hatte, sie ängstigte sich davor, aber es mußte doch gesagt werden, es war doch nun einmal so. Ihre Verwirrung stieg und machte ihn immer ungeduldiger.

„Oder willst Du überhaupt nicht mit mir reisen? So sag's nur, und Du bist mich auf der Stelle los."

„Ich reise gar nicht, Hans — lieber Hans, sei vernünftig — Du bist doch kein zwölfjähriger Brausekopf mehr! Ich habe Adelen versprochen, für die Dauer der Festspiele hierzubleiben."

„Adelen? — Viëtor!"

„Auch Viëtor," stimmte sie zu. Die Verwirrung war überwunden, sein Ton hatte sie gekränkt.

„Aber Nina, bist Du denn wahnsinnig! Bei diesen beiden willst Du bleiben? Bei diesen Menschen ohne Treue, ohne Ehre, ohne —"

„Halt ein, Hans — wie kannst Du so reden! Dafür gibt es eine einzige Erklärung: Du bist gar nicht darüber hinaus, Du bist gar nicht zu lange über See gewesen, Du hast weder vergeben, noch vergessen. Du kannst ja noch nicht einmal ohne Bitterkeit von ihnen sprechen."

„Und Du? Du steckst wie die Maus im Gang, hüben steh' ich, drüben der verdammte Rattenfänger, und Du rennst hin und her und weißt noch heutigentags nicht, wohinaus Du eigentlich laufen willst."

„Vergib, Nina," rief er gleich darauf, als er sich ihres blassen Gesichts bewußt wurde, und faßte ihre Hand zu leidenschaftlichem Druck. „Vergib und nimm Dich ein einzig Mal in Deinem Leben kurz — geh' mit mir nach Hause."

Aber die Farbe kam nicht wieder, und ihre Lippen legten sich fest aufeinander. Erst als sie ihre Hand freigemacht hatte, sagte sie leise: „Ich hab' es versprochen, sie brauchen mich, und ich kann es auch tun, denn ich fühle keinen Groll mehr."

„Nun denn! Nun also! Lauf in die Irre; Du wirst Dich dabei ja wohl so gründlich verlaufen, daß Du den Weg zu uns ehrbaren Philistern überhaupt nicht mehr wiederfindest."

Dabei stieß er die Zwinge seines Stockes so tief in die Erde, daß er zerbrach, warf ihn fort und ging raschen Schrittes davon.

Lise Benzberg klappte ihr Köfferchen zu und sah Nina schwermütig an: die glückliche Nina, die in Bayreuth bleiben würde. Aber die glückliche Nina sah den ziehenden Wolken nach und wünschte, auch sie könne ihren Koffer schließen.

Ich hab' es versprochen, sie brauchen mich — sagte sie sich immer wieder vor, aber diese beiden Gründe reichten nicht aus, sie ruhig und zufrieden zu machen.

Hans Kieter war nicht wiedergekommen und hatte nichts von sich hören lassen; der zerbrochene Spazierstock blieb Ninas letzte Erinnerung an ihn und hinterließ ihr das quälende Gefühl, als habe er den Stab über sie gebrochen.

Am Bahnhof, wohin sie Benzbergs begleitete, wartete Adele.

„Ich muß doch Schildwache stehn, damit ihr mir die Nina nicht entführt."

„Ich hätte die größte Lust, Euch Bayreuthern dies Schnippchen zu schlagen," rief der Kapellmeister in den höchsten Tönen. „Und das sage ich euch: behandelt sie wenigstens halb so gut, wie wir sie behandelt haben würden. Ich traue euch nicht."

Adele lachte, faßte Ninas Arm und zog sie dicht an sich. „Aber sie soll ja unglaublich verwöhnt werden — lassen Sie's in Roringen in die Zeitung setzen, herzallerliebster Papa Benzberg, daß ich mich dazu verpflichte. Und zum Dank dafür, daß Sie mir das Goldkind lassen, will ich Ihnen im nächsten Witwenfonds-Konzert meine allerschönsten Lieder singen, und will mir sogar den obligaten Huldigungsstrauß selber kaufen, damit's halt gar keine Unkosten macht."

Der Zug setzte sich in Bewegung, aber Benzberg schrie noch ein: Angenommen! heraus, so hell und hoch, daß es der Lokomotivführer beinahe für ein Signal gehalten hätte.

„Er hat sich doch gar nicht verändert, der gute Alte. Der kommt niemals vorwärts und wird so weiter in Roringen leben, und wird da sterben, und sie werden ihm ein Denkmal setzen mit einem Halleluja singenden Engel darauf, genau so geschmacklos wie seinem Vorgänger. Leute, erstickt ihr denn nicht? Hat sich denn überhaupt etwas verändert, seit wir als Kinder über die Zäune kletterten?"

„Die Alten sind davon gegangen, braune sind grau geworden, Junge heraufgewachsen, winziges Volk hat sich neu dazugefunden, um die Lücken zu füllen — es sind aber wieder ganz dieselben Menschen."

„Du hast Dich auch nicht verändert! Sowie man mit Dir plauschen will, fängst Du zu philosophieren an. Laß das nach, Schatz, Du stirbst sonst wahrhaftig noch als alte Jungfer, und Deine Lücke in der Wildnis bleibt ungefüllt."

In etwas hatte sich Nina doch verändert, sie war nicht mehr empfindlich gegen Adelens Unarten. Adele wunderte sich selber, daß ihr Arm nicht zuckte, sondern ruhig liegen blieb, und daß die Sensitive von ehedem so gelassen mit ihr weiterwanderte nach der Wohnung, die sie nicht weit von der Sonne in einem Privathause innehatten.

„So, da sind wir. Das ist der Salon, Nina, in dem wir unsre Freuden und Schmerzen gemeinsam tragen müssen, je rechts und links haben wir zwei unsre Zimmer, ich hab' noch das Kammermädchen mit dem Kleiderstapel daneben. Du hausest hier, dem Salon gegenüber — Blick ins Grüne — gefällt Dir's? Ist's groß genug? Sonst müßten wir diesen Kleiderschrank wegrücken lassen und Dir das Käfterchen dahinter ausliefern, worin Nikolaus arbeiten will — was er doch nicht tut."

Nina fand ihr Zimmer groß genug und entzückend; alles war freundlich zurecht gemacht, Blumen blühten in einer großen Schale zum Willkomm; auch ihr Gepäck stand schon da.

„Also, laß Dir's gefallen! Sowie Du Dich erfrischt hast, komm in den Salon zum Lunch — wir warten."

Nina legte nur Hut und Handschuh ab, viel zu eilig, um zur Besinnung zu kommen. Sie wollte sich jetzt nicht besinnen, wollte sich nicht darüber wundern, daß sie Viëtors Gast war, daß Adele Folz ihr Blumen ins Zimmer stellte.

Als sie die Salontür öffnete, lag Adele auf dem Langstuhl, hatte den linken Arm unter's Haar geschoben, winkte ihr mit der Rechten lebhaft zu und schickte ein feines Dampfwölkchen durch die blitzenden Zähne.

Viëtor stand am Fenster, wandte sich langsam um und ging Nina entgegen.

„Es ist lieb und gut von Dir, daß Du gekommen bist."

Ehe Nina antworten konnte, glitt Adele vom Sofa, klingelte und rief: „Bravo! Da seh' ich doch, daß mein Alter auch höflich sein kann. Kinder, kommt, ich hab' einen fafnermäßigen Hunger."

Sie ließ sich die zierlich aufgetragenen, auserlesenen Speisen vortrefflich schmecken, schwatzte lustig drauf los, nahm ihres Mannes Dienste unaufhörlich in Anspruch und ließ sich nicht durch die Wortkargheit der andern stören.

Sowie sie satt war, stand sie auf. „Nun muß ich mir's bequem machen — von früh an in dress, das halt' ich nicht aus. Auf Wiedersehen!"

„Bist Du satt, Nina?"

„Längst."

Viëtor klingelte. Während das Mädchen abdeckte, ging er langsam im Zimmer auf und ab. „Darf ich rauchen?"

„Natürlich."

Er brannte sich eine Zigarette an und blieb vor dem Flügel stehn, der in der Mitte des großen Zimmers stand, das sehr hell und sehr bunt ausgestattet war.

„Alle Tage Sonnenschein macht müde."

Nina ließ den Schutzvorhang am Fenster niederziehen.

„Ist's besser so?"

„Ich danke Dir."

Dann schwiegen sie wieder. Das Mädchen legte eine himmelblaue, goldgestickte Peluchedecke auf den Eßtisch und verschwand; zugleich öffnete Adele die Nebentür.

„So, da bin ich wieder. Gott bewahre! Habt ihr euch die ganze Zeit angeschwiegen?"

Adelens Erstaunen machte sie beide lachen, und bei dem Lachen wurde Nina leicht ums Herz. Es war hier doch anders gewesen als draußen im Angesichte des Maintals, im lärmerfüllten Sonnengarten, in Gesellschaft der schwärmenden Lise. Dies Zimmer mit seinem Flügel war trotz der himmelblauen Färbung erinnerungsvoller. Aber nun war das vorbei, nun war es überwunden für immer.

Adele stand noch in der Tür und lachte mit. Sie sah wunderschön aus, Hals und Arme schimmerten durch ein loses blaßblaues Morgenkleid, das Haar fiel offen

in weichen Wellen bis zu den Ellbogen herunter, und die Augen ließ sie spitzbübisch verschlafen unter den goldenen Lidern hervorblitzen.

„Kinder, seid's lieb und schimpft nicht, wenn ich mich hinleg'. Wenn ich am Nachmittag sing', muß ich am Vormittag schlafen. Spiel doch der Nina was vor, die hat's gern, und meinen Schlaf stört das nicht. Man hört sich wirklich die Musik so sachte über."

Viëtor sah ihr nach; als die goldenen Haare hinter der Tür verschwunden waren, sagte er halblaut, als wolle er sich's kaum selber anvertrauen: „Sie hat nur Freude an dem eignen Gesang, alles andre ist ihr keine Musik."

Dann wandte er sich schnell zu Nina: „Nun also gehorchen wir. Was möchtest Du hören?"

„Etwas von Viëtor," antwortete sie; da sie aber sah, wie sich die wohlbekannte Falte an der Nasenwurzel vertiefte, setzte sie hinzu: „oder von Beethoven."

Er nickte und klappte den Flügel auf: „Setz Dich, Nina."

Sie setzte sich gehorsam an das verdunkelte Fenster, und er begann das Andante aus der Kreutzersonate zu spielen, von dem er wußte, daß sie es besonders liebte.

Gleich nach dem ersten Griff begann Adele drüben mit der Jungfer zu sprechen; Viëtor horchte und wurde unruhig, die Finger gehorchten ihm, aber die Gedanken gehorchten ihm nicht. Es waren Beethovens Noten, aber es war nicht Beethoven, was er spielte — und es war auch nicht Viëtor, durch den Nina diese Musik zuerst kennen gelernt hatte. Unruhig klang's und gereizt, sie empfand geradezu körperlichen Schmerz bei seinen Accenten und wurde von Minute zu Minute trauriger. Spottete er ihrer oder hatte er sich so verändert?

Als er endlich die flimmernden Variationen wie wohlfeilen Flitterstaat herunterjagte, sagte sie: „O Viëtor, Du kannst nicht mehr Beethoven spielen."

So leise sie sprach, er hörte es doch und brach mitten im Takt ab.

„Das Geschwätz da drüben macht mich nervös."

Nun hörte auch Nina, daß nebenan etwas lebhaft Toilettenfragen abgehandelt wurden. Sie stand auf und kam zum Flügel. „Ich habe es gar nicht gemerkt — und irgend einmal muß das doch auch besprochen werden. Mir scheint, Du hast Anlage zum Haustyrannen," setzte sie mit liebenswürdigem Lächeln hinzu.

Er blieb sitzen, und die Falte grub sich noch tiefer in seine Stirn. Sie will dich trösten, dachte er, sie will dir wohltun, aber das macht's ja noch schlimmer. Ich hätte sie nicht halten sollen — ich war ein Narr, der seine leeren Taschen zeigt, wo er doch um Gotteswillen volle aufweisen sollte.

„Hol Deine Geige," bat Nina, „und laß uns die Sonate zusammen spielen. Mir liegt so wie so der Geigenklang im Ohr. Hast Du die Noten und hast Du die nötige Geduld, wenn ich Dummheiten mache?"

Er tat ihr den Willen und holte Noten und Geige. Das war immer noch besser als reden.

Sie fingen an und fürchteten sich dann vorm Aufhören; sie übten wie ein paar lerneifrige Musikschüler, er beaufsichtigte ihren Fingersatz, sie stritten sich über die Tempi. Nina vertrat den Viëtor von ehemals gegen den Viëtor von heute. Sie

einigten sich und wiederholten, und fühlten beide, daß sie sich etwas vorzutäuschen versuchten.

So trieben sie's noch, als Adele wieder hereinkam im Straßenkleid, das Hütchen auf dem Kopf, bereit, nach dem Festspielhaus zu fahren. Sie lachte hell auf über die fleißigen Leute.

„Gott bewahre, im Hochsommer zwei Stunden lang üben! Ihr seid's verdreht, Kinder. Wie steht's, Nina, hörst Du heute den Parsifal?"

Viëtor legte die Geige weg. „Aber da müßt' ich gleich nach einem Billet laufen."

„Tu's nicht. Ich bin heute zu müde. Nächstesmal mit frischen Kräften und freier Seele."

„Schön, Schatz! Nächstesmal; bei der Glut verdenk' ich Dir gar nichts, bleibe im Kühlen. — Und Du, benimm Dich wie'n Gastfreund, mein geliebter Eck Eckenbold vom eckigen Berge. Und holt mich mit gutem Humor ab, damit wir einen lustigen Abend haben. Euer Kaffee ist fertig."

Sie warf Viëtor eine Kußhand zu, zauste Nina am Haar und ging hinunter, wo der Wagen wartete.

Viëtor und Nina rührten sich nicht, bis sie das Rollen der Räder hörten; dann sagte er mit einer Stimme, die fast tonlos war: „Ich muß Dich etwas fragen, Nina."

Nein, wollte sie sagen, nein! Aber ehe sie zu reden vermochte, sprach er schon, leise und hastig: „Antworte mir, sage mir ehrlich: ist er an meiner Flucht gestorben? — All die Jahre daher hab' ich sein verwittertes, verwüstetes Gesicht gesehen, wie an dem Abend, wo wir Benzbergs Sinfonie aufführten. Nicht für einen einzigen Augenblick konnte ich mir ihn anders vorstellen — ich hab' den Ton seiner Stimme gesucht, wie sie in guten Tagen an mein Ohr schlug, und nicht gefunden. Dein Vater, Deine Mutter und ich — wir haben ihm das Leben verdorben — Du allein, Nina, hast ihm Treue gehalten."

Als er schwieg, konnte Nina zunächst überhaupt nicht reden. Das also, das lag auch noch auf seinen Schultern.

Ja, ja! schrie es in ihr, Du bist schuld daran. Aber sie zwang sich zu einer guten Antwort.

„Und doch habt ihr andern ihn viel glücklicher gemacht als die unbeholfene Nina."

„Um ihn dann um so sicherer zu treffen."

„Nein, Viëtor. Du hättest ihm auch nicht mehr helfen können, seine Kraft war verbraucht, er war schon vorher am Tode; der gab ihm nur noch für die Cäcilie eine kurze Frist — Benzberg war ja da — er hat Benzberg gar nicht mehr angehört. Nein, nein — Du darfst Dich nicht quälen — Du mußt an all das Licht denken, das Du in die Wildnis gebracht hast, an die goldenen Stunden, an die Schaffensfreude, die Du ihm geschenkt hast; Du bist seine zweite Jugend gewesen — er hat Dich sehr lieb gehabt."

Als Nina das in selbstvergeßnem Eifer sagte, wurde Viëtor sehr blaß. In hastiger Abwehr streckte er die Hand aus und wandte sich zum Fenster; er hatte sich

danach gesehnt, daß Nina ihm das Schuldgefühl gegen Herrn Sebastian vom Herzen nähme, und nun wurde mit jedem ihrer guten Worte die Last schwerer und unerträglicher.

Da öffnete Betty die Tür. „Wo befehlen die Herrschaften den Kaffee zu trinken?“

Im ersten Augenblick wunderte sich Nina, daß da nicht die Radken auf der Schwelle stand, dann strich sie sich mit ihrer alten Kinderbewegung über die Stirn, stand vom Flügel auf und sagte: „Vor allen Dingen will ich nun von Bertran de Born hören.“

Da hatte sich auch Viëtor wieder in der Gewalt. Gut denn, Bertran; wenigstens war es das einzige, wobei er sich selber vergessen konnte.

„Und wie Autafort dort droben
Ward gebrochen meine Kraft,
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht noch Schaft,“

sagte er langsam, als er an Nina vorbei nach der Tür ging.

„Aber selbst Uhland endet nicht damit,“ antwortete sie heftig.

„Nein. Du sollst ja wecken; bespanne die Harfe und schärfe das Schwert — ich halte still.“

Er ging ihr nach dem kleinen Zimmer voran, das neben dem ihren lag und bestellte den Kaffee dorthin.

Als der kam, saßen sie sich an einem großen Tisch gegenüber, zwischen ihnen lagen Blätter mit Versen, Noten und Merkworten. Eine Linde schickte grünes Licht durch das Fenster, und das Mädchen dachte: Ist die Fremde ein Blaustrumpf oder eine Prinzessin? Sogar meine Gnädge schenkt dem Herrn seine Tasse ein, die aber nicht rühran, ich muß sie alle beide bedienen.

Viëtor aber dachte: Das hab' ich verwirkt, nicht den kleinsten Dienst werden diese weißen Hände jemals wieder für mich tun.

Aber die weißen Hände taten ihm einen größern Dienst, obwohl sie fest gefaltet in Ninas Schoß lagen. Sie bauten ihm aus den Trümmern seines Bertran wieder das Märchenschloß auf, das er vor vier Jahren begonnen und im Treiben des Tags wieder zerbröckelt hatte.

Nina sprach und sprach; erst leise und stockend, dann warm und im vollen Fluß der Begeisterung.

Sie wußte noch alles, was er in diesen vier Jahren vergessen hatte, sie hatte vier Jahre lang in Schneegestöber und Gaisblattduft an diesem Märchenschloß gebaut und geschmückt. Jede Empfindung, jede Regung, jede Wandlung seiner Gestalten hatte sie behalten, und wie sie ihm Charaktere und Zustände wieder ins Gedächtnis drängte, kamen ihm auch die Melodien und die Stimmungen von damals zurück.

Zum erstenmal seit dem Wiedersehen vergaß Viëtor in Ninas Gegenwart, was sie einander Liebes und Leides getan hatten, vergaß Vergangenheit und Gegenwart, und lebte in der andern, unpersönlichen Welt, die vor den Zeiten der Grünau seine einzige wirkliche Welt gewesen war.

Als das Mädchen kam, um ihnen einen Teeimbiß zu bringen, schaute sie neugierig von ihr zu ihm, und schaute dann enttäuscht gen Himmel — zu der amorettenbemalten Decke.

Ihre leisen Schritte hatten ihr keine kostbare Entdeckung eingetragen: dies Fräulein Rodeck hatte vergilbte Blätter in der Hand, und der Herr las Noten — je nun, wem das Spaß machte — aber junge Leute und in den Hundstagen! — da lacht man doch wenigstens.

Sie klirrte mit den Tassen, um die Fleißigen aufzuwecken.

„Ja so," sagte Viëtor, „wir müssen nach dem Festspielhaus."

Der Zauber war zerstoben, hastig tranken sie ihre Tassen leer und redeten gleichgültige Dinge in abgebrochnen Sätzen.

Als Nina aber dann mit Hut und Handschuhen aus ihrem Zimmer trat, stand Viëtor wartend auf dem Flur, drückte ihr heftig die Hand und sagte: „Ich danke Dir, Nina, Du machst Tote lebendig."

Als sich Nina Rodeck an diesem ersten Tag in der Richard Wagnerstraße schlafen legte, dachte sie dankbar: Wie gut, daß ich geblieben bin, o wie gut. Am Ende der ersten Woche dachte sie es nicht mehr. Reich war diese Woche gewesen an Schönem und Wunderbarem, aber auch unheimliche Augenblicke hatte es gegeben, die sie nicht verstehn wollte um keinen Preis.

Adelens Laune schien glänzend, sie sorgte für Ninas Unterhaltung und Behagen, in ihrer übermütigen Weise zwar, der leicht eine Taktlosigkeit durchschlüpfte, doch eifrig und heiter.

Nur als Viëtor je mehr und mehr über der Arbeit saß, verschlechterte sich ihre Stimmung.

Zur zweiten Parsifalaufführung hatte es keinen Platz mehr gegeben, nun kam der Tag wieder heran.

„Werdet Ihr morgen geruhen uns zuzuschauen?" fragte Adele ein wenig spitz, denn alles ertrug sie leichter, als wenn jemand ihrem Gesang nicht den höchsten Tribut zollte.

Nina sah von der Spitze auf, die sie für Adelen mit bunten Seidenfäden durchzog. „Dein Mann hat mir den Sitz schon bestellt."

„Er wird Dich doch hoffentlich begleiten, der unhöfliche Mensch?"

Der unhöfliche Mensch saß am Flügel; er hatte Nina ein Trutzlied Bertrans vorgespielt, war aber beim Eintreten seiner Frau sofort abgesprungen und ließ nun die Finger gedankenlos aus einer Tonart in die andre gleiten.

Nina antwortete statt seiner: „Ich brauche ihn nicht, er mag seinen ruhigen Nachmittag getrost zur Arbeit benutzen."

„Ruhigen Nachmittag! Als ob ich lärmte, als ob diese Art Arbeit überhaupt der Mühe lohnte, und der Anmaßung, mit der sie uns den Tageslauf stört. Es ist doch nichts und wird nichts, und ist vier Jahre ganz gut ohne gegangen. Er mag lieber üben, am Ende verlernt er noch 's Geigen über der faden Komponiererei."

Ihr Ton war noch unartiger als die Worte. Viëtor klappte den Flügel zu und ging hinaus, Nina sah Adelen entsetzt an. Die machte ein bezauberndes Schmollgesicht. „So seid Ihr nun! Er rennt weg, und Du schaust mich an wie Lots Weib den Schwefelregen. Man kann einfach gar nichts mehr sagen."

„Du weißt wohl nicht, was Du sagtest."

„Aber ganz gewiß: es ist nichts und wird nichts; er macht fade Musik — innerliche oder aparte, oder — ich weiß nicht was für welche — aber das weiß ich, daß sie keinem Menschen gefallen wird, und daß kein Theater sie aufführt. Dann bin ich die Frau eines lächerlichen Menschen, der mit seiner Partitur in der Tasche hausieren geht. Gräßlich."

„Eine Törin bist Du, die nicht begreift, was ihr Mann wert ist. Aber wenn Du ihm nur Freiheit und Stimmung nicht verkümmerst, so wird die Zeit Dich belehren."

„Sieh mal an — Du redest, als ob Du in ihn verliebt wärst."

Eine zornige Röte stieg Nina bis in die Stirn. „Das klingt, als ob Du es nicht seist."

Adelens Ärger war verraucht. Der Gedanke, daß Nina Rodeck hoffnungslos in ihren Mann verliebt sei, machte ihr ja eigentlich Spaß; ja, es machte ihr seinen Besitz wieder wertvoller.

Sie lachte fröhlich auf, seufzte dann, huschelte sich in einen Polsterstuhl ein und sagte: „Verliebt? Ach Nina, was weißt Du davon. Mit Illusionen geht man in die Ehe, erwartet ein Paradiesgärtlein und findet ein Kartoffelfeld."

„Du doch nicht."

„Ja aber gewiß. Ich war eine Gans. Freilich hatt' ich mich in Viëtor verliebt, ich glaube, weil er Dir den Hof machte, vielleicht auch wegen seiner Musik oder weil die Mutter drei Kreuze vor ihm schlug — aber wenn ich mir hätte von ihm zu einem Engagement helfen lassen, ohne mich selber dabei zu engagieren, das wär' gescheiter gewesen. Voriges Jahr hätt' ich einen Prinzen kapern können."

„Und Hans?" fragte Nina mit atemlosen Schrecken.

„Der gute Hans! Ich glaube, die ganze Geschichte mit Hans war nur Dépit amoureux — vielleicht von ihm auch. — Man kann wirklich nicht immer ganz genau wissen, was man fühlt."

Nina stand auf. „Aber man sollte immer wissen, was man redet, Adele."

„So?" — Einen Augenblick schien es, als käme ein ehrlicher Zorn über die schöne Frau, doch das kräftige Gefühl verflog gleich wieder. Sie lachte und ging nach ihrem Zimmer. Auf der Schwelle wandte sie sich zurück: „Moralisieren ist noch schlimmer als philosophieren. Merk Dir das, Nina."

Als sie wenige Minuten später im Hut zurückkam, stand Nina noch regungslos auf demselben Platz.

„Sag meinem hochliebenswürdigen Gatten, daß ich spazieren gegangen sei."

„Willst Du mich nicht mitnehmen?" fragte Nina, als wache sie mühsam aus einem bleiernen Schlafe auf.

„Nein, ich danke; ich will mich amüsieren, und wenn jemand mit solchem Gesicht nebenher läuft, möchte das schwierig werden."

Kaum war sie fort, so trat Viëtor herein. „Du bist nicht mit?“ fragte er erstaunt.

„Nein.“

Er dachte nicht weiter über den Grund nach, langsam durchmaß er die Länge des Zimmers. „So ist es nun. Begreifst Du jetzt, daß ich lahm werde? Daß ich nicht weiter komme? Daß Stimmung, Phantasie, Kraft, Sammlung, kurz alles, was ich zum Arbeiten brauche, dabei zum Teufel geht?“

Du müßtest ihn jetzt allein lassen, dachte Nina, blieb aber wie gelähmt auf demselben Flecke stehn.

„Diese kleinen Dinge, dies Genörgel und Getändel, dies Leben obenhin, dies Haschen nach dem Flimmernden, diese Angst vor der Tiefe — und alles das zum täglichen Brot — man glaubt am Ende, die ganze Welt sei so und man laufe als unberechtigte Naturmerkwürdigkeit in ihr herum. Begreifst Du es nun?“

„Ja,“ antwortete Nina leise. „Aber man darf sich nicht unterkriegen lassen.“

„Nicht unterkriegen lassen! Fliege doch, wenn sie an Deinen Schwungfedern zerren.“

„Geh auf ein paar Monate in die Einsamkeit und komme erst zurück, wenn der Bertran fertig ist. Ihr werdet Euch dann beide wieder aneinander freuen können.“

Er lachte spöttisch auf: „Sie braucht mich ja.“

„Braucht sie Dich wirklich?“

„Mich? Mich wohl nicht; aber den Kavalier, den Schirmhalter — und sie braucht auch den Kerkermeister.“

„O Viëtor — wie kannst Du so reden! Jetzt verleumdest Du euch beide in einem Atem. Reise — es ist das einzige, was Dir helfen kann, und lern in der Einsamkeit wieder an Dich selber glauben.“

Ehe er antworten konnte, ging die Türe auf; Adele schaute herein. „Ich hab' mir's überlegt, Nina, komm mit. 's ist mir doch noch lieber, als wenn Du hier die Muse meines getreuen Orpheus spielst. Flink, flink! Es warten ihrer drei unten auf uns: wir wollen lustig sein.“

Der Tag verging schwül, und über Nacht wurde die Stimmung nicht frischer. Adele schlief länger als sonst und kam dann verdrossen zum Frühstück. Sie schob Nina das Parsifalbillet zu und sagte: „Aber heute gehst Du bestimmt, heute setzt Ihr euch nicht ins Notenkäfter zum Gaudium der Betty. Du hast ihn noch gar nicht zu Ende gehört, 's ist ein Skandal.“

Keins antwortete; Nina steckte ihr Billet ein und trank ein paar Tropfen. Das Essen vergaß sie, weil sie sich immer wieder die Frage vorlegte: Gehn oder bleiben? — Sie fand keine Antwort.

Nach dem Kaffee sang Adele ihre Morgenübungen. Sie hatte ein neues Lied, das sie sich von ihrem Manne begleiten ließ, obwohl sich Nina dazu erbot.

„Aber ich bitt' Dich, wenn man sich schon seinen Schulmeister heiratet! Gewöhn ihm nur Prinzenmanieren an; deshalb hab' ich Dich gerade hier behalten!“

Darauf verstummte Nina, und Viëtor setzte sich an den Flügel. Als Adele aber einmal über seine Kritik maulte, sagte er kurz: „Du hast den Schulmeister befohlen.“

Mit einem Achselzucken tat sie die Antwort ab und sang weiter. Da er sie aber unverdrossen wieder unterbrach, sobald er unzufrieden war, knüllte sie ihr Notenblatt zusammen und warf das Knäuel auf den Teppich.

Er spielte die Begleitung gelassen zu Ende, doch eben diese Gelassenheit erzürnte Adelen noch mehr. Sie riß seine Hände von den Tasten weg, schlug den Klaviaturdeckel nieder und rief zornig: „Hör auf! Ich will nicht mehr!“

Ihre Augen sprühten, der Groll, den sie seit acht Tagen in sich wachsen spürte, den sie sich mit kleinlichem Ärger noch überdem verbitterte, machte sie zittern. Das spürte Viëtor, als sie seine Hände packte. Er hielt sie fest, sah sie prüfend an und sagte ziemlich mild: „Sei doch vernünftig, Adele.“

„Ich will nicht vernünftig sein. Zwei Vernünftige in einem Trifolium sind mehr als genug, vernünftige Leute sind unerträglich. Deine vernünftige Schulmeisterei macht, daß ich nächstens überhaupt nicht mehr singen kann.“

„Zum Donnerwetter! Willst Du ein Lied großen Stils singen wie einen Gassenhauer?“

Nina stand leise auf, legte Nadel und Fingerhut geräuschlos aufs Fensterbrett und wollte hinausgehn.

„Du bleibst hier!“ rief Adele heftig, „Deine Gegenwart bringt ihn vielleicht zum Bewußtsein seiner Unart.“

Und „Du bleibst,“ fügte Viëtor hinzu. „Adele wird zur Besinnung kommen.“

Unschlüssig blieb Nina stehn; die Worte hielten sie nicht, aber Viëtors Blick, der bittend und befehlend zugleich unter den zusammengezogenen Brauen hervorleuchtete, machte sie schwanken.

Und so hörte sie eine Flut von Vorwürfen daherbrausen über seinen Geschmack, den kein einziger Mensch teile, den die modernen Leute ebenso wie die altmodischen Leute entsetzlich fänden, weil es eben nur seine höchsteigene, höchstverbohrte Manier sei, an der allenfalls noch Nina Gefallen fände; Nina, die ihn in all seinen Marotten bestärke, anstatt ihr bei seiner Heilung und Besserung beizustehn, weil ihre blinde Verliebtheit natürlich selbst das Aschgraue rosa färbe. „Sie ist ja immer in Dich verliebt gewesen. Das Arbeitskäfter drüben wird wohl davon zu reden wissen. Ihr habt euch ja schon damals in der Wildnis heimlich unterm Flieder geküßt.“

„Nun schweigst Du still,“ sagte Viëtor sehr leise, aber in seiner Stimme lag etwas, was Adelen Einhalt tat.

Sie redete nicht mehr, aber sie weinte nun. Sie drückte ihre Hände gegen die Augen, schluchzte und wartete darauf, daß sie getröstet würde. Da das nicht geschah, erhitzte sich ihr Ärger an der getäuschten Erwartung aufs neue. Jäh ließ sie die Hände sinken und sah Viëtor und Nina an, die sich beide nicht gerührt hatten.

Er saß vor dem Flügel und starrte auf das Notenblatt, Nina stand mitten im Zimmer und sah Adelen in blassem Entsetzen an.

Adele hatte gedacht, die beiden würden sich anschauen oder irgend etwas tun, was ihr Anlaß zum Schelten gäbe; daß sie sich geirrt hatte, nahm ihr den letzten Rest von Fassung.

„O ihr, ihr beiden! Wenn ich euch nie gekannt, nie gesehen hätte! Was alles hat mir die gütige Natur geschenkt! Schön bin ich und eine Künstlerin —

jawohl, trotz eures hochmütigen Zweifels bin ich's, und reich bin ich auch — aber dieser gräßliche Mann vergällt mir alles. Und Du erst, Du Heimliche, Stille, Vortreffliche! Von frühester Kindheit an hast Du mich gestört und verdrängt: in der Schule und bei den Nachbarsleuten, unten in Roringen und oben auf der Grünau — überall streckteſt Du die Hände nach dem aus, was mir zukam, um mir nun zu guterletzt auch noch meinen Mann zu stehlen."

Da sprang Viëtor von seinem Sessel auf, und sein Gesicht sah so drohend aus, daß Adele aufschluchzend das Tuch vor die Augen drückte und zum Zimmer hinauslief.

Als die Tür hinter ihr ins Schloß schnappte, schwand sein Zorn, aber er sah grau aus vor Erregung. Langsam wandte er sich zu Nina und sagte mit heiserer Stimme: „Vergib".

Sie konnte nicht antworten, sie bewegte nur den Kopf ein wenig, sie nahm auch die Hand nicht, die er ihr bot.

Da fuhr er mit beiden Händen empor und riß sich an den Haaren; eine Gebärde, die Nina bei ihm, der seinen Körper allzeit so fest in der Gewalt hatte, mehr ängstigte als Adelens leidenschaftlich dramatische Beweglichkeit. Aber er ließ die Hände gleich wieder sinken und sagte nur langsam: „Gibt es noch einen Menschen, der sich so grausam betrogen hat?"

Nina schwieg.

Er sah sie an und schüttelte den Kopf über den Ausdruck von Verzweiflung in dem stillen Gesicht.

Als sie sich nicht rührte, fuhr er hastig fort: „Glaube nur nicht, daß sie sagt was sie denkt, daß sie meint, was sie spricht, oder daß sie auch nur zum Zwecke spräche — das ist immer alles Pose, Scene, Effekt; nicht Schauspielerin ist sie, aber Komödiantin — innen ist alles leer, und das Wellenkräuselspiel obenauf wird von außen durch einen Zufallswind hervorgerufen, der nie voraus berechnet werden kann. Das ist ja das Mörderische, daß sie nicht zu fassen ist, nicht mit Vernunft, nicht mit Liebe, nicht mit Freundlichkeit und nicht mit Härte. Alles an ihr ist Spiegelfechterei: sie selbst würde am meisten staunen, wenn Du ihr Gerede ernst nehmen und etwa deshalb gehn wollteſt."

Natürlich mußte sie gehn, nur mochte sie sich nicht auf einen fruchtlosen Kampf mit ihm einlassen, wo es doch kein Entweder — Oder gab. Aber jetzt konnte sie wenigstens sprechen, seine Not hatte sie von ihrem eignen Zustand abgelenkt.

„Du beklagst Dich," sagte sie leise, „und Du hast wohl Ursache dazu, aber Adele ist nicht allein schuld. Du bist es auch. Du sprichst von dem Wellenspiel, das sich nicht fassen läßt, — Du mußt das andre fassen, was auf dem Grunde liegt —"

„Nichts liegt auf dem Grunde."

„Wir haben alle etwas Lebendiges in uns, das wachsen kann und uns reich machen. Und Du liebst ja ihren Gesang so sehr —"

„Das ist eben der Betrug," rief er leidenschaftlich. „Der Irrtum, dessen Opfer ich bin. Diese unselige Stimme liebte ich, die leichtbeweglichen Bänder, den Resonanzboden ihres Mundes, die trillernde Kehle, und bildete mir ein, das zu lieben, was

diesen Mechanismus in Bewegung setzt. Aber da ist nichts. Und da sie das Gute nur nachahmt, solange sie Lust dazu hat, wird selbst diese Stimme zur Marter für meine Ohren. — Wenn ich bedenke, wie das alles gekommen ist! Anfangs war ich ja klug und wehrte mich tapfer; dann meint' ich auf einmal die Seele zu spüren: damals als sie die Cäcilie urplötzlich aus sich selber begriff, dacht' ich in meiner Eitelkeit, die Liebe zu Dir hat diese Seele geweckt, die Liebe, die sie mir bei jeder Gelegenheit zeigte — kurzlebige Verliebtheit war's, aber die falschen Geschwister sehen sich zum Verzweifeln ähnlich. — Danach? — Nichts, nichts! Gott weiß, was mich damals betrogen hat, — nie wieder ein eigner Ton — nach wie vor alles aus fremder Seele, am liebsten überhaupt ohne Seele. Du sangst Dich selbst, Dein kleines, verflatterndes Stimmchen trug eine starke, reine Empfindung in die Welt hinaus, und ich Tor vergaß Deinen Reichtum über der sinnfälligern Schönheit. Nina, warum wichst Du stolz verletzt zurück, als ich den Narrensprung in den Nachbargarten wagte, warum bandst Du mich nicht fest mit all den feinen Fäden, die Du schon um mich gesponnen hattest, warum lösest Du hastig einen um den andern, sowie mich die Stimme zu betören anfing?"

„Siehst Du nun ein, daß ich fort muß," sagte Nina traurig, „oder Adele hat ein Recht dazu, mich aus dem Hause zu jagen."

„Du wirst ihr nie ein Recht dazu geben. Laß mich nicht allein! Hast Du Dich je um das Gerede der Neidischen und Unklugen gekümmert? Du nicht und Herr Sebastian nicht, der Dein Vater war in allem Guten und Schönen. Bleib, Nina, mein Liebling, mein Licht, mein Labsal —"

„Du treibst mich ja fort, ich bestehle sie ja schon. — Sie hat mir alles genommen — Dich und Hans — allemal den, bei dem sich meine Sehnsucht ausruhen wollte. Soll ich werden wie sie? Nein. Und jetzt will ich niemand mehr und brauch' ich niemand mehr."

„Das ist nicht wahr, Du brauchst noch ebenso etwas zum Liebhaben, wie Du es immer gebraucht hast. Bleib bei uns, Nina, ich will nichts reden, als was der Pfarrer von der Kanzel sprechen kann, ich will nichts von Dir verlangen, als was Du dem Bettler vorm Tore gibst — aber hilf mir, bleib da."

Sie wurde unsicher; da kam die Angst über sie, und die Angst weckte den Zorn. „Nein, ich will nicht. Hilf Dir selber, wie ich mir selber geholfen habe und mir selber helfen werde. Ja, ich brauche etwas zum Liebhaben, aber das finde ich überall, die Welt ist groß, und die Menschen sind arme Schächer. Du aber hast Dein Weib, Du hast es Dir unter den Tausenden gewählt, die an Dir vorübergegangen sind, nun finde Dich mit ihr ab und schaffe uns das Werk, zu dem Dich Dein Talent verpflichtet; dann will ich wieder an Dich glauben, wie ich an Dich geglaubt habe, als ich Dich liebte."

„Nina," schrie er auf. Vor dem Klang seiner Stimme verging ihr Zorn.

„Leb wohl, Niki," sagte sie sanft, „such ihre Seele; Du hast sie an Dich gerissen, Du darfst sie nicht verkümmern lassen."

Sie war draußen, ehe er sich zu fassen vermochte. — „Ich habe sie an mich gerissen," sprach er ihr nach — „ich Narr des Glücks."

Draußen drückte Nina das Gesicht in die Hände und stand einen Atemzug lang regungslos; dann wandte sie sich seitwärts und trat in Adelens Zimmer.

Adele sah ein wenig röter aus als gewöhnlich und rührte sich ein Brausepulver ein, sonst war ihr nichts anzumerken.

Mit verstohlener Spannung beobachtete sie Ninas Gesicht, und da ihr dessen Ausdruck unbequem war, wandte sie sich nach dem Fenster, drückte das Tuch gegen Lippen und Augen und sagte: „Mörderisch sind solche Aufregungen — und nachher singen sollen, und hinreißend sein und solch blödes Zwitterweib spielen — Herrgott! was ist die ganze Kundry fad! Wenn's nicht Bayreuth wär', kein Mensch kriegte mich zu dem Troddel."

So glaubte sie geschickt ab- und eingelenkt zu haben, und war sehr erstaunt, als Nina ihr kurzweg erklärte, sie sei zum Adieusagen da, sie wolle nach Hause.

Das kam Adelen sichtlich unerwartet, es schien beinahe, als sei es ihr unbequem.

„Bewahre! Was wird mein Tyrann nun wieder darüber für Scenen machen."

Nina wollte sagen: Laß ihn arbeiten, so wird er an nichts andres denken. Aber sie gab es auf — je weniger sie sagte, desto besser war es.

„Leb wohl, Adele." Nichts weiter, und auch Adele sagte nur leb wohl, weil ihr durchaus nichts andres einfiel.

In ihrem Zimmer machte sich Nina sogleich ans Packen; schnell und geschäftsmäßig legte sie Stück für Stück in den Koffer, sie dachte nichts dabei als: hab' ich auch dies? Vergeß' ich auch das nicht?

All das Schlimme, was folgen mußte, all die Bitterkeit, all das Mitleid, all die Reue, die sich ihr in Kopf und Herzen angesammelt hatten, würden noch zeitig genug zu Worte kommen; nicht eher konnte sie wieder einen freien Atemzug tun, als bis sich dies alles ausgesprochen hatte und wieder zum Schweigen gebracht worden war; aber noch blieb es still — sie sah nur Hans Kieters Stock knicken und über den Rasen fliegen.

Nina war beinah mit ihrer Arbeit fertig, als die Tür aufflog und Adele heiß und rot in das Zimmer trat.

„Du packst wieder aus! Du gehst nicht! Das ist ja fein abgekartet; eine Entführung in schlauster Form, eine Flucht, während ich hier festsitze und nicht hinter euch Komödianten drein kann. Mache keine erstaunten Kinderaugen, als wüßtest Du nicht was ich meine: Du reisest ab als gekränkte Unschuld, und er reist hinter Dir drein — um zu arbeiten. Lächerlich."

„Er kann nichts Klügeres tun, da Du ihn hier nicht dazu kommen läßt."

„So? Und Du willst ihm wohl dabei helfen?"

Durfte sie darauf überhaupt antworten? Ekel und Widerwille schüttelten Nina, und dann dachte sie: er hat ja recht, es ist nicht mit ihr zu reden, gegen solchen Verdacht und solche Vorwürfe kann man ja nicht ankommen. —

Sowie sie das aber dachte, war der gute Wille wieder da, und sie antwortete sanft: „Du weißt ja, daß ich das nicht tue."

Die Art der Antwort beschämte Adelen, das aber wollte sie am wenigsten merken lassen: „Du vielleicht," rief sie hastig, „aber er — er hat ja Übung im Entführen, und daß Du ihn gern hast — nein, nein! — er oder Du — eins muß bleiben."

Einen Atemzug lang schloß Nina die Augen, um des Schwindels Herr zu werden. Dann sagte sie langsam: „Viëtor muß fort — begreife doch, daß es für euch beide besser ist nach dem heutigen Morgen, und daß Du ihn überhaupt erst wieder erträglich finden wirst, wenn er diese Arbeit von der Seele hat."

„So bleibst Du! Er oder Du."

„Gut, wenn Du Dein Mißtrauen nicht bezwingen kannst, also ich. Aber nicht hier — nicht eine Stunde länger in Deinem Hause."

Adele schrie auf. „Also belügt Ihr mich doch!"

Aber sie mochte reden, trotzen und stacheln, Nina blieb fest, bis Adele es endlich satt bekam und sich zufrieden erklärte, wenn Nina in einem gegenüberliegenden Haus ihre Unterkunft fände.

„Da seh' ich Deine Tür, und bin ich nicht daheim, so beobachtet sie Betty, denkt nicht mich zum besten zu haben."

Nina war viel zu müde, um die Beleidigung zu spüren; sowie Adele sie verlassen hatte, schloß sie den Koffer, kleidete sich zum Ausgehn an, und ohne sich noch einmal zu setzen, ging sie hinaus, die Treppe hinab, gerade über die Straße und mietete dort Fenster gegen Fenster mit Adelens Salon ein Zimmer.

Als ihr Koffer kam, stand sie noch in der Mitte des Raumes und sah starr hinüber nach den Scheiben, hinter denen der bunte Tüll lag, an dem sie vorhin gearbeitet hatte, sie blieb auch dort stehn, während sie die Träger bezahlte und rührte sich nicht, nachdem die wieder gegangen waren.

Drüben erhob sich Adelens Stimme so unbekümmert in jauchzenden Tönen, als habe sie niemals und ganz gewiß nicht an diesem Morgen Eifersucht und Leidenschaft erschüttert.

Erst das löste Ninas Erstarrung, sie sank in die Kniee, preßte die Hände auf die Augen und brach in qualvolles Schluchzen aus. Das waren keine schmerzlindernden Tränen: besudelt kam sie sich vor und vernichtet; Unersetzliches hatte sie verloren, und die Welt stand häßlich und verzerrt vor ihren schönheitsdurstigen Augen.

O Hans, Hans, warum ging ich nicht mit Dir?

Wohl eine Stunde lang kauerte sie am Boden, dann trappte und klappte es draußen, ihr fiel ein, daß die Tür nicht verschlossen sei und daß sie sich so nicht überraschen lassen wolle.

Mühsam stand sie auf, ihre Glieder schmerzten, Stirn und Augen brannten; von drüben kam noch immer der Gesang. Jetzt waren es wirklich Gassenhauer und Couplets, die mit virtuoser Keckheit in den Mittag hinausgeschmettert wurden.

Nina trat ans Fenster, um den Rollladen zu schließen; als sie hinausgriff, ging drüben die Haustür auf. Viëtor kam heraus, einen Rucksack übergehängt, ein

Köfferchen in der Hand, den Hut tief in die Stirn gezogen; aber kräftigen Schritts ging er die Straße entlang, gerade zur rechten Zeit, um den Zug nach Hof zu erreichen.

Betty schaute ihm verstohlen nach; sowie er außer Gehörweite war, gab sie nach dem Zimmer hinein Bescheid, und der aufreizende Gesang verstummte.

Wohl ihm, daß er fort war.

Nina drückte den Kopf wieder in die Hände, aber sie raffte sich auf. Nicht doch, nicht so! Sie mußte doch leben, sie mußte das doch wieder los werden, und sie wollte auch — sie hatte sich mit ihrer Stärke gebrüstet — nun also.

Wenn nur der Körper dem Willen gehorcht hätte; sie konnte nichts tun als den Hut absetzen, das Haar lösen und sich aufs Sofa legen.

Die Augen hielt sie geschlossen, aber die Ohren blieben offen, äußern und innern Stimmen unbarmherzig offen. Es schrie auf sie ein.

Nicht denken, heute noch nicht — ich ertrag's nicht.

Aber sie dachte doch.

Und dann sah sie auch, trotz der geschlossenen Augen, sah Altes und Neues. Sah Viëtor in der Gaisblattlaube, an Herrn Sebastians Flügel, mit der Geige am Kinn auf dem Podium der Eintracht; sah ihn an derselben Stelle von Adelens Schönheit verzaubert, sah ihn mit dem Taktstock in der Hand, brennende Energie in den Augen, und sah ihn voller Verzweiflung den Kopf mit den Händen fassen, ein nervöser, verhetzter Mann.

Warum hast Du mich nicht gehalten? sagte seine schmerzliche Stimme. — War sie wirklich schuld daran? Nein, nein — kann man um Liebe kämpfen?

Sie sah Adele in allen Wandlungen ihres bunten und doch ewig gleichen Wesens, und sie sah auch Hans Kieter — aber immer nur in einem Augenblick: der Stock zerbrach und flog über den Rasen.

So willenlos war sie diesen Bildern hingegeben, daß sie etwas wie Dankbarkeit fühlte, als die Wirtin hereinkam und fragte, ob die Dame zu Hause essen wolle; sie könnte ihr gern eine Portion aus der ‚Sonne' holen lassen, aber dann müsse es bald geschehen, es sei schon über zwei.

Nina nahm sich zusammen. Essen? — Nun ja — das war wohl der Anfang zum Vernünftigsein. Sie griff in die Tasche nach dem Geld, dabei kam ihr das Parsifalbillet in die Hand. Sie sah es verständnislos an, endlich fiel ihr ein, was es bedeute. War das nicht verfallen? war das immer noch derselbe Tag? Galt das heute? Aber das war ja gut — das Theater — das war ja das beste, was sie tun konnte.

Das einzige, was ich tun kann.

Sie aß ein paar Bissen, zog sich an und machte sich auf den Weg nach dem Festspielhaus. Wolken bedeckten den Himmel, ein leichter Wind strich übers Land; trotz Staub und Menschengedränge tat ihr die Bewegung wohl. Sie kam spät hinauf und ging gleich in den Saal. Da saß sie nun in der Dämmerung und wartete.

Dabei hörte und empfand sie nichts von ihrer Umgebung. Die Hände fest zusammengefaltet saß sie da und bemühte sich, die Gedanken auf das Kunstwerk zu

richten, um dessentwillen sie gekommen war — nichts von gestern und morgen, nur der gegenwärtige Augenblick: ich will.

Völlig gelang es ihr nicht, wohl saß sie diesmal nicht dumpf und stumpf den Klagen des Amfortas gegenüber — aber den Gedanken an Viëtor vermochte sie nicht zu bannen. Immer wieder drängte sich ihr der Vergleich zwischen ihm und dem Gralkönig auf, der sein heiligstes Gut der sinnverwirrenden Schönheit geopfert hatte, und sie fühlte einen Groll auf den alten Freund, der ihr so weh tat, wie ehedem seine Untreue.

Als der erste Akt vorbei war, blieb sie sitzen. Sie mochte nicht ins Helle hinaus; schon bei ihrer Ankunft hatten sie einige Bekannte Adelens begrüßt, in der Pause konnte sie sich denen nicht wieder mit einem flüchtigen Gruß entziehen.

Sie ließ die Zugluft über sich hingleiten und wünschte, der kühle, reine Hauch möge den Staub dieser letzten Woche von ihrer Seele blasen.

Die Stunde verging, der Saal füllte sich. Lebhaft sprach's um sie her. Ein Blinder, der hereingeführt wurde, erzählt von dem gewaltigen Bilde, das die Musik vor seinen innern Augen entfaltete; zwei Franzosen setzten einem Norddeutschen lebhaft auseinander, daß es die religiöse Wirkung sei und nicht die künstlerische, die diesen Parsifal so hell unter den andern Sternen leuchten lasse.

„Gehn Sie zum Hochamt in den Cölner Dom — da haben Sie ganz dasselbe."

Der Norddeutsche meinte dagegen: ein Kultus, der so viel von der Kunst in seinen Dienst nähme, habe Ursache dankbar zu sein.

Nina fiel ein Erntegottesdienst ein, den sie in einem Dorfe erlebt hatte: die Kirche kahl, die Orgel ein elendes, atemloses Ding, dazu die schrillen, spröden Stimmen der kleinen Gemeide, und ein geschmackloser Schulmeister, der die kräftige Schönheit der alten Choräle durch Firlefanz und Schlepperei umbrachte.

Sie hatte damals mit Schrecken von einem zum andern geschaut, ob denn gar keiner fühle, was seinen Ohren angetan wurde — aber sie waren alle taub gewesen, und weil sie dort nicht litten, hätten sie auch hier nicht genießen können.

Und neben den Bauern des kleinen Kirchleins stand Adele in all ihrer Schönheit, in allem Glanze ihrer Naturgaben, aber doch auch taub, auch unfähig zu empfinden, was Nina jetzt über ihr persönliches Leid hinaushob, so daß sie fühlte: trotz allem ist Dein Leben reich und Du wirst auch künftig Stunden des Glücks genießen, die es tausendfach lebenswert machen.

Über sie hingeflogen war der Gedanke auch sonst schon, jetzt aber blieb es kein flüchtiges Denken mehr, jetzt wurde es Erkenntnis, die sich unverlierbar in ihrem Herzen einwurzelte: Dein Redenwollen, dein Gehörtwerdenwollen war Eitelkeit. Stumm sein läßt sich ertragen, aber taub sein macht arm, bettelarm. —

Ein leidenschaftliches Dankgefühl erfüllte ihr Herz; begnadigt war sie unter einer Schar von Krüppeln, die angesichts der köstlichsten Nahrung hungern, weil sie nicht zuzugreifen verstehn.

Dies Dankgefühl befreite sie auch von dem schmerzhaften Groll gegen Viëtor: er hatte sie hören gelehrt — alles andre wollte sie vergessen außer dem Einen.

Nun gab es keine offnere Seele in dem menschengefüllten Saal als Ninas. Sie wußte gar nicht mehr, daß Adele die Kundry sang, sie sah nur noch die dämonische Gestalt, in der sich des Weibes Schuld und Herrlichkeit tiefsinnig offenbarte. Sie fühlte sich durch Parsifals Segen mit Kundry zugleich entsündigt und erlöst.

In diesem friedevollen Gefühl trat sie hinaus unter den klaren Sternhimmel. Der Wind hatte alle Wolken weggefegt und war weiter geflogen; Nina nahm sich einen Wagen und fuhr durch die stille Sommernacht nach ihrer Wohnung. Sie konnte jetzt ruhig an die Zukunft denken; sie machte Arbeitspläne für die Zeit, wo Adelens Argwohn sie hier gefangen hielt. Gewiß gab es Arme in Bayreuth, denen man etwas zuliebe tun konnte, und Bücher, die einem Herz und Sinne zu füllen vermochten.

Ein frisches, kräftiges Gefühl durchströmte sie, ihr Wagen fuhr in einem Rhythmus, den sie nicht gleich erkannte, bis er sich endlich mit Tönen und Worten füllte:

Die Welt ist voller Klingen,
Auch wo sie kahl und weiß;
Ich zieh hinaus mit Singen —

Viëtors winterliches Trutzlied.

Auch diese kampfesfrohe Stimmung danke ich ihm — o, was dank' ich ihm alles, — wie könnt' ich ihm zürnen.

So blieb es hell und froh in ihr auf der ganzen Fahrt, nur als sie in das Zimmer trat, wollte die Stimmung des Morgens sie wieder anfallen, wie tapfer sie sich auch wehrte.

„Es ist ein Brief für das Fräulein gekommen," sagte die Wirtin. „Dort auf dem Tische liegt er."

Lise Benzberg, dachte Nina, legte erst Hut und Handschuh ab, bestellte sich eine Tasse Tee, schloß Fenster und Läden, packte ein wenig aus, aß und trank ein paar Bissen und meinte noch Zeit genug zu haben zum Lesen eines Briefes, auf den zu antworten so unbequem sein würde.

Als sie ihn aber vom Tische nahm, fuhr ihr ein Blutstrom bis in die Stirn: der war ja von Hans. — Wie Feuer brannte er ihr in der Hand — was konnte darin stehn? — Vorwürfe, die sie als gerecht empfinden mußte? Prophezeiungen, die schon eingetroffen waren? —

Sie hätte am liebsten gar nicht gelesen, aber die Ungewißheit ließ keinem andern Gedanken mehr Raum, ihre Unruhe wuchs.

Also setzte sie sich in die Sofaecke, trank noch einen Schluck von ihrem Tee und riß dann mit zitternden Händen den Umschlag auf.

Die kräftigen Buchstaben standen dicht und klar nebeneinander, ohne Überschrift und Anrede begannen sie:

„Irgend ein Menschenkenner hat gesagt: Die große Dummheit seines Lebens macht jeder Mensch immer wieder. Mir scheint, wir zwei sind keine Ausnahme von dieser Regel. Bei Dir will ich ihr weiter nicht nachspüren, bei guter Gelegenheit tust Du's vielleicht selber; über meine eigne bin ich mir im Lauf dieser leidigen Woche klar geworden, und am Schluß dieser Woche denk' ich: diesmal könnte ich die

Dummheit noch wieder gut machen, wenn Du mir nur dabei helfen wolltest. Im hellen Zorn bin ich von der Eremitage weggelaufen, hab' im Gasthof meine Sachen gepackt, bin gen Berneck gefahren und wollte von da ins Blaue — je weiter desto besser.

„Ich kam aber nicht fort. Ein Gefühl, als lasse ich meinen besten Freund in Lebensgefahr zurück, hielt mich fest. Ich wollte Dir wenigstens nahe bleiben, trotz allem Zorn, um zuspringen zu können, falls Du meiner bedürftest.

„Das war aber nur eine freundliche List des vernünftigen Hans gegen den unvernünftigen, und als ich so still saß in dem stillen Sommernest und zwecklos, recht wie ein Genußmensch, die Wälder durchrannte, da wurde mir auf einmal klar, daß ich ein Narr gewesen sei.

„Zum ersten, da ich zornig auf dem Apfelbaum saß und zuschaute, wie Viëtor meine Erdbeeren aufnaschte. — Warum bist Du eigentlich nicht hinübergelaufen und hast Dir Dein Teil Freude an Obst und Kinderspiel genommen, Du rannteſt doch sonst in die Wildnis, sobald der letzte Punkt unter die Schularbeit gesetzt war?

„Ich hab' mich das wahrhaftig jetzt zum erstenmal gefragt. Aber weil ich mich ernstlich fragte, fand ich auch die Antwort: weil ich ein eifersüchtiger Narr gewesen bin.

„Zum zweitenmal war ich's, als ich Dich allein ins Konzert gehn ließ; meine guten Eltern hätten mir die zwei Stunden an Deiner Seite von Herzen gegönnt, trotz des Abschiedsabends, und ich hätte Deine Freude geteilt und Deinen Kummer, oder was irgend Liebes und Törichtes in Deinem Herzen aufwachte, während Viëtor seine Zaubergeige klingen ließ.

„Nun aber mach' ich denselben Streich zum drittenmal; zum drittenmal geb' ich dem Rattenfänger einfach Raum, und heute hab' ich nicht einmal die Ausrede, ich dürfe Deinem Glücke nicht im Wege stehn, ich kenne Dich ja viel zu genau, um zu wissen, daß dort nur Unglück auf Dich wartet.

„Und wenn Du durchaus bleiben wolltest, liebe, eigensinnige Törin, so mußte ich eben der Klügere sein und bei Dir bleiben. — Weiß ich doch ganz genau, was kommen muß, und wenn Du es noch nicht weißt, so wirst Du es nur allzubald erfahren.

„Es hat mich nicht mehr in Berneck gelassen; ich sitze in der Rollwenzelei, benutze das Krikelkrakelbuch des Poëten zur Schreibunterlage und wünsche mir, es käme etwas von seiner Überredungskunst in meine Feder.

„Hier will ich bleiben und auf Dich warten. Komm oder rufe mich — auch Dein Ruf soll mir willkommen sein. Nina, daß ich Dich lieb habe, weißt Du, und in guten Stunden bilde ich mir ein, im innersten Herzen hätteſt auch Du mich immer geliebt. — Ich warte hier, solange Du in Bayreuth bleibst und hoffe auf Dich. Komm bald zu Deinem verständigen

Hans."

Nina hatte die Augen voll Tränen, ehe sie mit dem Brief zu Ende war; diesmal waren es aber Tränen, die nicht weh taten.

Sie las ihn auch nicht noch einmal; sie löschte die Lampe, aber sie nahm ihn mit ins Schlafzimmer, wo sie sich ohne Aufenthalt niederlegte. Das Blatt unter die Wange geschoben, schlief sie schnell ein, und schlief die ganze Nacht hindurch sanft, tief und traumlos, wie ein müdes Kind.

Adele wachte auf und dehnte sich in wohligem Behagen. Sie war gestern nach dem Parsifal nicht in der ‚Sonne' gewesen; sie hatte gehn wollen: nun gerade, nun erst recht! — Als dann aber die Zeit kam, fielen ihr die unbequemen Fragen ein, die sie hätte beantworten müssen, und sie fuhr grollend und schmollend nach Hause.

Daß Nina am Ort war und nicht mehr bei ihr, das machte den Zustand erst recht unleidlich. Morgen mußte sich das dumme Ding mit ihr zeigen. Sie mußte! — Ich werde sie schon zwingen, irgend eine Sünde werd' ich schon entdecken, die mir das moralische Ungeheuer nachgiebig macht.

Mit diesem Trost war Adele eingeschlafen, und dank der langen Nacht wachte sie sehr heiter auf. So — jetzt einen behaglichen Morgen, einen Morgen ohne kritische Blicke, und dann zu Nina hinüber, als sei nichts auf der Welt geschehen. Das würde sie am schnellsten gefangen nehmen.

Aber da kam Betty herein. Betty sah merkwürdig aus — heiße, rote Backen und ein Blick, in dem hinter offenkundiger Entrüstung ganz heimlich eine spitzbübische, vergnügte Neugier lauerte.

„Nein aber! Nein so etwas! Was gnädge Frau bloß davon denken werden!"

Adelens gute Laune war sofort verflogen.

„Dumme Person, erschrecken Sie einen doch nicht am frühen, nüchternen Morgen! Nun was denn? So reden Sie doch!"

Adele griff nach der seidenen Schnur neben ihrem Bett und zog den purpurnen Vorhang auf, der ihr Zimmer mit rosiger Glut erfüllte; das reine Morgenlicht, das jetzt hereinströmte, schien beinah hart und kalt danach.

„Nun?"

„Die Nachbarsfrau war da, mit Nachricht."

„Was?" rief Adele voll triumphierender Freude und glitt aus dem Bett. „Heute schon?"

„Gestern abend schon ist an das Fräulein ein Brief gekommen, von einer Herrenhand überschrieben, aber den hat sie gar nicht angeschaut, wie die Frau ihr Bescheid sagt. 's ist gut — und der Brief bleibt liegen, solange die was in des Fräuleins Quartier zu tun hat. — Heute früh ist er natürlich nicht mehr im Zimmer gewesen, weder Brief noch Umschlag, und das Fräulein selber ist vor Tau und Tag zu Fuße davon. Ihre Augen hätten geglänzt, sagt die Frau, wie ein paar Sterne, und gesehen hätte sie nichts von ihr, obwohl sie ihr recht im Wege gestanden wär. Unten aber im Hausflur da hält sie an und fragt den Gärtner, wohinaus der nächste Weg nach der Rollwenzelei führe. Und das war gut, denn sonst hätte die Wirtin ihren Buben nicht mal nachschicken können. Eh der Junge zur Hand war, ist unser Fräulein schon aus der Stadt gewesen."

„Weiter!“ rief Adele und streckte Betty den Fuß zum Strumpfanziehen hin. „So helfen Sie doch! Ich hab' Eile! — Weiter!“

„Der Junge ist ihr nachgelaufen, sie ist rüstig zugegangen bis in die Nähe des Hauses, dann hat sie dort lange im Schatten eines Baumes gestanden und hat nach den Fenstern gesehen, und nach den Vögeln, und nach den Wolken. Am Ende nimmt sie den Brief und liest ihn. Der Brief war lang, und sie hat Wort für Wort bis zum Schlusse gelesen, dann aber ist sie ohne Besinnen auf die Rollwenzelei losgegangen und hat die Wirtin im Torweg was gefragt. Die zeigt nach dem Garten, das Fräulein tritt dort hinein, ein Herr hinterm Lattenzaun ruft: Nina! Sie fallen sich in die Arme und haben dann in einer Bretterlaube gesessen, immer Hand in Hand und miteinander geredet wie verliebte Leute.“

„So eil Dich doch!“ rief Adele und zerrte unbarmherzig an ihren schönen Haaren. „Sie werden schon lange wieder davon sein.“

„Nein, nein, der Herr hat Kaffee in die Laube kommen lassen und auch ein Mittagessen bestellt. Dann erst ist der Junge heimgelaufen.“

„Gib dem Jungen ein Zwanzigmarkstück und bestell mir den Wagen. Das Haar steck' ich mir selber auf — und eine Tasse Schokolade — schnell, schnell!“

Betty flog. Zehn Mark fand sie genug für den Jungen, die andern zehn rutschten in ihre eigne Tasche, aber die weitern Aufträge besorgte sie tadellos.

Trotzdem durfte sie nicht mitfahren. Adele meinte plötzlich die spitzbübische Freude hinter der Teilnahme vorleuchten zu sehen, riß ihr den Schlag aus der Hand und rief dem Kutscher zu: „Eremitage!“

Kurz vor der Rollwenzelei ließ sie ihn halten.

„Warten!“

Sie stieg aus, atemlos, als sei sie den ganzen Weg gelaufen, und ging nun dicht am Zaun des Gärtchens hin bis zur Tür. Sie kam an der Laube vorbei, aber die Latten waren zu dicht, und das Astloch, wodurch der Knabe geschaut hatte, war zu tief für die schöne Frau.

An der Gartentür blieb Adele stehn, sie konnte nicht weiter, sie mußte erst wieder zu Atem kommen.

Der Zorn nimmt mir die Luft, der gerechte, heilige Zorn.

Du bist ja gar nicht zornig, du freust dich ja darauf, sie zu ertappen.

Nein, nein, das ist der Zorn der gekränkten Liebe.

Du liebst ihn ja gar nicht mehr, du sehnst dich nur nach etwas, womit du seinen steifen Nacken beugen könntest.

Dies innerliche Zwiegespräch machte sie verwirrt: „Ich weiß wegen der zwei abscheulichen Menschen schon gar nimmer, was ich will,“ sagte sie halblaut, als stünde sie auf dem Theater; es kam ihr aber ganz ehrlich aus dem Herzen. Und dann lief sie schnell und leise nach der Laube.

Jawohl, sie waren's. Nina lachte so weich und fröhlich, wie sie noch nie in Adelens Gegenwart gelacht hatte. Auch sah man ihren Kopf durch das ausgesägte Laubenfenster, und der Kopf ruhte auf der Schulter eines Mannes.

„Hab' ich Dich ertappt, Du Scheinheilige!“ rief Adele und trat schnell unter die Tür.

Da erkannte sie Hans, stak aber noch so fest im Banne ihres Verdachtes, daß sie nichts als die Frage über die Lippen brachte: „Wo ist denn mein Mann?“

Nina wurde blutrot, Hans konnte fröhlich lachen.

„Da haben wir's!“ sagte er, was Adele nicht verstand. „Dein Mann hat sich besser versteckt; was aber mit uns zweien los ist, das könntest Du uns eigentlich ansehen.“

Jetzt wurde Adele rot. Sie schaute von einem zum andern — gewiß, man sah es ihnen an, sie nahmen sich auch nicht aus wie zwei, die sich aus irgend einem der zwanzig Gründe des Scherzliedchens heiraten wollten, sondern wie ein richtiges Brautpaar — und doch?

„Du meinst, wir hätten uns lange besonnen, und hätten hübschere Lauben bequemer gehabt, als den Lattenverschlag in der Rollwenzelei. Ich gebe Dir zu, daß wir Umwege gemacht haben, aber nun sind wir am Ziel, und kein widriger Wind kann uns wieder auf eine falsche Gasse blasen.“

Ob er unsre einstige Verlobung für einen Umweg oder einen widrigen Wind hält, dachte Adele. Dann aber raffte sie sich zu einem Glückwunsch auf, und als Hans Kieter den mit aller Höflichkeit entgegennahm, gewann sie ihre Beweglichkeit wieder und bat das Brautpaar, mit ihr heimzufahren und bei ihr das Verlobungsmahl zu halten.

Da fand sie freilich kräftigen Widerstand, ja Hans bot ihr einfach den Arm, um sie nach ihrem Wagen zu geleiten, und erst auf der Heimfahrt fiel ihr ein, daß die beiden ihr nicht für einen Augenblick einen Sitz angeboten hatten.

Auf dem Weg nach dem Wagen aber begann Hans: „Nina sagt mir, Du wolltest sie vor Augen behalten, bis Dein Mann von seiner Reise zurückkehrt. Auch jetzt noch? Oder meinst Du nicht, daß ich mein Kleinod sorgfältig hüten würde?“

Adele riß an dem Quästchen ihres Schirms, zu viel stak hinter dieser Frage verborgen, was ihr Behagen störte; sie sah ihre kurze Brautzeit in schnellem Fluge vorübergleiten, sah die letzten Tage mit ihren häßlichen Auftritten und war plötzlich sehr froh, daß Hans Kieter und Nina Rodeck nun aus ihrem Leben verschwinden würden — selbst ihrem leichten Sinn waren sie Vorwürfe — je weniger sie von ihnen sah und hörte, desto besser.

„Aber natürlich,“ antwortete sie ihm hastig. „Geht Ihr nach Roringen? Grüßt sie alle schön und das ganze brave, höckrige Nest dazu.“

Als Hans zu Nina zurückkam, rief er ihr fröhlich entgegen: „Frei, Schatz! morgen können wir heim.“ —

Nina durfte nicht wieder allein in die Wildnis. Frau Kieter, die sie mit Mutterzärtlichkeit empfing, räumte ihr Hansens Stube ein; Hans mußte über die Gasse und dort die Handwerker beaufsichtigen, die Herrn Sebastians vielberedete Wildnis hochzeitlich machen sollten.

Dabei konnten sich die Leute gleich an das neue Doktorhaus gewöhnen: der Armenarzt würde schon auch da oben gefunden werden.

„Du meinst doch auch, Nina, daß wir zwei reichen Leute uns vorzüglich zum Armenarzt eignen werden. Ein halb Jahr lang haben wir's ja schon betrieben; aber

diesmal wird nicht ängstlich Zwischenraum gehalten, wenn wir mal denselben Weg haben sollten. Nicht wahr?"

„Ja, mein guter Hans," antwortete Nina und dachte, die schlimme Zeit liege so weit zurück, daß ihr ganz unmöglich sei, die Stimmung jener Tage wieder zu fühlen.

Als sie aber im Garten ratschlagten, wo die Wildnis gemildert werden müsse und diesen und jenen Busch und Baum bezeichneten, der von der Axt des Gärtners fallen sollte, da gab Nina auch die Geißblattlaube preis.

„Ich habe soviel darin geweint," sagte sie, als Mutter Kieter das duftende Jelängerjeliebergeranke, das ihr gerade im Fensterblick lag, lebhaft bedauerte. „Und nun wollen wir dort ein Rosenbeet anlegen, damit Du entschädigt wirst."

Zwei Wochen nachdem das Brautpaar von Bayreuth zurückgekehrt war, kam ein dicker Brief von Viëtor; der Poststempel nannte eine einsame Ostseeinsel in der Nähe von Rügen.

Das Blut stieg Nina ins Gesicht als sie die Handschrift erkannte, und sie meinte, der Herzschlag stocke ihr: da war die Vergangenheit, trotz der geopferten Gaisblattlaube.

Sowie sie wieder atmen konnte, ging sie über die Straße und rief Hans unters Pfeifenkraut.

„Viëtor schreibt," sagte sie hastig, „es scheinen Noten zu sein; ist Dir's unlieb, wenn ich es lese?"

Hans sah sie an, das liebe Gesicht war immer noch heiß und rot, die Augen hatte sie groß und bittend zu ihm aufgeschlagen. Seine Hand schloß sich zur Faust zusammen; er wünschte den Brief ins Pfefferland, aber er sagte tapfer: „Natürlich liest Du ihn."

Sie öffneten zusammen den Umschlag, der die Früchte einsamer Arbeitstage enthielt. Nur wenig unpersönliche Bemerkungen standen dabei. Für eine Textstelle bat er um Änderung, am Kopf von Bertrans fertig instrumentiertem Aufruhrlied stand: Es geht mir gut. Benzberg soll sich's anschauen.

Nachdenklich betrachtete Hans Blatt für Blatt, angenehm war es nicht, daß seine Braut sich da gewissermaßen in einer fremden Sprache mit dem andern unterhielt, aber als er ihr den Brief auf Jean Pauls Notizbüchlein schrieb, hatte er allerlei Vorsätze gefaßt, und diesen Vorsätzen wollte er treu bleiben.

„Spiel es mir wenigstens vor, Schatz, auf daß ich auch mein Teil daran habe."

Dazu lachte sie nur. „Das kann ich gar nicht, Hansel, da müssen wir zu Benzberg hinunter, damit der uns die geheimnisvollen Schlüssel dolmetscht."

Das rückte Nina wieder neben ihn, sie verstand die fremde Sprache also doch nur unvollkommen. — Hans wurde vergnügt und wanderte gutwillig gegen Abend mit hinunter zu Benzberg.

Dorthin gingen sie auch künftig, wenn neue Sendungen kamen. Benzberg spielte, Lise und Nina sangen; Kritik und Bewunderung, Zweifel und Zustimmung wurden gemeinsam nach der Ostsee geschickt, und als der Herbst kam und Viëtor zu seinem Orchester mußte, war Bertran de Born „unter Dach".

Da war aber auch Ninas Hochzeitstag vorüber und der Hymenäus, den Benzbergs Chorverein ihr über den Myrtenkranz hingesungen hatte, war Viëtors Brautgeschenk gewesen.

„Der kommt von Herzen," sagte der kleine Kapellmeister, „und was von Herzen kommt, bringt Glück."

Im Theaterfoyer einer mitteldeutschen Hauptstadt gab es festliche Aufregung. Die erste Aufführung der neuen Oper Bertran de Born hatte alle Einheimischen gelockt und einen glänzenden Kranz Auswärtiger dazu.

Da der Komponist selber dirigierte, also im Zwischenakt nicht zu haben war, umdrängte man seine schöne Frau, die lächelnd und liebenswürdig den Beifall einheimste, dann aber doch sagte: „Kinder, Kinder, seid stat, wir haben noch zwei Akte lang Gelegenheit zum Kladderadatsch."

Nicht weit von Adelen stand ein fremdes, junges Paar, denen ein Arzt aus dem Orte als Führer und Erklärer diente.

„Ja, siehst Du, lieber Leibbursch Hans, das dort ist nun die Frau unsers Sterns — auch ein Stern — ich geb' es zu; ich selber bin immer von Zeit zu Zeit mal wieder in sie verschossen, aber ich habe die Ehre ihr Arzt zu sein, und diese Berufsübung kuriert mich dann immer sehr schnell, nett und einträglich von dem Schönheitsfieber. Ich glaube, diese Frau ist das einzige weibliche Wesen unsrer edeln Residenz, das sich nicht über den Erfolg unsers Kapellmeisters freut."

„Unmöglich!" rief Nina heftig.

„Je nun; bis jetzt war er doch immer, trotz seiner Meisterschaft mit Stab und Bogen, der Mann seiner Frau — denn Schönheit und Gesang — na Sie werden das wohl schon erlebt haben. Damit ist's nun aber vorbei: dieser Bertran ist ja famos, der packt einem Sinnen und Seele, der geht über alle Bühnen — also wird sie die Frau ihres Mannes, und das hält sie einfach nicht aus."

„Als Frau teilt sie doch seinen Ruhm."

„Aber Madame will nichts teilen. Die Triebfeder all ihrer Gedanken ist Eitelkeit; ja, ich glaube, die bringt bei Frau Viëtor selbst die rein mechanischen Bewegungen hervor."

Hans lachte, Nina schüttelte den Kopf. Das war ein Männerargwohn; dieser Bertran würde Adelen endlich besiegen — hatte er doch sogar ihrem Hans den letzten Rest Widerpart aus der Seele geblasen — vor so viel Kraft und Schönheit mußte sie sich beugen, mußte sie sich gern beugen.

Sie sah so unverwandt nach der plaudernden Kindheitsgefährtin, daß Adele den Blick fühlte und aufschaute. Mit unverhohlenem Staunen faßte sie das Paar ins Auge und kam dann schnellen Schritts heran.

„Ei, Nina und Hans! Da seid ihr ja auch? Das nenn' ich menschenfreundlich. Oder habt ihr ihn auspfeifen wollen?"

Statt aller Antwort fragte Nina: „Warum singst Du nicht mit?"

Adele lachte in halber Verlegenheit, bewegte die schönen Schultern anmutig unter dem Spitzenstoff und winkte etwas Unbestimmtes ab. „Gott soll mich behüten!

— erstlich mal die Nörgelei, eh' man's ihm recht macht — und dann die Todesangst bei der Aufführung. Nein, heute wär' ich einfach gestorben vor Lampenfieber."

„Und ich hätte Sie von den Toten auferweckt, Gnädigste," fiel ihr Leibarzt lachend ein.

„O Sie! — Sie sind mir gerade der Rechte! Ich glaube, Sie ziehen heimlich doch mit meinem Manne an einem Strang. Aber ein prächtiger Mensch sind Sie doch, Doktor Fernow, und da ich Kieters in Ihrer Obhut weiß, kann ich mein Lampenfieber beruhigt weitertragen."

Sie strich Nina über die Fingerspitzen und nickte Hans vertraulich zu; dann verschwand sie dort, wo das Gedränge am buntesten war.

„Sie scheinen sich ja ganz genau zu kennen?"

„Meine Frau und die Viëtor haben auf einer Schulbank gesessen," sagte Hans gemächlich. „Aber jetzt wird Tee getrunken; wir haben eine kalte Fahrt gehabt. Wer wird so blaß aussehen, Nini!" —

Doktor Fernow behielt Recht. Frau Adele hielt es einfach nicht aus, daß die Leute sie jetzt die Frau des unvergleichlichen Viëtor nannten, und da der Bertran von Thüringen aus sich den Süden und den Norden eroberte, gab es immer weniger Orte in Deutschland, wo sie als selbstleuchtender Stern auftreten konnte.

„Ich hab' einen Kontrakt für England und Amerika abgeschlossen," sagte sie eines Tages ihrem Manne, und der antwortete: „Tu ganz nach Deinem Gefallen."

Er selber half ihr den andern Vertrag lösen, der sie an seine Bühne band, und fand einen Ersatz für sie, so daß ihm die Zuhörer seine Bereitwilligkeit wieder verziehen.

Seitdem sahen sich die Eheleute von Jahr zu Jahr seltener. Einmal noch versuchte Viëtor seine Frau zurückzurufen: der Klatsch hatte sich ihrer bemächtigt und trug ihm böse Dinge zu. Als sie ihm mit einem Nein antwortete, schrieb er ihr zurück: entweder jetzt oder nie wieder.

Sie blieb wo sie war und nannte sich künftig Folz-Viëtor. Seitdem fehlte auch das spärliche Band, mit dem sie die zwei, drei Briefe im Jahr verbunden hatten. Viëtor hörte nicht einmal mehr von ihr; wollte ihm einer etwas zutragen, so ging er davon; sah er ihren Namen in der Zeitung, so schlug er das Blatt um — er wollte Ruhe haben.

So liefen abermals zehn Jahre hin: kurze, schnellentschwundene, diebische Jahre — lange, reiche, spendefrohe Jahre.

In der Grünau war's lustig weitergewachsen auch in diesem Jahrzehnt; selbst der ordentliche Garten wies jetzt ein paar Obstbaumveteranen auf mit rissigen Stämmen. Kieters Linden deckten das rote Dach, und der Wildnis sah keiner mehr an, daß sie einmal ausgeholzt worden war.

Das neue Rosenbeet dachte schon, es habe ewig an dieser Stelle geblüht, der braune, feingliedrige Knabe und das blonde, runde Mädchen, die in dieser Wildnis umhertollten, würden jeden auslachen, der von einer Gaisblattlaube sprechen wollte — so etwas hatte es nie in ihrem Garten gegeben — nie! — denn mit ihnen begann die Welt.

Eine schöne, sonnige, warme Welt. Wo sie hinschauten mit ihren Kinderaugen, war gut sein: drüben bei den Großeltern unter den Linden, oder im Bratapfelwinkel,

hüben bei den Eltern durch Sommer und Winter, und unten bei Onkel Benzberg, bei dem es allzeit sang und klang, und dessen Haar nicht mehr gelb war, sondern weiß, wie die Seide in Mutters Brautkleid, das mitsamt Kranz und Schleier in dem Erinnerungskämmerchen hing bei einem Cello und einer Geige, auf denen der kleine Nikolaus später ganz bestimmt spielen würde.

Nina und Hans meinen beide voneinander, daß sie sich gar nicht verändert haben, und auch Benzberg sagt: „Oben in der Wildnis haben die Jahre keine Gewalt, da bleiben die Menschenkinder geradezu unverschämt jung. Unser einem aber wird die Rollgasse höllisch sauer, und da der Doktor Kieter unter den Stadtverordneten sitzt, könnte er das heillose Ding zum Wohle seiner Freunde pflastern lassen."

Nina lachte ihm fröhlich entgegen, denn natürlich hatte der alte Herr die Rollgasse „wieder einmal, zum Wohle seiner Freunde, überwunden."

Der schmächtige Nikolaus nahm ihm Hut und Halstuch ab, das runde Jüngste, von dem die Leute noch fragten, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei, reckte die Ärmchen empor und bettelte: „Hoch heben, hoch, ganz hoch!" und Änne, der Blondkopf, reckte sich auf den Fußspitzen empor, um den alten Herrn zu küssen.

Benzberg zog den weißen Schnurrbart breit und deklamierte schalkhaft:

Ihr denkt, mein Liebchen sei zu klein,
Das wird wohl nicht die Wahrheit sein —
Sie bringt, mag's auch unmöglich scheinen,
Ja ihren Mund gerad' an meinen.

Gleich darauf wurde der alte Herr so ernsthaft, daß Nina die Kinder hinausscheuchte und sich ihm, banger Erwartung voll, gegenübersetzte.

„I bewahre, Frau Gevatterin, es ist nichts, weshalb Du Angstaugen zu machen brauchst. Mir fiel nur eben ein, daß Du genau so alt bist wie Adele Folz. Ich hab' sie gesehen —"

„Adele ist hier?" — Nina konnte es nicht hindern, das Herz klopfte ihr bis zur Kehle hinauf.

„Sie kam eben nach Hause. Ich sah sie die Gasse heraufahren. Sie muß sehr krank sein — man sieht's — und daß sie überhaupt so nach Roringen kommt — muß halt gar keinen Menschen mehr gehabt haben."

Nina sagte kein Wort. Zu End' das Lied, klang es ihr in den Ohren — draußen war noch Sommer, aber der Herbst schickte seine Boten voraus: gelbe Tupfen im Grün und neblige Nächte.

Sie stand auf, sah nach den Kindern, kam mit einem Glas Wein für Benzberg zurück, schob ein Bild gerade, schob einen Stuhl zurecht, setzte sich dem alten Freund wieder gegenüber. Aber erst, als der sich nach einem zweiten Glase umsah, begann sie: „Es würde Hansen doch schwer ankommen, wenn sie nach ihm schickten."

„Sie werden nicht schicken. Folz hat mir's erzählt, ich glaube, damit ich's euch anvertraue: Adele habe geschrieben, von ihrem ehemaligen Bräutigam könne sie sich nicht behandeln lassen — das würde sie viel zu sehr aufregen."

„Dann ist es ja gut," sagte Nina.

So merkten sie in der Wildnis wenig davon, daß nebenan in Folzens ordentlichem Haushalt ein lebensdurstiges Menschenkind vergeblich um seine Genesung kämpfte.

An den Zaun kam Adele nicht mehr, und weder süße noch aufreizende Töne zogen aus den offenen Fenstern herüber in Herrn Sebastians Unterstube. Die Kranke wurde hie und da, an warmen Tagen, ins Freie getragen, aber dann lag sie vor dem Gartensaal fest, und Nina scheuchte die Kinder hinters Haus, damit ihr fröhlicher Übermut nicht hinüberdringe.

Nun war's aber auch dazu zu kühl geworden, der Herbst warf den Kindern die Kastanien vor die Füße, und die Eltern brauchten ihnen das Jubeln darüber nicht zu verbieten. Die Kranke lag drüben hinaus, die Magd erzählte, sie habe gesagt, sie wolle das Haus mit den glücklichen Leuten nicht sehen, und Hansen berichtete sein Kollege, der Zustand sei hoffnungslos — nephritis — er könne nichts tun, als dabei stehn und Ja ja sagen.

Umsomehr wunderte sich Nina, als eines Tags Botschaft von drüben kam: die Kranke bäte um ihren Besuch.

Ihr bangte vor der Begegnung, aber wie sie ging und stand, machte sie sich auf den Weg. Seit dem einzigen Nachbarschaftsbesuch, den sie als junge Frau bei Adelens Eltern gemacht hatte, war Nina nicht wieder zwischen dem Spargelkraut hingegangen. Von allen Beeten und Wegen stieg die Erinnerung auf, sie durfte nicht rechts noch links schauen — nur gerade aus nach der Tür, wo Frau Folz stand und, die frierenden Hände in ein grauwollenes Tuch gewickelt, auf sie wartete.

„Das ist hübsch von Ihnen, Frau Doktor, daß Sie gleich kommen. Kranke haben so Einfälle, und eine halbe Stunde später ist's wieder was ganz andres. — Ich soll Sie mit ihr allein lassen — sie liegt oben in ihrer alten Stube — ach Gott — daß sie sich bloß nicht aufregt."

Frau Folz wischte mit der Hand über die Augen, und Nina lief schnell die Treppe hinauf — ihr fiel kein Trostwort für die Nachbarin ein.

Oben in ihrem Mädchenstübchen lag Adele; der altväterische Hausrat war wunderlich gemischt mit Luxusstücken der Primadonnenzeit, aber das Gesicht auf dem Spitzenbett trug so sichtbar die Zeichen des Verfalls, daß Nina nichts andres sah als diese verwüstete Schönheit.

Adele richtete sich mühsam mit Hilfe der Ellbogen auf, ein gieriger Blick umfaßte Ninas Gestalt und Gesicht: so müßte ich auch noch sein, so frisch, so kraftvoll — das wäre mein Recht! — Matt sank sie zurück und sagte: „Ich bin doch eine Närrin gewesen. Das stille Leben ist Dir besser bekommen, wie mir die Hetzjagd nach Glück und Ruhm. Nun ist es zu spät."

Am Krankenbett konnte Nina lügen. „Du wirst gesund werden," antwortete sie ganz ruhig, „dann lebst Du wieder in Glanz und Freude."

Adele seufzte. „Es kommt mir gerade so vor, als ob Du dem Weihnachtsbaum am Sylvesterabend sagtest: übers Jahr wirst Du wieder prangen. Jawohl, prangen wird es, draußen im Wald und drinnen im Festsaal, aber der da ist fertig und zu nichts weiter gut, als ins Feuer geworfen zu werden. Sprich nichts derart, ich glaub' es nicht mehr, ich hab' gehört, was heute morgen der Doktor meinem Vater sagte. Drum schickt' ich nach Dir. Mach die Tür dort auf — so — dadrin — steht der Flügel — bitte, sing mir einmal die Lieder vor, die ich damals unten im Gartensaal von Dir erzwang — es war etwas von den Jahreszeiten, glaub' ich, — Viëtors Lieder."

Nina erschrak. „Das wird Dich ohne allen Zweck angreifen."

„Unsinn," sagte die Kranke verdrießlich. „Ich ärgere mich viel mehr, wenn Du mir den Willen nicht tust." Und dann fügte sie sanft hinzu: „Bitte, tu's doch — ich möchte sie so gern hören, jetzt, wo ich ihn nicht mehr liebe und nicht mehr hasse. Bitte, Nina, tu's!"

Nina ging hinüber und schlug den Deckel zurück; sie mußte sich besinnen, sie hatte so lange nicht an die Lieder gedacht — aber dann waren sie auf einmal da, und es fehlte ihr weder Wort noch Ton.

„Frühling schaukelt auf den Zweigen," begann sie die wiegende Weise.

Ohne Pause ging sie zu dem jubelnden Sommerrausch über — dann stockte sie.

„Weiter, weiter!" mahnte Adelens matte Stimme, und hilflos sang Nina vom Herbst, der bunt — vorbei die Lust, zu End' das Lied. Gut, daß darauf der wilde Winter kam; mit selbstvergeßner Leidenschaft sang sie das: „Stähl mir die matten Glieder, härt mir die weiche Brust."

Sowie der letzte Dreiklang gegriffen war, eilte sie ins Krankenzimmer. Nein, Adele hatte sich nicht erregt; sie nickte Nina dankbar zu und sagte gelassen: „Die Lieder sind wirklich hübsch — sehr hübsch. Ich habe ihn doch wohl von Anfang an unterschätzt. Und Du hast auch so nett gesungen — schade, wenn Du meine Stimme gehabt hättest — wer weiß. — Ich habe ihn überhaupt gar nicht gekannt, — und so verheiratet man sich nun — zu dumm."

Plötzlich stieg ihr das Blut ins Gesicht, ihr Atem ging kurz, und sie versuchte wieder sich aufzurichten.

„Nina, glaubst Du, daß er käme?"

„Möchtest Du ihn hier haben?"

„Ja, — die Leute — es ist so gräßlich, das Geklatsch und Gespöttel — ich möchte, er käme einmal. Und dann soll er auch mitgehn, wenn sie mich begraben — das ist doch schicklich."

Nina schwieg; da war wieder die Adele, der sie nicht zu antworten verstand.

„Willst Du ihm schreiben, daß er kommen soll? Du weißt doch, wo er ist, und was Du willst, tut er ja unbedingt."

„Benzberg wird seine Adresse wohl haben. Soll ich schreiben, Du möchtest ihn sehen?"

„Ja," sagte Adele zögernd, und setzte dann schneller hinzu: „Ja ja, tu's gleich und mach es eilig. Schreibst Du noch heute vormittag?"

Nina stand auf. Ihre schlanke, kühle Hand lag einen Augenblick lang fest zwischen Adelens feuchten Fingern. Dann nickte sie ihr stumm zu und ging wieder die Treppe hinunter, an der frierenden Frau Folz vorüber, vorbei an den kahlen Beeten, vorbei an dem Pfeiler, der sie den beiden in der dunkeln Entscheidungsnacht verborgen hatte, und trat tief aufatmend in ihre herbstbunte Wildnis.

Da scholl ihr ein übermütiges Gelächter entgegen, Hans saß auf dem Nußbaum und schlug mit gewaltigem Schwunge seinen Dreien die Früchte herab.

„Mein guter Hans."

Ninas Brief mußte Viëtor erst eine Zeitlang nachreisen. So kam er spät; der Arzt, mit dem Hans Kieter darüber sprach, fürchtete, er werde zu spät kommen.

Aber Viëtor fand Adelen noch am Leben, und war nun schon zum drittenmal die Rollgasse hinaufgestiegen, ohne in der Wildnis vorzusprechen.

Doktor Brand und Hans hatten ihn am Bahnhof empfangen, Nina wußte von ihrem Mann, daß da drüben der hartnäckige Todeskampf der Jugend durchgerungen wurde.

Unruhig ging sie im Haus umher, sah oben nach dem Dörrobst und unten nach den Strohäpfeln, half ihren Großen bei der Arbeit, ließ das Kleine spielen und lachen, aber immer wieder trat sie ans Fenster des alten Musikzimmers und horchte hinüber nach dem ordentlichen Garten.

Endlich kam Viëtor, matt und erschöpft, vom Totenbett. Sein Herz hatte sich nicht gerührt, desto größer war die physische Qual gewesen. Nina sah ihn durch die Gattertür treten: einen Augenblick stand er still und schaute die Wege entlang, rechts und links; auf dem neuen Rosenbeet blieb sein Blick haften, dann strich er sich mit der Hand über die Augen und ging schnellen Schritts auf das alte Haus zu.

Nina kam ihm entgegen, in der Haustür drückte sie ihm die Hand. Sie fragte nichts und er sagte nichts, nicht einmal ein Bewillkommnungswort fanden sie, aber sie behielt seine Hand und führte ihn hinein.

Als er in das alte Zimmer trat, atmete er tief auf, warf Hut und Überrock auf den Sessel, strich sich das Haar aus der Stirn und sah die Hausfrau prüfend an.

„Du hast immer recht gehabt, Nina, und immer das Rechte getan, dafür gibst Du nun Frieden und hast Frieden."

Das letzte klang doch beinah wie eine Frage.

„Frieden," sagte sie leise und sah zu Carlo Dolcis heiliger Cäcilie empor. „Ja, Viëtor — weil ich will. Auf irgend etwas müssen wir alle verzichten."

„Du hast verzichtet — nun ja — aber Dein Leben ist ein Kunstwerk geworden. Wie viele können das von sich sagen?"

Langsam trat er an den Flügel und spielte im Stehn ein Schlummerlied. Davon wurde ihm besser zu Mute. Er zog sich mit der Linken den Sessel zurecht, setzte sich und spielte weiter.

Obgleich er Nina den Rücken zukehrte, sah er doch nur sie und spielte nur sie. Erinnerung alles — alte Melodien, an die er in diesem Jahrzehnt nicht mehr gedacht hatte, tauchten auf, wurden von neuen verdrängt, und kehrten siegreich zurück.

Nina kannte sie noch alle, wußte von jeder den Augenblick, der sie hervorgebracht hatte. Sie sah Viëtor und Hans und ihren alten Freund, sah den Kampf und die Liebe und das Leid. Die Gaisblattlaube wuchs und blühte wieder, und die Geige sang in Herrn Sebastians Wildnis mit der Hausamsel um die Wette.

Tränen stiegen ihr in die Augen — es war doch „die alte schöne Zeit" gewesen, trotz aller Schmerzen; die Zeit der knospenden Jugend, die Zeit, in der die Vögel lockten, wo ihr Herz sang und ihre Seele Flügel bekam.

Verstohlen trocknete sie ihre Tränen, er merkte es aber doch, sprang auf, ohne die Melodie abzuschließen, und kam schnell auf sie zu.

„Warum?" rief er heftig, „warum kam alles so? Warum drängte sich diese Stimme zwischen uns, die log und trog? Sieh mich nicht vorwurfsvoll an, Nina. Ich weiß, daß Du glücklich bist, ich seh's an Deiner frischen Schönheit, an dem

Frieden ringsum, an Deines Mannes sicherm Behagen. Aber ich muß es einmal aussprechen, wie hart meine Untreue gerächt worden ist! Nina, denkst Du daran, wie wir zusammen lebten und wuchsen, wie wir uns verstanden — ein Königsbau wäre unser Leben geworden. Und nun? — Trümmer und Scherben."

Nina hatte ihn reden lassen, ein feines Rot färbte ihr Stirn und Wangen, aber sie antwortete ruhig: „Ich habe Hans immer lieb gehabt, Viëtor, und immer lieber gewonnen. Mein Hüttchen ist fest und sicher gebaut. Und Du wärest auch mit der blassen Nina nicht glücklich geworden, weil Du keinen dauernden Zustand ertragen konntest. Leben ist für Dich Unruhe, Schaffen, Vorwärtsstürmen, Du wirst schließlich alles, was Dich irgendwie zum Stillhalten zwingt, als Qual und Fessel empfinden."

Er seufzte und fühlte doch, daß sie recht hatte; schon jetzt in der ersten Stunde, wo er sich ihres Friedens neidisch bewußt wurde, drängte es ihn weiter. Neue Gedanken, neue Pläne, aus den alten Erinnerungen aufwachsend, trieben ihn zur Arbeit.

„Woher kennst Du mich so genau?"

„Weil ich Dich lieb habe; was man lieb hat, versteht man auch."

Da preßte er seine Hände vors Gesicht und ein verzweifeltes Schluchzen brach aus seiner Kehle, wie es Nina nur noch einmal im Leben gehört hatte, als Hans nach Adelens Flucht zu ihren Füßen lag.

Es währte nur eine Minute, dann hatte er sich wieder in der Gewalt; die Hände sanken, er sah Nina an, — noch einmal — um sich jeden leisesten Zug ihres Gesichts einzuprägen.

Sie hielt seinem Blick still, und als er wieder reden konnte, sagte er: „Nun weiß ich ja, warum Du auch in Sturm und Wetter das Steuer in der Hand behältst: weil Du die große Kunst verstehst, in deren Schatten ich trotz meiner Unruhe dennoch glücklich geworden wäre, die Frauenkunst, von der mein Eheweib nichts verstand — die Kunst zu lieben."

Er ging das langgestreckte Zimmer entlang, hin und zurück; dann blieb er vor Nina stehn.

„Das Eine sag mir noch: Deine Sehnsucht — das, weshalb Du Dich stumm nanntest — ist es ganz tot in Dir?"

Sie bewegte verneinend den Kopf, aber lächelte dazu. „Das kann nicht sterben, solange ich atme."

„Aber Du leidest nicht mehr daran?"

„Ich weiß gar nicht, Viëtor, ob ich nicht doch jederzeit mehr Freude von meiner Sehnsucht gehabt habe, als Leid — und dann sind doch die Kinder da."

Sie ging nach der Tür, öffnete und rief nach ihnen. Da kamen Nikolaus und Änne Hand in Hand, und das Kleine trippelte heiter hinter drein.

Viëtor stieg eine Flamme ins Gesicht, der heiße Wunsch: wären sie mein! verdrängte in diesem Augenblick alles andre aus seinen Gedanken.

Der Knabe sah ihn mit Ninas Augen an.

„Cola ist mir sehr ähnlich," sagte sie leise, „aber das macht mir keine Angst, denn er ist ein Knabe; seine Hand ist geschickt, er wird nicht matt werden, bevor er das Ziel erreicht hat."

Viëtor nahm den Knaben bei der Hand und sah ihm fest in die Augen.

„Du solltest mein Patchen werden — Nina, ich konnte nicht kommen, ich war noch nicht so weit wie ihr — wenn er aber einmal einen Lehrer braucht, willst Du ihn mir anvertrauen?“

Sie nickte nur und schob ihm das Mädchen hin, das Hansen glich.

„Sie heißt Anina, und — und — ich glaube, sie hat auch die Stimme meiner Mutter. Und wenn es so ist, soll sie nicht nur singen, sie soll auch lieben lernen. Und dies ist das Kleine, das kleine, große Fragezeichen, von dem wir noch nichts wissen, als daß es das Nesthäkchen ist.“

Änne sah schüchtern zu dem Fremden auf, der Knabe aber fragte zutraulich: „Nicht wahr, Du bist Viëtor? Ich habe so viel Herrliches von Dir gehört — bitte, spiel mir was vor.“

Viëtor lächelte, setzte sich aber gleich an den Flügel.

Er begann mit einem zierlichen Menuett, das leichte Kinderfüße zu tanzen schienen; dann kamen ihm die Erinnerungen dazwischen. Ehe er's wollte und dachte, band er noch einmal seines Lebens bunten Kranz in dem alten Zimmer, zwischen dessen Wänden er zum erstenmal laut geworden war.

Aber das war kein heller Durklang mehr, kein leichtbeschwingter Rhythmus, schwermütig und schwerfüßig kam die Melodie daher — eines alten Freundes Gesicht, und doch, ach wie sehr verwandelt.

Nina tat's bitter weh — endlich ertrug sie's nicht mehr. „Nicht so!“ sagte sie hastig, „nicht so! Laß ein paar Blumen in Deinem Kranz.“

Viëtor lächelte, spielte aber unbeirrt weiter. „Mein Kranz hat keine Blumen mehr, grün und bitter.“

„Schilt den Lorbeer nicht.“

„Nein, ich würde ihn sehr entbehren, aber bitter ist sein Laub doch.“

Da sah er Colas große, fragende Augen mit ganz demselben Ausdruck auf sich ruhen, wie dereinst Ninas Augen in der Gaisblattlaube. Sofort wechselte er die Tonart, die leichten Kinderfüße kamen wieder, erst zaghaft und schüchtern im Kampfe mit der verklingenden Klage, dann sicherer, ihres Rechtes bewußt, und endlich mit all der lieblichen Grazie, mit der sie begonnen hatten.

Tief auf seufzte Änne, als Viëtor den Flügel schloß, zwischen Colas Augen stand dieselbe Falte, um derentwillen einst das Wunderkind so herzlich von den Roringer Hausfrauen bedauert worden war; das Kleine saß in fröhlicher Unbekümmertheit auf der Mutter Schoß.

Viëtor küßte die Kinder zum Abschied, Nina gab er nicht einmal die Hand.

„Leb wohl. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen — aber hören — versprich mir, Nina, daß Du hören wirst, was meine Musik Dir sagen will. Die Gewißheit, daß Ihr mich hört, wird mich stählen, wenn ich erschlaffen will, und wird mich erquicken, wenn ich zu tauben Ohren reden muß — willst Du?“

„Ja,“ sagte Nina leise, „wir hören Dich immer, mit ganzer Seele.“

Ein „Stroz“.

Erzählung

von

Fürst Friedrich Wrede.

I.

Den Oberkörper etwas vorgeneigt, die weiß behandschuhten Hände über den Griff des Säbels geschlungen, das Einglas in die Augenhöhle geklemmt, saß Fürst Georg Orlenburg mit regungslosem Gesichte in seinem Wagen, der in schärfstem Trabe durch die breite Hauptstraße der Residenz fuhr.

Vor dem Palaste Issenstein hielt das leichte, elegante Gefährt mit jähem Rucke an.

„Erlaucht zu Hause?“ fragte der Offizier, aus dem Wagen springend, den kahlköpfigen Portier, der, die silberbetreßte Mütze in der Hand, diensteifrig herbeigeeilt war. Ohne jedoch erst die Antwort des alten Mannes abzuwarten, schritt er durch die Toreinfahrt dem Stiegenhause zu. Er wußte es ja, daß die verwitwete Gräfin — seine Base — zu dieser Stunde ihren Bekannten eine Tasse Tee anzubieten pflegte.

Auf dem Treppenabsatze des ersten Stockwerkes nahm ihn ein Kammerdiener in Empfang.

„Ist viel Besuch da?“ fragte der Fürst, einen prüfenden Blick auf die Überkleider, Stöcke und Schirme werfend, die sorgfältig geordnet auf einem langen, reich geschnitzten Tische lagen.

Der Diener zählte eine Reihe Namen auf. Einige der Besucher schienen Georg unwillkommen zu sein. Er überlegte, ob es nicht geraten sei, umzukehren und zu einer spätern Stunde wieder vorzusprechen.

„Hat die Frau Gräfin den Wagen befohlen?“ wandte er sich zögernd an den Diener.

„Zu Befehl,“ erwiderte dieser. „Auf halb sieben Uhr. Erlaucht speisen auf der österreichischen Gesandtschaft.“

Diese Auskunft bestimmte den Fürsten einzutreten.

Das erste, kleinere Empfangszimmer war leer. Aus dem anstoßenden großen Salon jedoch klang das Geräusch gedämpfter Stimmen. Es war dies ein geräumiger, hoher Saal. Die Wände waren mit Damast bespannt, von dessen dunkelm Rot das leuchtende Gold der Rahmen der zahlreichen Gemälde sich trefflich abhob. Eine seltsame, aber keineswegs unschöne Zusammenstellung steifer, feierlicher Empiremöbel und zierlicher, bequemer Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes bildete den Hausrat.

Beim Eintritt des Offiziers erhob sich die Gräfin Rosa Issenstein lebhaft von ihrem Fauteuil. „Ah — Georg!“ rief sie aus. „Du kommst wie gerufen! Niemand kann uns besser Auskunft geben als Du!“

„Worüber?“ fragte der Fürst, sich über die ihm entgegengestreckte Hand der schönen, jungen Witwe beugend.

„Man erzählt sich, daß Willy Steinfeld heute morgen einen bösen Sturz mit dem Pferde getan hat und schwer verletzt sei,“ erklärte eine der anwesenden Damen, gleichfalls mit dem Ankömmling einen Händedruck austauschend.

„Und wir wollen von Ihnen erfahren, was an dem Gerüchte wahr ist!“ ergänzte ein mit einem modischen, tadellosen Gehrocke bekleideter Herr.

„Man hat leider die Wahrheit gesagt!“ erwiderte Orlenburg. „Der arme Willy ist schwer verletzt.“

„Das ist ja schrecklich!“ rief die Gräfin. „Er war noch gestern abend bei mir — und so lebenslustig! Wenn man das hätte ahnen können!“

„Dann wäre er wohl so vorsichtig gewesen, das bockige Pferd nicht zu besteigen!“ bemerkte ein hageres, altes Stiftsfräulein sarkastisch.

Alle — auch die Gräfin — lachten.

„Steinfeld ist doch ein famoser Reiter. Wie ist denn das zugegangen?“ wandte sich der Herr im tadellosen Gehrock mißtrauisch an den Fürsten.

„Ich war nicht dabei!“

Die Antwort fiel kurz und abweisend von Orlenburgs Lippen. Es war leicht ersichtlich, daß er diese Frage nicht eingehend erörtert sehen wollte. Der Zufall kam ihm zur Hilfe. Denn in diesem Augenblicke betrat die Herzogin vom Berg den Salon, und die ganze Gesellschaft erhob sich, um den vornehmen Besuch zu begrüßen. Gleich darauf aber wandte sich das Gespräch wieder demselben Gegenstande zu. Die Herzogin brachte die Nachricht, daß Willy Steinfeld seinen Wunden bereits erlegen sei. Über die Stichhaltigkeit der düstern Kunde konnte kein Zweifel herrschen, da der unglückliche junge Mann dem Herzog dienstlich zugeteilt war.

Eine peinliche Pause trat ein. Alle Anwesenden kannten Baron Willy. Die meisten waren dem heitern, offenherzigen Leutnant zugetan.

Die Herzogin war die erste, die das Schweigen brach. „Liebe Rosa,“ wandte sie sich an die Hausfrau, „dieser Unglücksfall bringt Dich ja wieder in Trauer. Du bist ja mit Steinfeld verwandt — wenn auch sehr weit.“

„Allerdings — sehr weit!“ bestätigte die Gräfin. „Willys Mutter ist eine Ochtritz, eine Cousine meines Vaters.“

„Das ist eine jener Verwandtschaften, die man gelten lassen kann oder nicht, wie es einem gerade paßt!“ erklärte der Herr im tadellosen Gehrock.

„Die Gräfin hat jedoch die Verwandtschaft immer anerkannt!“ warf das Stiftsfräulein, das nie eine Gelegenheit, boshaft zu sein, unbenützt ließ, ein.

„Aber zu meinem Diner wirst Du doch kommen?“ bat die Herzogin.

„Ich denke ja!“ erwiderte Rosa Issenstein zögernd, mit einem prüfenden Blick auf die Gesichter ihrer Gäste, als wollte sie von dem Eindruck ihrer Worte ihre endgültige Entscheidung abhängig machen. „Es ist ja keine Wolltrauer. Wie lange trägt man überhaupt Schwarz für einen — weitläufigen — Vetter?“

Damit war dem Gespräche eine neue Richtung gegeben. Man erörterte die Sitte des Trauertragens im allgemeinen, die betreffenden Gebräuche einzelner Länder und die herrschenden Vorschriften an den verschiedenen Hofhaltungen. Willy Steinfelds wurde nicht weiter Erwähnung getan.

Fürst Georg war sehr schweigsam. Alle Welt wußte, daß der Verunglückte seit zwei Jahren um die schöne Hausfrau geworben hatte. Niemand aber ahnte das Unrecht, welches die Gräfin an dem Verblichenen verschuldet, indem sie diese ganze Zeit hindurch die Neigung des Unglücklichen zu nähren verstanden, bis er sich schließlich gestern berechtigt geglaubt hatte um ihre Hand anzuhalten. Eine kühle, abschlägige Antwort war ihm zu teil geworden.

Orlenburg, der einzige Vertraute dieses einseitigen Liebesbundes, war vom Totenbette des Freundes hergeeilt, um seiner Base die erschütternde Nachricht möglichst schonend mitzuteilen. Das Gerücht hatte den Issensteinischen Palast früher erreicht als seine schnellen Pferde. Statt der heftigen Selbstanklage aber, die der Fürst mit gutem Rechte gefürchtet, hatte die Gräfin die Nachricht über den „bösen Sturz" mit einigen teilnehmenden Worten quittiert.

Ihre schlanke, beringte Hand zitterte nicht einmal, als sie ihm — dem Mitwisser ihrer Schuld — die Teetasse reichte. Sie war sogar im stande gewesen, die Zeit der Trauer und die Möglichkeit, ein Diner zu besuchen, zu besprechen.

Ehrliche Empörung erfaßte den jungen Offizier.

Eine jener brüsken Auflehnungen gegen gekünstelte Unnatur, die gesunde, kräftige Menschen oft selbst nach jahrzehntelangem gesellschaftlichen Drill befallen, trieb ihm das Blut in die Schläfen.

Was suchte er noch hier?

Die Frau, die sich so meisterhaft zu verstellen verstand, bedurfte wahrhaftig nicht seines Zuspruches.

Als die Gräfin einen antiken Fächer, den sie kürzlich erstanden, aus einem Kästchen herbeiholte, benutzte er den Augenblick, um nach seiner Mütze zu greifen und sich zu erheben, so daß er sich in der Mitte des Zimmers — einige Schritte von den übrigen Besuchern entfernt — von ihr verabschieden konnte.

Eine rohe, brutale Neugierde hatte ihn erfaßt.

War es denn möglich, daß diese Weltdame an das plumpe Märchen von dem „Sturz mit dem Pferde" glaubte?

Würde sie ihre lächelnde Fassung auch bewahren, wenn er sie zwang, der Wahrheit in das grinsende, ungeschminkte Antlitz zu schauen?

Ihre Hand an seine Lippen führend, raunte er ihr zu: „Du weißt — Willy ist nicht gestürzt — er hat sich erschossen!"

Sie neigte den schönen Kopf und flüsterte: „Ich muß Dich sprechen. Komm nach dem Theater zu mir."

„Nein!" erwiderte Georg schroff. Laut fügte er dann, sich von der Gesellschaft verabschiedend, hinzu. „Ich muß in die Kaserne — ich habe Dienst!"

Als er aber seinen Wagen bestieg, befahl er dem Kutscher nach der „Wassergasse" zu fahren.

II.

Fürst Orlenburg hatte nicht nötig, das Ziel seiner Fahrt genauer zu bezeichnen. Sein Kutscher, ja selbst seine Pferde wußten, daß in der Wassergasse vor dem Hause Nr. 7 angehalten werden mußte.

Es war dies eines jener einstöckigen, weitläufigen Gebäude, wie sie in den Vorstädten süddeutscher Residenzen zu finden sind und die noch aus der Zeit stammen, in der man mit dem Baugrunde nicht kargte.

Langsam stieg Georg die schmale Holztreppe hinauf. Zwei weißgestrichene Türen mündeten auf den Flur. Die eine, der Stiege näher gelegene, zierte ein breites Messingschild mit der Inschrift: „Hubert Liffer — prakt. Arzt.“ Auf der andern war mit Reißnägeln die Karte des Baron Wilhelm Steinfeld geheftet.

Hier zog Orlenburg die altmodische Glockenschnur.

Sogleich wurde die Tür von einem Soldaten, der eine große blaue Schürze vorgebunden hatte, geöffnet. Beim Anblick des Offiziers nahm der Bursche eine stramme, dienstliche Haltung an.

„Nichts vorgefallen — Johann?“ fragte der Fürst, die Kappe auf den Tisch des Vorzimmers legend und den Säbel abschnallend.

„Nein — Durchlaucht. Ich möchte aber noch melden, daß der Herr Leutnant gestern abend an Durchlaucht einen Brief geschrieben hat.“

„An mich? Gestern abend?“

„Zu Befehl. Ich habe ihn auf dem Schreibtische liegen gesehen.“

„Und wo ist dieser Brief hingekommen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Es ist gut,“ fertigte Georg den Soldaten ab und trat in das Wohnzimmer.

Es war dies ein niedriger Raum, mit dem kärglichen, banalen Hausrate ausgestattet, den man in fast allen möblierten Mietwohnungen findet. Nur der billige, orientalische Teppich, einige Sportbilder, eine Waffentrophäe an der Wand und die reiche Sammlung von Zigarrentaschen, die alle Tische bedeckte, mochten Eigentum des Bewohners gewesen sein. Die Türe nach dem anstoßenden Schlafgemach stand offen. Die Vorhänge der Fenster waren dort herabgelassen. Der Geruch starker Essenzen schwängerte die Luft.

Auf dem einfachen Feldbette lag — mit der Parade-Uniform bekleidet — die Leiche eines Offiziers. Die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf etwas seitwärts geneigt, die blassen, blutleeren Lippen wie zu einem Lächeln verzogen.

Dieser friedliche, fast heitere Ausdruck stand mit der kleinen dunkeln Wunde an der Schläfe, die den Weg, den die todbringende Kugel genommen, verriet, in grellem Widerspruch.

Eine Weile stand Orlenburg andächtig neben dem Lager des toten Kameraden. Dann erinnerte er sich des Briefes, den dieser nach Aussage des Dieners kurz vor Ausführung der unseligen Tat an ihn geschrieben haben sollte. Falls ihn Steinfeld nicht wieder selbst vernichtet hatte, mußte er sich noch vorfinden.

Das Naheliegendste war wohl, daß der Tote das Schriftstück in sein Schreibpult versperrt hatte. Die Schlüssel zu diesem befanden sich in der Lade des Nachttischchens

neben der schlichten Nickeluhr, deren wohlfeiles Schlagwerk in der Stille des Totengemaches deutlich vernehmbar war.

Die Vermutung erwies sich als zutreffend.

Der Selbstmörder hatte das Schreiben auf ein Päckchen Photographien, die sämtlich die Gräfin Issenstein darstellten, gelegt, so daß es beim Öffnen des Pultes sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte.

Orlenburg trat an das Fenster des Wohnzimmers und las:

„Lieber Georg!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, ist alles vorüber. Es muß sein. Es bleibt mir nichts andres zu tun übrig. Ich habe Schulden und müßte quittieren. Ich war ein guter Offizier, sonst aber verstehe ich nichts, als höchstens Schuhe putzen. Noch eine letzte Bitte. Gehe gleich nach meinem Tode zu Dr. Liffer. Er wohnt in demselben Hause, mir gerade gegenüber. Sag ihm, ich lasse ihn schön grüßen. Er soll meinen Leuten die ganze Geschichte schonend beibringen. Er ist zwar ein furchtbarer Stroz — zu diesem Geschäfte aber der Tauglichste. Servus.

Dein Willy.“

Georg las noch einmal erstaunt das Schreiben.

Wer war denn dieser Dr. Liffer?

Steinfeld nannte ihn einen „furchtbaren Stroz“. Das bedeutete jedoch nichts Außergewöhnliches. Dieses Wort war ein Lieblingsausdruck des Verstorbenen gewesen. Es stammt — es ist verstümmelt — aus dem Russischen und heißt dort soviel wie „Hausmeister“. Der Jargon österreichischer Sportkreise will darunter jene große Klasse Menschen verstanden wissen, die man in Deutschland etwa als „Philister“ bezeichnet. Willy Steinfeld hatte diese Benennung in Wien, als er dort anläßlich eines Rennens weilte, gehört und von da an alle Leute, die nicht seine Anschauungen teilten, „Stroze“ genannt.

Mußte es jedoch nicht befremden, daß er diese letzte heilige Mission einem solchen in seinen Augen „minderwertigen“ Individuum anvertraut wissen wollte?

Orlenburg kannte den Toten zu gut, um sich durch den leichtfertigen Ton des Briefes täuschen zu lassen. Die Sorge um die Angehörigen hatte den jungen Offizier sicher schwer bedrückt, und diese letzte, bizarre Anordnung war gewiß die Frucht langen, ernsten Überlegens.

Kein Augenblick durfte gezögert werden, wollte der Fürst den Wunsch des Freundes erfüllen. Das Regimentskommando hatte die Mutter Steinfelds, wie es in solchen Fällen üblich, telegraphisch von der „schweren Erkrankung“ ihres Sohnes in Kenntnis gesetzt. Auf diese vorbereitende Depesche sollte dann im Laufe des Abends die Todesnachricht folgen.

Die Absendung letzterer konnte noch verhindert werden. Georg schrieb rasch einige erklärende Zeilen auf seine Karte und sandte den Diener damit auf das Kommando. Er selbst schickte sich an, diesen geheimnisvollen Dr. Liffer, dem man, obgleich er ein „fürchterlicher Stroz“, den heikelsten Schritt anvertrauen wollte, unverzüglich aufzusuchen.

Er mußte wiederholt die Glocke ziehen, ehe schlürfende Tritte in der Wohnung hörbar wurden und schließlich eine abenteuerliche Gestalt die Türe vorsichtig öffnete.

Es war ein Mann, der die Höhe des Lebens bereits um ein gutes Stück überschritten hatte. Der hagere Körper steckte in einem abgetragenen Sammetanzug, und um die Schultern hing ein dunkelgrüner Radmantel, wie sie in Norditalien häufig getragen werden.

Den seltsamsten Gegensatz zu der vernachlässigten Kleidung bildete der Kopf des merkwürdigen Gesellen.

Die Züge des Gesichtes waren alt und verwittert, das kleine Schnurrbärtchen dagegen und der Knebelbart sorgfältig gekräuselt und hellblond gefärbt. Auch auf die Anordnung der dichten Locken, ja selbst auf den Bug des großen Schlapphutes schien die peinlichste Mühe verwendet worden zu sein.

Man erhielt den Eindruck, einem Schauspieler gegenüber zu stehn, der sein Gesicht bereits zu einer Charaktermaske geschminkt, aber sein Kostüm noch nicht angezogen hat.

„Herr Dr. Liffer?“ fragte Georg. Da es ihm aber denn doch zu unwahrscheinlich schien, daß Steinfeld diesen drolligen Sendboten für eine so ernste Kunde gewählt, ergänzte er seine Worte: „Ist Dr. Liffer zu sprechen?“

„Tretet ein!“ erwiderte der Alte mit einer großartigen, einladenden Handbewegung. Damit schritt er dem Besuch in ein einfach ausgestattetes Zimmer voraus.

Der Fürst, durch das sonderbare, theatralische Benehmen etwas außer Fassung gebracht, nannte seinen Namen.

Der Sonderling neigte mit feierlicher Würde sein Lockenhaupt. „Ein wohlklingender Name!“ rief er. „Nehmt Platz!“

Orlenburg folgte der Aufforderung und erklärte mit wenigen Worten den Grund seines Besuches. Als er aber mit der Frage schloß, ob der Arzt den Wunsch des Toten erfüllen wolle, meinte der Alte trocken: „Das kann ich Euch nicht so ohne weiteres versprechen! Ihr müßt Dr. Liffer selbst befragen!“

Nun riß aber dem Offizier der Faden der Geduld. „Wie?“ rief er. „Sie sind nicht Dr. Liffer?“

Mit stoischer Ruhe entgegnete der Sonderling: „Nein, der bin ich nicht!“

„Herr!“ brauste Georg auf. „Wie kommen Sie dann dazu, sich meine Bitte vortragen zu lassen? Wer sind Sie denn?“

„Ich bin Walter Erlenhof, der letzte Platenide!“ erwiderte der seltsame Kauz, den großen Schlapphut, den er auch im Zimmer nicht abgelegt, ein wenig lüftend, was sich ebensogut als eine Höflichkeit gegen den Besucher als einen Akt der Ehrfurcht vor dem eigenen Namen deuten ließ.

Der Fürst starrte dem alten Mann sprachlos in das Gesicht. Das Gefühl, einem Geisteskranken gegenüberzustehn, entwaffnete seinen Zorn. Herr Walter Erlenhof jedoch schien dieses Schweigen ganz anders zu deuten.

„Ja — staunet nur!“ fuhr er mit schmerzlicher Resignation fort. „Ihr habt Euch Erlenhofen wohl anders gedacht! In mir seht Ihr den letzten Mann, der Platen eine Ode nachzuempfinden, der den gewaltigen Geist des großen Unvergeßlichen zu erfassen vermag. Aber die Welt liegt im Argen — der Gesang ist ihr genommen!“

Plötzlich hielt er in seiner salbungsvollen Rede inne. Der pathetische Ausdruck seiner Züge wich einer verlegenen, fast ängstlichen Miene. Man hörte, wie auf dem Vorplatze die Flurtür geöffnet wurde.

„Da kommt Dr. Liffer!“ flüsterte Erlenhof betreten und flüchtete, ohne sich weiter um Georg zu kümmern, wie ein auf einer Unart ertapptes Kind in das anstoßende Gemach.

Noch ehe sich Orlenburg von seinem gerechtfertigten Staunen erholt hatte, trat der Erwartete in das Zimmer.

Er war für den Fürsten keine ganz fremde Erscheinung. In der Gruppe der Ärzte, die das Totenbett des Kameraden umstanden, war ihm dieser bartlose, unschöne aber geistreiche Kopf aufgefallen.

Da sich auch Liffer seines Besuchers erinnerte, waren die ersten einführenden Redensarten bald ausgetauscht, und Georg konnte zum zweitenmale sein Anliegen vorbringen.

Der Arzt hörte ihn aufmerksam an. Dann trat er an den Bücherschrank und blätterte in einem Kursbuche.

„Wann ist das erste Telegramm an die Baronin abgegangen?“ fragte er in geschäftlichem Tone.

„Vor etwa zwei Stunden.“

„Um 6 Uhr geht der nächste Zug,“ fuhr Liffer fort. „Wenn ich den benutze, so erreiche ich Hof, ehe die arme Frau die Reise hierher angetreten haben kann. Denn daß sie so bald als möglich hereilen wird, ist wohl selbstverständlich.“

Die schlichte Bereitwilligkeit, mit der sich der Doktor der peinlichen Aufgabe unterzog, berührte Georg ungemein sympathisch.

„Es ist ein großer Dienst, den Sie dem Toten leisten!“ rief er warm. „Wie kommt es nur, Herr Doktor, daß ich Sie nie bei Steinfeld angetroffen habe. Ich stand ihm nahe, und auch Sie scheinen sehr eng mit ihm befreundet gewesen zu sein?“

„Befreundet?“ Liffer zuckte die Achseln. „Das ist wohl nicht das richtige Wort. Wenn sein junges Herz schwer war, dann kam er manchmal zu mir, um es auszuschütten. Auf der Straße aber — oder gar vor seinen Kameraden — da, glaube ich, hätte er sich nicht gerne mit mir gezeigt. Ich bin nicht jemand, mit dem man Staat machen kann. Und Staat machen — glänzen wollen — das war nun einmal seine Schwäche!“

„Und Sie haben ihm eine so verletzende Torheit nicht verübelt?“ fragte Orlenburg erstaunt.

„Wie sollte ich!“ lächelte der Doktor. „Sie vergessen, ich bin Arzt. Dieses ängstliche Haschen nach Eleganz ist eine Krankheit wie eine andre. In diesem Falle war es ein tödliches Übel. Wie oft habe ich den jungen Baron gebeten, den bunten Rock an den Nagel zu hängen und einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, oder wenigstens um seine Versetzung zu einem bescheidenen Regimente einzukommen. Allein — alles war vergebens. Er hatte seine ganze Hoffnung auf eine reiche und vornehme Verbindung gesetzt. Als auch dieser Plan scheiterte, wußte er mit seinen

guten Anlagen, mit seinem persönlichen Mute nichts anzufangen, als kurz entschlossen sein junges Leben einfach zu vernichten. Verdient eine so weitgehende Verblendung etwas andres als unser Mitleid? — Indes — wenn ich den Zug erreichen will, muß ich mich sputen! Sie verzeihen daher wohl . . . .“

Georg erhob sich sogleich und verließ gemeinsam mit Liffer die Wohnung.

Im Vorzimmer saß der „letzte Platenide“ ganz bescheiden auf einem Stuhle und schien in einen Band der wohlfeilen Reklamischen Bibliothek vertieft.

„Sie haben sich da einen seltsamen Türhüter angeschafft!“ sagte Orlenburg auf der Stiege. „Ehe Sie kamen, hat er mir die Zeit vertrieben.“

„Und wieder einmal ungereimtes Zeug geschwatzt?“ entgegnete der Arzt mit einem nachsichtigen Lächeln, das seine bleichen Züge verschönte. „Er ist ein seelensguter und trotz seiner Schrullen durchaus verläßlicher Mensch!“

Die beiden Männer schieden mit einem Händedruck. Während Liffer nach dem Bahnhofe eilte, kehrte der Fürst in die Wohnung Steinfelds zurück. Dort setzte er sich in den niederen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und überdachte die Ereignisse dieses traurigen Tages.

Die Worte des Arztes hatten nicht verfehlt auf ihn Eindruck zu machen. Er war ehrlich genug, um sich einzugestehn, daß er zum Teile selbst den jungen Kameraden auf die abschüssige Bahn gedrängt hatte. Nicht nur daß seine Freundschaft den mittellosen Offizier in die reichsten Kreise der Residenz eingeführt, selbst der unglückliche Gedanke an eine Heirat mit Rosa Issenstein war in Orlenburgs Kopfe entsprungen und von ihm in jeder Weise gefördert worden. Allerdings hatte der Fürst gemeint, nicht nur als guter sondern auch als höchst uneigennütziger Freund zu handeln. Denn er hatte sich früher selbst mit dem Gedanken getragen, die ebenso reiche als schöne Witwe als Gattin heimzuführen und war von seiner Werbung nur zurückgetreten, „um dem Kameraden — dem Liebsten, den er zählte — die Bahn frei zu lassen.

In dieser selbstquälerischen Stimmung wurde Georg die feierliche Stille des Sterbezimmers nachgerade unerträglich. Nur das Knistern der Wachskerzen neben dem Kruzifixe und das gedämpfte, gleichmäßige Geräusch der Bürsten, mit denen der Diener auf dem Vorplatze in gedankenloser Gewohnheit die hohen Reiterstiefel seines toten Herrn blank putzte, waren vernehmbar.

Orlenburg trat zur Leiche und blickte lange in das starre Antlitz. „Ich habe es gut gemeint!“ flüsterte er. „Vergib mir!“

III.

Obgleich nur eine Stunde Bahnfahrt von der Residenz entfernt, ist Hof eines jener Landstädtchen, die die moderne Kultur vergessen zu haben scheint.

Wer durch die engen, winkeligen Gassen pilgert oder auf dem schlecht gepflasterten, mit einem hochgiebeligen Rathause und altmodischen Ziehbrunnen geschmückten Marktplatze steht, der kann sich getrost um ein Jahrhundert in der Weltgeschichte zurück-

versetzt glauben und ahnt wohl nicht, daß man nur jene breite, schattige Lindenallee einzuschlagen braucht, um in wenigen Minuten den Schienenstrang zu erreichen, der den Norden mit dem Süden Deutschlands verbindet.

Außer den Handlungsreisenden verirrt sich selten ein Fremder in das Städtchen. Und auch diese sind immer dieselben alten Bekannten, da nur wenige Firmen den abenteuerlichen Ehrgeiz besitzen, ihr Absatzgebiet auf Hof zu erstrecken.

Gerade diese seltenen Eigenschaften hatten die Baronin Sophie Steinfeld bewogen, nach dem Tode ihres Gatten sich hier niederzulassen.

Zu den reichbegüterten Familien waren die Steinfelds niemals gezählt worden. Immerhin aber hatten sie in einem behäbigen Wohlstand gelebt, bis der damalige Landesfürst in Willys Großvater ein diplomatisches Talent entdeckt zu haben meinte und ihn als Bevollmächtigten nach Petersburg sandte. Von dieser ehrenvollen Mission an datierte der finanzielle Niedergang der Familie. Die kostspielige Lebensführung in der russischen Hauptstadt stürzte den Baron in arge Schulden. Seinem Sohne — Willys Vater — gelang es noch mit Müh und Not, das lecke Schiff über Wasser zu halten. Nach seinem Tode jedoch war der völlige Zusammenbruch unabwendbar geworden. Das Familiengut mußte zu den ungünstigsten Bedingungen verkauft werden, und der Erlös reichte gerade knapp aus, um die zahlreichen Gläubiger zu befriedigen. Der Baronin Sophie war nichts geblieben als das kleine Kapital, welches sie ihrem Gatten als Mitgift zugebracht, und dessen Zinsen bisher ihr bescheidenes Nadelgeld gebildet hatten.

Damit mußte sie von nun an nicht nur den eigenen Lebensunterhalt, sondern auch die Erziehung ihrer beiden Kinder Willy und Marga bestreiten.

Sie hatte sich mutig der Aufgabe unterzogen.

Wie es in solchen Fällen üblich, wurde der Sohn in einer Kadettenanstalt untergebracht, die Tochter erhielt einen Freiplatz in einer vornehmen Pension, und die Mutter zog nach Hof, um dort ihre Armut zu verbergen.

Das ging ganz gut, bis die Kinder herangewachsen waren. Dann aber wurde ihnen ein sehr ungleiches Los zu teil. Während Willy in ein elegantes Regiment eintrat, mußte Marga das Leben der Mutter teilen. Anfangs hatte die alte Baronin allerdings davon geträumt, ihre Tochter einen Winter in der Residenz in Gesellschaft zu führen. Aber das hierzu nötige Geld war im Haushalte nie aufzutreiben gewesen. Jede überflüssige Banknote wanderte in die stets leere Tasche Willys. Die beiden Frauen sparten und knauserten, um dem jungen Offizier eine nur halbwegs nennenswerte Zulage geben zu können.

Marga zählte nun bereits vierundzwanzig Jahre. Der Gedanke an weltliche Triumphe mußte daher bald endgültig aufgegeben werden.

In Hof genossen Mutter und Tochter großes Ansehen. Obgleich sie jeden Verkehr mieden, kannte und achtete jedermann im Städtchen die beiden Damen.

Als sich Dr. Liffer auf dem Bahnhofe nach der Wohnung der Baronin erkundigte, erbot sich ein kleiner Junge sogleich ihm als Wegweiser zu dienen.

Kaum hatten sie jedoch einige Schritte zurückgelegt, da blieb der Knabe plötzlich stehn und rief, auf zwei Frauen, die raschen Schrittes die Lindenallee heraufkamen, weisend: „Da kommt die Baroneß!“ Der Arzt überlegte, ob er die Damen ansprechen

solle. Es blieb ihm keine Wahl. Denn das Kind war, ehe er es verhindern konnte, den Frauen entgegen gelaufen, um die Nachricht, daß ein Fremder nach ihnen frage, zu verkünden.

Wohl oder übel mußte Liffer seine peinliche Mission sofort beginnen. Den Hut lüftend, trat er näher und nannte seinen Namen.

Auch wenn der Junge ihm Marga nicht als die „Baroneß“ bezeichnet hätte, würde der Arzt in dem schlanken jungen Mädchen auf der Stelle Willys Schwester erkannt haben.

Das waren dieselben aschblonden Haare, dasselbe energische Kinn, dieselben träumerischen grauen Augen.

Bei der Anrede des fremden Mannes wurde Marga sichtlich verlegen. Aber der Wunsch, Nachricht vom Bruder zu erhalten, drängte die sie einschüchternde Befangenheit rasch zurück.

„Hoffentlich bringen Sie uns gute Botschaft von Willy — Herr Doktor!“ rief sie. „Ich wollte eben auf das Telegraphenamt, um ihm unsre Ankunft mit dem nächsten Zuge anzuzeigen. Ach — wenn Sie wüßten, wie uns die lakonische Depesche des Regimentskommandos geängstigt hat!“

„Leider habe ich nichts Gutes zu berichten — Baronin!“ erwiderte der Arzt. „Und wenn ....

„Nichts Gutes!“ unterbrach ihn Marga ängstlich. „Nichts Gutes — um Gottes willen — er wird doch ....“

Sie hielt jäh inne und gab ihrer Begleiterin — einer alten Magd — die Weisung voraus zu eilen und die Mutter von der Ankunft des Besuches zu verständigen. Liffer fertigte inzwischen den Knaben ab, der mit zutraulicher Neugierde dem Gespräche zuhörte. Dann schritten sie gemeinsam der Stadt zu.

Sein Beruf brachte es mit sich, daß der Doktor schon wiederholt Angehörige von einem unerwarteten Todesfalle hatte in Kenntnis setzen müssen. Aber noch nie war ihm ein derartiger Auftrag so schwer gefallen. Sie hatten bereits die Schwelle des Hauses überschritten, und das entscheidende Wort war noch immer nicht gesprochen. Liffer konnte den Mut nicht finden, dem schönen Mädchen wehe zu tun.

In dem Flur war es bereits dunkel.

Da — auf der ersten Stufe — blieb Marga plötzlich stehn. Der Arzt fühlte, daß ihre Augen die seinen suchten, und leise klang die Frage an sein Ohr: „Herr Doktor — mich brauchen Sie nicht zu schonen — ehe wir zu Mama gehn, sagen Sie mir die Wahrheit — ist Willy — tot?“ Da Liffer verwirrt schwieg, schluchzte sie auf. Sie hatte seine stumme Sprache nur allzugut verstanden. Ihre Hand tastete nach dem Geländer — sie schwankte.

Der Doktor fing sie in seinen Armen auf. Einen Augenblick fühlte er ihren schlanken, bebenden Körper an seiner Brust ruhen. Und da war der Bann von ihm genommen. Warme, teilnehmende Worte flossen von seinen Lippen.

Aber mit einer brüsken, herrischen Bewegung riß sich Marga los. Worte hätten nicht schärfer jeden Trost abzuweisen vermocht. Sie trocknete mit ihrem Taschentuche die Tränen, als schämte sie sich dieser verräterischen Zeugen ihres Schmerzes, der

einen fremden Mann zu einer wohlgemeinten, aber vielleicht zu vertraulichen Teilnahme verleitet hatte.

„Kommen Sie!“ sagte sie dann merkwürdig ruhig und kühl. „Wir wollen zu Mama gehn!“

Damit stieg sie ihm voran die Treppe hinauf.

Die Magd hatte der Baronin Sophie die Begegnung in der Lindenallee gemeldet. Ungeduldig harrte die alte Dame im Vorzimmer, das gleichzeitig als Küche diente, des Besuches. Sie überschüttete den Eintretenden sogleich mit einer Unzahl Fragen. Um welche Krankheit es sich handle? Ob sich ihr Sohn länger unwohl gefühlt? Ob er Schmerzen habe? Die Möglichkeit eines Selbstmordes schien nicht in ihrem Gedankenkreise zu liegen.

Marga enthob den Arzt der traurigen Notwendigkeit, die beklagenswerte Matrone aufzuklären.

Liebevoll — aber mit einer ruhigen Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldete, legte sie den Arm um die Taille der Baronin Sophie und bat den Doktor, sich im Wohnzimmer gedulden zu wollen, bis sie die Mutter etwas beruhigt hätte.

Den Hut in der Hand stand nun Liffer allein in dem schmalen, mit den Überresten eines frühern Wohlstandes ausgestatteten Gemache.

Aus dem den beiden Damen als gemeinsame Schlafstube dienenden Nebenraume tönte der gedämpfte Klang der Stimmen zu ihm herein.

Dann lautes Weinen.

Seine Rolle kam dem Arzte in diesem Augenblick recht kläglich vor. Marga, die seine Trostworte mit der herben Würde einer verletzten Königin abgewiesen, erfüllte hinter jener Türe die schmerzvolle Mission, die ihm geworden.

Und von dieser Schwester hatte Willy Steinfeld stets wie von einem unreifen Kinde gesprochen! Ob dieses schöne, stolze Mädchen sich gleichfalls den Widerwärtigkeiten des Lebens gegenüber so schwach gefühlt und, ohne erst den Kampf zu wagen, die Flinte ins Korn geworfen hätte?

IV.

Herrn Walter Erlenhofs Leben hatte sich zum größten Teile auf der staubigen Landstraße abgespielt. Seine Eltern waren ehrbare Tischlersleute gewesen, deren peinlicher Ehrgeiz sich nicht höher verstiegen, als durch ihrer Hände Arbeit ein anständiges Auskommen zu finden. Als aber der kleine Walter — ihr einziges Kind — frühzeitig ein hübsches Zeichentalent verriet, meinten sie der Welt ein großes, bahnbrechendes Genie beschert zu haben und hielten es für ihre heilige Pflicht, ihm eine künstlerische Ausbildung zu teil werden zu lassen. Daß dem Knaben allerlei krause Absonderlichkeiten anhafteten, bestärkte sie nur in ihrem Glauben.

Eine Enttäuschung an ihrem Sohne zu erleben, blieb den Eltern erspart. Denn noch ehe Walter die Kunstschule absolvierte, raffte eine tückische Krankheit den Tischler und seine Gattin fast gleichzeitig hinweg.

Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß Herrn Erlenhof selbst bald arge Bedenken über seine Begabung aufstiegen. Eine italienische Reise sollte den schwachen Keim des vermeinten Talentes kräftigen. Die kleinen Ersparnisse der Eltern ermöglichten dieses Experiment. Aber noch ehe der letzte Groschen aufgezehrt, war Herr Walter zur Überzeugung gelangt, daß für ihn das Heil nicht bei Pinsel und Palette zu suchen sei, sondern daß vielmehr der Genius der Dichtkunst an seiner Wiege gestanden habe.

Da ihm das Leben im sonnigen Süden behagte und überdies das Geld zur Heimreise mangelte, blieb er in Italien. Anfangs hatte er es nicht an einigen Versuchen fehlen lassen, sich durch seine Feder den Lebensunterhalt zu verdienen. Bald aber sah er das Nutzlose derartiger Bemühungen ein und gefiel sich in der Rolle des verkannten Genies. So war er allmählich immer tiefer und tiefer gesunken, bis er schließlich einer jener zahlreichen deutschen Vagabunden geworden war, die heimatlos das gelobte Land der Kunst durchziehen.

Alle drei bis vier Jahre packte den seltsamen Kauz plötzlich eine tolle Sehnsucht nach der deutschen Heimat. Dann zog er über die Alpen.

Hier anstatt Bezahlung seiner Zeche das Schild einer Herberge neu bemalend, dort einem des Schreibens unkundigen Bauern Sekretärdienste leistend, aber auch die Pfennige nicht verschmähend, die milde Hände auf der Landstraße einem müden, alten Wanderer zuwerfen.

Auf der letzten dieser Reisen war Erlenhof vor einigen Jahren in der Residenz erkrankt, und sein guter Stern hatte es gefügt, daß man Liffer an sein Lager gerufen. Das seltsame Verhältnis, das sich rasch zwischen dem originellen Patienten und dem Arzte entsponnen, überlebte die Krankheit. Alle Versuche, den bejahrten Burschen einer geregelten Existenz zuzuführen, waren allerdings immer an seiner zügellosen, unsteten Natur gescheitert. Immerhin aber blieb es Liffers Verdienst, den „letzten Plateniden" dauernd an die deutsche Heimat gefesselt zu haben. Eine zielbewußte, gleichmäßige Beschäftigung war von dem Alten nicht zu erlangen. Das rastlose Zigeunerblut trieb ihn oft wochenlang planlos im Lande herum. Kehrte er aber dann in die Residenz zurück, so machte er sich, so gut er es verstand, als Türhüter um den Haushalt seines Beschützers verdient.

Einige Monate nach Willy Steinfelds Tode trat Herr Walter an einem kalten Winterabend mit sonorem Gruße in das Zimmer des Arztes. Trotz der grimmigen Kälte trug er den gleichen faltigen Mantel, der auch im Hochsommer stets malerisch von seinen Schultern flatterte. Dagegen hatte er, um sich vor der Unbill des nordischen Klimas zu schützen, über seinen Sammetanzug ein graues, gestricktes Wollhemd, wie sie die Radfahrer tragen, angelegt.

„Guten Abend!" erwiderte Liffer vom Schreibtische aus kurz den Gruß, ohne sich weiter um den Besuch zu kümmern.

Gleich darauf trat die Bedienerin ein und stellte einen Teller kalter Küche auf den Tisch.

Der Platenide — an diese Bewirtung gewöhnt — ließ es sich vortrefflich schmecken. Dann lehnte er sich behaglich in seinen Stuhl zurück, zündete eine Zigarette an und blies den Rauch in kunstvollen Ringen vor sich hin.

Er schien sich außerordentlich wohl zu fühlen.

„Sie verwöhnen mich, Doktor!“ rief er nach einer Weile. „Alle Tage Abendbrot — das verdiene ich nicht!“

„Allerdings — das verdienen Sie nicht!“ klang es sehr ruhig vom Schreibtische her zurück.

„Wieso?“ Mit jähem Rucke saß Herr Erlenhof in seinem Lehnstuhle aufrecht. „Wissen Sie, daß es nicht ritterlich gehandelt ist, einem Gaste die vorgesetzte Mahlzeit vorzuwerfen — besonders, wenn sie bereits verzehrt ist und nicht zurückerstattet werden kann!“

„Ich werfe Ihnen nichts vor. Ich bestätige nur Ihre eigene Behauptung. Sie sagten eben selbst, daß Sie kein Abendbrot verdienen!“

„Das war nur eine höfliche Redensart!“ belehrte der Alte. „Ihre Pflicht als Spender wäre es gewesen, mich des Gegenteils zu versichern.“

Der Arzt würdigte ihn keiner Antwort und vertiefte sich in sein Buch.

Walter paffte dichte Rauchwolken vor sich hin, von Zeit zu Zeit nach dem Schreibtische hinüberschielend. Aber dort schien man von seiner Anwesenheit gar keine Notiz zu nehmen. Schließlich hielt der letzte Platenide diese stumme Feindseligkeit nicht länger aus. „Sagen Sie mir ehrlich, Herr Doktor,“ brach er das drückende Schweigen, „was haben Sie denn heute gegen mich?“

„Sie wissen es sehr gut!“

„Keinen blassen Dunst!“ beteuerte der Alte mit der Miene eines unschuldigen Kindes.

„Wo waren Sie gestern abend?“

„Gestern abend? Im Theater. Dabei ist doch nichts Schlechtes. Sie haben mir oft selbst Eintrittskarten geschenkt!“

„Gestern habe ich Ihnen keine Karte gegeben. Woher nahmen Sie das Geld, eine zu kaufen?“

Herr Erlenhof wurde sichtlich verlegen. „Man hat doch auch seine kleinen Ersparnisse!“ meinte er etwas unsicher.

Liffer erhob sich und trat auf ihn zu. „Hören Sie, Walter,“ hob er an, „das nenne ich denn doch unverfroren! Haben Sie auch nur einmal in Ihrem Leben einen einzigen Pfennig auf die Seite gelegt?“

„Nein, das glaube ich nicht!“ gestand der Sonderling beschämt.

„Ich will Ihnen sagen, woher Sie das Geld hatten!“ fuhr der Arzt unerbittlich fort. „Sie haben sich gestern von meinem Kollegen Riser fünf Mark geborgt. Und noch dazu hier — in meiner Wohnung!“

„Hat er es Ihnen geklatscht?“ rief der Platenide in ehrlicher Entrüstung. „Das ist ja sehr nett vom Herrn Kollegen Riser — sehr zartfühlend! Na — dem können graue Haare wachsen, ehe ich ihn wieder um eine Gefälligkeit ersuche!“

„Diese Strafe wird ihn ungemein kränken!“

„Vielleicht doch! Es muß ein Vergnügen sein, mir Geld vorzustrecken, da Sie ja förmlich eifersüchtig auf diesen Vorzug sind!“

Der Alte war sichtlich bestrebt, dem Gespräche eine humoristische Wendung zu geben und auf diese Weise den Zorn seines Wohltäters zu entwaffnen. So leichten Kaufes kam er jedoch nicht davon. Die wohlverdiente Strafpredigt blieb ihm nicht

erspart. Geduldig nahm er die herben Wahrheiten, die er zu hören bekam, hin. Als Liffer schließlich schwieg, seufzte er bekümmert auf. „Wenn Sie doch Vernunft annehmen wollten, Doktor!“ klagte er. „Einen Kapitalisten werden Sie nie aus mir machen! Was ist denn so Schlimmes daran, wenn ich jemanden um ein Darlehen angehe! Das tun ganz andre Leute als ich!“

„Ein Darlehen nennen Sie das!“ protestierte der Arzt. „Ich heiße das ein Almosen!“

Nun aber wurde der Platenide trotzig. „Und wenn auch!“ rief er erbost. „Ich bin ein armer Poet, der sich seiner Armut nicht schämt. Im Gegenteil — ich bin stolz darauf, daß ich meine Muse nicht zum Gelderwerb erniedrige. Sollte ich vielleicht alle Welt belügen und einen Wohlstand heucheln, den ich nicht besitze, wie es Ihre hochnasigen Nachbarinnen tun!“

„Lieber Walter — Sie sind nicht recht bei Trost!“ entgegnete der Arzt. „Die Baronin Steinfeld verfügt über keine Reichtümer, aber sie hat ihr geregeltes Auskommen. Ihr Vergleich ist daher recht übel angebracht.“

„Geregeltes Auskommen!“ lachte der Sonderling höhnisch. „Da sind Sie sehr auf dem Holzwege, Verehrtester! Dort drüben ist alles Humbug und Schein. In Wirklichkeit ist nicht mehr Schmalhans, sondern der Hunger Koch in der hochfreiherrlichen Küche. Die junge Baronin sitzt Tag und Nacht über ihrer Stickerei, um eine trockene Brotrinde zu verdienen!“

„Woher wissen Sie denn das?“ forschte Liffer betroffen.

„Woher? Aus der allerbesten Quelle. In dem Hause, wo ich wohne, befindet sich ein Tapeziererladen. Ich pflege manchmal dort vorzusprechen, da die Besitzerin literarischen Ehrgeiz und sogar einiges Verständnis besitzt. Wie ich gestern friedlich hinter dem Verkaufstische sitze und der trefflichen Frau die Schönheiten einer Ode erkläre — wer tritt ein? — Die Baronin Marga! — Ich glaube natürlich, sie will etwas kaufen. I woher denn! — Schlummerrollen lieferte sie ab — das Stück zu drei Mark! — Ich weiß zwar, wie man eine Ode dichtet, aber ich weiß nicht, wie lange man an einer Schlummerrolle stickt. Einige Tage Arbeit mag immerhin darin stecken. Obendrein wurde ihr noch etwas von dem Hungerlohne abgezogen. Als die Baronin sich entfernt hatte, erlaubte ich mir, der habsüchtigen Handelsfrau ein Privatissimum über das Ausbeutungssystem zu lesen. Aber da kam ich schön an! Die Hartherzige lachte mir ganz einfach in das Gesicht! Man müsse trachten, so erklärte sie cynisch, die Ware so billig als möglich zu erhalten, und wenn die zimperlichen Dämchen die Arbeit als eine Schande betrachten, so müßten sie es sich auch gefallen lassen, nicht den vollen Wert dafür einzuheimsen. Im Grunde genommen, hat sie damit nicht unrecht! Meinen Sie nicht auch — Herr Doktor?“

Liffer blieb die Antwort schuldig. Die Erzählung des alten Sonderlings hatte ihn näher berührt, als er verraten wollte.

Kurz nach dem Begräbnisse Willys war die Baronin Steinfeld mit ihrer Tochter nach der Residenz übergesiedelt und hatte, da die Miete bereits bezahlt war, die bescheidene Wohnung des Toten bezogen.

Anfangs hatte Liffer den beiden Damen wiederholt seine Dienste angeboten. Aber seine gefällige Bereitwilligkeit war einer kühlen Abweisung begegnet, die um so

verletzender wirken mußte, da die Umstände, unter welchen der Arzt mit der freiherrlichen Familie in Verkehr getreten, sicherlich geeignet schienen, konventionelle Schranken zu durchbrechen. Es war klar, daß die Baroninnen keine Lust verspürten, die angeknüpften Beziehungen fortzuspinnen, und Liffers Art entsprach es keineswegs, sich aufzudrängen.

Manchmal war er Marga auf der Treppe begegnet. Dann hatten sie einen kurzen Gruß ausgetauscht, der vielleicht etwas wärmer geklungen, als es zwischen zwei sich ganz fremden Wohnungsnachbarn üblich. Aber dabei hatte es auch sein Bewenden.

So kam es, daß der Arzt von den beiden Frauen, die seit Monaten mit ihm auf demselben Flur wohnten, nicht mehr wußte als zur Zeit, wo sie noch im weltvergessenen Landstädtchen hausten.

Kaum daß der Platenide ihn verlassen, rief Liffer seine Wirtschafterin und befragte sie nach der Lebensführung der Nachbarinnen.

Das freiherrliche Heim schien jedoch vortrefflich gehütet zu sein. Selbst diese kluge Witwe, die sonst über die Haushaltungen der ganzen Straße genauen Bescheid wußte, konnte nichts Stichhaltiges vorbringen. Nur das eine stand fest, daß Überfluß hinter der stets sorgfältig verschlossenen Tür nicht herrschen könne. Denn bald nach der Übersiedelung sei die alte Magd entlassen und durch keine neue ersetzt worden. In den Taschen zweier adeliger Damen, die ihre Mahlzeiten selbst zubereiten und ihre Wäsche selbst waschen, würde man wohl vergeblich eine gefüllte Börse suchen.

Der Gedanke, jenes schöne Mädchen, dessen Selbstbeherrschung er in einer so schweren Stunde zu bewundern Gelegenheit gehabt, kämpfe mit Not und Sorgen, hatte für Liffer etwas unsagbar Peinigendes. Er beschloß, sich auf der Stelle zu überzeugen, was Wahres an der Sache sei.

Nachdem er seine bequeme Hausjacke mit einem dunkeln Rocke vertauscht, begab er sich in die Steinfeld'sche Wohnung. Die Flurtür wurde von Marga geöffnet.

Liffers Frage, ob er den Damen seine Aufwartung machen dürfe, schien das junge Mädchen nicht wenig in Verlegenheit zu setzen. Da es aber doch nicht gut anging, eine verneinende Antwort zu geben, erwiderte sie nach kurzem Zögern, die Mutter würde sicherlich sehr erfreut sein.

Das Wohngemach war nur spärlich durch ein kleines Petroleumlämpchen erhellt, bei dessen Scheine die Baronin Sophie, in einen Mantel und überdies noch in eine Decke gehüllt, Patiencen legte. Diese warme Kleidung der alten Dame war keineswegs übertrieben, denn im Zimmer herrschte grimmige Kälte.

„Wir erhalten Besuch, Mama!“ rief Marga eintretend, und die Kurzsichtigkeit der Matrone unterstützend, fügte sie hinzu: „Herr Dr. Liffer.“

Die Baronin hieß den Arzt höflich willkommen. Man wechselte einige verbindliche Redensarten. Dann stockte das Gespräch.

Wäre es Liffer nur darum zu tun gewesen, eine Neugierde zu befriedigen, so hätte er getrost wieder aufbrechen können. Der feuerlose Ofen, das dürftige Lämpchen und die Stickerei in Margas Händen redeten eine stumme, aber nur allzu deutliche Sprache. Wo an Licht und Wärme gespart wird, dort sind auch knurrende Mägen

keine unbekannten Gäste. Der letzte Platenide hatte die Wahrheit gesprochen. Was die beiden Frauen ängstlich vor der Welt zu verbergen strebten, war die Not.

Der Arzt aber war mit der Absicht zu helfen gekommen. Um dies zu können, mußte er wohl oder übel die wunde Stelle berühren.

Das war jedoch keineswegs leicht.

Marga hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen. Bei dem ungenügenden Lichte mußte sie sich tief über den Rahmen beugen, und Liffer versuchte an diesem Übelstande anzuknüpfen.

„Sie sollten eine größere Lampe brennen!" hob er an. „Diese Beleuchtung muß notgedrungen ihre Augen verderben!"

„Ich vertrage kein Licht!" warf die Mutter ein. „Mein gutes Kind will mich abends nicht allein lassen. Aber der Herr Doktor hat ganz recht, Marga. Es ist wirklich zu egoistisch von mir gehandelt, Dich zu diesem Nachtlämpchen zu verurteilen."

„Ich sehe genügend!" erwiderte das Mädchen ruhig.

Der Angriff war abgeschlagen.

Liffer ließ sich jedoch nicht irre machen.

„Darf ich Ihre Stickerei besichtigen?" fragte er nach einer Weile. „Ah — das ist ja ein wahres Kunstwerk! Sie müssen ja ein Vermögen verdienen!"

„O nein!" lachte Marga, durch die vortrefflich gespielte Bewunderung des Arztes geschmeichelt. „Dergleichen Arbeiten werden sehr schlecht bezahlt."

Liffer triumphierte. Nun hatte er das Gespräch, wohin er es zu führen beabsichtigte. Aber die Rechnung war ohne die Baronin Sophie gemacht worden.

„Meine Tochter verkauft kleine Arbeiten zu Gunsten ihrer Armen!" wandte sie ein. „Aber finden Sie nicht auch, daß eine Wohltätigkeit auf Kosten der eignen Gesundheit zu weit getrieben ist?"

Die Beharrrlichkeit der alten Dame, Wohlstand zu heucheln, reizte Liffers Widerspruch.

„Ich meine," entgegnete er, unentwegt auf sein Ziel steuernd, „daß Baronin Marga ihre Talente weit einträglicher verwerten könnte. Heutzutage ist es fast leichter für eine Frau, lohnende Arbeit zu finden, als für einen Mann!"

Er kam nicht weiter. „Herr Doktor!" unterbrach die Baronin Sophie seine Ausführung. „Sie werden doch meiner Tochter nicht aus übelangebrachter Barmherzigkeit zumuten, Gouvernante oder gar Telegraphistin zu werden?"

Bei den letzten Worten hatte sich die Matrone erhoben, als wolle sie den Besucher verabschieden.

Liffer blieb nichts übrig, als nach seinem Hut zu greifen. Sowie er das Zimmer verlassen hatte, rief Marga bitter: „Ach — Mama — weshalb hast Du seinen Rat nicht gehört. Du weißt ja, wie schwer es uns fällt, nur das Nötigste zu verdienen! Es ist ja schließlich keine Schande, arbeiten zu müssen!"

„Nein — es ist keine Schande!" bestätigte die Mutter. „Aber es ist traurig — sehr traurig! Und man wäscht seine schmutzige Wäsche nicht gern vor fremden Leuten!"

Marga seufzte auf. „Der Tapezierer behauptet, meine Schlummerrollen seien unverkäuflich. Jedesmal erhalte ich weniger Geld. Wenn er mir keine neue Bestellung gibt — was soll dann aus uns werden?"

Die Baronin Sophie schien sich über diese Frage vorläufig nicht den Kopf zerbrechen zu wollen. „Der liebe Gott wird uns schon weiter helfen!“ entgegnete sie zuversichtlich und schickte sich an — hungernd und frierend — eine neue Patience zu legen.

V.

Das Gottvertrauen und die gesellschaftlichen Vorurteile der Baronin Sophie Steinfeld hatten das eine gemeinsam, daß sie beide auf jener dünnen, haarscharfen Kante standen, die das Erhabene von dem Lächerlichen trennt.

War ihr Glaube so unerschütterlich und kindlich, daß er oft wie eine Torheit klang, so war ihr törichter Hochmut wieder so konsequent und opfermutig, daß ihn der Glanz des Märtyrertums verschönte.

Für diese Frau gab es nur eine Form des Daseins. Die grenzenlose Anmaßung, mit der eine kleine Gruppe modischer Leute ihren Bekanntenkreis gedankenlos „die Welt“ benennt, hatte sich bei der Baronin Sophie zu einer Lebensanschauung verhärtet, die nachgerade an ein pathologisches Krankheitsbild erinnerte.

Ihren Verwandten, ihren Freunden und deren Anhang maß ihr kurzsichtiges Auge die größte Bedeutung bei. Sie wähnte in vollem Ernste, daß die vornehme Gesellschaft dem Erdballe die Gesetze diktiere, daß ihre gekünstelten Sitten die wichtigste Blüte der Kultur bildeten und daß es außerhalb dieses Rahmens kein echtes Glück geben könne.

Dieser Glaube — erklärlich in den Tagen des Wohlstandes — hatte merkwürdigerweise die Matrone auch im Unglück nicht verlassen. Mit etwas gesundem Menschenverstande hätte sich die alte Dame darüber klar werden müssen, daß die Erziehung, die sie ihren Kindern gab, in keinem Verhältnisse zu der Zukunft stand, die ihrer harrte.

Eine möglichst verfeinerte Lebensführung, eine hochmütige Verachtung des Gelderwerbes — das waren die letzten Ziele ihrer pädagogischen Weisheit.

Nie war in der Baronin Steinfeld die Erkenntnis gereift, welch schlechten Dienst sie den Ihren damit erwiesen, daß sie sie systematisch für den Kampf um das Dasein unfähig machte. Dieser Gedanke war ihr nicht gekommen, als Marga — in Gesellschaft der reichsten Erbtöchter zu einem verwöhnten, lebensfrohen Mädchen erzogen — das kümmerliche Dasein der Mutter in Hof teilen mußte, während ihre Gespielinnen in die elterlichen Paläste zurückkehrten. Ja, selbst an der Bahre des Sohnes, dessen blutende Wunde in schreiender Dissonanz mit der reichen Uniform stand, hatte sich in der Seele der Matrone keine vorwurfsvolle Stimme erhoben.

Ihrer Ansicht nach waren dies alles Prüfungen des Himmels, die man ergeben ertragen und hinnehmen mußte.

Ohne ein Wort der Klage hatte sie die hinterlassenen Schulden Willys zu zahlen sich bereit erklärt.

Als es sich herausstellte, daß das kleine Kapital, über das sie verfügen konnte, nicht genügte und einer der Gläubiger einen Ausgleich vorschlug, hatte der Stolz der alten Dame nichts davon hören wollen. Auf Heller und Pfennig sollte alles be-

glichen werden. Ohne zu überlegen, verpflichtete sie sich den Rest allmählich abzuzahlen. Woher sie die Mittel dazu nehmen würde, war freilich vorderhand ein unergründliches Geheimnis, das im fatalistischen Gottvertrauen der Baronin wurzelte. Denn durch diesen zweiten Zusammenbruch war Sophie Steinfeld eine Bettlerin geworden.

Selbst die stille, bescheidene Existenz in Hof hatte nicht fortgeführt werden können. Fünfzehn Jahre früher war die schwergeprüfte Witwe aus der Residenz in das billige Landstädtchen gezogen, um dort ihre Armut zu verbergen. Jetzt kehrte sie wieder in die Residenz zurück, um ihr Elend spöttischen Augen zu entziehen.

Seit Monaten kämpften die beiden Frauen in der Wohnung des toten Sohnes mit der bittersten Not. Eine Not, der sie hilf- und waffenlos gegenüberstanden und die an dem Tage, an welchem Liffer seinen Besuch abstattete, ihren Höhepunkt erreichte.

Von da an trat eine Wendung zum Bessern ein.

Margas Befürchtung, keine neuen Arbeitsaufträge mehr zu erhalten, bewahrheitete sich zum Glück nicht.

Gerade das Gegenteil! Ihre Stickereien entsprachen plötzlich so sehr dem Geschmacke des Publikums, daß sie stets sogleich Käufer fanden. Kaum ein Monat war seit jenem Abende verflossen, und sie hatte nicht weniger als acht Schlummerrollen an den Mann gebracht. Der Erlös, so bescheiden er auch war, genügte, um die beiden bedürfnislosen Frauen vor dem Hunger zu schützen.

Vielleicht wäre es dem Fleiße des jungen Mädchens sogar gelungen, ein wirtschaftliches Gleichgewicht herzustellen, wenn das Budget des freiherrlichen Hausstandes nicht an jenem Reste von Willys Schuldenlast gekrankt hätte, den die alte Baronin, ebenso großmütig als unüberlegt, allmählich abzuzahlen sich verpflichtet hatte. Im Vertrauen auf Gottes Hilfe waren den letzten Gläubigern die sanguinischsten Hoffnungen gemacht worden und nun pochten sie unerbittlich auf ihre Scheine.

Schon wiederholt war es zu unliebsamen Auftritten gekommen, da die Baronin Sophie in ihrer Ratlosigkeit den Mahnenden einfach die Türe nicht öffnen wollte.

Als Liffer eines Abends heimkehrte, sah er vor dem Hause einen Kreis Neugieriger versammelt.

Ein großer, sichtlich betrunkener Mann stand breitspurig in der Toreinfahrt aufgepflanzt und verweigerte Marga den Eintritt.

„Ich will mein Geld haben!“ lallte er beständig mit schwerer Zunge.

Dem Arzte stieg das Blut in die Schläfen. Er bahnte sich einen Weg durch die Schar der Gaffer und herrschte den Betrunkenen an, den Eintritt in das Haus sofort freizugeben. Als dieser der Aufforderung nicht nachkam, versetzte er ihm einen so kräftigen und wohlgezielten Stoß, daß er einige Schritte zurücktaumelte und fast zu Falle gekommen wäre.

Marga benutzte diesen Augenblick, um in das Innere des Gebäudes zu fliehen. Der Fremde geriet in fürchterlichen Zorn und rief nach der Polizei, die einem anständigen Geschäftsmanne zu seinem Rechte verhelfen solle.

„Was wollen Sie?“ fragte Liffer, den Sachverhalt ahnend. „Wenn Sie etwa eine Forderung an diese Dame zu stellen haben, so erklären Sie es mir in

ruhigem und anständigem Tone!“ Damit griff er nach einem Papier, daß der Berauschte in der Hand hielt.

Es war die Rechnung für einen Blumenstrauß, den Willy Steinfeld noch am Tage vor seinem Tode in das Palais Issenstein gesandt.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, zog der Arzt seine Börse und bezahlte den fälligen Betrag.

Sowie der Mann das blanke Goldstück in seiner Hand glänzen sah, wurde er auf der Stelle wieder höflich und überbot sich in Entschuldigungen.

Im Stiegenhause fand Liffer Marga seiner harrend. Mit leichenblassem Gesichte versuchte sie einige Dankesworte zu stammeln, aber die Aufregung hatte ihr die Sprache geraubt. Der Arzt erbot sich, sie in ihre Wohnung zu führen. Aber dagegen wehrte sie sich entschieden. Die Mutter dürfe sie in diesem Zustande nicht sehen.

„Hier — auf der Treppe — können Sie doch nicht bleiben!“ erwiderte Liffer. „Treten Sie bei mir ein, bis Sie etwas ruhiger geworden sind.“

Schweigend ließ sich Marga in die Stube des Doktors führen und sank erschöpft in einen Lehnstuhl. Ein krampfhaftes Schluchzen löste die Spannung ihrer Nerven. Geduldig wartete der Arzt, bis die erste Gewalt des Sturmes in ihrer jungen Seele ausgetobt. Dann versuchte er ihr Trost zuzusprechen. Die Sache sei ja gar nicht der Rede wert. Der Mann sei ein brutaler Trunkenbold, gegen den sie einfach den Schutz des nächsten Wachmannes hätte anrufen sollen.

Marga schüttelte den Kopf. „Nein — nein!“ flüsterte sie, „das hätte ich nicht tun können! Er war in seinem Rechte. Wir haben ihn von Woche zu Woche vertröstet, ohne das Geld auftreiben zu können, ihn zu bezahlen!“

Und mit einem treuherzigen Augenaufschlage fügte sie seufzend hinzu: „Ach — Herr Doktor — es ist doch entsetzlich, gar so arm zu sein!“

Die Worte waren in einem so kindlichen, naiven Tone gesprochen, daß Liffer unwillkürlich lächeln mußte.

„Es ist keineswegs entsetzlich!“ erwiderte er dann freundlich. „Man muß nur etwas Mut und Kraft haben!“

„O — an Mut fehlt es mir nicht!“ entgegnete das Mädchen eifrig. „Und an Kraft zur Arbeit auch nicht. Meine Stickereien finden immer Käufer, und ich . . . .“

Sie unterbrach sich jäh und starrte nach dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand.

Was sie dort sah, mußte sie allerdings befremden. In Reih und Glied, wie gutgeschulte Soldaten, lehnten dort die acht Schlummerrollen, die sie im Laufe des Monates verkauft hatte. Nicht eine einzige fehlte! Das Geheimnis der plötzlich so regen Nachfrage war enthüllt.

Liffer hatte in der Erregung ganz den Umstand vergessen, daß sein Wohnzimmer seit einigen Wochen ein Magazin für Schlummerrollen bildete. Er war nicht weniger verlegen als sein schöner Gast. Eine Weile standen sich die beiden Menschen schweigend gegenüber.

„Sind Sie mir sehr böse?“ bat der Arzt dann wie ein auf einer Unart ertappter Junge.

Marga schüttelte den Kopf. „Weshalb sollte ich Ihnen böse sein! Aber beschämt haben Sie mich. Aus Barmherzigkeit — wie ein Almosen — haben Sie meine Arbeiten gekauft! O — leugnen Sie es nicht! — Und ich — ich — meinte etwas leisten zu können!“

„Das können Sie auch!“ fiel ihr Liffer eifrig ins Wort. „Aller Anfang ist schwer! Ich wiederhole es Ihnen — die Armut ist nur für den unerträglich, der nicht den Mut hat sie ehrlich einzugestehn! Sie birgt eine große, stille Freude in sich — die Arbeit für das tägliche Brot!“

Und nun begann er mit beredten Worten sein eignes Leben zu erzählen. Wie er — der Sohn reicher Eltern — die Jugend in Saus und Braus verlebt und das Studium der Medizin nur aus Liebhaberei als Dilettant betrieben. Plötzlich habe er in reifen Jahren vor der Notwendigkeit gestanden, seinen Unterhalt zu verdienen.

Das war keineswegs eine leichte Aufgabe gewesen. Manches Versäumte hatte nachgeholt, manche alte Gewohnheit abgestreift werden müssen.

Von den hundert kleinen Demütigungen, von den zahllosen spitzen Nadelstichen, die ein derartiger Existenzwechsel mit sich bringt, gar nicht zu reden! Allmählich sei aber die Genugtuung, im Leben aus eigner Kraft etwas zu leisten, so mächtig in seiner Seele gewachsen, daß sie alle Bitterkeit daraus verdrängt habe und er heute dem Schicksale dankbar sei, sein Drohnendasein mit rauher Faust zerstört zu haben.

„Nur das Vorurteil, daß Geld verdienen eine Schande ist — das müssen Sie endgültig über Bord werfen!“ schloß Liffer. „Sie dürfen nichts andres scheinen wollen als eine ehrliche Arbeiterin — gerade wie ich ein ehrlicher Arbeiter geworden bin. Und dann glaube ich es Ihnen getrost versprechen zu können — der Tausch wird Sie über kurz oder lang nicht gereuen!“

Marga war seinen warmen, treuherzigen Ausführungen aufmerksam gefolgt.

Nur wenige Monate waren seit jenem traurigen Herbstabende verflossen, wo sie sich in Hof mit der Würde einer gekränkten Königin der herzlichen Teilnahme des fremden Mannes entzogen hatte. Aber diese kurze Spanne Zeit barg eine solche Fülle Kränkungen und bitterer Erfahrungen, daß das stolze Mädchen für jedes freundliche Wort dankbar geworden war, ohne erst zu erwägen, ob dem Sprecher ein Recht zustand, seines Trösteramtes zu walten.

„Wie gerne würde ich Ihrem Beispiele folgen!“ entgegnete sie „Aber Sie ahnen nicht, wie unerfahren und unbeholfen ich in allen praktischen Dingen bin. Wenn Sie mir mit Rat etwas beistehn wollten . . . .“

„Ob ich das will!“ rief der Arzt, ihr die Hand entgegen streckend. „Schlagen Sie ein — auf gute Kameradschaft!“

Zögernd, mit der ihr jahrelang anerzogenen Zimperlichkeit kämpfend, legte Marga ihre schlanken Finger in die dargebotene Rechte Liffers. Und als sie tapfer die Worte „auf gute Kameradschaft“ wiederholte, da schoß ihr eine Blutwelle in die Wangen.

VI.

Liffer hielt sein Versprechen.

Mit Rat und Tat war er Marga Steinfeld behilflich einen neuen Lebensrahmen zurecht zu zimmern. Schon wenige Tage nach jenem Auftritte mit dem ungestümen Blumenhändler war es ihm gelungen, dem schönen Mädchen die Übersetzung ausländischer Autoren für eine bedeutende Zeitschrift zu verschaffen, eine Arbeit, die sie dank ihrer gründlichen Sprachkenntnisse rasch erledigen konnte und die immerhin weit besser bezahlt wurde als ihre mühevollen Stickereien. Da der Arzt auch mit den Gläubigern — es waren deren gottlob nicht mehr viele — ein neues, vorteilhaftes Übereinkommen abschloß, sahen sich die beiden Damen vorderhand der dringendsten Sorgen überhoben. Aber damit gab sich der Stroz nicht zufrieden.

Er wußte recht gut, daß sein Werk nur dann vollendet sei, wenn der Erwerb seines Schützlings vor aller Augen, im hellsten Sonnenlichte geführt würde. Diesem fleißigen Arbeiten im verborgenen Stübchen haftete noch etwas von der törichten Scham an, mit der das junge Mädchen ihre Schlummerrollen bei sinkender Nacht verstohlen in den Tapeziererladen getragen hatte.

Was Liffer für Marga erstrebte, war eine individuelle Betätigung, die den vollen Einsatz der Persönlichkeit erfordert und die Verantwortung der Welt gegenüber mit offenem Visier trägt.

Eine solche jedoch für ein unerfahrenes, fünfundzwanzigjähriges Geschöpf zu finden, war keine leichte Aufgabe.

Viele Pläne wurden vom Arzte ausgeheckt und dann wieder verworfen.

Endlich glaubte er das Richtige gefunden zu haben. Aber er war sich darüber klar, daß noch ein harter Strauß mit der Baronin Sophie, die seine Freundesdienste mit sehr scheelen Augen betrachtete, ausgefochten werden mußte. Erst als alles vorbereitet, berechnet und der Erfolg so gut als gesichert war, wagte er es, Marga seinen Plan zu unterbreiten.

Dies geschah an einem jener warmen Märztage, die als frohe Vorboten des Frühlings über den Großstädten lagern.

Die alte Baronin saß auf ihrem gewohnten Platze auf dem Sofa und legte Patiencen, wobei ihr Liffer, um sie in gute Laune zu versetzen, behilflich war, während Marga eifrig an einem Manuskripte schrieb.

Endlich klappte sie das Buch zu und trocknete die letzten Bogen der Übersetzung mit dem Fließpapier.

Auf diesen Augenblick hatte der Doktor gewartet.

„Gottlob, daß Sie endlich feiern!“ hob er scherzend an. „Ich fühlte mich so beschämt, müßig zu sein, während Sie fleißig arbeiteten. Es ist doch eine große Sache um ein gutes Beispiel. Sie sollten dieses Gefühl der Menschheit dienstbar machen!“

„Wie könnte ich das?“ fragte Marga ihre Mappe ordnend. Sie kannte Liffer jetzt genügend, um zu wissen, daß er, wenn er diesen Ton anschlug, eine bestimmte Absicht habe. Es befremdete sie daher nicht, als er erwiderte: „Ganz einfach — indem sie ein größeres Publikum um ihren Schreibtisch versammeln!“

„Soll meine Tochter vielleicht auf offenem Markte schreiben?“ warf die Baronin spitz ein. Sie hatte sich mit dem Verkehr Margas mit Liffer wohl oder übel ab-

finden müssen, aber sie ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um zu zeigen, daß sie keineswegs seine Ansichten teile.

„Nein!“ lachte der an solche Feindseligkeiten bereits gewöhnte Arzt. „Die Leute dort wären zu wenig eindrucksfähig. Baronin Marga sollte eine Anzahl Kinder um sich versammeln, die unter ihrer Aufsicht ihre Schularbeiten machen und sich an ihrem Fleiße erbauen könnten.“

„Da muß ich denn doch protestieren!“ rief die alte Dame heftig. „Ich kann ungezogene Kinder nicht leiden! Und Sie wollen mir die Wohnung damit füllen!“

Davon sei nicht die Rede, berichtigte Liffer. Er habe sich die Sache ganz anders gedacht. Im Hintergebäude befinde sich ein großer, ebenerdiger Saal, der sich leicht in ein geräumiges Schulzimmer umwandeln ließe, während der Hof als Spielplatz dienen könnte. Margas literarische Inspiration würde sicherlich nicht darunter leiden, wenn sie einige Stunden des Tages ein Dutzend Kinder beaufsichtigen und anleiten würde. Die Kosten des Unternehmens seien so gering, daß schon ein äußerst mäßiges Schulgeld einen erheblichen Gewinn einbrächte.

„Aber — das wäre ja ein förmlicher Kindergarten!“ rief die Baronin Sophie entsetzt.

„Ja — allerdings — ich glaube, man nennt eine solche nützliche Institution hierzulande einen Kindergarten,“ entgegnete Liffer trocken.

„Meine Tochter — eine Kindergärtnerin!“ jammerte die alte Dame, die Hände entsetzt faltend. „O — Gott — daß es soweit kommen mußte!“

„Leider ist es noch lange nicht so weit, Mama!“ ließ sich Marga, die die Intentionen des Freundes verstand, vernehmen. „Und ich fürchte sehr, es ist noch ein gutes Stück Weg bis dahin. Ihr Gedanke ist vortrefflich, Herr Doktor — und ich glaube auch, dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Aber wer würde mir — einer ganz Unbekannten — wohl seine Kinder anvertrauen?“

Nun gestand Liffer, er habe nicht nur wegen der Miete des Saales und Hofes mit dem Hausbesitzer Rücksprache gepflogen, sondern bereits auch eine Anzahl benachbarter Familien für den Plan geworben, so daß es bloß der Einwilligung Margas bedürfte, um den Kindergarten binnen wenigen Wochen eröffnen zu können.

Und so geschah es.

An einem sonnigen Frühlingstage hielt eine Schar kleiner Weltbürger ihren Einzug in den geräumigen Saal des Hintergebäudes.

Der schlichten Eröffnungsfeier wohnten außer den Eltern der Zöglinge nur Liffer und Herr Walter Erlenhof bei. Letzterer hatte es sich nicht nehmen lassen, der jungen Lehrerin, die eher eine ältere Schwester ihrer Schüler zu sein schien, eine Gelegenheits-Ode „frei nach Platen“ zu überreichen.

Die Baronin Sophie war eigensinnig dem Feste fern geblieben. Seitdem Liffer in den Lebenslauf ihrer Tochter regelnd eingegriffen, fühlte sie instinktiv, daß ihrem Mutterrechte eine Schranke gesetzt war. Einige ruhige, aber entschiedene Auseinandersetzungen hatten genügt, um die alte Frau darüber aufzuklären, daß von nun an Marga ihren eignen Weg, ohne erst Erlaubnis einzuholen, gehn würde.

Die Baronin Sophie vermochte diese Wandlung nicht zu hindern und begnügte sich damit, ihrem Kinde einen stummen, passiven Widerstand entgegen zu setzen.

Als aber an jenem Eröffnungstage die Zöglinge während der Spielstunde laut jubelnd aus dem Saale in den Hof stürmten und das Lachen und Tollen bis in das stille Wohnzimmer des ersten Stockwerkes drang, — da schloß die Matrone rasch die Fenster, und eine harte, feindselige Falte zog sich um ihren sonst gütigen Mund.

VII.

„Nein — nein — liebe Tante — das geht zu weit!“ rief Gräfin Rosa Issenstein, sich in ihrem Fauteuil erregt aufrichtend. „Dafür gibt es einfach keinen Grund!“

Es war Margas blühender Kindergarten, der die Entrüstung der schönen Witwe entfachte und für dessen Existenz sie keinen Grund gelten lassen wollte.

Kurz nach der Übersiedlung in die Residenz hatte die Baronin Sophie es für ihre Pflicht gehalten, ihrer Verwandten einen Besuch abzustatten. Einige Tage später wurde in der Wassergasse die Karte der Gräfin Issenstein abgegeben. Dabei war der Verkehr geblieben, bis die Nichte diesen Morgen ganz unvermittelt schriftlich die Tante um einen Besuch gebeten. Die Baronin Steinfeld hatte beim Empfang dieser Einladung gleich Böses geahnt. Aber auf so erbitterte Vorwürfe war sie denn doch nicht gefaßt.

„Du weißt — wir haben kein Vermögen,“ erwiderte sie bescheiden, „und man muß doch leben!“

Dieser Wunsch schien der jungen Witwe nicht jeder Berechtigung zu entbehren. Sie schwieg eine Weile nachdenklich.

„Es ist gewiß sehr ehrenwert, sich ohne fremde Hilfe durchzuschlagen!“ meinte sie dann. „Aber in solchen Fällen steckt man einfach sein Wappen in die Tasche und schlägt nicht mit seinem Titel die Reklametrommel wie eine Tingel-Tangel-Prinzessin.“

Ruhig hatte die Baronin bisher alle Vorwürfe mit jener psychologisch so merkwürdigen Demut, die gerade hochmütige Menschen vom Glücke begünstigten Standesgenossen oft entgegenbringen, über sich ergehen lassen.

Die letzten Worte aber waren zu ungerecht und zu beleidigend.

„Das habe ich nie getan!“ rief sie entrüstet. „Wer Dir dergleichen gesagt hat, ist ein Lügner, und Du tätest besser . . .“

Die Matrone war im besten Zuge, die Anmaßung der reichen Verwandten in ihre Schranken zu weisen. Plötzlich jedoch hielt sie verwirrt inne.

In der Erregung hatte sie den mit einem plumpen, billigen Schuh bekleideten Fuß etwas vorgestreckt, und die Gräfin betrachtete dieses unförmliche Kleidungsstück mit der naiven Neugierde eines Kindes, dem man in der Menagerie ein wildes, reißendes Tier zeigt.

Jähe Röte schoß in die fahlen, runzligen Wangen der Greisin. Rasch zog sie den Fuß zurück und ordnete den Saum des Kleides. Einige Augenblicke herrschte verlegenes Schweigen.

„Ist das etwa eine Lüge?" hob die junge Witwe dann wieder an, nach einem Zeitungsblatte greifend und es ihrer Tante reichend. „Man hat mir den Wisch zugesandt! Natürlich anonym! Ohne Umschlag — damit die Dienstboten es lesen! Es finden sich ja immer dergleichen schadenfrohe Freunde!"

Die Baronin Sophie starrte sprachlos auf das Blatt. Auf der letzten Seite stand mit großen, gesperrt gedruckten Buchstaben und überdies noch mit Rotstift unterstrichen, eine Ankündigung des verhaßten Kindergartens.

Es ließ sich nicht leugnen und nicht beschönigen. Der Name Margas war zwischen dem eines Schlächters, der seine Würste, und dem eines Wirtes, der sein Bier anpries, zu lesen. Die Tatsache traf die alte Frau wie ein Keulenschlag.

„Davon habe ich nichts gewußt!" stammelte sie fassungslos.

„Ah," zürnte die Gräfin. „Das wird ja immer besser! Deine Tochter gibt Inserate in Winkelblätter, ohne daß Du etwas davon weißt!"

Sophie Steinfeld schüttelte den Kopf. „Das hat auch Marga nicht getan!"

Die Sache schien ihr so unziemlich und ungeheuerlich, daß sie sie ohne weiteres in den Bereich der Unmöglichkeiten verwies.

„Wer denn?" spottete Rosa Issenstein.

Mit scheuer Stimme, als spräche sie von einer geheimnisvollen, bösen Macht, entgegnete die Greisin: „Doktor Liffer!"

„Dr. Liffer? Wer ist denn das?"

„Unser Unstern!" seufzte die Matrone. Dann erzählte sie, wie es der Arzt gewesen, der die Todesnachricht nach Hof gebracht, wie er versucht, sich in ihre Häuslichkeit einzudrängen, wie er Marga aus den Händen der rohen Gläubiger befreit, ihr einträgliche Arbeit verschafft und schließlich, um sein Werk zu krönen, den Gedanken jenes unglückseligen Kindergartens ausgeheckt hatte. Von all diesen Wohltaten sprach die beschränkte Frau wie von ihr zugefügten Beleidigungen.

„Aber — liebe Tante — Du bist doch schließlich Margas Mutter!" unterbrach die Gräfin ihre Klagen. „Du mußt Deine Autorität geltend machen und diesem Herrn seine Besuche untersagen!"

„Du hast gut reden!" erklärte die alte Dame. „Nein — alles ist umsonst — gegen diesen Mann komme ich nicht auf!"

„So laß es mich versuchen!" rief Rosa Issenstein, deren Neugier, diesen geheimnisvollen Arzt kennen zu lernen, rege geworden war.

„Was willst Du tun?" forschte die Baronin Sophie etwas ängstlich.

„Ganz einfach. Ich werde ihn um die Ehre seines Besuches bitten und ihn dann höflich im Namen der Familie ersuchen, für seine Experimente sich ein anderes Versuchskaninchen zu suchen."

„Du wirst nichts erreichen!"

„Wer weiß!" lachte die Gräfin. „Es kommt auf den Versuch an. Man muß mit diesen Leuten umzugehn wissen. Nötigenfalls drohe ich ihm mit der Polizei!"

Hier wurde die Unterredung durch die Ankunft eines Besuches unterbrochen. Die Baronin Steinfeld verabschiedete sich von ihrer reichen Nichte und trat keineswegs leichten Herzens den Heimweg an. Sie war sich nicht über die Taktik klar,

die sie der Tochter gegenüber einschlagen sollte, und da sie nicht wußte, was sie Marga von dem Gespräche mitteilen und was sie verschweigen müsse, beschloß sie einfach, des ganzen Auftrittes keine Erwähnung zu tun.

VIII.

Rosa Issenstein legte das Notenblatt mit einer graziösen, nachlässigen Bewegung auf das Pult und wandte sich erwartungsvoll zum Fürsten Orlenburg, der ihren Gesang auf dem Flügel begleitet hatte.

Dieser lehnte sich in seinem Stuhle zurück und klatschte leicht in die Hände. „Bravo — bravo! An Dir ist eine Primadonna verloren gegangen.“

„Meinst Du wirklich, daß ich Talent habe?“ fragte die Gräfin heiter. Es sollte recht unbefangen und gleichgültig klingen. Aber der forschende Blick ihrer hellen Augen verriet, daß die Worte ernst gemeint waren.

„Sicherlich!“ bestätigte der Vetter. „Du wirst auf der Bühne einen Bombenerfolg haben.“

„Wenn ich nur kein Lampenfieber bekomme.“

Die Angst, von dieser Bühnenkrankheit befallen zu werden, peinigte die junge Witwe seit dem Tage, an dem sie ihre Mitwirkung an dem großen Wohltätigkeitsfeste zugesagt hatte. Der Fasching war in diesem Jahre überaus reich an Lustbarkeiten gewesen, und die schöne, gefeierte Frau hatte sich für die Zurückgezogenheit ihrer ersten Witwenjahre im vollsten Maße schadlos gehalten. Es hatte keiner großen Überredungskünste bedurft, sie für den Plan zu erwärmen, die steifere Geselligkeit der Fastenzeit durch Vorbereitungen einer „Akademie zu Gunsten der Stadtarmen“ zu beleben und zu erheitern. Das bei dergleichen Veranstaltungen übliche Programm — ein patriotischer Prolog, lebende Bilder, ein unschuldiges Lustspiel — war in ihrem Salon und unter ihrer Leitung entworfen worden. Den Schluß und die Krone des Abends aber sollte eine Scene aus Gounods Faust bilden — selbstredend gleichfalls von Dilettanten gesungen. Der Gräfin ward einstimmig die Rolle des Gretchens zugesprochen. Da ein solches Wagestück selbst vor dem loyalsten Publikum gut vorbereitet werden mußte und man sich außerdem gerade von den Proben die größte Erheiterung erhoffte, waren diese möglichst zahlreich angesetzt und der Termin der Aufführung erst in die zweite Hälfte des Mai verlegt worden.

Dieser Umstand bedeutete für die Gräfin Issenstein eine sehr glückliche Fügung. Sie gewann über einen Monat Zeit, ihre hübsche aber wenig geschulte Stimme für die große Aufgabe zu üben. Und man mußte ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie dies mit wahrem Feuereifer tat. Die Vormittage verbrachte sie in Gesellschaft eines berühmten Gesanglehrers, nachmittags wurde der Vetter Orlenburg an das Klavier beordert.

Der Fürst leistete ihr gerne diesen Dienst. Nicht daß ihn, der über eine außergewöhnliche musikalische Begabung verfügte, die künstlerischen Leistungen der schönen Base sonderlich erbaut hätten. Sie boten ihm jedoch einen vortrefflichen Vorwand, täglich einige Stunden mit Rosa Issenstein zu verbringen.

Und das war ihm willkommen.

Denn der Gedanke an eine Ehe mit der jungen Witwe hatte sich allmählich wieder in seine Zukunftspläne eingeschlichen. Es war für ihn nachgerade Zeit, an die Gründung eines eignen Herdes zu denken, und unter den Töchtern des Landes befand sich keine, die für ihn als Lebensgefährtin so geeignet schien wie die schöne Base. Die Orlenburgische und Issensteinische Herrschaft grenzten aneinander, die beiden Familien waren ebenbürtig, und Gräfin Issenstein war ihrem ersten, alten und kränklichen Gatten eine stets so pflichtgetreue und gehorsame Frau gewesen, daß alle Aussicht vorhanden war, sie werde auch ein zweites Ehejoch geduldig und sittsam tragen. Der Groll, den Georg anfangs gegen die junge Witwe wegen ihres herzlosen Benehmens anläßlich Willys Tod, zu dessen Gunsten er ja von seiner frühern Werbung zurückgetreten, gehegt, war längst verflogen. Ja — er hatte sogar gelernt, den Vorgang in ganz anderm Lichte zu sehen. Was ihm damals Mangel an Gefühl und grenzenloser Egoismus geschienen, das nannte er jetzt, wo der Verlust des Freundes verschmerzt war, Selbstbeherrschung und Weltklugheit. Wenn man die Sache recht überlegte, so war die ganze Handlungsweise der Gräfin nur ein triftiger Beweis dafür, daß sie aus jenem Stoffe gebildet sei, aus welchem die besten Ehefrauen geschnitzt werden.

Orlenburgs tägliche Besuche im Issensteinischen Palaste galten daher nicht ausschließlich dem löblichen Zwecke, sich über die Fortschritte der Besitzerin in der Gesangskunst zu orientieren.

In diesem Sinne war es dem Fürsten unerwünscht, daß der Kammerdiener die Karte eines Besuches überbrachte und seine Schülerin, anstatt sich wie gewöhnlich zu verleugnen, befahl, den Herrn vorzulassen.

„Wer ist es denn?" fragte er ärgerlich.

„Ein gewisser Dr. Liffer," erwiderte die junge Witwe, „der sich angelegentlicher um die kleine Steinfeld bemüht, als wünschenswert. Tante Sophie bat mich, die Sache zu regeln."

„Liffer — der Stroz!" rief Georg erstaunt.

„Du kennst ihn?" forschte die Gräfin. „Wie kommst Du zu der Bekanntschaft? Was ist es für ein Mensch?"

Mit wenigen Worten skizzierte Orlenburg die seltsamen Umstände seiner Begegnung.

Er wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen.

Die Gräfin Issenstein hatte von Doktoren eine ganz bestimmte Vorstellung. In ihrer Phantasie gab es nur zwei Spielarten dieser Spezies. Entweder waren sie glattrasierte, ordengeschmückte Greise oder langbärtige, bebrillte Demagogen mit unglaublich ungezogenem Benehmen. Erstern begegnete sie häufig in ihren zahlreichen Vereinen und Wohltätigkeitsanstalten, letztere hatte sie zu Lebzeiten ihres Gatten, der ein ebenso eifriger als erfolgloser Politiker gewesen, im Abgeordnetenhause zu beobachten unliebsame Veranlassung gehabt.

Der Umstand, daß Liffer — seinem Äußern nach — keiner dieser beiden Gattungen ohne weiteres zugezählt werden konnte, brachte sie ein wenig außer Fassung.

Es war ihr daher sehr gelegen, daß die beiden Herren einige höfliche Redensarten über ihr erstes Zusammentreffen austauschten und sie dadurch Zeit gewann, sich ihren Angriffsplan zurecht zu legen.

Noch ehe sie sich jedoch für eine bestimmte Taktik entschieden, richtete Liffer an sie die Frage, womit er ihr dienen könne. Wohl oder übel mußte der peinliche Gegenstand nun ohne Umschweifung berührt werden.

„Ich habe Sie um Ihren Besuch gebeten,“ hob die Gräfin an, „da eine Verwandte — die Baronin Steinfeld — mich um meine Intervention ersucht hat.“

„Die Baronin Steinfeld?“ fragte der Arzt ehrlich erstaunt. „Ich sehe diese Dame fast täglich. Weshalb wendet sie sich nicht gleich an mich?“

„Für eine Mutter ist es peinlich, das Geständnis abzulegen, daß sie ihrem Kinde gegenüber die Autorität eingebüßt hat.“ Rosa Issenstein betonte das Wort „Autorität“ und fuhr, gleichsam als hätte diese Bezeichnung ihr eignes Selbstgefühl gestärkt, mit entschiedener Stimme fort: „Es handelt sich darum — Sie wissen, Baronin Marga hat sich zu einem bedauerlichen Schritte hinreißen lassen.“

„Nein — das weiß ich nicht!“ warf der Arzt, da er nun ahnte, worauf die Unterredung zielte, trocken ein.

„Sie hat einen Kindergarten gegründet,“ erklärte die schöne Frau. „Und wenn auch die Vermögensverhältnisse der Damen leider mißliche sind, so hat dieses Nebeneinkommen nicht unsre Zustimmung.“

„Verzeihung!“ unterbrach Liffer. „Hier hat sich ein kleiner Irrtum eingeschlichen. Es ist kein Nebeneinkommen. Es ist das Haupteinkommen.“

Die Gräfin wurde ungeduldig. „Mag sein!“ rief sie ärgerlich. „Darüber wollen wir nicht streiten. Jedenfalls billigt die Familie nicht dieses Unternehmen. Wir bitten Sie daher, da uns ihr Einfluß auf Marga bekannt ist, sie in Güte zur Auflassung dieses Kindergartens zu bewegen.“

„Das können Sie doch nicht im Ernste von mir verlangen!“ erwiderte der Arzt lächelnd. „Ich gestehe, daß der Gedanke der Gründung von mir herrührt. Der Erfolg beweist, daß es ein guter Gedanke war. Und außerdem — wovon sollten die beiden Damen denn leben, wenn diese Erwerbsquelle verschüttet wird?“

„Was das betrifft — das lassen Sie meine Sorge sein!“ versetzte Rosa Issenstein, durch die Hartnäckigkeit, mit der der Arzt den wunden Punkt berührte, aufs äußerste gereizt. „Und da Sie vom Gelde sprechen — ich glaube, Sie haben meiner Cousine eine Summe vorgestreckt. Darf ich Sie bitten, mir die Höhe des Darlehns zu nennen?“

„Weshalb wünschen Sie dies zu erfahren?“

„Um Ihnen den Betrag zurückzuerstatten!“

Wie zwei scharfe Degenklingen kreuzten sich Frage und Antwort.

Einen Augenblick schien es, als sollte das Gespräch eine leidenschaftliche Wendung nehmen. Gleich darauf aber hatte der Stroz seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen.

„Leider muß ich Ihnen auch dies abschlagen — Frau Gräfin!“ erklärte er ruhig. „Ich bin kein Geldverleiher. Ich habe ein junges Mädchen kennen gelernt, welches die bitterste Not litt. Eine verschämte Arme — wie der landläufige Aus-

druck lautet. Mein Bestreben war, ihr den Kampf um das Dasein nach Kräften zu erleichtern, ihr das nötige Rüstzeug zu liefern. Das ist alles. Sie scheinen in das Los der Baronin helfend eingreifen zu wollen. Zu diesem Entschlusse kann ich Sie nur beglückwünschen. Aber auf die Vergangenheit — Frau Gräfin — auf die Vergangenheit geben Ihnen Ihre zukünftigen Wohltaten noch keinen Anspruch. Da müssen Sie es einem schlichten Arzte schon gönnen, so gehandelt zu haben, wie er es für recht hielt. Umsomehr — als er nicht ahnen konnte, daß jenes verlassene, hilflose Mädchen so mächtige und reiche Verwandte besitzt!"

Liffer hatte mit lächelnder Überlegenheit gesprochen. Nur die leichte Röte seiner sonst blassen Wangen verriet die Erregung. Nach seinem Hute greifend, fügte er hinzu: „Sie haben wohl keine weitern Befehle für mich und gestatten, daß ich mich entferne?"

Rosa Issenstein war sprachlos. Sie vermochte nur stumm mit dem Kopfe zu nicken.

Sowie sich aber die Portiere hinter dem Arzte geschlossen hatte, gelangte sie wieder in den Besitz ihrer Stimme. Entsetzt faltete sie die schönen, beringten Hände und rief: „Aber — Georg — das ist ja — ein Sozialist!"

Den Fürsten hatte der kleine Auftritt höchlichst belustigt. Im Grunde genommen freute er sich über die Niederlage seiner Base, deren naives Selbstvertrauen nicht zu jenen Eigenschaften zählte, die er bei seiner zukünftigen Gattin gestärkt wissen wollte.

„Ich habe es Dir ja gesagt, daß er ein Stroz ist!" erklärte er phlegmatisch, sich eine Zigarette anzündend. „Und siehst Du — mit solchen Leuten läßt man sich am besten gar nicht ein — denn man zieht immer den kürzern!"

„Meinst Du!" brauste die Gräfin empört auf. „Das wollen wir denn doch erst einmal abwarten! Noch heute schreibe ich an Onkel Hochfeld!"

„Was soll denn der alte Windhund?" fragte Georg gedehnt.

„Er muß mir für die kleine Steinfeld einen Stiftsplatz verschaffen! Und zwar sofort! Und recht weit weg von hier!"

IX.

Graf Hochfeld, den Orlenburg höchst respektwidrig einen alten Windhund nannte, bekleidete ein einflußreiches Amt an der Hofhaltung eines benachbarten katholischen Staates. Rosa Issenstein war stets der erklärte Liebling Seiner Exzellenz gewesen. Gleich nach Empfang ihres Briefes hatte sich der alte Herr in Bewegung gesetzt und, noch ehe eine Woche verstrichen, konnte er seiner Nichte berichten, ihr Wunsch sei so gut wie erfüllt. Ihr Schützling solle mit umgehender Post — der hohe Würdenträger bediente sich des vornehmer und diplomatischer klingenden französischen Ausdruckes „retour du courrier" — ihr Gesuch um einen Stiftsplatz einsenden. Es sei dies lediglich eine leere Formalität, denn das Ernennungsdekret liege bereits ausgefertigt im Kabinett und brauche nur noch Seiner Majestät zur Unterschrift vorgelegt zu werden.

Die Gräfin Issenstein sandte diesen Brief, begleitet von einigen glückwünschenden Zeilen, in die Wassergasse und bereitete der Baronin Sophie dadurch nach langen Jahren wieder eine wahrhaft frohe Stunde.

Schon oft hatte die alte Dame einen Stiftsplatz für ihre Tochter angestrebt, aber immer die bittre Erfahrung machen müssen, daß eine Anzahl einflußreicher Personen auf jede erledigte Pfründe für eigne Angehörige sofort Beschlag legten. Da das Bitten und Betteln nicht Sache der hochmütigen Matrone und der Weg zur Hintertreppe ihr unbekannt war, hatte sie schließlich jede Hoffnung und jeden Versuch aufgegeben.

Nun fiel ihr — ganz unerwartet — die reife Frucht in den Schoß.

Ein Schatten freilich trübte auch dieses späte Glück. Ihr Leben würde sich in Zukunft noch einsamer als bisher gestalten. Die neue Würde Margas bedeutete dauernde Trennung von der Mutter. Denn die strengen, fast klösterlichen Regeln des Stiftes erheischten, daß die Damen den weitaus größten Teil des Jahres in seinen Mauern zubrachten.

Aber um diesen Preis war ihre Tochter standesgemäß versorgt, dem Einflusse Liffers entrückt, und dem entsetzlichen Kindergarten hatte das letzte Stündlein geschlagen.

Diese drei Vorteile wogen schon ein Opfer auf.

Marga selbst schien den unverhofften Glücksfall nicht voll zu würdigen.

Sie erwiderte zwar die gerührte Umarmung der Mutter und willfahrte auch der Aufforderung, das Gesuch auf der Stelle zu schreiben. Eine sonderliche Freude war ihr jedoch nicht anzumerken.

Die Baronin Sophie beschloß daher, das Schriftstück vorerst allein der Gräfin zu überbringen, während Marga erst am nächsten Tage der reichen und mächtigen Verwandten einen Dankbesuch abstatten sollte.

Diese Anordnung war von der alten Dame mit anerkennungswerter Schlauheit ausgedacht.

Sie fürchtete — und zwar nicht ohne Grund — daß die etwas hochfahrende Art Rosa Issensteins den Stolz ihres Kindes verletzen könnte, und da war es jedenfalls besser, die Angelegenheit war endgültig geordnet und das Gesuch der Post übergeben.

Hätte die Baronin Sophie in das Herz ihrer Tochter blicken können — sie hätte die Vorsicht noch weiter getrieben.

Vor wenigen Monaten — solange das Mädchen noch ein blind gehorsames, willenloses Werkzeug in den Händen der Mutter — war ein Stiftsplatz auch Margas sehnlichster Wunsch gewesen. Heute aber, wo sie gelernt hatte, auf eignen Füßen zu stehen, vermochte sie der Gedanke an eine gesicherte, den Schein des Vornehmen wahrende Existenz nicht mehr zu befriedigen.

Sie gab sich nicht Rechenschaft über die Quelle dieses Empfindens und schrieb es vielmehr dem peinigenden Gedanken zu, die alte Mutter allein lassen zu müssen. Den ganzen Tag über lastete jedoch ein drückender Alp auf ihrer jungen, arbeitsfrohen Seele.

Ja, als sie Nachmittags von ihrem erhöhten Pulte aus — über die krausen, blonden Kinderköpfe hinweg — durch das breite Fenster des Saales die Baronin Sophie, einen großen Briefumschlag in der Hand, das Haus verlassen sah, da war es ihr fast wie einer zum Tode Verurteilten zu Mute.

Sie wußte, daß die Mutter nun ihr Gesuch in den Issensteinischen Palast tragen gehe.

Am liebsten wäre sie aufgesprungen, um der alten Frau nachzueilen und das Papier zurückzunehmen. Während sich die Kinder in der Erholungspause lärmend im Hofe jagten, hielt sie es nicht länger aus.

Sie log sich vor, daß sie Liffer schulde, ihn von ihrem Schritte in Kenntnis zu setzen. In Wahrheit aber fühlte sie das zwingende Bedürfnis, ihr volles Herz auszuschütten. Niemand würde sie besser verstehen als der Stroz. Das wußte sie.

Die Ordinationsstunde war vorüber. Der letzte Patient — ein gebeugtes, altes Weiblein — verließ eben, das erhaltene Rezept ebenso eifrig als verständnislos studierend, das Sprechzimmer.

Bei Margas Eintritt erhob sich Liffer von seinem Schreibtische. „Sie kommen hoffentlich nicht als Patientin zu mir?“ begrüßte er sie heiter.

„Ich bin dessen nicht ganz sicher!“ entgegnete sie, sich zum Scherze zwingend. „Wenn ja — so jedenfalls als unrettbarer Fall.“

Dann erzählte sie die Geschehnisse des Morgens.

Als sie geendet, sprach er ruhig und einfach: „Da muß man Ihnen wohl gratulieren. Sie kehren wieder in das sorgenlose Dasein einer vornehmen Dame zurück. Die Armut — der Kampf um das Dasein — war für Sie ein häßlicher aber verhältnismäßig kurzer Traum!“

„Nein!“ rief das Mädchen. „Ein kurzer Traum — aber kein häßlicher. Die Freuden der letzten Wochen werden die schönsten Einnerungen meines Lebens bilden!“

„Das Leben wird Ihnen hoffentlich noch größere und nachhaltigere Genugtuung bringen!“ widersprach der Arzt lächelnd. „Hier freilich wird es öde werden.“

Rasch — als fürchte er mißverstanden zu werden — fügte er hinzu: „Die Kinder werden Sie sehr vermissen.“

„Machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, als es ohnedies ist! Ach — wenn Sie wüßten, wie hart mir der Gedanke des Scheidens ist!“

„Aber — Sie gehn ja einer lichten Zukunft entgegen!“ warf Liffer ein.

„Einer lichten Zukunft!“ lachte Marga bitter. „Kennen Sie das Dasein eines Stiftsfräuleins? Nichtstun und gesellschaftlicher Tratsch. Wenn es hoch hergeht, die Abwartung eines Kanarienvogels. Hätte ich nicht für die Mutter zu sorgen, so ginge ich weit lieber in ein Kloster, wo ich Kindererziehen, Krankenpflege oder sonst etwas Nützliches leisten könnte. Mir schaudert, wenn ich des leeren, banalen Lebens gedenke, das meiner harrt!“

In den Augen des Arztes blitzte es auf.

„Wirklich und wahrhaftig? — Aber — Baronin Marga — weshalb gaben Sie dann Ihre Zustimmung? Weshalb unterschrieben Sie das Gesuch?“

„Ich konnte nicht anders!“

„Weshalb konnten Sie nicht? Wer vermochte Sie zu zwingen?“

„Wer? Mein Gewissen. Die Rücksicht auf meine Mutter, die Dankbarkeit, die ich der Gräfin Issenstein für ihre Güte schulde!“

„Der Gräfin schulden Sie keine Dankbarkeit!“ entschied Liffer. Eine seltsame Wandlung war in ihm vorgegangen. Leichte Röte färbte seine Wangen, seine Stimme

klang schneidend und scharf. Er berichtete den Hergang seines bisher verschwiegenen Besuchs bei Rosa Issenstein und legte die egoistischen, kleinlichen Motive ihrer vermeintlichen Güte klar.

„Und was Ihre Frau Mutter betrifft,“ fuhr er fort, „so darf die zärtlichste Kindesliebe nicht soweit gehn, daß sie die Schrullen und Grillen einer vergangenen Zeit als unumstößliche Gesetze anerkennt. Marga — was Sie da tun wollen, ist eine große Torheit. Das heißt ja das Licht und die Freude freventlich aus Ihrem Leben verbannen. Gesunde, kräftige Naturen benötigen der Arbeit zum Glück! Es gibt ein ‚Recht auf Arbeit‘ — nicht nur für den Hungernden, sondern auch für den Satten. Das darf uns keine Gesellschaftsordnung, kein Vorurteil verkümmern.“

„Ich fühle — ich weiß — Sie haben recht!“ entgegnete das Mädchen, beide Hände gegen die Schläfen pressend, als wollte sie so der unerbittlichen Dialektik des Freundes den Einfluß auf ihre Gedanken wehren. „Aber — wozu sich quälen — es ist zu spät!“

„Es ist nie zu spät, eine Torheit ungeschehen zu machen!“ widersprach der Arzt.

„Die Mutter hat das Gesuch in diesem Augenblicke bereits der Gräfin übergeben!“

„So eilen Sie zu dieser! Sagen Sie ihr, daß Sie verblendet waren, daß Sie keiner Versorgung bedürfen, solange das Blut noch in kraftvollen Wellen durch Ihre Adern jagt. Und falls Sie sich die nötige Entschiedenheit gegen die Anmaßung jener Dame nicht selbst zutrauen — nun gut — so senden Sie mich! Ein Wort der Ermächtigung — und in einer Stunde ist das Gesuch wieder in Ihren Händen!“

„Ach — wenn Sie das könnten!“ rief das Mädchen aus.

„Ich kann es!“ jubelte der Stroz. „Verlassen Sie sich darauf!“

Sie eilten gemeinsam die Treppe hinunter auf die Straße. Während Liffer in eine des Wegs kommende Droschke sprang und dem Kutscher die Adresse der Gräfin Issenstein zurief, blieb Marga unter der Torwölbung stehen und blickte dem Davonfahrenden lange nach.

Dann kehrte sie in den Hof, zu den Kindern, zurück und klatschte laut in die Hände. Auf dieses Zeichen hin liefen die Kleinen von allen Seiten gehorsam herbei und ordneten sich in Reih und Glied, um so in den Schulsaal zurück zu marschieren.

„Zur Arbeit — Kinder!“ rief das schöne Mädchen zuversichtlich, stolz und freudig. „Zur Arbeit!“

X.

Die Gräfin Issenstein war in der rosigsten Laune. Sie hatte diesen Morgen die Gounod'sche Arie zweimal ohne den geringsten Fehler gesungen. Das Gretchen-Kostüm war zur Probe gesandt worden, und die Zofe versicherte, daß das zarte Blau ihrer Herrin prächtig zu Gesicht stehe. Der Brief des Onkel Hochfeld schließlich hatte dem Selbstbewußtsein der jungen Witwe geschmeichelt.

Sie hatte also alle Ursache, mit der Welt und mit sich selbst zufrieden zu sein. Eine Überzeugung, die die warmen Dankesworte der Baronin Sophie noch wesentlich befestigten.

Mit jener gedankenlosen, grausamen Eitelkeit des Reichen zeigte sie der armen Verwandten eine Anzahl neuer Toiletten, als Dr. Liffer angemeldet wurde.

Die beiden Frauen blickten sich erstaunt an. Wenn man ihnen den Besuch des Schah von Persien verkündet hätte — er wäre ihnen weniger unerwartet gewesen.

Der Baronin ahnte nichts Gutes. „Laß Dich verleugnen!" riet sie dringend.

Allein die Lockung, vor dem ungehobelten Arzte mit dem raschen Erfolge der Intervention ihrer kleinen, einflußreichen Person zu glänzen, war für Rosa Issenstein zu groß.

Sie befahl Liffer vorzulassen und empfing ihn sogar mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln.

„Sie kommen gerade rechtzeitig, um zu gratulieren — Herr Doktor!" rief sie. „Meine Cousine Steinfeld hat einen Stiftsplatz erhalten."

Der Arzt verneigte sich und erklärte, er habe die große Neuigkeit bereits aus Margas Munde vernommen.

„Werden Sie mich in Zukunft noch eine schlechte Verwandte heißen?" fragte die Gräfin scherzend und fügte, als der Besucher versicherte, er könne sich nicht entsinnen, jemals diese Äußerung getan zu haben, hinzu, sie hätte den versteckten Sinn seiner letzten Strafpredigt ganz recht verstanden.

„Ich habe Ihren guten Willen nie bezweifelt!" erwiderte Liffer artig. „Leider kommt er in diesem Falle zu spät. Die junge Dame kann den Stiftsplatz nicht annehmen!"

„Da irren Sie sehr — lieber Herr Doktor!" entgegnete Rosa Issenstein siegesbewußt. „Hier ist ihre schriftliche Einwilligung!"

Sie wies auf das auf einem Tischchen liegende Gesuch. Der Arzt trat näher und steckte das Papier ruhig in seine Rocktasche.

„Diese zu widerrufen ist eben der Zweck meines Besuches!" erklärte er einfach, als handle es sich um die natürlichste Sache der Welt. „Baronin Marga wäre gerne selbst gekommen. Leider ist sie jedoch durch die Unterrichtsstunde daran gehindert."

„Ach — das ist denn doch — stark!" rief die junge Witwe in ehrlicher Empörung.

„Ein Irrtum," stotterte die Baronin Sophie. „Ein Mißverständnis."

„Ich handle im ausdrücklichen Auftrage der Baronin Marga Steinfeld," versetzte Liffer.

„Meine Tochter hat keine Aufträge zu erteilen!" ereiferte sich die alte Dame. „Das ist Eigenmächtigkeit von Ihnen — mein Herr! — Ich fordere, als Mutter, dieses Gesuch zurück!"

Der Arzt entgegnete, die Achseln zuckend, seine Auftraggeberin sei großjährig und der elterlichen Autorität entwachsen.

Inzwischen hatte die Gräfin ihre Fassung wieder gewonnen. „Liebe Tante," sprach sie mit schneidendem Hohne und jenem sichern Instinkte des Weibes, der den Gegner an seiner empfindlichsten Stelle zu verletzen weiß, „Du bist wirklich zu beklagen. Dein Sohn ruiniert Dich durch schmutzige Schulden und Deine ungeratene Tochter ..."

Sie konnte den Satz nicht vollenden.

Die Vorwürfe der Greisin waren wirkungslos am Gleichmute des Arztes abgeprallt. Bei den Worten der jungen Witwe jedoch schwollen die Adern an seinen Schläfen.

„Ungeratene Tochter!“ unterbrach er die Sprecherin leidenschaftlich. „Haben Sie sich — Frau Gräfin — auch darüber Rechenschaft abgelegt, weshalb Sie diese junge Dame ‚ungeraten‘ nennen? Weil sie auf ihre eigne Kraft pocht — weil sie ehrlich arbeiten will! Sie — die Sie auf den makellosen Schild eines Namens so großes Gewicht legen — Sie sollten stolz auf diese Verwandte sein, die ein Gnadenbrot Ihrer Laune zurückstößt, dessen sie — Gott sei Dank — nicht bedarf. Und was die schmutzigen Schulden des Bruders betrifft — da glaube ich, es wäre klüger, Sie schwiegen seiner alten Mutter gegenüber über diesen Toten. Denn was der unglückliche junge Mann geworden ist, das wurde er in Ihrer Gesellschaft — in Ihrem Dienste und, zum großen Teile, durch Ihre Schuld! Sie haben sicher das geringste Recht, den Stein auf ihn zu werfen!“

Die Gräfin Issenstein war während dieser Strafrede, die wie ein dichter Hagelschauer von Anklagen auf sie herniederprasselte, sehr blaß geworden. Daß jemand in diesem Tone zu ihr sprechen könnte — das hätte sie einfach nicht für möglich gehalten. Sie erhob sich und sprach anscheinend ruhig, aber mit zuckenden Lippen: „Herr Doktor — ich muß Sie darauf aufmerksam machen — daß ich beschäftigt bin.“

Damit verließ sie das Zimmer, an der Türe den Knopf der elektrischen Klingel drückend.

Noch ehe der Kammerdiener, der wohl Liffer hinausgeleiten sollte, erschien wandte sich dieser zum Gehn.

Die Stimme der Baronin Sophie rief ihn zurück. Dicke Tränen rollten über die welken Wangen der Greisin.

„Herr Liffer,“ erklärte sie schlicht, „Sie haben mir sehr weh getan und die letzte Freude meines Alters vernichtet. Aber, daß Sie das Andenken meines Willy verteidigten — dafür danke ich Ihnen!“

XI.

Zu den Herrn Walter Erlenhof anvertrauten Obliegenheiten zählte das Amt eines Türhüters während Liffers Ordinationsstunde.

Eben hielt er, in Erwartung der Patienten, auf einem Stuhle des Vorzimmers seine friedliche Siesta, als die Flurglocke energisch gezogen wurde.

Erschrocken sprang der letzte Platenide auf und rieb sich die Augen.

Sollte er sich verschlafen haben?

Es wurde noch einmal geschellt.

„Die haben es aber eilig!“ murrte er verdrießlich. Da die Wanduhr erst ein Uhr zeigte und die Sprechstunde des Arztes auf zwei Uhr angesetzt war, trat er beruhigt und gemächlich vor den Spiegel, um seine äußere Erscheinung einer Musterung zu unterziehen.

Wer zu früh kam, der mußte sich eben, seiner Meinung nach, zu gedulden wissen.

Der Besuch jedoch schien diese stoische Ansicht nicht zu teilen. Die Glocke wurde zum drittenmal und zwar so heftig gezogen, daß Herr Walter das Wort „Unverschämtheit“ nicht zu unterdrücken vermochte. Wäre Liffer nicht anwesend gewesen, so hätte er die Leute aus Strafe noch etwas länger warten lassen. Da sich aber der Arzt bereits wiederholt ein derartiges erzieherisches Wirken des Plateniden seinen Patienten gegenüber energisch verbeten hatte, entschloß sich dieser zu öffnen.

Zwei Offiziere traten ein. Der ältere fragte nach Dr. Liffer. Hatte das ungeduldige Schellen Herrn Walter schon gereizt, so war der schnarrende Ton, in dem die Frage gestellt wurde, nicht geeignet, seine Laune zu verbessern. Der Sonderling konnte nicht leiden, daß man seine schöne Muttersprache verunstaltete. Er erklärte daher in gewähltestem Hochdeutsch, die „Heilratschläge“ würden erst um zwei Uhr erteilt, wie übrigens ein selbst oberflächlicher Blick auf das Türschild die Herren belehrt haben würde. Denn zu diesem und zu keinem andern Zwecke sei die Inschrift auf der Messingplatte angebracht worden.

„Wir kommen in einer Privatangelegenheit!“ erwiderte der jüngere Offizier, mühsam seinen Ernst bewahrend. „Bringen Sie dem Herrn Doktor diese Karten.“

Erlenhof wiegte nachdenklich sein Lockenhaupt: „In einer Privatangelegenheit? Was wollen Sie unter diesem langatmigen Worte verstanden wissen?“

Er schien die größte Lust zu verspüren, sich über diesen Gegenstand ausführlich belehren zu lassen, wurde jedoch daran von Liffer gehindert, der, durch den Klang der fremden Stimmen angelockt, in das Vorzimmer kam und die Herren einlud, das Wohngemach zu betreten. Da er aber unterließ, die zweite, gepolsterte Tür hinter sich zu schließen, konnte der Platenide seine Neugier befriedigen und fast jedes im Zimmer gesprochene Wort deutlich vernehmen.

Die Unterredung war äußerst kurz und lakonisch. Die Offiziere erklärten im Namen des Fürsten Orlenburg ein Entschuldigungsschreiben des Arztes wegen seiner der Gräfin — den Namen konnte Walter nicht verstehn — gegenüber geführten Sprache zu fordern, und Liffer entgegnete, er werde seine Antwort durch zwei Freunde senden.

Die Herren gaben ihre Adresse an, und damit schien die Sache abgetan. Der Doktor begleitete den Besuch wieder bis in den Vorraum, wo man noch einige höfliche Redensarten austauschte. Sowie aber die Offiziere sporenklirrend und säbelrasselnd die Wohnung verlassen hatten, platzte Herr Walter heraus: „Das ist Tollheit!“

„Was ist Tollheit?“ fragte Liffer ruhig.

„Stellen Sie sich nicht so!“ rief der Alte, dem Gönner in das Zimmer folgend. „Glauben Sie etwa, ich kenne nicht die vornehmen Gebräuche! Sie haben eine Herausforderung zum Zweikampfe erhalten und angenommen.“

„Es scheint, Sie haben gehorcht!“ entgegnete der Arzt, die Stirne runzelnd. „Pfui — Erlenhof!“

„Nein! Ich habe nicht gehorcht, ich habe nur gehört. Sie haben ja laut genug gesprochen. Daß ich mir Ihretwegen die Ohren zulöten lasse, werden Sie hoffentlich doch nicht verlangen!“

Wenn sich der Platenide seinem Wohltäter gegenüber unziemlicher Ausdrücke bediente, so war dies das untrüglichste Zeichen einer aufs höchste gestiegenen Erregung.

Liffer begnügte sich daher, die Unbotmäßigkeit mit einem strengen Blick zu rügen. Sofort zog Herr Walter andre Saiten auf.

„Sind Sie böse?“ fragte er scheu, fast demütig.

Der Arzt mußte über den alten Mann mit der schüchternen Seele eines Kindes lächeln.

„Ja,“ entgegnete er. „Sehr böse. Aber Sie können mich wieder versöhnen.“

„Was soll ich tun?“

„Sie sollen ganz einfach auf der Stelle vergessen, was Sie widerrechtlich erlauscht haben. Verstehn Sie mich wohl! Ganz vergessen — als ob Sie nicht gehört hätten!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ protestierte Erlenhof. „Wissen Sie, was ich tun werde? Ich gehe zu diesem jungen Fürsten und bewege ihn, seine Forderung zurückzuziehen!“

„Dadurch würden Sie nicht nur sich selbst, sondern auch mich unsterblich lächerlich machen!“

„Es ist besser, unsterblich lächerlich zu sein, als lächerlich zu sterben,“ philosophierte der Alte, und, den Ton wechselnd, fügte er erstaunt hinzu: „Was machen Sie denn da — Herr Doktor? Wollen Sie sich in Ihrer Wohnung verschanzen?“

Liffer hatte nämlich während dieses Zwiegespräches alle Türen versperrt und die Schlüssel in die Tasche gesteckt.

„Hören Sie mich an — Walter!“ erklärte er nun, vor den Sonderling tretend. „Ich rede in vollem Ernste. Entweder Sie versprechen, kein Wort mit dem Fürsten zu tauschen und sich jeder Einmischung zu enthalten, oder Sie bleiben hier eingesperrt, bis ich meine Angelegenheit geordnet habe.“

„Das ist Entziehung der persönlichen Freiheit!“ schrie Erlenhof entrüstet. „Der Fall ist im Strafgesetzbuche vorgesehen!“

„Es ist Notwehr!“ widersprach Liffer. „Wählen Sie! Sie wissen, es ist keine leere Drohung.“

Das wußte der Platenide allerdings aus Erfahrung. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß der Arzt sich eines drastischen Mittels bediente, um den Willen seines Schützlings zu lenken. Das klügste war, sich zu fügen.

„Ich verspreche alles!“ gab er daher kleinlaut bei.

„Auf Platens Schatten?“

„Auf Platens Schatten!“

Nun wußte Liffer, daß der sonderbare Alte sein Wort heilig halten werde. Er sperrte die Türen wieder auf, und Herr Walter verließ schweigend das Gemach — jeder Zoll ein gekränkter Dichter.

Als aber der Doktor wenige Augenblicke später zum Ausgehn gekleidet in das Vorzimmer trat, fand er den Plateniden auf seinem Stuhle sitzend, die Ellbogen auf die Knie gestützt, beide Hände achtlos in die sonst so sorgsam geordneten Locken vergraben.

Jede feierliche Würde, jede theatralische Pose war vergessen. Nur namenlose kindische Angst um ein geliebtes Leben leuchtete aus den verwitterten Zügen.

Liffer legte ihm die Hand begütigend auf die Schulter. „Ich habe einen Gang zu machen. Zur Ordination jedoch bin ich wieder zurück," sagte er weich. „Sollte ich mich etwas verspäten, so bitten Sie die Patienten um Geduld. Und seien Sie vernünftig — Walter!"

„Sie haben ein Recht, mir zu predigen!" polterte der Alte. „Handeln etwa Sie vernünftig? Da bilden Sie sich immer ein, ein freier, vorurteilsloser Mann zu sein! Ja — gute Nacht! Es braucht nur so eine alte, mittelalterliche Unsitte an Sie heranzutreten, und Sie liegen ehrfurchtsvoll platt auf der Nase!"

„Es wäre doch übel um meine Freiheit bestellt," lachte der Stroz, „wenn ich mir nicht etwas Blut abzapfen lassen dürfte — vorausgesetzt, daß ich dazu Lust verspüre."

Herr Erlenhof hob den Kopf, als sei ihm plötzlich ein befremdender Gedanke gekommen.

„Mir scheint gar — dieser Zweikampf macht Ihnen Spaß?" fragte er bedächtig.

Er erhielt jedoch keine Antwort. Liffer hatte bereits die Wohnung verlassen.

XII.

Die Ordinationsstunde war längst vorüber.

In ungetrübter Ruhe hatte Liffer seines Amtes gewaltet. Der Waffengang, der seiner harrte, schien den Stroz nicht im geringsten aufzuregen, obgleich er die Möglichkeit eines tragischen Ausganges nicht außer acht ließ. Seine vornehmste Sorge galt seinen Kranken. Den einen hatte er genaue Weisungen gegeben, wie sie ihr Leiden zu pflegen hätten, falls sie in nächster Zeit seines Rates entbehren müßten, andre hatte er an einen befreundeten Kollegen gewiesen.

Später hatte er den Besuch seiner Sekundanten empfangen. Schon am kommenden Morgen sollte der Zweikampf ausgefochten werden. Als Waffe war der Säbel, als Kampfplatz die Reitschule der Kaserne gewählt worden.

Nachdem dies alles geregelt und festgesetzt, hatte Liffer das Haus verlassen, um bei seinem Rechtsfreunde seine letztwilligen Anordnungen zu treffen.

Herr Walter Erlenhof saß nach wie vor gleich einer Statue des Unglückes im Vorzimmer.

Selbst der Versuch, seinen Schmerz in ein poetisches Gewand zu kleiden, war mißlungen.

Wenn er nur nicht sein Wort verpfändet hätte! Denn daß es seiner Beredsamkeit gelingen würde, den Fürsten zu besänftigen — daran zweifelte der letzte Platenide keinen Augenblick.

Er grübelte und grübelte, wie sich dieser unselige Zweikampf verhindern ließe.

Der Abend brach an, und noch war kein Ausweg gefunden. Aus dem Saale des Hintergebäudes ertönte der Gesang heller Kinderstimmen. Marga pflegte ihre Schule durch Singen eines schlichten Liedes zu schließen.

Unten im Hofe wurde es gleich darauf lebendig. Die Kleinen eilten nach Hause.

Da sprang Herr Walter plötzlich mit der triumphierenden Miene eines glücklichen Erfinders auf.

Er hatte den einzuschlagenden Weg entdeckt!

Der Grund des Zweikampfes bildete, wie er aus den Worten der Offiziere entnommen, ein Auftritt, den der Arzt Margas wegen mit einer vornehmen Dame gehabt hatte.

Dieser Umstand bestätigte einen von dem alten Sonderling längst gehegten, schwarzen Verdacht.

Denn daß man für eine junge Dame, deren wertlose Stickereien man heimlich aufkaufte und deretwillen man sich obendrein töten lassen wollte, einfache, kühle Freundschaft hege — dies zu glauben, durfte man Herrn Erlenhof füglich doch nicht zumuten.

Marga Steinfeld entsprach keineswegs dem weiblichen Ideale des letzten Plateniden. Aber wenn er sich auch ein kompetentes Urteil über eine Ode anmaßte, so hielt er sich doch für keinen gründlichen Kenner von Frauenschönheit.

Ein Mädchen, dem es gelungen, den klaren Kopf „seines Doktors“ zu verdrehen, mußte notgedrungen schön sein.

Die Schönheit ist eine Macht — wenn man sie richtig zu gebrauchen weiß.

Auf diesen Satz baute Walter seinen Plan.

Er hatte Liffer zugesagt, kein Wort mit dem Fürsten über den Zweikampf zu reden.

Er war auch entschlossen, das einmal verpfändete Wort, dem Laute der Buchstaben nach, getreulich zu halten. Aber ein ganz vortrefflicher Gedanke war ihm gekommen, wie sich dieses voreilige Versprechen umgehn ließ, und es schien ihm unfaßbar, daß er nicht sogleich auf diesen Ausweg verfallen war.

Er eilte die Treppe hinunter.

Unten im Hofe begegnete er Marga, die eben, einen Stoß Schulhefte auf dem Arme, aus ihrem Kindergarten kam.

Herr Walter grüßte feierlich und steif. Ob er um eine Unterredung bitten dürfe?

Das Mädchen mochte den sonderbaren Alten gerne leiden. „Ich bin ganz Ohr!“ erwiderte sie lächelnd. „Wollen Sie sich nicht zu uns hinauf bemühen?“

Erlenhof schüttelte verneinend den Kopf. Er wisse, die Frau Baronin-Mutter sehe ihn mit scheelem Auge. Auch vertrage sein Gegenstand keinen Zeugen des Gesprächs.

„Gut — so bleiben wir hier!“ entschied Marga und schritt auf eine Bank zu, die, von einem Kastanienbaume beschattet, in der Mitte des geräumigen Hofes stand. „So — nun gestehn Sie mir Ihr Geheimnis!“

„Kennen Sie den Fürsten Orlenburg?“ hob der Platenide an.

„Nein — nicht persönlich. Aber ich habe viel von ihm erzählen gehört. Er war ein Freund meines Bruders.“

„Dieser Fürst Orlenburg wird sich morgen früh duellieren, und ich zweifle nicht, daß er ein ausgezeichneter Fechter ist.“

„Um so besser für ihn.“

„Sehr richtig! Aber um so schlimmer für uns!“

„Wieso? Was haben wir überhaupt mit diesem Zweikampfe zu schaffen?“

„Sehr viel! Leider! Denn der Gegner des Fürsten ist unser gemeinsamer Freund — Dr. Liffer!“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Marga, mehr ungläubig als erschrocken. „Welchen Grund hätte er dazu!“

„Der Grund — sind Sie!“

„Herr Erlenhof — der Scherz geht zu weit!“

Sie wollte sich erheben. Walter aber streckte, vor ihr stehend, beide Hände aus, als würde er das Mädchen nötigenfalls gewaltsam festhalten.

„Pst!“ rief er. „Erst anhören, dann reden und handeln.“ Mit wenigen Worten erzählte er, wie er zufällig Ohrenzeuge der Herausforderung geworden war.

Marga fiel es nicht schwer, sich die Dinge zusammen zu reimen. Sie wußte, daß Orlenburg der nächste Verwandte des verstorbenen Grafen Issenstein sei, und nichts war daher näherliegend, als daß er sich als Ritter der jungen Witwe gebärdete. Daß die Unterredung, zu der sie Liffer in den Issensteinischen Palast gesandt, stürmisch verlaufen, hatte ihr die Baronin Sophie nicht verschwiegen.

Der Platenide hatte recht. Sie war der Grund des Zweikampfes. Nachdem Walter seinen Bericht geendet, erklärte sie entschieden: „Dieses Duell darf nicht stattfinden!“

„Darf nicht stattfinden!“ bestätigte der Alte im Brusttone der Überzeugung. Mit schlauem Lächeln, das erraten ließ, er habe die Antwort bereits bereit, fügte er die Frage hinzu: „Wie aber werden wir es verhindern?“

„Ich werde sogleich zu Dr. Liffer gehn und ihn bitten — ihn anflehen, zurückzutreten!“ entgegnete das Mädchen.

Der Platenide pfiff vor sich hin und erwiderte: „Das würde sehr wenig nützen.“

„Weshalb?“

„Weil jeder Mann gerne als mutiger Held vor der Dame erscheint, die . . .“

Es ist nicht schwer zu erraten, welches Zeitwort Herr Walter hatte benützen wollen. Rechtzeitig fiel es ihm jedoch ein, eine so unverblümte Aeußerung könne vielleicht seine Pläne durchkreuzen. „Die ihn zu ihrem Streiter erwählt,“ schloß er daher seinen Satz.

„Aber was kann ich denn anders tun!“ rief Marga.

„Zu seinem Gegner müssen Sie gehn! Zu jenem blutdürstigen Fürsten!“

„Den kenne ich ja nicht!“

„Das macht nichts! Sie werden bei dieser Gelegenheit eben seine Bekanntschaft machen!“

„Aber . . .“

„Da gibt es kein: aber! Ich habe alles bedacht,“ fiel ihr Erlenhof ins Wort. Und als Marga noch zögerte, ließ er das schwere Geschütz seiner Beredsamkeit auffahren. Er schilderte in den grellsten Farben, wie Liffer tödlich verwundet werden würde und die kranken Armen des Stadtteiles ihres größten Wohltäters, sie selbst des besten Freundes beraubt wären. Es handle sich überhaupt hier um keinen ehrlichen Zweikampf, sondern um einen gemeinen Mord. Wie ungleiche Vorteile! Der schwächliche Arzt und der waffengewandte Offizier! Ob Marga denn meine, in Zukunft noch eine frohe Stunde genießen zu können, wenn das Bewußtsein, eine so schwere Schuld auf sich geladen zu haben, auf ihr lasten werde. Und eine Schuld wäre es, denn sie — nur sie allein — könne das Unheil abwenden. Sie schulde dem Doktor so viel Freundliches! Nun solle sie sich auch ein wenig dankbar beweisen!

In geriebenerer Menschenkenntnis, als man ihm zugemutet hätte, schloß der Sonderling seine Rede mit der Versicherung, er wisse wohl, daß er ein großes Opfer von dem jungen Mädchen fordere.

Dies gab den Ausschlag. Marga Steinfeld war eine stolze Natur. Von den Bitterkeiten des Lebens hart bedrängt, hatte sie die zahlreichen Wohltaten Liffers angenommen, aber immer und immer als eine drückende Ehrenschuld empfunden. Nun war ihr plötzlich Gelegenheit geboten, etwas für diesen Mann zu tun, was die andern und sie selbst als ein Opfer betrachteten. Sie stand auf und sagte mit fester, entschlossener Stimme: „Gut! — Wir haben keine Zeit zu verlieren! Ich will mich rasch umkleiden! Erwarten Sie mich auf der Straße!“

„Ich?“ fragte Walter gedehnt. „Was soll denn ich?“

„Sie werden mich zu dem Fürsten begleiten. In der Kaserne erfahren wir seine Adresse.“

Diese Wendung kam dem Plateniden ungelegen. Er kraute sich verlegen hinter dem lockenumwallten Ohre und überlegte, ob der geforderte Ritterdienst sich mit seinem bei Platens Schatten verpfändeten Versprechen vereinbaren lasse.

„Wohlan!“ entschied er dann. „Ich werde Sie in die Höhle des Löwen führen. Aber ich spreche kein Wort — das ist Ihre Sache!“

XIII.

Es war keineswegs die Absicht der Gräfin Issenstein gewesen, Liffer durch Orlenburg zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Ihr Zorn war sogar bereits verraucht, als sie dem Vetter den Auftritt mit starker, humoristischer Übertreibung im Salon der Herzogin vom Berg erzählte. Der Gedanke, Georg könnte, als ihr nächster Verwandter, den Arzt fordern, war ihr nicht im Entferntesten gekommen. Es schien ihr dies ebenso unmöglich, als wenn sich ihr verstorbener Gatte mit all den bebrillten Doktoren, die ihm, weiß Gott, in der Kammer oft derbe Dinge gesagt, hätte duellieren wollen. Es gab eben ihrer Meinung nach Menschen, die, ähnlich den Narren an mittelalterlichen Höfen, den Vorzug genießen, ungestraft beleidigen zu dürfen

Auch Orlenburg hatte die Angelegenheit nicht tragisch aufgefaßt. Aber der Handel war ihm gerade gelegen. Er beabsichtigte in den nächsten Tagen um die Hand der Base anzuhalten und ein kleiner Waffengang für ihre Ehre schien ihm ganz geeignet, seiner Werbung Nachdruck zu verleihen. Der Zweikampf hatte für ihn keine größere Bedeutung als ein scharfer Morgengalopp an einem dienstfreien Tage.

Die Sekundanten faßten die Sache von demselben Gesichtspunkte auf. Sie hatten sich von ihrer Mission einige Erheiterung erwartet und waren fast unangenehm überrascht, als sich Liffer bei der Herausforderung ebenso entgegenkommend als korrekt benahm.

Georg zur Ehre sei es erwähnt, daß er dieses Bedauern nicht teilte. Er hegte für den damals so dienstwilligen Arzt ein gewisses Wohlwollen und war im Grunde seines Herzens erfreut, als die Kameraden dem Benehmen seines Gegners Anerkennung zollten.

Die Herren hatten bei dem Fürsten gespeist, und man wollte sich eben an den Spieltisch setzen, als der Jäger einen Brief überbrachte. Georg öffnete den Umschlag. Er enthielt ein einfaches Blatt Papier, auf dem mit großer, energischer Handschrift die Worte geschrieben standen: „Baronin Marga Steinfeld bittet um eine kurze Unterredung.“

„Ist die Dame hier?“ fragte Georg und befahl, als der Diener bejahte, den Besuch in das Speisezimmer zu führen, da die Wohnung nur aus wenigen Räumen bestand.

Die Gäste protestierten und erboten sich, sich vielmehr selbst zurückzuziehen.

„Nein — bleibt!“ wehrte der Hausherr ab. „Es ist besser so. Auf diese Weise wird die Sache rascher erledigt.“

„Ein Liebesabenteuer?“ forschte einer der Offiziere.

„Nein,“ erwiderte der Fürst ärgerlich. „Es ist zu dumm! Der Stroz ist eben ein Stroz! Er scheint geplaudert zu haben.“

Damit erhob er sich, legte die Zigarre in den Aschenbecher und ging in das anstoßende Gemach. Dort stand der Tisch noch gedeckt. Die Kerzen des niedern Armleuchters waren tief herabgebrannt und warfen ihr mildes Licht auf das silberne Tafelgerät und funkelnde Kristall. In den Gläsern leuchtete der Rest mannigfacher Weingattungen, auf den Tellern lagen die Schalen der Früchte, die den Nachtisch gebildet hatten.

Zuerst gewahrte Orlenburg nur die abenteuerliche Gestalt des Plateniden, der neugierig und wohlgefällig den reichen Tischschmuck musterte. Schon wollte er, an eine Mystifikation glaubend, den Alten rauh anfahren, als sein Blick auf Marga fiel.

Er hatte sich diese „Kindergärtnerin“ ganz anders gedacht. Als einen unbedeutenden Blaustrumpf — mit erfrorenen roten Händen — womöglich mit einer Stahlbrille auf der Nase. Statt dessen stand ein schönes, hochgewachsenes Mädchen vor ihm. Das schlichte schwarze Kleid brachte ihre vornehme Gestalt trefflicher zur Geltung, als es der größte Putz vermocht hätte.

Gerade wie dem Arzte damals in Hof, fiel auch Georg die Ähnlichkeit Margas mit ihrem beklagenswerten Bruder sogleich auf. Das war dieselbe elastische Haltung, das waren dieselben blauen Augen, dasselbe energische Kinn. Den tiefen Ernst freilich, der aus den Zügen der Schwester sprach — den hatte der Fürst auf dem Antlitze des Kameraden nie lagern gesehen.

Wie oft hatte Willy Steinfeld — der lachende, sonnige Willy — in diesem kleinen Speisesaale, an diesem Tische, vielleicht auf demselben Stuhle gesessen, auf dessen gepolsterter Lehne Marga eben ihre schlanken, weißen Hände stützte.

Orlenburg verneigte sich und fragte, womit er dienen könne.

„Sie wollen sich meinetwegen mit Herrn Dr. Liffer schlagen!“ stieß das Mädchen herrisch hervor. „Das kann und werde ich nie zugeben!“

Sie war mit der Absicht, eine Bitte vorzutragen, gekommen. Aber, wie es bei stolzen Naturen häufig der Fall ist, kleidete sie ihr Anliegen unwillkürlich in die Form einer ungestümen Forderung.

„Verzeihung!“ entgegnete der Fürst. „Nicht Ihretwegen. Die beleidigenden Worte jenes Herrn waren an meine Cousine gerichtet.“

„Aber in meinem Auftrage!" rief Marga.

Orlenburg machte eine abwehrende Bewegung, die ausdrücken mochte, daß dieser Umstand für ihn von keiner Bedeutung sei. Dann erklärte er sehr höflich, er bedauere, die Baronin durch den Arzt in diesen leidigen Streit eingeweiht zu sehen. Dergleichen Angelegenheiten pflege man nur unter Männern zu erörtern.

„Dr. Liffer hat kein Wort über Ihre Forderung gesprochen!" verteidigte Marga den Freund und erzählte, wie sie von dem Zweikampfe Kenntnis erhalten hatte.

„Ah!" rief Georg. „Dieser Besuch entsprang also nur Ihrer eignen Initiative?"

„Nein," gestand das Mädchen offen. „Herr Erlenhof hatte den Gedanken. Richten Sie aber keine Frage an ihn. Er hat sein Wort verpfändet, nicht mit Ihnen über die Sache zu sprechen." Der Platenide verneigte sich, stumm beipflichtend.

„Darf ich mir eine Frage erlauben?" hob der Fürst nach einer Pause an. „Sie klingt etwas sonderbar. Aber die Umstände, in denen wir uns befinden, sind an und für sich ja schon seltsam genug."

Als Marga nickte, fuhr er fort: „Es würde Sie wohl sehr kränken — wenn Dr. Liffer verwundet würde?"

„Der Gedanke ist mir unerträglich!"

„Sie zittern für ihn — wie für — wie für einen Bruder?"

„Ja — ich zittere für ihn — wie man sich nur um einen guten, edlen Menschen, dem man tausendfachen Dank schuldet, zu ängstigen vermag!"

„Um es kurz zu sagen, Sie verlangen, daß ich meine Herausforderung zurückziehe?"

„Ich — ich bitte Sie darum!" Die letzten Worte kamen nur zögernd von den Lippen des Mädchens. Sie waren sichtlich ihrem Stolze mühsam abgerungen.

Der Fürst schwieg eine Weile überlegend. Die Erinnerung an Willy Steinfeld hatte ihn weich gestimmt. Dergleichen Regungen trugen bei ihm stets einen ritterlichen, etwas an Donquichotterie streifenden Charakter.

„Was Sie von mir fordern — Baronin — ist unmöglich!" sagte er dann bedächtig. „Es würde ein zweideutiges Licht auf uns alle werfen. Aber ich werde die Schwester des liebsten Kameraden, den ich je hatte, nicht kränken. Ein Versprechen will ich Ihnen geben. Ich werde morgen so ungeschickt fechten, als ob ich noch nie einen Säbel in der Hand gehalten hätte. Es soll kein Blut fließen. Genügt Ihnen das — dann schlagen Sie ein!"

Mit gewinnendem Lächeln hielt er Marga die Hand entgegen, und diese legte, ohne zu zögern, ihre Finger in die seinen. Auf so viel Edelmut hatte sie nicht zu hoffen gewagt.

„Wenn aber der Doktor Sie zum Krüppel schlägt?" warf Herr Walter ein.

Diese Möglichkeit hatte Marga nicht bedacht. Ihre großen blauen Augen hefteten sich erschrocken auf das Antlitz des Offiziers.

„Ich danke für die Teilnahme!" lachte dieser. „Aber soweit werde ich meine Fechtkunst nicht vergessen haben! Meiner darf ich mich wehren — nicht wahr, Baronin? — Selbstredend darf der Doktor nichts von unserm Abkommen erfahren. — Also reinen Mund gehalten, letzter Platenide! Und zwar müssen Sie dieses Versprechen besser halten als das ihrem Gönner verpfändete — denn Sie haben soeben mit mir über das Duell gesprochen!"

Herr Walter wurde sich erst durch diese Mahnung seines Vergehens bewußt. Zur Strafe versetzte er sich selbst einen schallenden Schlag auf den Mund.

„Macht nichts!“ tröstete ihn Orlenburg. „Wir werden Sie nicht verraten! Wir drei sind ja jetzt Verschwörer, die zusammenhalten müssen.“

So nahm dieses Gespräch, das so peinlich begonnen, unerwartet eine humoristische Wendung. Man war so gut Freund geworden, daß Georg daran dachte, Marga eine Erfrischung anzubieten. Da jedoch unter den herrschenden Umständen eine improvisierte Bewirtung doch nicht ganz am Platze schien, begnügte er sich damit, Walter Zigarren zu reichen. Der Platenide zierte sich nicht. Das lag nun einmal nicht in seiner Art. Er nahm gleich drei der duftenden, großen Havana und erklärte, er tue dies lediglich, um den Spender einen Beweis seiner Hochschätzung zu liefern. Der Fürst sei ein echter Kavalier — ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Orlenburg dankte mit gutgespieltem Ernste für dieses ehrende Zeugnis. Bis in das Vorzimmer gab er seinem Besuch das Geleite. Dann kehrte er zu den Kameraden am Spieltische zurück. Aber Fürst Georg war an diesem Abende ein gar zerstreuter Partner. Ganz unvermittelt — als er gerade seine Karten ansagen sollte — rief er: „Ja — daß ich es nicht vergesse! Dem Stroz habe ich Unrecht getan — er hat nicht geplaudert!

„Um was hat es sich denn gehandelt?“ fragte einer der Herren.

„Um ganz etwas andres!“ erwiderte Orlenburg lakonisch. „Ich spiele aus!“

XIV.

Im letzten Augenblicke hatte der Zweikampf auf die erste Mittagsstunde verlegt werden müssen, da eine unvorhergesehene militärische Inspektion die Reitschule den ganzen Vormittag über in Beschlag nahm.

Für Herrn Walters Verstellungskunst bedeutete dies eine harte Probe. Es kostete dem Alten nicht geringe Mühe, vor Liffer seinen Ernst zu bewahren und eine Angst zu heucheln, die er nicht mehr empfand. Es gelang ihm übrigens auch herzlich schlecht. War der Arzt zugegen, so setzte er zwar eine Miene auf, die jedem Leichenbitter Ehre gemacht hätte, sobald aber Liffer den Rücken kehrte, hellten sich die Züge seines Schützlings überraschend schnell auf. Er scherzte in der Küche mit der Wirtschafterin und ließ sich sogar hinreißen, im Vorzimmer eine lustige Melodie zu pfeifen. Schließlich mußte dem Doktor das doppelte Spiel des Plateniden auffallen. Als er ihn befragte, erklärte Herr Walter mit der Würde eines Heldenvaters, er habe sich die Sache überlegt, das Duell sei eine vortreffliche Institution, ein Gottesgericht, in dem sicherlich die gerechte Strafe den Schuldigen erreichen werde.

Zur festgesetzten Stunde kamen die Sekundanten, Liffer abzuholen.

Der Platenide gab ihm das Geleite bis zum Wagen. Als er dort die Säbel in ihren ledernen Umhüllungen auf dem Rücksitze liegen sah, konnte er sich nicht enthalten, sie zu streicheln. „Das sind ja ganz niedliche Dingerchen!“ meinte er mit der Schadenfreude eines Schlingenstellers, der ein gefährliches, wildes Tier in die Falle gelockt und unschädlich gemacht hat. Dann drückte er Liffer noch einmal pathetisch die Hand und eilte schmunzelnd in das Haus zurück, um Marga aufzusuchen.

Er fand sie im Hofe, auf der Bank unter dem großen Kastanienbaum sitzend. Nachdem er ihr alle Vorgänge des Vormittags berichtet und Liffers Kaltblütigkeit in überschwenglichen Worten gelobt hatte, zündete er sich eine Zigarre an. „Jetzt bringen wir das Dank-Brandopfer!“ rief er gutgelaunt, dichte Rauchwolken vor sich hinblasend.

Es war gerade die Stunde, in der Margas Zöglinge sich versammelten. Die Größern kamen einzeln oder in kleinen Gruppen, die Jüngern wurden von ihren Angehörigen begleitet. Jedes Kind trat vor die Lehrerin hin und reichte ihr treuherzig die Hand. Und für jedes hatte Marga ein gutes Wort, eine teilnehmende Frage.

Allein dieses friedliche Treiben sollte eine jähe Unterbrechung erfahren. Das Rollen eines Wagens ertönte in der mittagsstillen Gasse und verstummte plötzlich. Das Gefährt mußte vor dem Hause angehalten haben.

Das konnte nur Liffers Wagen sein.

Herr Walter eilte, den Heimkehrenden zu begrüßen. Aber schon auf halbem Wege blieb er wie angewurzelt stehn. Durch den breiten Torweg leuchtete ihm das ominöse rote Kreuz auf weißem Grunde entgegen.

Das war nicht der schwerfällige Landauer, in welchem Liffer seine Fahrt angetreten. „Um Gotteswillen!“ schrie der Platenide entsetzt auf. „Ein Sanitätswagen! Der Doktor ist verwundet!“

Sogleich war Marga an seiner Seite. Gemeinsam eilten sie auf die Straße.

Zwei Krankenpfleger hoben Liffer behutsam aus dem Wagen. Sowie er Margas ansichtig wurde, versuchte er, obgleich er große Schmerzen zu leiden schien, zu lächeln.

„Es ist nichts!“ beruhigte er sie. „Ein kleiner Unfall — ohne jede Bedeutung!“

Wortlos folgte Marga dem Tragstuhle. Sie schien es für ganz selbstverständlich zu halten, daß ihr Platz bei dem Verwundeten sei.

Man brachte Liffer zu Bett, und der Arzt, der den Transport geleitet hatte, überzeugte sich, ob der bereits angelegte Verband nicht verschoben sei. Nachdem er noch einige Anordnungen erteilt hatte, entfernte er sich mit dem Versprechen, einen berühmten Chirurgen, zu dessen Schülern Liffer einst gezählt, von dem Unglücksfalle zu benachrichtigen.

Während dieser ganzen Zeit hatte Marga Steinfeld bewundernswerte Selbstbeherrschung bewiesen. Keine störende Frage, kein klagendes Wort war über ihre Lippen gekommen. Mit jener sanften Ruhe, die Frauen so sehr zur Pflege befähigt, hatte sie dem Arzte Handlangerdienste geleistet, als er den Verband untersuchte. Sowie sie sich jedoch mit Liffer allein sah, sank sie neben das Lager auf die Knie, ergriff die blutleere Hand des Freundes und führte sie an ihre Lippen.

„Baronin Marga — was tun Sie!“ wehrte ihr dieser bestürzt.

„Verzeihen Sie mir — seien Sie großmütig!“ schluchzte das stolze, schöne Mädchen. „Ich weiß es, daß Sie meinetwegen leiden!“

* * *

Baronin Sophie saß in ihrem Wohnzimmer auf dem gewohnten Platze und legte Patiencen. Sie hatte keine Ahnung von den Geschehnissen, die sich nur wenige Schritte von ihr entfernt abspielten. Erst als die Uhr auf dem Turme der nahen Kirche schlug, und der Lärm der spielenden Kinder unten im Hofe nicht verstummte, wurde

ihre Aufmerksamkeit rege. Um diese Stunde hätte der Unterricht längst begonnen haben sollen. Die alte Dame trat an das Fenster, um den Grund der Verzögerung zu erspähen. Soweit sie sich auch hinausbeugte — sie konnte die Tochter nicht gewahr werden.

Die Schüler dagegen trieben ihr Unwesen ärger denn je.

Ein neues, kriegerisches Spiel war von dem jungen Volke ersonnen worden. Der Bank unter dem Kastanienbaume schien die Rolle einer Festung zugedacht zu sein. Ein kleiner Knabe stand breitspurig oben und verteidigte den Platz gegen anstürmende Kameraden.

Die Baronin Sophie schüttelte mißbilligend den Kopf. Ihrer Ansicht nach sollte dergleichen nicht erlaubt sein. Wie leicht konnte ein Unglück geschehen. Wo nur Marga blieb?

Als wäre der Matrone die Sehergabe verliehen gewesen, verlor der tapfere kleine Mann auf der Bank wenige Augenblicke später wirklich das Gleichgewicht und stürzte der Länge nach in den Sand.

Erschrocken stob die Schar der Feinde auseinander, und der bisher so kühne Held fing jämmerlich zu schreien an. Er mochte weinen und klagen so viel er wollte — Marga ließ sich nicht sehen.

Das war der Baronin Sophie denn doch zu arg.

Vielleicht hatte sich das Bübchen wirklich ernstlich verletzt. Sie eilte selbst in den Hof hinunter und hob den Kleinen auf. Zum Glück hatte er keinen Schaden genommen. Nur das Näschen war etwas zerschunden und das Beinkleid zerrissen.

Die alte Dame setzte sich zu ihm, wischte den Staub aus dem tränennassen Gesichtchen und versuchte, um ihn zu beruhigen, eine „Geschichte“ zu erzählen.

Anfangs hielten sich die andern Kinder in scheuer Entfernung. Allmählich aber kamen sie näher — zuerst die Größern, dann die Kleinern — so daß sich zuguterletzt ein dichter Kreis um die Baronin Sophie gebildet hatte.

Diese gefiel sich in ihrer Rolle so sehr, daß sie sogar der eignen Tochter gegenüber die längst eingebüßte Autorität wiederfand.

„Wo warst Du?“ herrschte sie Marga streng an, als diese bald darauf in den Hof kam. „Du hast Dich doch verpflichtet, diese Kinder zu überwachen?“

„Du hast ganz recht — Mama,“ entgegnete das Mädchen. „Ich habe gefehlt. Aber man brachte Dr. Liffer eben verwundet nach Hause!“

„Und — Du — warst bei ihm?“ Was hattest Du dort zu suchen?“

„Ich sagte Dir — er ist verwundet!“

„Was kümmert das Dich!“

„Sehr viel — Mama. Denn er hat sich meinetwegen mit Georg Orlenburg geschlagen.“

Die alte Frau schwieg betroffen. Die rücksichtslose Offenheit, mit der der Arzt der Gräfin Issenstein gegenüber die Partei ihrer Kinder ergriffen, hatte ihm in ihrem Mutterherzen ein Guthaben eröffnet. Daß er seine Worte auch männlich zu verantworten wußte, war sicher nur geeignet, ihre Sympathie zu erwecken. Der dritte Umstand, der zu Gunsten des Stroz sprach — war die Person seines Gegners. Denn ein Mann, mit dem Fürst Orlenburg es der Mühe wert fand, die Klinge zu

kreuzen, war in den Augen der alten Dame aus der großen, namenlosen Menge losgelöst. „Ist er schwer verwundet?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Nein!“ erwiderte Marga tief Atem schöpfend. „Gott Lob! Nein!“

XV.

Der berühmte Chirurg hatte soeben Liffers Wohnung verlassen.

Die Prognose, die er gestellt, lautete günstig. Da kein wichtiges Organ verletzt, würden voraussichtlich einige Wochen genügen, um jede Spur des Unfalls zu beseitigen. Das Schlimmste sei der große Blutverlust.

Herr Erlenhof wachte bei dem Patienten. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Kinn in die Handflächen vergraben, saß er starr vor sich hinbrütend neben dem Lager. „Machen Sie kein so unglückliches Gesicht — Walter!“ scherzte Liffer. „Stecken Sie sich lieber eine Zigarre an!“

Der Platenide ließ sich die Aufforderung nicht zweimal sagen. Daß man eine Krankenstube nicht mit Tabakqualm verpesten dürfe, war seiner Meinung nach eine veraltete und zimperliche Ansicht. Er holte aus der Tiefe seiner Brusttasche eine jener von Orlenburg geschenkten Zigarren hervor und steckte sie umständlich in Brand.

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann richtete sich der Arzt plötzlich im Bette auf. „Sagen Sie, Walter, — was rauchen Sie denn da?“ fragte er erstaunt.

„Eine Zigarre — mit Ihrer Erlaubnis!“ erklärte der Alte gemütlich.

„Lassen Sie einmal sehen!“

Der Platenide reichte zögernd seinem Gönner die dicke Havana. „Ei!“ meinte dieser, „eine Henry Clay — wie kommen Sie denn zu diesem Kraut?!“

„Das Geschenk eines Freundes!“ erwiderte Herr Walter mit schlecht gespielter Unbefangenheit.

„Haben Sie viele ‚Freunde‘, die Zigarren, das Stück zu einer Mark rauchen?“

„Das Stück zu einer Mark!“ rief der Alte. „So ein Verschwender!“

„Wer ist dieser Verschwender?“ fuhr Liffer fort. „Heraus mit der Sprache!“

Herr Erlenhof versuchte noch einige Ausflüchte. Aber er war seinem Gegner nicht gewachsen. Mit der Beharrlichkeit eines Untersuchungsrichters setzte er sein Verhör fort, bis der Platenide endlich gestand, die Zigarre vom Fürsten Orlenburg erhalten zu haben.

Nun brach das Unwetter über sein armes Lockenhaupt los. Woher er denn den Mut nehme, sich vor Liffer sehen zu lassen, nachdem er sein Versprechen so schmählich gebrochen. Walter protestierte. Er habe kein Wort mit Orlenburg über den Zweikampf gesprochen, und nur dazu habe er sich bei Platens Schatten verpflichtet.

„Aber Sie haben den Fürsten besucht?“

„Ja — das allerdings!“

„Was hatten Sie dort zu suchen?“

„Ich habe eine Dame hinbegleitet, die mich um diesen Dienst bat.“

„Wie heißt diese geheimnisvolle Dame?“

„Marga Steinfeld.“

Einen Augenblick starrte Liffer den Alten erstaunt an. Dann zuckte er die Achseln und meinte: „Walter — Sie sind nicht bei Trost!"

Der Platenide verstand sich nicht auf das Lügen. Sein wirrer Kopf fand sich nicht auf krummen Wegen zurecht. Nach einigen Kreuz- und Querfragen war der Arzt im Besitz des ganzen Geheimnisses.

„Und das — das hat Marga für mich getan?" fragte er ungläubig.

„Es war wohl das Mindeste, was sie tun konnte!" entgegnete der Alte trocken.

Liffer schwieg. Er lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen, als ob er schliefe

Aber er schlief nicht. Er suchte nur Ordnung in seine sich wild jagenden Gedanken zu bringen. Ihm, der den unbändigen Stolz des jungen Mädchens kannte und würdigte, war die Größe ihres Opfers klar.

Welche Überwindung mußte dieser Bittgang Marga gekostet haben.

Wie — wäre es denn möglich, daß dieses blühende, schöne Geschöpf ihn liebte? Ihn — den unscheinbaren Menschen, zu dessen Gunsten nichts sprach als sein großes, ehrliches Herz!

Während er so grübelte und das Fieber freundliche Bilder seinem sonst so klaren und nüchternen Verstande vorzauberte, hörte er im Nebengemache flüsternde Stimmen. Walter hatte sich, in der Meinung, der Patient sei eingeschlummert, auf Zehenspitzen hinaus geschlichen. Sein Organ war leicht erkenntlich.

Aber war das nicht auch Margas Stimme?

Liffer rief laut ihren Namen.

Er hatte sich nicht getäuscht.

„Wir glaubten Sie schlafend!" sagte sie eintretend. „Geht es besser?"

„Es ist mir noch nie so gut gegangen!" erwiderte der Arzt.

Marga trat näher und legte, als sie die Erregung und Röte seines Gesichtes gewahrte, ihre schlanke, kühle Rechte auf seine Stirne.

„Sie haben Fieber," meinte sie besänftigend, „und müssen ganz ruhig bleiben."

Er aber schlang den Arm um sie.

„Marga," hob er an, „ich weiß welches Opfer Sie mir gebracht haben — Sie gutes, liebes Kind! — Nein — bitte — lassen Sie mir Ihre Hand . . . ."

* * *

Es war zu sehr vorgerückter Stunde, als Marga Steinfeld in ihre Wohnung zurückkehrte. Mit der ruhigen, selbstbewußten Würde eines Menschen, der seinen Weg ungeachtet aller Hindernisse zu gehn entschlossen ist, betrat sie das Zimmer der Mutter.

Sie ahnte, daß hier Vorwürfe ihrer harrten. Und sie täuschte sich nicht.

„Mein Kind," hob die alte Dame sofort an, „es geht nicht an, daß Du die halbe Nacht bei einem Manne wachst. Dazu bist Du zu jung . . ."

„Liebe Mama," fiel ihr die Tochter in die Rede, „ich habe mich mit Dr. Liffer verlobt."

„Verlobt?" rief die Baronin Sophie. Sie trat dicht vor ihr Kind hin und blickte ihm prüfend in das Gesicht. Dann erklärte sie sehr bestimmt: „Du darfst diesen Mann nicht heiraten. Es wäre eine Sünde!"

„Wesh lb?“ entgegnete das Mädchen sich stolz aufrichtend. „Er ist wohl kein ebenbürtiger Gatte?“

„Nein!“ widersprach die alte Frau. „Das meine ich nicht. Du darfst diesen Mann nicht heiraten — weil Du ihn nicht liebst — ihn nie lieben wirst. Lüge Dir nichts vor! Blicke in den Spiegel — mein Kind! Sieht so ein Mädchen aus — welches liebt?“

Ein bitteres, schmerzliches Lächeln flog über Margas Züge. „Ach — liebe Mama — es gibt verschiedene Arten der Liebe. Eine lachende, jauchzende für die Reichen und eine ernste, heilige für die Armen!“

Die törichte Greisin war aber diesmal klüger als ihre Tochter. Sie schüttelte verneinend den Kopf und flüsterte wehmütig. „Nein — nein — mein armes Kind! Es gibt nur eine — eine lachende Liebe.“

XVI.

Am Vormittage des nächsten Tages hielt der Wagen Georg Orlenburgs zum erstenmal seit Willy Steinfelds Begräbnisse wieder vor dem Hause Nr. 7 der Wassergasse. „Ich komme, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Herr Doktor!“ rief der Fürst, als ihn Liffers Haushälterin in das Krankenzimmer einließ. „Hoffentlich schmerzt die Wunde nicht.“

„Besten Dank Durchlaucht!“ erwiderte der Arzt, sich im Bette aufrichtend und dem Besuch die Hand entgegenstreckend. „Es ist doch eine drollige Welt! Ein Sieger wider Willen und ein Besiegter, der dem Schicksal nicht genug danken kann, verwundet worden zu sein!“

Georg biß sich auf die Lippen. „Ach,“ entgegnete er, „der Platenide scheint Geheimnisse nicht bewahren zu können. Nun — hoffentlich nehmen Sie die Sache nicht krumm?“

„Ich sollte wohl. Die mir zugedachte Rolle war eine recht klägliche. Aber ich kann Ihnen nicht böse sein, da mir das Fehlschlagen der Verschwörung zu einer Braut verholfen hat.“

„Zu einer Braut?“ fragte Orlenburg erstaunt.

„Ich habe mich mit Baronin Marga verlobt,“ erklärte Liffer. „Sie sind der erste, der es erfährt.“

„Ich beglückwünsche Sie von Herzen!“

Die Worte klangen warm und aufrichtig. Der Offizier rückte einen Stuhl neben das Krankenlager, und nachdem noch einige Redensarten über den Zweikampf ausgetauscht waren, wandte sich das Gespräch allgemeinen Fragen zu.

Dabei gerieten die beiden Männer so in das Plaudern, daß der Schlag der Kirchenuhr Georg an den Aufbruch mahnen mußte.

„Donnerwetter!“ rief er. „Ich habe mich verspätet. Leben Sie wohl — Doktor. Morgen spreche ich wieder vor. Das darf ich wohl — wie? Es ist ja meine verfl— Pflicht und Schuldigkeit, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen!“

Der Arzt entgegnete lächelnd, er entbinde seinen Gegner feierlich jeder „ver-

fluchten Pflicht und Schuldigkeit"; wenn er jedoch aus freien Stücken den Weg in die Wassergasse finde, so sei er immer willkommen.

Auf der Treppe begegnete Orlenburg Marga, die sich eben in ihren Kindergarten begeben wollte. „Ah, Baronin", rief der Fürst, „das nenne ich einen glücklichen Zufall. Seit einer Stunde zermartere ich mein bißchen Gehirn, um zu erfahren, wie man es anstellt, einer jungen Dame, deren Mutter man nicht kennt, einen Besuch abzustatten."

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte Marga kühl, ohne auf den scherzenden Ton einzugehn.

„Vor allem gestatten Sie mir, Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrer Verlobung zu unterbreiten. Ich komme soeben von Dr. Liffer, der mir die große Neuigkeit anvertraut hat. Gleichzeitig bitte ich auch, meine nicht minder aufrichtigen Entschuldigungen anzunehmen."

„Entschuldigungen — worüber?"

„Nun — ich habe doch, meinem Versprechen zuwider, Ihren Bräutigam verwundet. Aber wirklich — auf Ehre — es war nicht meine Schuld. Befragen Sie nur die Zeugen. Er ist einfach in meinen Säbel hineingelaufen. Sehen Sie — ich stand so, und er fiel so aus! Er ist ja ein prächtiger Mensch — aber vom Fechten — vom Fechten hat er keinen blauen Dunst."

Georg war stehn geblieben und zeigte in übertriebenen, karikierten Bewegungen, wie sich der Vorfall abgespielt hatte. Dabei ahmte er mit seiner hohen, biegsamen Gestalt den etwas gekrümmten Rücken Liffers so glücklich nach, daß Marga unwillkürlich lächeln mußte. Sie ärgerte sich selbst darüber, und in der Absicht, diese Unschicklichkeit zu verbessern, erwiderte sie mit dem theatralischen Pathos eines gekränkten Blaustrumpfes, das Fechten sei eben nicht jedermanns Sache.

Kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, so hätte sie gerne zehn Jahre ihres Lebens für die Möglichkeit geopfert, sie ungesprochen machen zu können.

Sie war sich sofort klar, daß diese Art der Verteidigung ihres Bräutigams Orlenburg gegenüber nicht am Platze war und falsch gedeutet werden könnte.

Der Fürst verbeugte sich. „Sie gehn jetzt Weisheit spenden!" meinte er, auf den Stoß Schulhefte weisend, den Marga auf dem Arme trug. „Da will ich nicht länger stören." Als er jedoch in seinem Wagen saß und die breite Wassergasse in scharfem Trabe hinunter rollte, sagte er zu sich selbst: „Eine sehr große Rolle kann die Liebe bei dieser Verlobung nicht gespielt haben."

Die nächsten Wochen flossen still und friedlich dahin. Der Brautstand brachte Marga Steinfeld keine lärmenden Freuden. Nur die Sorge um ihre Ausstattung, so bescheiden diese auch gedacht war, machte sich geltend. Viele Stunden mußten dieser Arbeit geopfert werden. Wider alles Erwarten fand sich jedoch da eine ausgiebige Hilfe in der Mutter. Die alte Dame erbot sich aus freien Stücken den Platz ihrer Tochter in dem verhaßten „Kindergarten" einzunehmen, während diese Besorgungen nachging oder ihres Pflegeamtes am Lager des Bräutigams waltete. Seitdem das Eis einmal gebrochen und die Matrone mit den Kindern in Berührung gekommen war, hatte auch der mütterliche, sorgende Instinkt, der in jeder Frauenbrust schlummert, ein neues Reis getrieben.

Obgleich nun fast ein voller Monat seit dem grotesken Zweikampfe verflossen und Liffers Wunde bereits gänzlich geheilt war, hatte Fürst Orlenburg seine Krankenbesuche nicht eingestellt. Nach wie vor kam er fast täglich gegen Abend in die Wassergasse, wo man den stets liebenswürdigen Gast mit sonniger Heiterkeit willkommen hieß. War die Witterung günstig, so versammelte sich die kleine Gesellschaft unter dem Kastanienbaume im Hofe. Dort wurde bei schlichter Bewirtung geplaudert oder aus einem guten Buche vorgelesen.

Diese literarischen Genüsse entsprachen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht völlig dem Geschmacke des Offiziers. Aber er nahm die Klassiker gern in den Kauf, wenn ihre Verse von Margas Lippen gesprochen wurden.

Denn es war gekommen, wie es hatte kommen müssen.

Die ehrliche, warme Sympathie, die das schöne Mädchen dem Fürsten gleich bei der ersten Begegnung eingeflößt, war rasch zu einer tiefen, ernsten Neigung erstarkt.

Vorerst hatte sich Georg vorgelogen, es handle sich lediglich um ein unschuldiges, freundschaftliches Interesse für die Schwester des toten Kameraden. Sein gefälliger Selbstbetrug ging so weit, daß er seine Besuche in der Wassergasse für ganz gut mit seinem Verkehr im Issensteinischen Palaste vereinbar hielt. Das entscheidende Wort in der Werbung um die Hand der Gräfin blieb freilich ungesprochen. Aber auch dafür gab es einen sophistischen Grund. Hatte doch der durch Margas Intervention so tragisch-komisch geendete Zweikampf naturgemäß der jungen Witwe, zu deren Ehre er gedacht gewesen war, sorgfältig verschwiegen werden müssen.

Als sich Orlenburg schließlich über die wahre Natur der Gefühle, die ihn so mächtig in Liffers Nähe lockten, keiner Täuschung mehr hingeben konnte, da war es bereits zu spät. Er wäre gewiß Manns genug gewesen, den Verkehr auch jetzt noch jäh abzubrechen, hätte er irgend ein Recht gekränkt. Marga zeigte ihm jedoch so deutlich, wie wenig ihr an seiner Gesellschaft lag und wie sie in ihm nur den Freund Liffers erblickte, daß es einer grenzenlosen Selbstüberhebung bedurft hätte, an die, auch nur entfernte, Möglichkeit eines erwiderten Gefühles zu denken.

Nein — Georg Orlenburg tat keinem etwas zu Leide, wenn er Zeuge der Brautstandsfreuden des Arztes blieb. Keinem außer sich selbst.

Und sich selbst Qualen aufzuerlegen, ist schließlich jedermanns gutes Recht.

So konnte die Glut unter der Asche glimmen, bis ein Windstoß sie zur lodernden Flamme entfachte.

Eines Abends las Marga aus Halms „Sohn der Wildnis“ vor. Als sie zu jener Stelle kam, wo Parthenia dem Helden das Wesen der Liebe erklärt, hielt sie inne.

„Und sprich: Woher kommt Liebe? „Sie kommt und sie ist da!“

„Und sprich: wie schwindet Liebe? Die war's nicht — der's geschah!“

Sie hatte die Verse mit leiser, aber ausdrucksvoller Stimme gesprochen. Das Buch sank langsam in ihren Schoß, und ihre Augen richteten sich auf den kleinen Kreis befreundeter Menschen, als wollte sie auf dem Antlitz der Zuhörer den Eindruck der Dichtung erspähen.

Der war nun allerdings sehr verschieden.

Die Baronin Sophie nickte ihrer Tochter freundlich zu. Gerade wie sie es zu tun pflegte, wenn ihr Marga die Personalnachrichten aus der Zeitung vorgelesen hatte.

Liffer dagegen hielt die Augen mit der Hand beschattet und schien ganz unter dem Banne der melodischen Sprache zu stehen.

Auch Orlenburg war dem Vortrage mit sichtlicher Spannung gefolgt, wenn seine hübschen Züge auch keineswegs die weihevolle Andacht bekundeten, die das Antlitz des Arztes verschönte.

„Wie heißt der Onkel, der das geschrieben hat?“ fragte er.

„Halm — oder mit seinem bürgerlichen Namen Münch-Bellingshausen,“ erwiderte Liffer lakonisch, durch den burschikosen Ton, in welchem der Offizier seine mangelhafte literarische Bildung zur Schau zu tragen liebte, verletzt.

„Ein Mordskerl!“ meinte Georg anerkennend. „Bitte — Baronin Marga — lesen Sie uns die letzten Verse noch einmal.“

Ohne Erwiderung hob das Mädchen das Buch. Schon wollte sie der Bitte willfahren, als ihre Augen denen des Fürsten begegneten. Und da — da nahm sie — ohne auf den ausgesprochenen Wunsch zu achten — die Lesung dort wieder auf, wo sie unterbrochen worden war.

Dieser unscheinbare Vorgang, diese stumme Weigerung wurden weder von der Baronin Sophie noch von Liffer beachtet. Für Georg jedoch glich das Ganze dem grellen Blitzstrahl, der in schwüler, sternenloser Nacht die Nähe des drohenden Gewitters kündet.

Der Fürst hatte sich nicht wenig auf seine Selbstbeherrschung eingebildet.

Kein Wort, kein Blick hatte — so meinte er wenigstens — Marga verraten, wie teuer sie ihm war.

Um so befremdender mußte ihn ihr Benehmen berühren.

Es war klar — Marga wußte — ahnte zum mindesten — wie es um ihn stand. Wer oder was war zum Verräter geworden?

Wie eifrig er auch grübelte, er vermochte nicht den geringsten Anhaltspunkt zu finden.

Während Orlenburg sein Benehmen in den letzten Tagen, jedes seiner Worte, soweit er sich dieser noch entsinnen konnte, einer scharfen Kritik unterzog, schob sich Herr Walter Erlenhof in den Kreis.

Den Schlapphut lüftend, erklärte er, es sei ihm nicht möglich gewesen, Eintrittskarten für die Wohltätigkeitsvorstellung aufzutreiben. Der Beamte am Schalter habe ihm mit mitleidigem Lächeln erklärt, alle Plätze des Theaters seien für den morgigen Abend bereits seit Wochen mit Beschlag belegt.

„Wie?“ rief Georg erstaunt. „Sie wollen die Akademie besuchen? Interessiert Sie denn der vornehme Dilettantismus so sehr?“

Der Arzt bekannte, daß dies allerdings nicht der Fall sei. Er habe jedoch gemeint, der Besuch dieses Festes würde die Baronin Sophie zerstreuen, und er hätte ihr gerne diese kleine Freude bereitet. Nun müsse sie freilich mit der guten Absicht vorlieb nehmen. „Keineswegs!“ protestierte der Fürst. „Ich habe eine Loge. Sie werden mir alle drei das Vergnügen bereiten, meine Gäste zu sein. Und was den

Plateniden betrifft, so wird es mir sicherlich noch gelingen, für ihn einen bescheidenen Sitz zu erlangen!“

„Nein — nein!“ lachte Liffer, „das dürfen Sie Marga nicht zumuten. Eine solche Schaustellung vor der ganzen versammelten Gesellschaft. Ich bin kein Bräutigam, mit dem man Staat macht!“

Die Worte waren scherzhaft gemeint, wie der Arzt es überhaupt liebte, über seine von der Natur stiefmütterlich bedachte Gestalt zu spotten.

Marga jedoch erhob leidenschaftlich Einsprache.

„Ah,“ rief sie erregt, „wenn man so gering von mir denkt, dann bestehe ich darauf, daß wir die Einladung des Fürsten annehmen!“

Alle Anwesenden blickten betroffen auf das erzürnte Mädchen.

„Aber — Marga!“ mahnte Liffer freundlich mißbilligend. „Wer wird denn gleich derart in die Hitze geraten!“

„Ich kann es nun einmal nicht leiden, daß Du Dich selbst bei jeder Gelegenheit herunterſetzest!“ entgegnete sie warm und innig. „Du bist doch der Beste, der Edelste!“

XVII.

Das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Da man mit der festen Absicht gekommen war, sich zu unterhalten und die kritische Begabung wohlweislich zu Hause gelassen hatte, herrschte im Parterre und in den Logen jene heitere, freudige Stimmung, die Dilettanten-Vorstellungen von vornherein einen warmen Erfolg sichert.

Der patriotische Prolog, das unschuldige Lustspiel, die lebenden Bilder waren glücklich vorüber. Mit gespannter Erwartung sah man der Gretchen-Darstellung der Gräfin Issenstein entgegen.

In allen Zwischenpausen hatte die Loge des Fürsten Orlenburg die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Georgs Gäste bildeten für die gesamte Hofgesellschaft ein anregendes Rätsel.

Man zerbrach sich den Kopf, wer jene alte und, noch vielmehr, wer jene schöne junge Dame, in auffallend schlichten Kleidern, wohl sein mochten.

„Sie feiern unerhörte Triumphe!“ flüsterte der Fürst belustigt Marga zu. „Sehen Sie nur, wie alle Operngläser auf Sie gerichtet sind. Ich bin überzeugt, daß zwanzig Kameraden im Foyer patrouillieren, um meiner habhaft zu werden, sowie ich die Loge verlasse. Aber wir wollen ihre Neugierde nicht befriedigen!“

In diesem Augenblicke jedoch wurde die Türe von dem sich tief verneigenden Logenschließer geöffnet, und der General Herzog von Erb trat ein.

Orlenburg hatte die Rechnung ohne die Herzogin gemacht. Die neugierige Dame hatte ihren Wissensdurst nicht länger zu zügeln vermocht und den stets gehorsamen Gatten befohlen, das Geheimnis zu erforschen.

Wohl oder übel mußte der Fürst seine Gäste dem hohen Vorgesetzten vorstellen.

Die alte Hoheit fand sich gleich zurecht. Sein Talent, den Leuten in der verbindlichsten, liebenswürdigsten Form etwas Peinliches zu sagen, war in der Residenz sprichwörtlich geworden. Es ließ den alten Herrn auch in diesem Falle

nicht im Stich. Er erinnerte sich sogleich, einen Ordonnanzoffizier Willy Steinfeld gekannt zu haben und erkundigte sich angelegentlichst nach seinem Schicksale. Erst als er bemerkte, wie peinlich dieses Gespräch berührte, entsann er sich des traurigen Endes des jungen Mannes. Um den Eindruck dieser Taktlosigkeit zu verwischen, ließ er sich zu einer neuen, weit größeren hinreißen.

Er hatte anfangs von Liffer gar keine Notiz genommen. Als Marga den Arzt immer in das Gespräch zu ziehen suchte und ihn wiederholt als ihren Bräutigam bezeichnete, schien dies Seine Hoheit sehr zu erfreuen.

„Wie?“ rief er aus. „Sie sind verlobt! Das muß ich gleich meiner Frau melden! Sie fürchtete so sehr für die Seelenruhe der Gräfin Issenstein!“

„Für die Seelenruhe der Gräfin?“ fragte Marga erstaunt. „Wie meinen Hoheit dies?“

„Hm,“ räusperte sich der Herzog, „es dürfte schwerlich einer Dame angenehm sein, gewisse Herren in Ihrer Gesellschaft, Gnädigste, zu sehen.“ Bedeutungsvoll mit den Augen zwinkernd, fügte er lächelnd hinzu: „Die Herren Offiziere sind meist leicht entzündbare Ware, und diese weiß man nicht gerne in der Nähe des Feuers.“

„Aber — Hoheit!“ warf Georg vorwurfsvoll ein.

Die Hoheit war jedoch nun einmal im Zuge. Väterlich die Hand auf den Arm des Offiziers legend, fuhr er fort: „Na — lassen Sie nur! Wir sind ja unter uns und hoffen bald gratulieren zu können!“

„Das ist ja eine große Neuigkeit!“ rief Liffer, der bisher schweigend im Hintergrunde der Loge gestanden.

Orlenburg stieg das Blut zum Kopfe. Er hatte nicht geringe Lust, seinem geschwätzigen Vorgesetzten eine kleine Lektion über Takt zu erteilen. Zum Glücke ertönte das Glockenzeichen auf der Bühne, und das Orchester begann zu spielen.

Der Herzog erhob sich, und Georg mußte ihm wohl oder übel einige Schritte weit das Geleite geben.

Als er die Loge wieder betrat, war der Vorhang bereits aufgezogen und dadurch jedes peinliche Gespräch abgeschnitten.

Aller Augen hafteten an der lieblichen Erscheinung des Gretchens.

Man mußte der Gräfin Issenstein die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich mit überraschendem Geschick ihrer schwierigen Aufgabe entledigte. Die kühnsten Erwartungen ihrer Freunde wurden übertroffen. War ihr Gesang auch keineswegs ganz einwandfrei, so kam die Befangenheit, mit der sie sichtlich zu kämpfen hatte, dem scenischen Bilde zu gute. Dieses Gretchen war so schön und von einer so duftigen Keuschheit umwoben, daß die Augen des Zuhörers reichlich für die kleinen Dilettantenmängel entschädigt wurden, die sein Ohr verletzten. Selbst Marga, die die Vorstellung bisher nur mit geringem Interesse verfolgt hatte, zeigte die regste Teilnahme. Den ganzen Aufzug hindurch hielt sie das Opernglas unverwandt auf ihre singende Base gerichtet.

Als dann schließlich der Vorhang langsam und feierlich herniedersank und nicht endenwollender Beifall das große Haus durchbrauste, stand sie rasch auf und bat aufzubrechen, um das Gedränge in den schmalen Gängen zu vermeiden.

Orlenburg geleitete seine Gäste bis zur Droschke.

Während Liffer der Baronin Sophie in das bescheidene Fuhrwerk half, wandte sich Marga ganz unvermittelt an ihren Begleiter: „Ich beglückwünsche Sie — Fürst! Ihre Braut ist sehr schön!“

Sie hatte die wenigen Worte mit bebender Stimme hervorgestoßen. Gerade als würde sie ihm den größten Schimpf ins Gesicht schreien.

Ehe Georg etwas erwidern konnte, war sie in den Wagen gestiegen, dessen Schlag Liffer hinter sich zuzog.

Trotz des strömenden Regens blieb Orlenburg wie angewurzelt auf der Rampe stehn und blickte dem Gefährte nach, ohne der frohgestimmten Menge zu achten, die nun aus allen Türen und Toren des Theaters auf die Straße eilte.

Ein sonores, feierliches „Geruhsame Nacht — Durchlaucht“ riß ihn aus seinen Träumereien.

Herr Walter Erlenhof stand neben ihm. „Das war ein Genuß!“ fuhr der Sonderling begeistert fort. „Die lebenden Bilder — na — von denen wollen wir lieber nicht reden. Da sehe ich mir lieber auf Leinwand gemalte an. Aber die Issenstein! Dieses Gretchen! Die verkörperte, zaghafte Unschuld!“

Georg war nicht gelaunt, die Kunstkritik des Plateniden geduldig anzuhören. „Hat es Ihnen gefallen? Dann ist es ja schön!“ unterbrach er seinen Redefluß, nickte ihm freundlich zu und schritt säbelrasselnd und sporenklirrend dem Künstlereingang zu.

Statt der großen, altmodischen Theaterwagen standen dort heute eine Anzahl herrschaftlicher Equipagen.

Einige Herren hatten verabredet, der Gräfin beim Verlassen des Theaters eine Ovation zu bringen. Schon hatte der Fürst den dunklen, schmalen Gang betreten, der zu den Garderoben führte, als er plötzlich stehen blieb, seine Brieftasche hervorholte, und beim trüben Scheine eines Öllämpchens das übliche „p. f.“ auf seine Karte kritzelte. Dann kehrte er auf die Straße zurück und gab das Papier dem dort harrenden Diener der Gräfin mit der Weisung, es seiner Herrin zu überreichen.

Ohne sich weiter um die geplante Huldigung zu kümmern, fuhr er nach Hause.

XVIII.

Die Gräfin Rosa Issenstein hatte sich zu ungewohnt früher Stunde von ihrem Lager erhoben. Der donnernde Applaus, der gestern abend das Theater durchbrauste, klang noch immer wie eine berückende Melodie in ihren Ohren und hatte ihren Schlaf zwar versüßt aber auch verkürzt.

Ihr Frühstückstisch bot einen ganz ungewohnten Anblick. Nicht nur daß ihn die zahlreichen Blumensträuße und Gewinde, die ihr der Abend gebracht hatte, zierten, man hatte auch einen großen Stoß Zeitungen auf ihm bereitgelegt. Die Ereignisse der Politik oder Kunst erregten in der Regel nicht das Interesse der jungen Witwe. Was ihr wissenswert dünkte, stand in der Rubrik „Tagesneuigkeiten“, und da diese in allen Zeitungen ziemlich gleichlautend zu sein pflegen, genügte es vollauf, wenn sie eine las. An diesem Morgen jedoch hatte sie den Befehl erteilt, alle in der Residenz

erscheinenden Blätter zu kaufen. Mit fiebernder Hand schlug sie jene Seite auf, die den Bericht über die Wohltätigkeitsvorstellung enthielt.

Die kleine Erlaucht konnte mit ihren Kritikern zufrieden sein. Einstimmig wurde ihrer klangvollen Stimme, ihrem Vortrage und in erster Linie ihrer lieblichen Erscheinung reiches Lob gespendet.

Nachdem sie sich an dem gedruckten Weihrauch gütlich getan, schickte sie sich an, ihre Briefe zu lesen. Der erste Umschlag, den sie öffnete, enthielt ein Schreiben Orlenburgs. Es lautete:

„Gnädigste Cousine!

Empfange den Ausdruck meiner besten Glückwünsche zu Deinem ehrlichen und schönen Erfolge. Alle waren entzückt. Man hat sich sogar soweit verstiegen, mir zu gratulieren. Ich schließe daraus, daß die dummen Leute unsern Verkehr anders deuten, als Dir lieb sein kann. Es scheint angezeigt, daß man mich in Zukunft weniger häufig bei Dir sieht. Das wird wohl das beste Dementi derartiger Gerüchte sein. Um meinen heroischen Entschluß gleich in eine Tat umzusetzen, entsage ich der Freude, Dir persönlich und mündlich zu gratulieren. Auf schriftlichem Wege, aber nicht weniger herzlich, tut es deshalb Dein aufrichtig ergebener Vetter

Georg."

Die Gräfin las befremdet den Brief noch einmal. Was war Orlenburg eingefallen? An seine zarte Rücksichtnahme auf das Gerede der „dummen Leute" glaubte sie natürlich keinen Augenblick. Sie wußte sehr gut, daß der Vetter die Absicht hegte, um ihre Hand anzuhalten und, da auch ihr diese Verbindung klug und vernünftig erschien, war sie bereit, seiner Werbung Gehör zu schenken. Und nun kam diese schlecht verblümte Absage. Sie suchte den Beweggrund. Ihre Eitelkeit wußte bald Rat. ‚Ich habe zu gut gespielt,' dachte sie. ‚Georg sagte ja immer, er begreife nicht, wie man eine gute Schauspielerin heiraten könne, da man ja nie wisse, wo die Grenze zwischen Komödie und Wahrheit im täglichen Verkehr liege. Er hat wirklich mittelalterliche Vorurteile — der gute Georg!'

Mit überlegenem, mitleidigem Lächeln zerriß sie das Schreiben und öffnete den nächsten Umschlag.

Diese zweite Postsendung war ganz geeignet, die Empfängerin wieder in gute Laune zu versetzen.

Das Couvert enthielt einen Bogen Papier vom zartesten Rosa, oben in der Ecke durch ein blaues Vergißmeinnicht geschmückt. Und auf diesem Papiere stand — o Wonne — ein Gedicht — eine Ode, die die schöne Sängerin, das Gretchen verherrlichte.

Keine Schmeichelei ihrer zahlreichen Freunde hatte die kleine Gräfin je so erfreut, wie diese Huldigung eines Unbekannten. Der poetische Tribut war mit dem wohlklingenden Namen Walter Erlenhof unterzeichnet, und in einer Nachschrift erbat sich der Dichter als Erinnerung an den weihevollen Abend ein Autograph. Im Laufe des Vormittages würde er sich erlauben, beim „gräflichen Portier" Nachfrage zu halten, ob seine Bitte Gehör gefunden habe.

Rosa Issenstein setzte sich sogleich an ihren Schreibtisch, suchte in ihrem Stammbuche einen recht schönen, passenden Vers, schrieb diesen säuberlich auf ein wappen-

geschmücktes Papier und läutete dem Diener, um die autographische Gabe auf dem angegebenen Wege an ihre Adresse gelangen zu lassen.

Kaum aber hatte der Lakai das Zimmer verlassen, so rief ihn die Glocke abermals zurück. Die Gräfin konnte der Lockung nicht widerstehn, ihren unbekannten Verehrer von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie befahl, den Herrn, der den Portier um einen Brief fragen würde, zu ihr zu führen.

Wie der Sänger wohl aussehen mochte? Diese Frage beschäftigte die Phantasie Rosa Issensteins den ganzen Vormittag. Bald dachte sie sich ihn als einen blassen, blondlockigen Jüngling, bald stellte sie sich ihn als einen ernsten Mann mit durchgeistigten Gesichtszügen vor.

Endlich sollte ihre Neugierde befriedigt werden. Der Kammerdiener meldete, daß der fremde Herr im Salon warte.

Die äußere Erscheinung des letzten Plateniden bereitete der Gräfin allerdings eine kleine Enttäuschung. Sie entsprach ganz und gar nicht dem Bilde, das sie sich im Geiste von ihrem Troubadour entworfen hatte. Der tönende Schwall der Worte jedoch, mit denen Herr Walter die junge Witwe begrüßte, ließ bald die drollige Gestalt des Lobredners vergessen.

Und Herr Walter trug auf. Er hatte sich die buntesten Farben auf seiner rhetorischen Palette zurecht gelegt und schreckte nicht davor zurück, den Gesang einer Patti und Nilsen mit der Stimme der Gräfin zu vergleichen.

Rosa Issenstein hörte ihm anfangs belustigt, allmählich aber mit steigendem Ernste zu. Als er schließlich fragte, welche Oper sie nun zunächst einstudieren würde, erwiderte sie, eine ganze Rolle durchzuführen, dazu fehle ihr denn doch die Begabung. Aber das Lachen, welches diese vernünftige Antwort begleitete, klang nichts weniger als aufrichtig.

„Wie?“ schrie der Platenide schmerzlich auf. „Sie wollen Ihr Talent vergraben! Das dürfen Sie einfach nicht! Sie gehören auf die Bühne!“

So festgegründet war die Eitelkeit der Gräfin denn doch nicht, daß sie diese Ansicht ohne weiteres gleich geteilt hätte. Sie warf die Frage auf, ob Herr Erlenhof ihr Können nicht überschätze.

Diese Möglichkeit wurde von Walter energisch verneint. Selbst kühle aber gerechte Kunstkenner, wie z. B. Dr. Liffer, hätten ihrer Leistung als Gretchen Anerkennung gezollt.

„Dr. Liffer?“ rief Rosa Issenstein. „Sie kennen diesen Herrn?“

„Er ist mein bester Freund,“ bestätigte der Alte. „Sehen Sie — Dr. Liffer hat doch gewiß keinen Grund, Sie zu loben — eher das Gegenteil.“

„Weshalb — das Gegenteil?“

Der Platenide blickte die Fragende erstaunt an. „Nanu!“ meinte er dann. „Ich dächte doch! Wenn man einen Menschen zum Krüppel schlagen läßt.“

„Ich hätte Dr. Liffer — zum Krüppel schlagen lassen?“ fiel ihm die Gräfin ins Wort. „Mein Herr — ich verstehe Sie nicht!“

„Wie? Sie wüßten nicht, daß sich Dr. Liffer mit Fürst Orlenburg Ihretwillen duelliert hat?“

Rosa Issenstein glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. Es war die erste Kunde, die sie über den seltsamen Zweikampf erhielt, da ja Orlenburg diesen Waffengang zu ihrer Ehre gänzlich hatte verschweigen müssen. Sie bat den Plateniden, ihr das Geschehnis zu berichten. Nichts wäre dem Plateniden willkommener gewesen.

Bot sich doch eine Gelegenheit, seine Erzählungskunst glänzen zu lassen. Daß dabei die Wahrheit einen kleinen romantischen Aufputz erhielt, belastete nicht sonderlich sein Gewissen.

„Es ist empörend!“ rief die Gräfin. „Wie kommt Georg dazu, sich als meinen Ritter aufzuspielen! Sagen Sie Herrn Liffer — oder nein . . .“ Sie hielt inne. Der Gedanke war ihr durch den Kopf geschossen, daß sich ja hier ein vortrefflicher Vorwand bot, mit jenem ungehobelten Doktor in Verbindung zu treten. Er würde ihr die ungeschminkte Wahrheit sagen und mit seinem Urteile über ihr Können sicherlich nicht hinter dem Berge halten.

So unglaublich es auch klingt — den übertriebenen Schmeicheleien des Plateniden war es gelungen, den Bühnenteufel, der seit dem gestrigen Erfolge in Rosa Issensteins Seele nistete, aller Fesseln zu befreien und der übermütige Kobold gefiel sich darin, seinem armen Opfer die glänzendsten Trugbilder vorzugaukeln.

Urplötzlich hatten die Ansichten dieser vornehmen Dame eine gar seltsame Wandlung erfahren. Vor wenigen Wochen hatte sie es als einen unerträglichen Schimpf empfunden, den Namen einer Verwandten im Inseratenteile eines Zeitungsblattes zu wissen. Heute erwog sie in allem Ernste die Möglichkeit, sich selbst der Bühne zu widmen. Ein Abend Coulissenluft hatte genügt, um in ihre scheinbar so festgegründeten Vorurteile eine bedenkliche Bresche zu schießen.

Schwerlich war es der Redekunst des Plateniden je früher geglückt, in einem Gemüte derartiges Unheil anzustiften. Herr Walter war auch mit seinem Erfolge äußerst zufrieden. Seelenvergnügt eilte er in die Wassergasse, um „seinen Doktor“ von seinem Erlebnisse in Kenntnis zu setzen. Da er aber Liffer nicht zu Hause fand, litt es ihn nicht lange in den dumpfen Stuben. Ein warmer, sonniger Tag weckte in der Brust des Alten stets den Wandertrieb. Er prüfte mit kundigem Blick den blauen, wolkenlosen Himmel und meinte dann halblant: „Man könnte ein bißchen nach Italien gehn!“ Da er ein Freund rascher Entschlüsse, führte er sein Vorhaben auch sogleich aus.

Allerdings darf man das Ziel seiner Wanderung nicht buchstäblich verstehn. „Nach Italien gehn“ bedeutete im Sprachschatze des Plateniden lediglich eine Siesta in Gottes freier Natur, wie er sie in jüngern Jahren im gelobten Lande der Kunst zu halten pflegte. Er kannte jeden stillen Ort in der ganzen Stadt, wo man, ungestört und von böswilligen Schutzleuten unbelästigt, diesem bescheidenen Genusse frönen konnte.

XIX.

Fürst Orlenburg trabte an der Spitze seiner Schwadron auf dem Exerzierplatze umher.

Der Herr Oberst war heute noch unausstehlicher als gewöhnlich und gefiel sich darin, an Roß und Reiter die hochgespanntesten Ansprüche zu stellen. Aber das war

Georg gerade recht. Die hellen Kommandorufe, das Stampfen der Pferde, das Schmettern der Signale regten seine abgespannten Nerven an. Er war eine jener Naturen, deren Denkvermögen durch körperliche Arbeit und Anstrengung gestärkt wird.

Margas letzte Abschiedsworte tönten ihm noch immer in den Ohren. Er hatte nur zu gut den Beweggrund des leidenschaftlichen Tones, in dem die an und für sich belanglose Phrase hervorgestoßen worden war, verstanden. Der zitternde Klang ihrer Stimme hatte das bisher so vortrefflich gehütete Geheimnis ihrer Liebe rückhaltsloser verraten, als das zärtlichste Geständnis.

Die erste Folge dieser Erkenntnis war Georgs Absagebrief an die Gräfin. Er war die Frucht einer jener plötzlichen Auflehnungen gegen gesellschaftliche Verschrobenheiten, welche den sonst so gut gedrillten Offizier von Zeit zu Zeit befielen. Welch weitere Schritte er in dieser schwierigen Angelegenheit zu unternehmen hätte, darüber war der Fürst trotz der durchwachten Nacht keineswegs schlüssig geworden.

Sollte er um sein Liebesglück mannhaft und rücksichtslos kämpfen oder gebot die Ehre, vor dem verpfändeten Worte des Mädchens und Liffers vertrauensseliger Freundschaft mit schmerzlichem Schweigen die Fahne zu senken?

Der Entschluß fiel dem ritterlichen Manne schwer. Erst als die Übung endlich abgeblasen wurde, und er im Kasernenhofe staubbedeckt aus dem Sattel sprang, war die Erkenntnis in ihm gereift, daß er um Marga werben müsse, möge dann folgen was wolle.

Das „wie“ bereitete ihm noch schwere Sorge.

Für einen Ehrenmann gab es allerdings nur einen Weg. Er mußte vor Liffer hintreten und ihm ehrlich gestehn: Ich liebe Ihre Braut, und Ihre Braut liebt mich. So peinlich ein solches Bekenntnis auch war, Georg fühlte Kraft genug, um es abzulegen.

Um jedoch so handeln zu können, bedurfte er vorerst Margas Einwilligung.

Er beschloß, sich diese auf der Stelle zu holen.

Nachdem er sich umgezogen hatte, fuhr er in die Wassergasse. In der Steinfeldischen Wohnung fand er nur die Baronin Sophie vor. Ihre Tochter, so erklärte die alte Dame, habe bereits den Kindergarten aufgesucht. Falls es sich jedoch um eine dringende Angelegenheit handle, könne Orlenburg sie dort noch sprechen, da die Zöglinge erst in einer halben Stunde eintreffen würden.

Auch Marga hatte die Nacht schlaflos verbracht. Aber es waren nicht Zweifel, die ihren Schlummer verscheucht, sondern vielmehr die bittersten und peinigendsten Vorwürfe. Sie war sich ganz klar bewußt, daß sie durch die wenigen Worte, die ihr die Nachricht von Georgs bevorstehender Verlobung entrissen, das Geheimnis ihrer Seele preisgegeben hatte. Ihr Stolz und ihre Ehre litten gleichsehr unter dieser Erkenntnis. Daß sie ihr Wort von Liffer zurückverlangen könnte, lag für sie nicht in dem Bereich der zu erwägenden Möglichkeiten. Sie hielt sich durch ihre einfache Zusage, seine Gattin werden zu wollen, für ebenso unlöslich an den Arzt gebunden, als ob sie den Eid der Treue bereits vor dem Altar geleistet hätte.

Als sie Orlenburg zu so ungewohnter Stunde in das Schulzimmer treten sah, verfärbten sich ihre Wangen. Sie ahnte — wußte —, was ihn herführte.

Er bat um eine Unterredung.

Sich zu einem Lächeln zwingend, erwiderte sie: „Bitte — sprechen Sie!“

„Nicht hier!“ entgegnete Georg, gleichfalls bestrebt, seine Erregung durch einen scherzenden Ton zu verbergen. „In einem Schulzimmer habe ich nie ein vernünftiges Wort gesprochen.“

„So gehn wir in den Hof!“ schlug Marga vor.

Auch dagegen protestierte der Fürst. Jeden Augenblick würden sie dort gestört werden.

„Gut denn — folgen Sie mir!“ entschied das Mädchen nach kurzem Zaudern.

Sie führte ihn durch ein Hintertürchen nach der Rückseite des weitläufigen Gebäudes. Das geräumige Feld, das sich hier bis zur nächsten Straße ausdehnte, diente einem Holzhändler als Stapelplatz seiner Ware. Gefällte Waldriesen hatte man zu kleinen Hügeln aufgetürmt. Marga setzte sich auf einen der mächtigen Stämme und blickte ihren Begleiter erwartungsvoll an. Aus ihren Zügen leuchtete die kalte Entschlossenheit eines Menschen, der einer großen unentrinnbaren Gefahr entgegenzutreten gezwungen ist und mit dem Mute der Verzweiflung kämpft.

„Baronin Marga,“ begann der Fürst, den scherzenden Ton wie eine lästige Maske fallen lassend. „Was der Herzog gestern sagte, ist wahr. Ich habe mich um die Hand der Gräfin Issenstein beworben. Aber seit gestern abend ist es mir klar, daß diese Verbindung eine Unmöglichkeit ist. In diesem Sinne schrieb ich bereits der Gräfin.“

„Oh — das bedauere ich!“ erwiderte das Mädchen, kühle Gleichgültigkeit heuchelnd. „Es wäre für Sie eine in jeder Hinsicht passende Partie. Weshalb wollen Sie von Ihrer Werbung zurückstehn?“

„Weshalb?“ brauste der junge Offizier auf. „Weil ich Sie liebe — Sie allein!“ Er war auf sie zugetreten und hatte die Arme nach ihr ausgestreckt, wie um sie an sich zu ziehen. Der Blick jedoch, mit dem ihn Marga maß, wies ihn in seine Schranken zurück.

„Das wagen Sie mir zu sagen!“ rief das Mädchen, sich stolz aufrichtend. „Mir — der Braut Ihres Freundes!“

„Ja — ich wage es, weil auch Sie mich lieben und es nicht nur eine Torheit, sondern auch ein Verbrechen wäre, wenn Sie mit dieser Liebe im Herzen das Weib eines andern Mannes würden! — Noch ist, Gott sei gepriesen, nichts Unwiderrufliches geschehen! — Marga — ich mute Ihnen nichts Kleinliches oder Niedriges zu! Nein, lassen Sie uns offen und ehrlich handeln. Ich will mit Liffer sprechen — er soll entscheiden — —“

„Mit welchem Rechte könnten Sie das tun,“ unterbrach ihn Marga, „ohne von mir vorerst dazu ermächtigt zu sein? Und diese Ermächtigung werden Sie — so wahr ich hier stehe — nie von mir erlangen!“

„Marga!“ flehte der junge Mann, ihre Hände ergreifend.

Sie aber riß sich von ihm los.

„Lassen Sie mich!“ befahl sie herrisch. „Sie sind wahnsinnig — vielleicht war ich es nicht minder, als ich Ihnen diese Unterredung gewährte. Jedenfalls wäre es von mir sträflich, Sie noch weiter zu hören. Ich habe Liffer mein Wort ver-

pfändet — und ich werde es halten, ohne an meiner Pflicht zu deuteln und zu nörgeln. Ich wäre das undankbarste Geschöpf unter der Sonne, wenn ich anders handeln würde. Was ich bin, verdanke ich ihm — ihm allein.“

„Aus Dankbarkeit wollen Sie also nicht nur Ihr Glück, sondern auch das meine opfern!“ warf der Fürst ein.

„Ihr Glück?“ erwiderte das Mädchen bitter. „Ihr — Glück! Wie lange wird es währen, bis Sie mich gänzlich vergessen haben? Einen Monat — oder vielleicht gar ein ganzes Jahr?“

„So gering denken Sie von mir?“ Die Frage war im Tone des ehrlichsten, schmerzlichen Erstaunens gestellt. Gerade dadurch wurde Marga entwaffnet.

Langsam verneinend den Kopf schüttelnd, entgegnete sie weicher und sanfter als sie bisher gesprochen: „Nein — Georg — ich denke nicht gering von Ihnen. Als Beweis dafür diene Ihnen eine Bitte, die ich jetzt an Sie richten werde. Sie müssen mir versprechen, unter irgend einem Vorwande für die nächste Zeit unser Haus zu meiden. Wir dürfen uns erst wieder begegnen — wenn — nun — erst, wenn wir es beide mit gutem Gewissen tun dürfen! Das sind Sie sich selbst, das sind Sie Liffer — und auch mir schuldig. Wollen Sie mir das geloben — Georg — ja?“

Der Fürst nickte. „Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte er dann mit gepreßter Stimme.

„Mein letztes! Und nun — leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand. Als er sie aber in stürmischer Bewegung an seine Lippen führen wollte, entzog sie sie ihm rasch und eilte, ohne sich auch nur umzublicken, dem Hause zu.

Orlenburg folgte ihr langsam in einiger Entfernung. Er fühlte nur zu gut, daß jeder Versuch, das schöne Mädchen umzustimmen, vergebens wäre.

Kaum aber war die hohe, biegsame Gestalt des Fürsten außer Sehweite, so tauchte hinter dem nächsten Holzstoße das abenteuerliche Lockenhaupt des Herrn Walter Erlenhof auf.

Der Platenide hatte dort seine Siesta gehalten und war unbemerkter Zeuge der inhaltsschweren, wenn auch kurzen Unterredung gewesen. „Das sind ja allerliebste Histörchen!“ brummte er ingrimmig. „Den Fürsten lieben und den Doktor heiraten! Fragt sich nur, ob Liffer mit dieser Einteilung einverstanden ist!“

Und mit der rücksichtslosen Grausamkeit, die der Handlungsweise erzürnter Kinder und Narren oft anhaftet, beschloß er, seinen Wohltäter sogleich aufzusuchen und ihn von dem Erlauschten in Kenntnis zu setzen.

XX.

Der Stroz hatte nicht laut aufgeschrien, sich nicht empört, nicht einmal ein Wort der Klage geäußert. Schweigend hatte er geduldet, daß Herr Walter durch seinen Bericht das Kartenhaus seines geträumten Glückes umblies. Nur in seinen klaren Augen spiegelte sich das Leid seiner gequälten Seele. Und gleichsam als wolle er auch diesen geschwätzigen Verräter unschädlich machen, hatte er sich von dem Erzähler abgewandt und war an das Fenster getreten.

Dort stand er, die glühende Stirne gegen die kalte Glasscheibe gelehnt und schwieg noch immer.

Den Plateniden beunruhigte diese stumme Fassung. Er fing an zu zweifeln, ob er denn doch nicht vorschnell gehandelt habe. Die Hand auf seines Gönners Schulter legend, bat er: „Herr Doktor — sprechen Sie ein Wort — ein einziges Wort! Schelten Sie mich — vielleicht tat ich unrecht, Ihnen alles so unverblümt zu berichten.“

„Nein — lieber Walter!“ entgegnete der Arzt. „Sie haben klug und richtig gehandelt. Wenn Sie meinten, bisher in meiner Schuld gestanden zu sein, so haben Sie durch den Dienst, den Sie mir heute erwiesen, ihre Rechnung fürstlich beglichen. — Das erkenne ich bereits jetzt. Aber Sie müssen mir Zeit lassen, mich in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Und darum — lieber Freund — lassen Sie mich nun ein Stündchen allein.“

Nur ungern und zögernd erfüllte der Alte diese Bitte. Aber er war gewohnt, den Worten des Arztes widerspruchslos zu gehorchen. Auch ahnte er, daß die Seele Liffers so reich sei, daß in der Tat die eigne Gesellschaft in so schwerer Stunde für ihn die trostspendendste war.

Sowie er sich allein sah, durchmaß der Stroz mit großen Schritten das Gemach. Dann setzte er sich, tief Atem schöpfend, an seinen Arbeitstisch und brütete, die geballten Fäuste gegen die pochenden Schläfe gepreßt, vor sich hin.

Wie hatte er nur so töricht sein können, sich von diesem schönen, jungen Mädchen geliebt zu glauben?

Hatte ihn denn je irgend einer auf der ganzen Welt wirklich geliebt!

Die arme Marga! Aus Dankbarkeit war sie bereit, sein Weib zu werden!

Aus Dankbarkeit! Wie mußte sie während dieser letzten Wochen gelitten haben! Kleine Einzelheiten, denen er früher keine Beachtung geschenkt, stürmten jetzt auf ihn ein.

Er erinnerte sich des keuschen Widerstrebens seiner Braut gegen seine Zärtlichkeiten. Das war das Peinigendste von allem!

Wie roh und brutal mußte er ihr erschienen sein! Seine liebende Sorge hatte ihr nur Abscheu einflößen können. Und trotzdem wollte sie das Opfer ihres Lebens bringen! Die arme Marga — die arme Marga!

Allmählich trat das Bewußtsein des eignen Schmerzes, der eignen erlittenen Unbill, immer mehr hinter diesen Gedanken zurück. Liffer, dessen ganzes Leben das Bestreben durchzogen, die Leiden andrer zu lindern, andern Hilfe zu bringen, gedachte in dieser Stunde des jähen Zusammenbruches des eignen Glücks in erster Linie des fremden Schmerzes.

Seit dem ersten Augenblicke stand es bei ihm fest, daß er Marga ihr Wort zurückgeben müsse und ihrer Verbindung mit Orlenburg nicht im Wege stehn dürfe. Nur der Weg blieb zu erwägen, der einzuschlagen war, um dem Liebesfrühling des geliebten Mädchens die Dornen quälender Selbstvorwürfe zu ersparen.

Ein schüchternes Pochen an der Tür riß den Arzt aus seinem Sinnen. Er erhob sich, um den Besuch einzulassen. Befremdet ruhte sein Blick auf einer vornehm gekleideten Dame. Seine Patienten pflegten nicht solchen reichen Staat zu tragen. Aber sein Erstaunen wuchs noch mehr, als er hinter dem dichten Schleier die lieblichen Züge der Gräfin Issenstein erkannte.

„Verzeihen Sie — Herr Doktor,“ begann die junge Witwe sichtlich verlegen, „daß ich Sie so überfalle. Erst vor wenigen Stunden habe ich erfahren, welches Ungemach Sie getroffen hat, und ich möchte nicht, daß Sie alle Schuld mir zuschreiben.“

Liffer vermochte nicht den Sinn ihrer Worte zu verstehn. Da die Gräfin aber von einem Ungemach sprach, das ihn betroffen, und er auch durch Walter erfahren, daß Orlenburg jede Verbindung mit Rosa Issenstein abgebrochen, bezog er ihre Worte auf die Werbung des Fürsten um Marga Steinfeld.

„Wie sollte ich eine Schuld auf Sie wälzen,“ erklärte er daher freundlich. „Sie leiden ja selbst unter diesen Verhältnissen!“

„Hat die Wunde sehr geschmerzt?“ forschte die Gräfin teilnahmsvoll.

„Ein wenig wohl!“ lächelte der Arzt traurig. „Aber das kommt nicht in Betracht. Ich bin viel besser daran als Sie. Ich habe meinen Beruf, der mich ausfüllt. Da hat man nicht viel Zeit, über sich selbst nachzudenken. Sie aber . . .“

„Ah — ich sehe, Sie verstehn mich!“ unterbrach ihn die schöne Witwe. „Das ist es eben, was mich herführt. Sehen Sie, Ihre Worte sind mir in Erinnerung geblieben, obgleich sie nicht schmeichelnd klangen. Auch ich möchte mein Drohnendasein mit Arbeit ausfüllen! Ja — lächeln Sie nicht — ich möchte etwas leisten! Sie haben mich gestern im Theater gehört. Sagen Sie mir ehrlich und offen, ob Sie meinen, daß mein Talent für die Bühne ausreicht.“

Diese Wendung kam dem Arzte denn doch überraschend. Alles andre hätte er eher aus diesem Munde zu hören erwartet. Daß ein bißchen Coulissenluft diesen schönen Frauenkopf dermaßen verwirrt haben könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Er suchte und fand die Quelle des abenteuerlichen Gedankens in einem andern, edlern Beweggrund. Das eigne warme, gekränkte Herz glaubte in der Gräfin Rosa Issenstein eine Leidensgefährtin zu erkennen.

„Für die Bühne!“ rief er aus. „Gnädigste Gräfin — das ist eine Frage, die sehr überlegt sein will. Nichts ist begreiflicher als Ihr Wunsch, sich einer großen Aufgabe widmend, der herben Wirklichkeit zu entfliehen. Aber der Weg zu den lichten Höhen der Kunst ist lang und steinig. Wenn sich der Sturm in Ihrer Seele etwas verzogen und der Schmerz gelindert . . .“

Rosa Issenstein blickte den Sprecher mit steigender Befremdung an. „Lieber — Herr Doktor,“ unterbrach sie ihn. „Ich muß Ihnen gewiß sehr töricht erscheinen — aber, Sie sprechen immer von meinem Schmerze — was meinen Sie eigentlich damit?“

Nun war die Reihe, zu erstaunen, an dem Arzt. „Hätte ich Sie mißverstanden?“ stammelte er. „Wüßten Sie nicht . . .?

„Was soll ich wissen?“

„Nun — Marga und Fürst Orlenburg?“

„Was ist mit den beiden?“

„Sie lieben sich!“ erklärte Liffer mit der entschlossenen Ruhe eines Menschen, der von einer Tatsache spricht, mit der man sich wohl oder übel abfinden muß.

„Wie,“ rief die Gräfin, „Georg liebt Marga! Will sie heiraten? Das ist ja ein unerhörtes Glück für die Kleine! Nun verstehe ich manches! Und Sie glaubten, daß ich eine unglückliche Leidenschaft für meinen Vetter hege? Aber — Herr Doktor — wie kamen Sie auf den Gedanken?“

Plötzlich hielt sie inne und blickte den Arzt betroffen an. Auch ihr übermütiges,

belustigtes Lachen verstummte. Obgleich seit jenem heftigen Auftritte in ihrem Salon jeder Verkehr mit den Steinfelds aufgehört hatte, war doch das Gerücht von Margas Verlobung bis zu ihr gedrungen.

„Ja,“ forschte sie daher zögernd, „war denn Marga nicht . . .“

„Mit mir verlobt,“ ergänzte Liffer traurig lächelnd ihre Frage. „Sprechen Sie es nur aus! Allerdings. Aber dies kommt nicht weiter in Betracht. Baronin Marga ist vollkommen frei.“

Eine lange, peinliche Pause.

Dann trat die schöne Gräfin Issenstein, mühsam ihre Bewegung verbergend, auf den Arzt zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie mir!“ bat sie schlicht und warm. „Ich — ich hatte keine Ahnung — das heißt — ich muß Ihnen durch meine Worte sehr weh getan haben!“

In ihre großen, schönen Kinderaugen stiegen Tränen aufrichtigen Mitleids. Es waren dies vielleicht die einzigen, die je wegen Dr. Liffer vergossen wurden.

* * *

Und abermals zogen Monate in das Land.

Fürst und Fürstin Orlenburg verlebten ihre Flitterwochen im sonnigen Süden nachdem die Hochzeit in aller Stille gefeiert worden war.

Das Leben und Treiben im altmodischen, weitläufigen Gebäude der Wasserstraße hatte durch die unerwartete Wendung der Verhältnisse seiner Bewohner keine eingreifende Veränderung erfahren. Nach wie vor lebte Dr. Liffer im ersten Stockwerke sein segensreiches, einsames Dasein, und nach wie vor erschollen die lauten Spiele der Kinder unten im Hofe. Nur daß anstatt Marga die alte Baronin Sophie das junge, lärmende Volk betreute. Denn die Matrone hatte allmählich so großen Gefallen an diesem Amte gefunden, daß sie sich entschloß, nach der Verheiratung der Tochter den „Kindergarten“ auf eigne Hand fortzuführen.

Das früher so gehaßte Unternehmen wurde ihr eine Quelle reiner Freude und edler Befriedigung, nachdem ihm die Freigebigkeit des reichen Schwiegersohnes das dekorative Mäntelchen eines „Wohltätigkeits-Institutes“ umgehängt hatte. Allerdings stand der bejahrten Dame eine junge Lehrkraft hilfreich zur Seite, und in wichtigen Fragen wurde stets Dr. Liffer zu Rate gezogen.

Auch wenn Briefe aus dem Süden eintrafen, die nicht genug von dem heitern Liebesglück der Fürstin Marga Orlenburg zu erzählen wußten, wurde immer gleich schleunigst nach dem einsamen Manne gesandt. Denn es galt als selbstredend und natürlich, daß dergleichen Nachrichten ihn erfreuen müßten.

Und darin irrte man sich nicht.

Liffer war eben — wie schon der arme Willy Steinfeld in seinem Abschiedsbriefe an Georg geschrieben hatte — ein „furchtbarer Stroz“.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960854